Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

1837 Okt/ [illegible]

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
APR 15 1971
AP30
M65
v. 31 nos. 235-312
1837: Oct. 2-Dec.

MF79

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

Oktober.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte von Rudolph Kulemann. 236.
Das Mährchen beim Weine, von Dräxler-Manfred. 243.
Der Kelch, von Saxo. 245.
Savonarola, von Nic. Lenau. 248. 249. 250. 251. 252. — 256.
Ritter Hagenbach, von F. L. Rochholz. 259. 260.

Räthsel.

Das gebrochene Herz. 240. — Die Zeit. 246. — Der Reim. 258.

Erzählungen.

Henri Hasterfeld, das Bild eines Modethoren. 238–244.
Familiengeschichten. Liebeszauber. 245–251.

Reisen.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Skandinavien. 235. 236. 237. 238. 239. — 244. 245.
Reise zu Wasser von Paris aus Meer. 257–260.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 235. 236. 237.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Ale- und Ginhäuser in London. 240. 241. 242.
Die alte Jungfer als junge Wittwe. 240.
Finnische Sprüchwörter und Gnomen, von Sederholm. 246. 247. 252. 257.
Die amerikanischen Frauenvereine zu Abschaffung der Sklaverei. 248.
Aus der Tagesgeschichte. — Der schöngeistige Schuster. 251.
Die Londoner Bettler. 252–255.
Briefe aus der Residenz in die Provinz. 253–258.

Korrespondenz.

Berlin. 258. 259. 260. — Brüssel. 249. 250. 251. 252. 253. 254. — Dresden. 240. 241. 242. — Leipzig. 243. 244. — Liverpool. 245. 246. 248. 249. 250. — Madrid. 237. 238. — Paris. 241. 242. 243. 244. — 257. 258. Prag. 238. 239. — 253. 254. 255. 256. — Rom. 247. Aus der Schweiz. 235. 236. 237.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ausgrabungen auf der Akropolis. Das Erechtheion. — Altdeutsche Baukunst. Der Dom zu Halberstadt ꝛc. (Forts.) — Berichtigungen einiger falschen Angaben in den „Brieflichen Mittheilungen des Dr. E. Förster aus Berlin und Dresden“ von ihm selbst. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Digitized by Google

Nro. 80.

Berlin. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine. — Bauwerke.

Nro. 81.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. — Berlin. (Forts.) — Bauwerke. — Gemälde. — Sculptur. — Denkmäler.

Nro. 82.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Denkmäler.

Nro. 83.

Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Forts.) — Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Denkmäler. — Numismatik.

Nro. 84.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Forts.) — Kunst und Kunstausstellung in Lyon. (Schluß.) — Numismatik. — Medaillenkunde.

Nro. 85.

Zur deutschen Uebersetzung des Vasari. (Schluß.) — Medaillenkunde. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 86.

Briefe aus Italien, von Dr. Ernst Förster. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Persönliches. — Netrolog. — Technisches.

Nro. 87.

Die englische Nationalgallerie. — Rottenburg. — Versteigerungen. — Kupferstiche. — Kupferwerke. — Literatur. — Persönliches.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Gesangbuch. Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp. — Literargeschichte. Bibliopolisches Jahrbuch für 1837.

Nro. 101.

Werke über Schweden. 1) Geschichte Schwedens, von Erik Gustav Geijer. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersetzt von Swen P. Leffler. — 2) Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof, von W. H. Grauert. — 3) Geschichte Karls des Zwölften, Königs von Schweden, vom Rittmeister Knut af Lundblad. Nach dem schwedischen Original frei übers. von Cap. v. Jenssen.

Nro. 102.

Werke über Schweden. 4) Statistik von Schweden, nach öffentlichen Documenten von Carl af Forsell, Oberst. Nach der zweiten verbesserten Auflage übersetzt von A. G. Fr. Treese. — 5) P. Heil's Reise nach Wardoe bei Lappland und seine Beobachtung des Venus-Durchgangs 1769. Aus seinen Tagebüchern und mit Erläuterungen begleitet von Littrow. — Staatswissenschaften. 1) Die materiellen Grundlagen und sittlichen Forderungen der europäischen Kultur, von Carl Arnd.

Nro. 103.

Staatswissenschaften. 2) Die Resultate der Sittengeschichte. — 3) Das Recht der Erstgeburt.

Nro. 104.

Staatswissenschaften. 4) Staatslexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften, in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von C. v. Rotteck und C. Welcker. — 5) Handbuch der Staatswirthschaftslehre, von Prof. Fr. Balau. — 6) Die Behörden in Staat und Gemeinde. Beiträge zur Verwaltungspolitik, von Demselben.

Nro. 105.

Staatswissenschaften. 7) Carl Gustav Jochmanns (von Pernau) Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von Heinrich Zschokke.

Nro. 106.

Staatswissenschaften. 8) Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben, von Dr. C. W. Chr. Schlz. — 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön.

Nro. 107.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Forts.)

Nro. 108.

Staatswissenschaften. 9) Neue Untersuchung der Nationalökonomie und der natürlichen Volkswirthschaftsordnung, von Prof. J. Schön. (Schluß.) — 10) Historisch-politischer Versuch, die Lehre vom Organismus des Staatsbaues und den Staatsformen und Reformen zu begründen, von Symbicus Klenze in Uetersen. — 11) Von dem ausländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von den finanziellen Verhältnissen des jetzigen deutschen Zollvereins, vom königl. preuß. geh. Oberrechnungsrath Stenzel. — 12) Ueber verhältnißmäßige Besteurung, oder wie jeder Staatsangehörige nach der Größe seiner finanziellen Kraft zu den Allgemeinlasten beitragen würde. — 13) Die Geschichte des deutschen Zehntens, pragmatisch bearbeitet von Dr. Kösterthal. — 14) Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreich Sachsen geltenden Gesetzen zusammengestellt von G. E. Herold. — 15) Die Jagdverfassung, das Jagdrecht und die Jagdpolizei, von F. J. Schopf.

Nro. 109.

Staatswissenschaften. 16) Ueber den Einfluß der Sitten auf die Gesetze und der Gesetze auf die Sitten, von Matter. Eine von der französischen Akademie mit dem außerordentlichen Preise von 10,000 Franken gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Prof. Dr. Buß. — 17) Anti-Machiavel ou examen du Prince de Machiavel. — 18) Vertheidigung der landesfürstlichen Rechte gegen die Feinde der neuen Einführungen in Deutschland, von G. Frhrn. v. Aretin. — Taschenbücher auf 1838. Alpenreisen. — Reise. Blicke in die südlichen Alpen und in das Land um die Nordküste des adriatischen Meeres, von Philipp Baron von Canstein.

Nro. 110.

Meteorologie. Meteorologische Untersuchungen, von Dorn.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 2. Oktober 1837.

So ritten sie hin nach Upsala
Und erschienen daselbst als Gäste.

Mohnike.
Altschwedische Balladen.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Ausflug von Stockholm nach Upsala und Panemora.

Es war an einem schönen Morgen früh, als wir zum nördlichen Thore Stockholms hinausfuhren. Wir ließen den Park von Haga und das Schloß Ulriksdal zur Rechten liegen, wechselten auf der Station zu Rotebro zum ersten Mal die Pferde und bogen dann links von der Straße ab, in den Park von Rosersberg. Ein freundlicher Weg führt durch Gehölze und Wiesen zu dem Lustschlosse Rosersberg, welches am See Stärsone gelegen und Privateigenthum Karl Johanns ist. Das Schloß hat als Gebäude nichts Bemerkenswerthes; die Ausstattung ist die gewöhnliche der Schlösser, gemischt aus Möbeln verschiedener Zeiten und Moden; doch enthält es einige interessante Kunstwerke. Ein kleiner Hinterflügel gegen den Garten zu birgt eine liegende Juno, von Byström, in weißen Marmor gehauen. Sie ruht auf der linken Seite, den Kopf in's Kissen gelegt; der kleine Herkules schmiegt sich saugend an ihre rechte Brust, vom rechten Arm der Göttin gehalten, während sie den linken in der natürlichen Bewegung der Ruhenden quer über ihrem Haupte auf's Kissen gelegt hat. Ich wüßte nichts Wesentliches an der Statue auszusetzen, doch macht sie auch nicht den Eindruck eines Meisterwerks. Die Göttin ist nicht eben ätherisch, wie es von einer Juno auch nicht wohl verlangt werden kann; sie schien mir übrigens auch für eine solche etwas zu dick und massenhaft.

So einladend die heitere Stille des Gartens war, den der jetzige König nicht selten besucht, so mahnte uns doch das Ziel unserer Reise bald zum Aufbruch. Sigtuna, einst der Sitz Odins, lag leider, wenn auch nicht allzufern, doch von unserm Wege ab, und ich muß mich, diese Stadt nicht gesehen zu haben, damit trösten, daß dort nicht mehr viel zu sehen seyn soll. Bis nach Alsike bot die Gegend keinen besonderen Reiz dar. Hügeliges Land, ziemlich gut bebaute Felder, aus deren Mitte hie und da Granitblöcke aufsteigen, mit Wäldern abwechselnd; die Gehöfte zerstreut und mit den dazu gehörigen Feldern sämmtlich durch Planken von ungleichförmigen, schräg aufsteigenden Brettern eingehegt, welche Umzäunungen selbst regelmäßig quer über die Landstraße fortgesetzt, jedoch hier zum Oeffnen eingerichtet sind. Das Geschäft des Oeffnens versieht, wenn Niemand auf dem Felde ist, der Postbube; auf dieser Straße freilich, welche zu den sehr stark befahrenen gehört, waren in der Regel Kinder an den Thorwegen zu finden, die begierig nach den kleinen Kupfermünzen haschten, die wir zu ähnlichen Ausgaben mitgenommen hatten.

Digitized by Google

Alfsik ist die letzte Station vor Upsala. Von hier aus sieht man am jenseitigen Ufer der großen Bucht des Mälar, welche sich bis hieher und noch weiter gegen Norden zieht, das gräflich Brahe'sche Schloß Skokloster, das nach dem Plane des Aschaffenburger Schlosses gebaut ist. Mir genügte der schöne Anblick des aus dem Parke über den See heraberleuchtenden Gebäudes, und ich konnte es wohl verschmerzen, seine Bibliothek, eine der bedeutendsten Privatbibliotheken Schwedens, nicht gesehen zu haben. Man muß ein Engländer seyn, oder wenigstens eine Perrücke auf dem gelehrten Schädel tragen, um durch den Anblick zahlloser Reihen von Büchern, deren Inhalt man zu genießen keine Zeit, oder auch keine Lust und Fähigkeit hat, erbaut zu werden. Nun wurde die Fahrt recht angenehm. Der Weg führt bald über eine Brücke hin in ein schönes Gehölz auf einer bedeutenden Anhöhe, worauf sich dann links die fruchtbare Ebene von Upsala den Blicken öffnet, die, obgleich nur von wenigen Meilen im Umfange, doch neben denen der Provinz Schonen eine der größten im Reiche ist. Es währte nicht lange, denn die Pferde waren vortrefflich, und die Bemerkungen, welche der Postbube mitunter über meine zu große Eile im Fahren zu machen schien, verstand ich kaum und brauchte sie auch nicht zu verstehen, da es hier zu Lande regelmäßig ist, die schwedische Meile in einer Stunde zu fahren, es währte also nicht lange, bis wir das Schloß von Upsala vor uns hatten.

Dies ist ein seltsames Gebäude. Da es nämlich zum Theil abgebrannt ist, so besteht es jetzt nur noch aus zwei, im spitzen Winkel zusammenstoßenden Flügeln, die, beiläufig gesagt, ein äußerst geschmackloses Monument — ich weiß nicht mehr für wen — einschließen. Es thut wohl, von diesem sich abwenden und von der Spitze des Schloßberges, welche daneben sich erhebt, die Stadt und ihre Umgebung betrachten zu können. Unmittelbar zu den Füßen dieses Berges liegt das neue, ansehnliche Universitätsgebäude mit seinem großen Treppenhinterhause, auf dessen Ausbau der Fremde besonders aufmerksam gemacht wird, obgleich man im Vertrauen nicht verhehlt, daß eine kleine Vergeßlichkeit des Architekten, der keine Treppe im Gebäude angebracht, die Veranlassung zu diesem Anbau gegeben habe. Solche Dinge kommen ja wohl vor, wie wir Alle wissen, und ist Aehnliches selbst berühmten Namen begegnet. Wird man endlich einmal einsehen lernen, daß man, um zu bauen, wie es das Wesen der Architektur verlangt, welche Angemessenheit und Schönheit, Bedürfniß und Reiz verschmelzen soll, weder mit pedantischer Kenntniß der griechischen Säulenordnungen und was dergleichen mehr ist, noch mit der Phantasie des Malers, noch endlich mit dem Handwerksbrauch des Zimmermanns oder Maurers allein ausreicht? — An die Bibliothek stößt zur Linken — wir stehen auf dem Schloßberge gegen Norden gewendet — der botanische Garten, rechts hin aber und in den Hintergrund reihen sich in geraden Straßen die freundlichen, weiß und roth und schmutzgelb bemalten Häuser der Stadt, an welcher der Fluß sich hinzieht, der sie mit dem Mälar und mit Stockholm durch eine regelmäßige Dampfschifffahrt verbindet. Wie spreche ich aber davon zuerst, da es doch der mächtige Bau des Doms ist, der so majestätisch von einem Hügel gegenüber empor ragt, daß er selbst palastähnliche Gebäude, wie die Gustavianische Akademie in seiner Nähe verschwinden macht? Wie bedauert man, daß statt seiner alten Thürme jetzt nur noch deren Unterbau und auf demselben ein Zwillingspaar, zum Ganzen nicht stimmender stumpfer Aufsätze aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts stehen! Lassen wir aber das Auge von der Kirche über die Dächer hinaus schweifen, so sehen wir aus der Ebene das Kirchlein von Altupsala und die mächtigen Kegel seiner uralten Hünengräber aufsteigen. Nicht mehr sichtbar sind von hier aus die Moraßteine, die in Südpsten in der Ebene lagen, die Sitze der Richter, die hier in der Vorzeit die Wahl der schwedischen Könige, von Erich dem Heiligen an, mehrere Jahrhunderte hindurch leiteten. Diese Steine sind jetzt, um besser erhalten zu werden, unter Dach gebracht worden. Noch aber hebt sich nicht weit davon ein Denkmal jener Zeiten in den freien Himmel: die Dannmarkskirche, auf welche der Schwede mit Stolz hinweist und dabei erzählt, wie sie nach jenes Erichs Tode von der Beute erbaut worden, welche der Lagmann von Upland, der tapfere Fähle Bure, den dänischen Erbfeinden abgekämpft hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von Dr. Nürnberger.

Der sehr merkwürdige Fund des Meteorsteins zu Bensen, Leitmeritzer Kreises in Böhmen, durch den vortigen Dr. Hegenbart am 15ten April d. J. hat die allgemeine Aufmerksamkeit um so mehr wieder auf dieses Räthsel der Meteorologie gerichtet, da in vielen öffentlichen Blättern die Rede davon gewesen ist. Dieser Stein hat die Gestalt eines länglichen Viereks, ist drei Zoll lang, zwei Zoll breit, einen Zoll dick, und wiegt etwas über ein halb Pfund. Die obere und untere, so wie die Seitenflächen bilden fast rechte Winkel und scharfe Kanten. Der Stein zeigt unmittelbare Spuren, daß er im Zustande des Glühens und noch weich die Erde berührte, indem der Boden darauf abgedrückt ist. Er gleicht im Ansehen der Schmiedeschlacke und zeigt deutliche Crystallisation. — Dies ist die Thatsache; die große Frage, welche sich daran

Digitized by Google

knüpft, betrifft die Natur und Entſtehung dieſer wunderbaren Luftſteine.

Da wir über dieſen Gegenſtand in unſern Blättern ſchon häufig Betrachtungen angeſtellt haben, ſo könnten wir, wenigſtens im Allgemeinen, darauf zurück verweiſen. Allein die Anſichten über dieſen Gegenſtand ſind unterdeß wenigſtens durch Brandes (des kürzlich verſtorbenen Leipziger Naturforſchers) geiſtreichen Zweifel erweitert worden: ob es denn gerade nothwendig ſey, der ganzen Claſſe dieſer Phänomene: den Meteorſteinen, Feuerkugeln, Sternſchnuppen, und welcher Ausdrücke man ſich zur Bezeichnung aller Modifikationen des Vorganges ſonſt noch bedient haben mag, einerlei Entſtehungsart, einerlei Natur u. ſ. w. beizulegen? Die Leſer erinnern ſich der Novembernächte mit ihrer reichen Erſcheinung von Meteoren dieſer Art und unſerer Betrachtungen darüber. Wir unterſcheiden letztere Meteore, Brandes Gedanken verfolgend, jetzt fortfällig von den Meteormaſſen, welche, wie der Stein, der uns die Veranlaſſung zur abermaligen Betretung dieſes geheimnißvollen Gebietes gegeben hat, ganz gewiß bloß der irdiſchen Atmoſphäre angehören, und legen ihnen dagegen einen kosmiſchen Urſprung bei. Der irdiſche Luftkreis kennt noch andere Niederſchläge als die wäſſrigen; die Luftſteine ſind nicht weniger ein atmoſphäriſches Excrement; und wenn man betrachtet, wie viel metalliſche, überhaupt mineraliſche Atome beſtändig in die Luft empor gehoben und in derſelben aufgehäuft werden, ſo muß man an die Nothwendigkeit endlicher ſolcher Niederſchläge glauben. Daß ſie weniger häufig und ausgebreitet ſind als die wäſſrigen, beſtärkt mich in meiner Anſicht, und ich glaube ein richtiges Verhältniß zwiſchen dem verdunſtenden Waſſer und dem fallenden Regen, den aufſteigenden Mineralatomen und den aus der Luft zur Erde gelangenden Meteormaſſen zu entdecken. Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den kosmiſchen Sternſchnuppen, Feuerkugeln u. ſ. w., welche der Erde auf ihrem Sonnenumlaufe während der beſtimmten Novembernächte in einer eben ſo beſtimmten Region des Weltenraumes begegnen. Der feine Weltenſchöpfungsſtoff, von dem der ganze Aether geſchwängert iſt, hat ſich hier ſchon zu kleineren Maſſen zuſammengeballt; und daß eine beſtimmte Himmelsregion reicher an dieſen Meteoren iſt, deutet nur auf eine beſondere Anhäufung des nämlichen Stoffes in derſelben hin. Solchergeſtalt laſſen ſich die telluriſch-atmoſphäriſche und die kosmiſche Hypotheſe von der Entſtehung der ſogenannten Aerolithen vereinigen; beide Hypotheſen beſtehen neben einander, ſie ſchließen einander aber nicht aus, und die reiche Natur verſchmäht es, ſich in die Grenzen eines zu engen Syſtems einſchließen zu laſſen.

Ganz vorzüglich verdient es eine eigene Unterſuchung, ob ſolche Feuerkugeln mit gleichzeitigem Meteorſteinfalle, welche in Begleitung heftiger Revolutionen in der untern Atmoſphäre, Gewitter, ſtarker Stürme u. ſ. w. vorkommen, wofür es unzählige Beiſpiele gibt, dieſelbe Höhe haben, als manche andere dieſer Meteore, deren Höhe man durch Beobachtung von mehreren Standpunkten aus, mittelſt der ebenen Trigonometrie, zu 6 bis 10 Meilen beſtimmt hat. Da doch ſolche Feuerkugeln ſchwerlich die Veranlaſſung der gleichzeitig ſtattfindenden Stürme, Gewitter, tiefſter Barometerſtände u. ſ. w. ſeyn können, ſo muß vielmehr angenommen werden, daß ſie den nämlichen Urſachen ihre Entſtehung verdanken, welche ſolche Revolutionen in der untern Luft hervorbringen; und wenn alſo zugleich ihre entſprechende geringere Höhe beobachtet würde, ſo wäre gegen ihren telluriſchen Urſprung gar nichts mehr einzuwenden.

Man hat gegen dieſe „telluriſch-atmoſphäriſche Hypotheſe,“ wie ſie in der Phyſik benannt wird, die Größe mancher Meteorſteine geltend machen wollen. Bei dem bekannten Meteorſteinfalle zu Aigle in Frankreich (1803) fielen gegen zweitauſend ſolcher Steine von einigen Lothen bis zu vielen Pfunden; aber ich finde gerade in dieſer Gewichtsverſchiedenheit eine Analogie mehr mit den wäſſerigen Meteoren, indem die Natur gleich wenig Schwierigkeiten haben wird, Waſſerdämpfe in der Atmoſphäre zu Regentropfen und Wolkenbrüchen, wie mineraliſche Atome zu loth- und pfundſchweren Maſſen zu vereinigen. Man ſieht Hagelkörner von den verſchiedenſten Größen, warum nicht eben ſo Meteorſteinkörner? Wer kennt denn die ganze Gewalt der Atmoſphäre, fremdartige, in ſie eingedrungene Stoffe, wäſſerige, mineraliſche u. ſ. w., plötzlich zur Cohärenz zu bringen, und in kleinern oder größern Maſſen auszuſcheiden?

Ehe wir dieſen intereſſanten Gegenſtand für diesmal verlaſſen, dürfen wir die Leſer noch daran erinnern, daß die Beſtandtheile der Meteorſteine ziemlich ohne Ausnahme, wenn gleich nicht immer in denſelben Proportionen, Eiſen (Gediegeneiſen, Eiſenoxyd, Schwefeleiſen), Kieſelerde, Magneſia, Nickel, Schwefel, Kalkerde, Thonerde, Mangan, Natron, Waſſer, Kohlenſtoff, Salzſäure ſind. Dies ſcheinen alſo diejenigen Stoffe zu ſeyn, deren ſeltſame Vereinigung zu einem einzigen Körper im chemiſchen Laboratorium unſerer Atmoſphäre vorzugsweiſe gelingt, wenn es ſich darum handelt, gewiſſe elaſtiſch-flüſſige Mittel urplötzlich in den Zuſtand der Rigidität oder Atome in den der Cohärenz zu verſetzen. Dieſe Gleichheit der conſtituirenden Beſtandtheile der Meteormaſſen iſt ebenfalls ein ſehr wichtiges Moment, und wir überlaſſen den Leſern, daſſelbe in Beziehung zu unſerer, über den Urſprung dieſer Maſſen entwickelten Theorie zu ſetzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung. S. Nr. 26.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Wenn für die wissenschaftlichen Arbeiten der Montag (24) Hauptag war, so wurde es dagegen der Mittwoch (26) für das Vergnügen durch einen Verein von anmuthigen Ueberraschungen, mannichfaltigen, reizenden Bildern, und von Zügen der Herzlichkeit und Gastfreundschaft. Gleich bei unserer Ankunft that man uns kund, der Staatsrath wünsche uns einen Beweis seiner Aufmerksamkeit zu geben, indem er den dritten Tag unseres hiesigen Aufenthalts dazu bestimme, uns im Flug den schönsten und interessantesten Theil des Gebirgs und seiner Industrieanstalten zu zeigen, desgleichen die geologischen Formationen im Jura, den Saut du Doubs und das Becken dieses Flusses. Der Kanzler Favarger hatte von der Regierung den Auftrag, sie bei dieser Gelegenheit zu repräsentiren. Dienstags Abends bemerkte er uns, um am folgenden Tag einen so weiten Weg machen zu können, müßten wir bei guter Zeit aufstehen, spätestens um 4 Uhr Morgens. Dies faden wir Alle ein, fürchteten aber die Zeit zu verschlafen; „auch dafür ist gesorgt.“ erwiederte der Kanzler. Kaum graute der Tag, so waren zahlreiche Trompeter auf den Beinen, und von 5 Uhr an hielten sie einen Umzug vor jedem Haus, wo ein Naturforscher einquartiert lag. Vor 6 Uhr vereinigten wir uns Alle auf dem Markt, wo allerlei Fuhrwerke und Fortschaffungsmittel für uns bereit standen: Berliner, Omnibus, Kalescben, Cabriolets, Charsabanc, Chars en face, und selbst die für Landpartien unsinnigen Chars de coté, die jedoch nicht gebraucht wurden, weil sie überflüssig waren. Weil es mit dem Wetter schon aussah, so war die Einrichtung getroffen, daß alle Equipagen bedeckt werden konnten. Es wäre aber unbegreiflich und eigentlich eine Schande gewesen, wenn das hundert und zwanzig Mann starke Corps der Naturforschung nicht hätte allen Regen entfernen und dafür wenigstens einen erträglich heitern Tag zu Wege bringen können. Unsere Aldermen Magnus und Paracelsus thaten ihr Mögliches, und es gelang ihnen. Denn schon als wir die neue Straße nach Valengin hinauffuhren, that sich der Himmel auf und wurde immer reiner, je weiter wir kamen. Bald waren wir hoch genug, um die ganze sonnenvergoldete Herrlichkeit zu sehen, die sich vom Pilatus bis zum Montblanc vor uns ausbreitete, und wo als herrschende Punkte der Pilatus in Unterwalden, der Rothstock und die Spannörter in Uri, der Titlis, das Gutenstehorn, der Galenstock, die Wetterhörner und Schreckhörner, das Finsteraarhorn, der Eiger und Mönch mit ihrer Jungfrau, das Breithorn und Frohthorn und die Frau unterschieden werden konnten; dann traten über die Berner Gletscherwelle die Giganten der penninischen Alpen heraus: der Montrosa, der Monterevin, das Matterhorn, la Dent blanche, la Dent d'Erron, und der Combin; zwischen dem Velan und der Pointe de Dronaz begrüßten Viele von uns, ohne es zu sehen, das gastliche St. Bernhards-Hospiz; wir Genfer aber sendeten Grüße nach Haus, als wir unsere nachbarlichen Aiguilles verte, du midi, den Geant und den Montblanc erblickten, mit dem sich die griechischen Alpen und diese drei glänzenden crystallenen Zauberwände schlossen. Später traten auch niedere Höhen heraus, wie das bunte Volk auf dem Markt. In unserer Nähe war, wenn auch weniger Großartiges, doch nicht weniger Anmuthiges zu sehen, z. B. die schönen, reichen Stellen des Val de Ruz und der Berge, die es von la Chaux-de-Fonds trennen. Schon mit frühem Morgen standen auf Bergen und Anhöhen wie in den Thälern viele Menschen, die dem Wagenzug freundlich grüßend an sich vorüber ließen; immer mehr Volk strömte aus Häusern und Hütten herbei. Unerhörtes vermuthend, Frauen, Mädchen und Kinder, schnell dem Bett entkommen, in Halbkleidung, die sich gerade für Naturforschung recht eignete; dadurch entstanden die malerischsten Gruppen, und das Ganze hatte etwas ungemein Festliches. — In la Chaux-de-Fonds drängten sich die guten Leute so dicht in den Straßen, um uns zu sehen, daß wir langsamer fahren mußten. Fenster, Thüren, Pförtchen, ja die Dächer waren voll grüßender Leute, und auf dem großen Platz war das Gedränge so arg, daß unsere Wagen nur mit Mühe durchkommen konnten, um zum Stadthaus zu gelangen; an dessen Einsen wurde aufgestiegen, denn da empfingen uns aufs Gütigste die städtischen Beamten, uns zu einem bereitstehenden, reichlichen Frühstück führend, womit die Gemeinde uns Fremde bewirthete. Bald ertönte von der Straße herauf eine treffliche Blechmusik, womit sich die jungen Leute des Orts in ihren Freistunden beeiferten. In dem Saal des Stadthauses waren auch die merkwürdigsten Gegenstände der la Chaux-de-Fonds'schen Industrie ausgestellt, die sich durch sinnreiche Erfindung wie durch meisterhafte Ausführung in allen Details auszeichneten, besonders Ducommun's bekanntes Planetarium. Es wäre uns sehr angenehm gewesen, hier schauend, fragend, hörend und lernend einen vollen Tag zu verweilen, aber wir konnten nur eine Stunde da zubringen und hatten keine Zeit zu verlieren, so ungern wir uns auch von diesen durch Kenntnisse, Kunstfertigkeit und feine Bildung, wie durch freundliche Einfachheit merkwürdigen Bewohnern eines Fleckens losrissen, der in so vieler Hinsicht weit über manchen großen europäischen Hauptstädten steht. — Schwer verließen wir sie und trennten uns in zwei Theile. Die Geologen, Agassiz, Buch, Charpentier und Beaumont an der Spitze, gingen zu Fuß durch die merkwürdigen Becken von Moirond nach dem Saut du Doubs; die andern hingegen setzten sich wieder ein, fuhren schnell durch Locle und hielten erst in den Brenets an, um von da den Fußpfad bis zum Doubsfall hinabzusteigen.

Als wir auf der Höhe ankamen, da, wo man den kleinen, lieblichen See erblickt, den der Doubs bildet, ehe er sich zwischen den steilen Felsen seines merkwürdigen Beckens verliert, wurden wir von einem unendlich lieblichen Anblick überrascht, der ein Zauberbild schien. Der See wimmelte von bunten, geschmückten, flaggenden, mit Bändern und Blumen gezierten Fahrzeugen aller Größe und Gestaltung, nicht weniger mannichfaltig und farbig durch die Festkleidung der Staffenden. In der Mitte war eine stattliche Barke mit der Militärmusik von Locle; ein anderes Boot enthielt das Sängerchor von Locle; zwischen ihnen durch drängten sich schlanke, geräucherte, lachend und winkend eine Menge hübscher, gepuzter Mädchen, eng in kleine Kähne zusammengedrängt, ohne alle männliche Begleitung, selbst rüstig und kunstverständig rudernd und steuernd; weiter hin war eine große Barke, die aufsah wie eine große Seeliie, denn sie war voll festlich und weiß gekleideter Mädchen. Blumen im Haar: sie bildeten den singenden Frauenchor; darum her die sahne Einfassung von Himmelblau, von prächtigen Felsen, Wäldern und frischem Morgengrün.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 3. Oktober 1837.

Zeugniß gab von meinem Leben meine Klage lange schon;
Seufzer flohn und Thränen flossen.

Platen.

Gedichte von Rudolph Kulemann.

Die Thränen.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
Da stehest du und sinnst und siehst die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüster Leere
An's feste Land mit leisem Klange wellen.

Dort fuhr ich einst — auf ungemess'nen Bahnen
Durchschnitt ich kühn die ferne Wolkenneigung,
Am Maste flatterten viel Siegesfahnen,
So zog's und flog's in ew'ger Meeresreigung.

O hättest du gesch'n dies frische Leben,
Den Feuerdrang aus tiefem Herzgeliften,
Dies Aufwärtswallen, wie im Lerchenschweben
Die Flügel sich in Sonnenstrahlung brüsten! —

Doch grimmig hob sich's aus dem Wellenschwalle,
Wie Berge dort aus unterird'schen Flammen,
Mein Schifflein schlug am mächt'gen Wasserwalle,
Und brach, ein schwaches Fugenwerk, zusammen.

Und grundwärts flog ich mit zerborst'nem Schiffe,
Es faßte mich ein wildes Strudeldrängen,
So blieb ich wie ein Wrack am Felsenriffe
In ew'ger Wellenschwebe flatternd hängen.

Doch hörst du's nicht in meinem Busen klopfen?
Es brechen sich vom Riff die Meerkorallen,
Die, aufgelöst in hellen Thränentropfen,
Gleich Perlen aus der Augenfeuchte fallen.

Muß doch ein zu bewegtes Leben trümmern!
Doch zürnst du nicht ob diesem innern Brauden,
Du spähest nur, ob nicht ein Perlenschimmern
Aus Meeressturm am Ufer möge stranden.

An meinem Leben, wie am Strand der Meere,
So stehest du und sinnst und siehst die hellen
Durchthauten Perlen wie aus wüster Leere
An's Leben dir mit leisem Klange wellen.

Und sammelnd reihest du die hellen Zähren,
Wie man die Perlen reiht auf feidnen Schnüren,
Und hältst es werth, zu eignem Glanzvermehren
Sie schmuckesreich im Lebenskranz zu führen.

Und einstmals konnt' ich's sehen, wie aus deinen
Durchthauten Augen sie wie Wehmuth schienen.
Da las ich, ach! wie mußt' ich stille weinen!
Mein früh'res Glück aus schimmernden Ruinen.

Digitized by Google

Wach auf!

Was stehst du bange
Und sinnest nach?
Ach! schon so lange
Ist Liebe wach.

Hörst du das Klingen
Allüberall?
Die Vöglein singen
Mit süßem Schall.

Aus Starrem sprießet
Baumblättlein weich,
Das Leben fließet
Um Ast und Zweig.

Das Tröpflein schlüpfet
Aus Waldesschacht,
Das Bächlein düpfet
Mit Wallungsmacht.

Der Himmel neiget
Ju's Wellenklar,
Die Bläue zeiget
Sich wunderbar.

Ein heit'res Schmiegen
Zu Form und Klang,
Ein ew'ges Fügen
Im ew'gen Drang.

Was stehst du bange
Und sinnest nach?
Ach! schon so lange
Ist Liebe wach.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Bei dem Gewitter, welches am 25sten April d. J. einen großen Strich des nördlichen Deutschlands heimsuchte, wurde, wie öffentliche Blätter berichten, ein Bauerngut im Dorfe Gimmel (Altenburg) von einem Blitzstrahle getroffen, der eine wunderliche Reise machte. Derselbe fuhr nämlich durch den Schornstein in die Küche, streckte einen Mann, der sich daselbst befand, betäubt zu Boden und theilte sich dann in drei verschiedene Strahlen. Der eine derselben drang in die Gewölbe und richtete daselbst bedeutenden Schaden an; der zweite fuhr in eine, an die Küche stoßende kleine Stube, riß in derselben Alles Wandgeräth herunter und furchte in die Wände sehr regelmäßige Reifen; der dritte endlich drang in die Wohnstube, zertrümmerte hier den eisernen Ofen, warf den Kachelaufsatz stückweis umher und schleuderte die Hausfrau, welche hinter dem Ofen saß, bis mitten in die Stube, riß einem Kinde, auf dem Arm der Wärterin, die Mütze vom Kopfe und fuhr dann, einen furchtbaren Dampf zurücklassend, zum Fenster hinaus. Von der Heftigkeit des Schlages waren sämmtliche Bewohner des Hauses ganz betäubt; aber Alle kamen bald wieder zu sich, und selbst das Kind war unverletzt.

Alle diese anscheinenden Launenhaftigkeiten des Blitzes, wie ich sie vielmals und mit noch weit auffallenderen Umständen selbst beobachtet habe, lassen sich gleichwohl bei genauerer Untersuchung immer auf ein einfaches Gesetz zurückführen. Das Verhalten des Strahls auf seinem Fortgange zur Erde findet sich nämlich immer mehr oder weniger durch die leitende oder nicht leitende Beschaffenheit derjenigen Körper bestimmt, die er auf seinem Wege antrifft; und das deutliche Zeichen einer geringeren solchen Anlockung ist, wenn man den Blitz, unter übrigens gleichen Umständen, einen Körper auf dieser Bahn verlassen sieht, um auf einen andern überzuspringen. So wird der Blitz durch alle festen Körper mehr als durch die Luft gelockt; er fährt z. B. nie durch offene Thüren und Fenster, folgt also auch nicht, wie man so oft ohne Grund fürchten sieht, der Zugluft, sondern streicht lieber an Sparren, Mauern, Pfosten u. s. w. herab. Darum kann man sich auch nicht darauf verlassen, daß der Blitz gewisse Körper, z. B. Birken, Buchen, Lorbeerbäume, Tannen u. s. w. niemals treffe, und wenn dies auch noch so oft gesagt und selbst von Plinius (Hist. natur. XVII. 30.) behauptet wird; es kommt hiebei nicht auf die beste, sondern nur auf die bessere Leitungsfähigkeit der sich in der jedesmaligen Bahn des Blitzes darbietenden Gegenstände an. Die besten Leiter des Blitzes sind aber immer die Metalle; diese wählt er vorzugsweis aus, geht an ihnen fort, so weit sie irgend reichen, und verläßt andere Leiter, um sie zu ergreifen. Dabei beachtet er, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, aber auch die Rücksicht des wenigsten Widerstandes, und nimmt daher oft den leichtesten, wenn auch nicht eben den nächsten Weg zur Erde. Man beobachtet demgemäß, daß der Blitz metallene Knöpfe, Dächer auf Thürmen u. s. w. noch eher dann trifft, wenn ihn auch auf dem übrigen Theile des Weges eine Masse Metall am kürzesten zur Erde leiten kann. Wie er sich an den Drähten der Schellenzüge, der Gypsdecken, längs vergoldeten Leisten u. s. w. hinzieht, ist bekannt. Wenn sich hievon in einzelnen Fällen scheinbare Ausnahmen zeigen, so muß man nur die ganze Bahn, welche der Strahl verfolgt hat, untersuchen, und wird dann immer finden, daß von ihm der leichteste Weg, auf

Digitized by Google

welchem ſich die Summe der Leitung am größten ergibt, gewählt worden iſt. Beide Momente bedingen ſich gegenſeitig, und es iſt ſo vorgekommen, daß der Blitz ein einzelnes, frei daliegendes Stück Metall auf einem Dache verſchont, und dagegen, mit Zertrümmerung dazwiſchen liegender Nichtleiter, dahin geſchlagen hat, wo ſich ihm nothwendig die beſte Leitung zur Erde darbot.

Da dieſe Bemerkungen mißdeutet werden und Beſorgniſſe wegen der Schutzkraft der Blitzableiter erregen könnten, ſo halte ich für angemeſſen, hinzuzufügen, daß, allen meinen vielfachen Erfahrungen zufolge, der Blitz eine zuſammenhängende Strecke Metallleitung gewiß nur dann verläßt, wenn er einen leichteren Weg zur Erde findet, namentlich wenn die Metallleitung nicht ſelbſt unmittelbar dahin führt, oder die Umwege, die ſie macht, zu groß ſind, oder eine reichlichere, ablockende Metallmaſſe in der Nähe iſt. Bei Anlage von Blitzableitungen muß daher mit behutſamſter Rückſicht auf alle Lokalverhältniſſe verfahren werden. Iſt dies geſchehen, ſo kann man großes Vertrauen zu ihnen hegen; wie viel Launen der Wetterſtrahl zu haben ſcheint, ſo iſt er doch dem angeführten allgemeinen Geſetze unterthan, und eine je fürchterlichere Gewalt ihm die Natur verliehen hat, um deſto beſorgter iſt ſie auch geweſen, ſeine rohe Kraft an dieſe Bedingungen zu feſſeln, damit es einen Schutz gegen ſeine Zerſtörungen gebe.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Der Weg vom Schloſſe führt links um den Hügel herum in wenigen Minuten zur Stadt, in deren erſten „Gaſtgeberhof,“ der gleich am Eingange liegt, wir einkehrten. Es war beſchloſſen worden, wie natürlich, hier zu verweilen. Die Eſſenszeit, in der Regel zwölf oder ein Uhr, war längſt vorüber, unſer Wirthshaus ſchien nicht viel zu verſprechen, und auch in einem andern Gaſthauſe, welches wir ausgekundſchaftet hatten, war nicht ſogleich, was wir wünſchten, zu bekommen. So gingen wir denn, während der Vorbereitungen des Wirths, in einen Buchladen, wo ich nach einer ſchwediſchen Grammatik, die mir fehlte, mich umſehen, und zugleich mit den Vorleſungen und Namen der Profeſſoren durch den Catalog mich näher bekannt machen wollte. Ich fand nicht nur, was ich ſuchte, ſondern überdies freundliche Auskunft, die mir ein junger Mann in gelber Weſte, der ſchwediſchen Leibfarbe, in deutſcher Sprache ertheilte. Als wir in den Gaſthof zurückgekehrt waren, wurde das kleine, in der Eile bereitete Mahl ſchnell genoſſen und dann der Wunſch geäußert, den Kaffee bei dem ſchönen Abend, der den heißen Tag beſchloß, im Freien unter Bäumen zu genießen. Auf unſere Erkundigung nach einem öffentlichen Garten beſchrieb man uns den Weg zu einem ſolchen, und fügte hinzu, daß wir dort Geſellſchaft finden würden. Wir ſuchten durch die einſamen Straßen, denn es war in der Zeit der Ferien, uns hin zu finden, und es fiel uns unterwegs nichts Anderes auf, als eine Reihe von acht oder neun jungen Leuten, die ſämmtlich Arm in Arm gehängt, nach Art deutſcher Handwerksburſchen, faſt die Breite der Straße einnahmen und, im Vorübergehen uns kurz betrachtend, in eine Seitengaſſe einbogen.

Wir traten endlich in einen geräumigen Garten, in deſſen Mitte ein einſtockiger Bau von ziemlicher Ausdehnung ſtand, und in deſſen durch Grasplätze ſich ſchlängelnden Wegen Gruppen junger Männer ſich bewegten. Obgleich dieſe keineswegs die excentriſche Tracht und die ungebundene Weiſe des Benehmens deutſcher Studenten an ſich trugen, ſo konnten wir ſie doch nur für Studirende halten. Mit neugierigen und verwunderten Blicken verfolgten ſie uns, als wir, unſerm Zweck gemäß, jedoch vergeblich, den erſehnten Kaffee hier zu erlangen ſtrebten. Bald näherten ſich einige und redeten uns an, und ich, der ich den Vorzug der Gewandtheit in der Landesſprache mit meinen kaufmänniſchen Begleitern nicht theilte, war ſehr froh, als auch die gelbe Weſte von vorhin ſich zu uns geſellte. Das war mir nun ſchon eine alte Bekanntſchaft; ich möchte faſt ſagen, daß es mir zu Muthe war wie einem Kinde, das, unter fremde Leute gerathen, auf einmal die Mutter wiederfindet, ob ich gleich mit dem jungen Mann noch keine Viertelſtunde lang verkehrt hatte. Ihm folgten bald Andere, welche uns einluden, ein Glas mit ihnen zu trinken. Sie hielten uns alle drei für fremde Gelehrte, und die beiden Kaufleute waren jeden Augenblick, wie ſich Mehrere zu uns geſellten, von Neuem in die nicht ganz angenehme Nothwendigkeit verſetzt, dieſe Qualification in Abrede zu ziehen. Es würde jedoch Verleumdung ſeyn, zu behaupten, daß unſere ſchwediſchen Wirthe, denn als ſolche benahmen ſie ſich, um dieſer Enttäuſchung willen ſie mit geringerer Höflichkeit behandelt hätten. Sie genoſſen ihrerſeits den Vorzug, den man Perſonen zuzuwenden pflegt, die ſich in der Landesſprache geläufig auszuſprechen verſtehen, während ich das größere Intereſſe des Inhalts der Unterredung auf meiner Seite hatte. Ueberdies ſprachen bei Viele beſſer oder ſchlechter deutſch, und verſtehen mochten es faſt Alle.

Nachdem die freundlichen Fragen nach unſerer Reiſe, die der erſten Bewillkommung folgten, beantwortet waren, zogen ſich die peripatetiſchen Gruppen mehr und mehr zuſammen, und das Verhältniß der Geſellſchaft unter ſich

Digitized by Google

und zu uns Gästen organisirte sich. Ein großer Tisch war in der Mitte des Gartens unter freiem Himmel aufgestellt und mit Punschbowlen besetzt worden. Um diesen Tisch schaarten sich alle Anwesenden, und das Lieblingsgetränk der Schweden, der kalte Punsch, der auf andere Art als in Deutschland bereitet und in Flaschen aufbewahrt wird, hatte nicht sobald die Gläser gefüllt, als am obern Ende der Tafel ein schlanker Mann mit lauter Stimme einen verbindlichen Toast auf das Wohl der eben angekommenen Fremden ausbrachte. Ein dreimaliges Hurrah folgte, wie es die Schweden mit den Russen gemein haben. Ich fühlte, daß es mir obliege, im Namen unserer kleinen Reisegesellschaft die Honneurs zu machen, da die Gastfreundschaft dieser studirenden Jugend offenbar durch die Beziehung auf deutsche gelehrte Bildung gesteigert wurde. Daher trat ich vor, und mein Glas erhebend, erwiderte ich den Gruß, der uns geworden war, mit einem lateinischen Trinkspruche auf das Wohl der hochberühmten Universität Upsala, und deren ewiges Wachsthum und Gedeihen. Zum Schlusse stimmte ich ebenfalls ein kräftiges Hurrah an, indem ich mich schneller in die Gewohnheit des Ortes fand, als jener schwedische Reisende, der in seiner Beschreibung eines Ausflugs nach Deutschland mit Verwunderung über unsere Sitte sich äußert, statt des Hurrahrufs die Toaste mit einem „Hoch!“ zu begleiten, das er für ein dreimaliges „Oh!“ genommen und sich nicht zu erklären gewußt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, August.

(Fortsetzung.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neuschatel.

Dies reizende Gemälde überraschte uns so, daß wir auf einmal Alle still standen, lange in stummer Freude hinunter sahen und es dann mit Einem Ruf des Entzückens, des Beifalls und des Danks begrüßten. Solcher Empfang war der Naturforschung noch nie und nirgends geworden. Kaum mochten wir vorwärts gehen, um die freie Uebersicht des wunderschönen Bildes nicht zu verlieren, und doch zog es uns mächtig hinunter zu den lieben Leuten. Unten fuhrten sie uns zu drei großen, für uns bequem und festlich geschmückten Barken, und kaum hatten wir Platz genommen, so wurde vom Lande gestoßen. Ein Musikschiff schloß sich rechts, das andere links an uns an, und die kleine Zauberflotte mit ihren vierzig Fahrzeugen in Einer Linie zog langsam vorwärts, die ganze Breite des Sees einnehmend. An den Ufern herum, an den Höhen, auf Felsen und Bergvorsprüngen standen und saßen in den mannichfaltigsten Gruppen die Leute aus der Umgegend. Nach einigen anmuthig ausgeführten Symphonien öffnete sich die Reihe der Kähne, und einem großen Schwan gleich zog das Boot der Sängerinnen heraus, stellte sich vor und hin und sang ein Lied, dessen erste Strophe so lautete:

Onde paisible, emblème de la paix,
Dont nos vallons savourent le bienfait,
Vous rocs, dont les sillons attestent la vieillesse,
Ecoutes, répétez tous nos chants d'allégresse.
Nos coeurs en guidant nos voix
Dictent ces mots: salut trois fois,
Savants chéris, salut trois fois!

Locle hat nicht bloß ausgezeichnete Mechaniker, die Chronometer, Quadranten, Automaten, Uhren und Planetarien verfertigen und nach allen Theilen der Welt verschicken, sondern auch glückliche Poeten (Couvoisier), die aber von ihrem schönen Talent nur erfreulichen Gebrauch für's Haus machen, und nicht Journale und Revuen mit fruhreifen und unreifem Reimwerk anfüllen, wie jenseits des Doubs geschieht. Nach und nach werden die sanften Abhänge um den Doubs zu steilen, hohen und wilden Felswänden, auf denen nur ernste Tannen und Fichten wachsen, zwischen denen einige grüne Stellen sacht hervorschauen; die Ufer des kleinen Sees werden bald enger, bald weiter. Unsere Flottille rückte immer vorwärts. Zwischen durch erklangen patriotische Lieder vom Männerchor, die von den Ufern, Felsen und Höhen im Chor wiederholt wurden, was von herrlicher Wirkung war. Wahrscheinlich hat dies anmuthige, kleine Seethal, mit seinen Berg- und Felsenwänden, nie so viel Menschen gefaßt; denn wo nur in Hoch und Tief ein Fleckchen zum Stehen war, da drängte sich Alt und Jung zusammen, rufend, gräßend, mit Hüten und Tüchern winkend; es waren in dem engen Raum mehr als viertausend Leute beisammen bis zu oberst auf den Bergen, wo wir des Himmels Blau als ihren Hintergrund sahen. Da, wo wir an's Ufer stiegen, stand das frohe Völkchen am dichtesten zusammen, und unter ihnen unsere schon früher angekommenen Geologen. Sie hatten den reizenden Anblick der anrückenden singenden und ihnenden Flotte zum Voraus gehabt. Die ganze Gesellschaft ging nun nach dem Saut du Doubs, von dessen wilder Sodonheit schon so oft gesprochen worden ist, das ich hier davon schweigen kann. Hierauf bestiegen wir Alle unsere Barken wieder, die Kähne umgaben uns wie früher bis unter die Brucke, wo wir ausstiegen und dankend, nicht ohne Rührung, von ihnen schieden. Auf dem Rückweg wurde in Biludes angehalten, um eine Anstalt zu sehen, von der ich auch früher einmal im Morgenblatt gesprochen habe, nämlich das treffliche Institut, welches Mad. Calame hier großentheils aus eigenen Mitteln für die Erziehung armer Mädchen gegründet hat, und das unter der Leitung dieser trefflichen, für ihr edles Werk begeisterten Frau zu einer innern, echt christlichen Gediegenheit gedeihen ist, die den Charlatanismus so vieler schweizerischer und französischer Mädchenerziehungsanstalten sehr beschämt. In Locle erwartete uns eine merkwürdige Ausstellung der dortigen Industrieprodukte, besonders in Uhrmacherei, Bijouterie und Mechanik. Hierauf führte uns der Kanzler Favarger zu dem uns hier vom Staatsrath von Neufchatel dargebotenen Mahl. Es war das letzte, an dem sich die naturforschende Gesellschaft vereinigt sah, und es gehörte die ganze Liebenswürdigkeit unsers Wirths dazu, um dies vergessen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 4. Oktober 1837.

— Wir, die deutsche kräftige Biene,
Sammeln auf jeglicher Flur Honig, und wissen nicht wem.
Herder.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Kaum war diese erste Ceremonie beendigt, so erhob sich aus einer Gruppe ein wohlklingender Gesang, und wir erkannten mit Ueberraschung „Lützows wilde Jagd," in deutscher Sprache gesungen. Ich will nicht leugnen, daß ich von dieser zarten Aufmerksamkeit gerührt und durch die vaterländischen Klänge besonders lebhaft gemahnt wurde, daß ich in diesen Nordländern Zweige deutscher Nation um mich hatte. Ueberhaupt muß die ungeheuchelte und bei jeder Gelegenheit laut ausgesprochene Verehrung für das geistige Leben Deutschlands dem deutschen Reisenden in Schweden besonders wohl thun, da wir, und leider durch unsere eigene Schuld, bisher in andern Ländern uns herabgesetzt oder im besten Falle mit mitleidiger Uebergehung unseres nationellen Ursprungs bloß individuell geehrt zu sehen gewohnt waren.

Zwar hat in Frankreich in neuester Zeit zum mindesten die Meinung der Gebildeten sich geändert und ist bei jüngeren Gelehrten sogar in wahre Verehrung umgeschlagen, die durch ihre Begründung noch dazu den Vortheil des Lachers auf unsere Seite bringt. Denn wie wir Deutschen früher in der Nachahmung französischer Bildung und Hofsitte uns lächerlich machten, indem unsere spezifische Schwere uns in dem leichten Elemente der Fremde mit Grazie zu schwimmen unfähig machte, und das nicht zu verhehlende, feuchende und mühsame Arbeiten, und auf der Oberfläche zu erhalten, gerade unsere wahren Vorzüge zu Hemmungen und Nachtheilen umbildete: so können wir jetzt, nachdem wir in unsern eigentlichen Schwerpunkt zurückgetreten sind, mit der Behaglichkeit eines auf seinem eigenen Erbe Sitzenden die Franzosen belächeln, wenn wir sie die schweren Bruchstücke, die sie von unserer Bildung über den Rhein geschleppt haben, entweder auf der Nase balanciren oder mit krampfhafter Anstrengung durcheinander schleudern sehen, statt sie natürlich und zweckgemäß zu einem wohlgegründeten und mit Besonnenheit angelegten Bau zu verwenden. Uebrigens wird auch bei den Franzosen diese mißverstandene Verwendung deutscher Elemente nur ein Uebergang seyn, und die tiefere Bedeutung ihres Strebens, die Wiederaufnahme der lange vernachlässigten, auch in ihrer Nationalität liegenden germanischen Grundlage, zu einem erfreulichen Ziele führen. Mag der Wasserstrahl immerhin in die Lüfte springen, er muß doch stets wieder in die Ruhe des Beckens zurücksinken. In Italien, wo es eine Zeit gab, da man die Deutschen liebte, eine Neigung, die sie durch ihre ungeschickte Belastung der reizbaren südlichen Naturen bald wieder verscherzt hatten,

Digitized by Google

ſtrigt der Deutſche jetzt wieder im Cours, ſeitdem der Signor Ingleſe ihn an Prätenſionen und Unverſtand in Beurtheilung des Landes und ſeiner Bewohner übertroffen hat. Am wenigſten iſt es dem Engländer übel zu nehmen, wenn er im eigenen Lande ſich des reichen Inhalts ſeiner Geſchichte und Gegenwart überhebt.

Scandinavien freilich war durch die lange und unverfälſchte Bewahrung der Grundzüge urgermaniſcher Religion und Sitte gegen das übrige Europa, das unter dem Einfluſſe römiſcher Kultur aus der Gährung fremder und eigener Elemente ſich ſchneller eine neue Civiliſation bereitet hat, um Jahrhunderte zurückgeblieben, und konnte in der Neuzeit, ſeit Einführung der Reformation, in der That nichts Beſſeres thun, als ſich das Produkt der geiſtigen Entwicklung der ſüdlicheren Staaten, wie es vorlag, aneignen. Natürlich war dabei, daß es die nothwendigen Bedingungen der zeitgemäßen weltgeſchichtlichen Entwicklung ſich in der Form herübernahm, die den germaniſchen Typus am wenigſten verwiſcht hatte. So kommt es, daß man hier mit herzlicher Dankbarkeit unſer Deutſchland die Wiege der Kultur nennen und von gelehrten Männern das offene Bekenntniß ablegen hört, daß ſie in irgend einem beſondern Fache Alles, was ſie wiſſen, von uns gelernt haben. Auch wird man keinen Gebildeten finden, der Deutſch nicht verſtände, wenn es auch nicht Alle ſprechen. Nur in Stockholm zieht man die franzöſiſche Sprache ſelbſt zur Unterhaltung mit Deutſchen vor, was ſich aus der franzöſiſchen Einrichtung des Hofes Guſtavs III. und dem Einfluſſe der neuen Herrſcherfamilie genügend erklärt. In der Literatur jedoch iſt Frankreich hier ganz in den Hintergrund getreten, alle Buchläden ſind angefüllt mit Ueberſetzungen deutſcher Werke, neben deren Maſſe die verhältnißmäßig kleine Anzahl einheimiſcher Werke verſchwindet. Es iſt vorauszuſehen, daß der franzöſiſche Anſtrich, der nie das Volk berührt hat, auch am Hofe und in der Hauptſtadt bald abgeſtreift ſeyn wird, denn der Kronprinz läßt ſeine Kinder, im lebhaften Gefühle der Nothwendigkeit eines auf nationale Grundlage gebauten Thrones, durchaus ſchwediſch erziehen.

Auf der andern Seite iſt die Poeſie, die immer den Reigen der Entwicklungen beginnt, in die Fundgruben des heimiſchen Bodens zurückgeſtiegen, und es fängt auch die Wiſſenſchaft an ihr zu folgen, ſo daß man hoffen muß, es werde die ſklaviſche Verehrung deutſcher Bildung, welche in der Unzahl der Ueberſetzungen ſich kund gibt, einer freieren Entfaltung, wenn auch langſam und vielleicht nie ganz,* doch mehr und mehr weichen. Es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß hier nur von den philoſophiſchen und denjenigen Wiſſenſchaften die Rede iſt, welche eine hiſtoriſche Baſis haben; die Naturwiſſenſchaft geht ihren eigenen Weg, und es genügt, die Namen Linné und Berzelius zu erwähnen, um an die hohe Stelle zu erinnern, welche Schweden in dieſer Beziehung einnimmt.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Vielleicht nie ganz, meine ich, weil das literariſche Publikum für die ſchwediſche Sprache zu klein ſcheint, um eine genügende Grundlage für eine durchaus ſelbſtſtändige Literatur abgeben zu können.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

Indem wir uns dem geheimnißvollen Gebiet unterirdiſcher Naturforſchung nähern, haben wir zunächſt eines kürzlich entdeckten Ungeheuers der Urwelt zu erwähnen, welches den Namen Torodon führt. Ueberreſte deſſelben ſind in Südamerika gefunden und der zoologiſchen Geſellſchaft zu London vorgelegt worden. Das Thier gehörte zum Geſchlechte der mäuſeartigen Vierfüßler. Man denke ſich aber ein den Mäuſen verwandtes Geſchöpf von der Größe des Elephanten! Alle Einbildungskraft der Jetztwelt vermag nicht, eine Idee vom Zuſtande der von ſolchen Thieren bewohnten Urwelt zu geben; und wohl dem menſchlichen Geſchlechte, wenn es, wie alle Unterſuchungen zu beſtätigen ſcheinen, wirklich nicht in der Nachbarſchaft ſolcher unförmlichen Rieſenthierwelt zu leben hatte. Freilich wird dieſe Annahme des Nichtvorkommens von Menſchengebeinen aus jener gigantiſchen Urwelt durch manche Umſtände zweifelhaft gemacht, namentlich wieder durch eine kürzlich gemachte Entdeckung. Der franzöſiſche Conſul zu Candia, Fabre Quette, hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Felsſtück überſendet, in welchem wirklich foſſile Menſchenknochen vorkommen. Dies Felsſtück gehört zu einem kleinen, unfern der Hauptſtadt der Inſel gelegenen Vorgebirge, wo Steine geſprengt worden waren; die Gebeine beſtehen in einem Rückgrat, einigen Rippen und mehreren Backzähnen, welche einem noch jungen Manne angehört zu haben ſcheinen. Allein es folgt, wie auch die Akademie in ihrem Gutachten erklärt hat, daraus noch keineswegs, daß dieſe Gebeine deßhalb unbedingt aus der vorſündfluthlichen Zeit der Dinotherien, Mammuths, Torodons u. ſ. w. herrühren, da der Felſen neuer Formation ſeyn kann, wie man denn z. B. vom Travertin weiß, daß er ſehr ſchnell und ſo zu ſagen unter unſern Augen wächſt. Zur Entſcheidung iſt die Frage alſo auch durch dieſen neuen Umſtand noch nicht gebracht, indeß durften wir denſelben nicht übergehen, da er in andern öffentlichen Blättern unter dem doppelten Geſichtspunkte des Für und Wider behandelt worden iſt. Von

Digitized by Google

unserer eigenen Ansicht der Sache darf dabei gar nicht die Rede seyn; wir wollen dieselbe Niemanden aufdringen. Uebrigens folgen sich diese Entdeckungen von Resten urweltlicher Thiere jetzt Schlag auf Schlag. Der wichtigste Fund in diesem Bezuge ist kürzlich bei Oos (im Badenschen) von zwei Landleuten in einem Hügel hinter ihrer Wohnung beim Wegfahren von Lehmerde gemacht worden. Unter den vielfachen aufgefundenen Gebeinen zeichnet sich ein fast vollständiges Mammuthskelett * aus; wir erwähnen, um von den Dimensionen einen Begriff zu geben, des einen Stoßzahns desselben, dessen Länge 9½ Fuß, der Umfang an der Basis 1½ Fuß, das Gewicht aber 1½ Centner beträgt. Alle diese Knochen lagen zerstreut etwa 36 Fuß unter der Oberfläche des Hügels und fanden sich untermischt mit unzähligen Landschnecken, von denen eine genaue Untersuchung ergeben hat, daß sie sich ebenfalls von den jetzt lebenden Arten dieser Thiere unterscheiden. Neben diesen Unähnlichkeiten zwischen Ur- und Jetztwelt zeigen sich aber auch wieder mancherlei Aehnlichkeiten, und wir zeichnen in diesem Bezuge hier eine Beobachtung des würdigen Grafen von Sternberg aus, welcher seine Forschungen über die Flora der Urwelt unermüdet fortsetzt und dabei entdeckt hat, daß die Pflanzen derselben, ganz so wie die der Gegenwart, von Insekten angefressen wurden. Er weist dies augenscheinlich an einem, in seinem Besitze befindlichen, der gedachten Flora angehörigen Blatte der Flabellaria borassifolia nach, worauf sich Spuren eines Minirganges darstellen, dergleichen die Blattschabe (Tinea) auch auf den jetzt lebenden Blättern ausführt.

Durch Entdeckungen und Andeutungen der Art soll die Wissenschaft keineswegs der Lösung des Räthsels der Kosmogonie näher zu kommen meinen. Wir sprechen vielmehr unsere feste Ueberzeugung dahin aus, daß die mosaische Kosmogonie und Geogenie in ihrer edlen Simplicität und bescheidenen Resignation unter allen Versuchen dieser Art obenan steht. Statt daß andere Hypothesen, von deren systematischer Arroganz sich unsere geologischen Aphorismen auch stets und sorglich entfernt gehalten haben, nach einer schwachen und ganz unzureichenden menschlichen Philosophie ein ursprüngliches Chaos, eine Urmaterie oder Uratome annehmen, woraus dann die Entstehung der Dinge durch unbekannte Kräfte erfolgt seyn soll, deren Ursprung aber diesem nach ein Gegenstand neuer Untersuchung werden mußte, rückt die biblische Urkunde das ganze Problem sogleich aus dem Gebiete der, demselben nicht gewachsenen rationalen Forschung in das des religiösen Glaubens, wohin es vom menschlichen Begriffsvermögen auch sofort verwiesen wird. Sie sagt: Gott schuf, und um hiebei jeder weiteren Frage zu begegnen, gibt sie zugleich auch das Wodurch und Woraus dieser göttlichen Schöpfung an, indem es weiter heißt: „durch sein allmächtiges Wort und aus Nichts.“ In der so geschaffenen Welt fand sich auch der Erde ihr Platz angewiesen, und ihre Ausbildung erfolgte, gleichfalls durch den allmächtigen Willen des Schöpfers, in Tagen (Zeiträumen, deren Länge unbestimmt bleibt), bis sie zum Wohnplatze solcher Wesen geeignet war, welche sofort den alleinigen Gott aus seinen Werken erkennen und anbeten sollten. Wie die Welt entstanden sey, sollten sie nicht erforschen wollen, denn der Ursprung dieser Welt war früher als der des menschlichen Geschlechts und war außerdem das Werk eines allmächtigen, unendlichen Schöpfers, so daß also in der Unfaßbarkeit dieses Alls keine Demüthigung für den endlichen menschlichen Verstand liegt. Die Schöpfung der Welt gehört hiernach in das Gebiet des Glaubens, sie gehört der Religion an; die Aufgabe der Naturforschung beginnt erst später; ihr Gebiet ist auf die schon vorhandenen Dinge beschränkt und erstreckt sich nicht weiter, als bis wohin Beobachtungen und Schlüsse reichen.

* Dasselbe ist, wie wir erfahren, an das großherzogliche Kabinet zu Karlsruhe abgeliefert worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Madrid, September.

Die modernen spanischen Dichter.

Die nationalen Sitten und Gebräuche Spaniens bilden eine Schale, welche den Kern des Volkes den Augen der Fremden verdeckt. Dieser Kern ist weder blos gut, noch blos schlecht, aber gesund und noch voller Lebenskeime. Die bittern Schmäher des spanischen Volkes, welche es oberflächlich, ungebildet, habgierig, abergläubisch, irreligiös und der Wollust ergeben nennen, haben eben so wenig jene Schale durchdrungen, als seine lauten Lobredner, welche durch die Freimüthigkeit in der Rede, die Gleichheit im Umgange und Leben, die Freiheit im Ausdrucke selbst bei Frauen und die Anmuth der letztern bestechen sind. Auch gibt es keine richtige Mitte zwischen beiden Urtheilen; in beiden ist Wahrheit. Interessant ist es, darüber mit gebildeten Spaniern zu sprechen, welche ihr Vaterland kennen. Eine solche Unterhaltung hatte ich heute mit einem Freunde, dem gebildetsten Spanier, welchen ich kenne. Er ist viel gereist und ist auch in Deutschland gewesen. Mit gründlichen Kenntnissen verbindet er eine glühende Vaterlandsliebe. Vor allen schätzt er die deutsche Sprache und Literatur, und Dr. Martin Luther und Fr. Schiller sind seine Helden. Obgleich ein Feind der karlistischen Partei, ist er doch kein Parteigänger der jetzigen Regierung, welche noch im Schlamm angeschwemmter Immoralität sitzt. Ich gebe hier mit Wenigem sein unparteiisches Urtheil über die modernen spanischen Dichter, zu denen er selbst gehört. Bescheidenheit wird Keiner darin vermissen.

Die moderne spanische Poesie spiegelt den Zustand wieder, in welchem Spanien sich befindet, seine Verwirrung, seine Krisen, ja seine tiefe Erniedrigung. Die spanischen Dichter, welche heute leben und mit dem Jahrhundert oder

Digitized by Google

später geboren wurden, haben sich fast ganz durch sich selbst gebildet, weil sie keiner bestimmten Schule und Richtung folgen wollten, noch konnten. Ihre Produktionen zeichnen sich weder aus durch Nachahmung der Natur und Lebensfrische, noch durch Tiefe, gründliches Wissen oder Ideenfülle; sie haben weder eine rein klassische, noch rein romantische Richtung. Keinem Vorgänger anschließlich folgend, ahmen sie Alle nach. Sie bleiben hierin das Verhängniß, welches auch ihr unglückliches Vaterland forterbt: wie man heute in Spanien die Konstitutionen, den Despotismus, die Immoralität, den falschen Republikanismus, kurz alles das nachahmt, was wir nur in der modernen Gesellschaft Irrthümliches und Fingirtes finden, so ahmen die Spanier auch die Literaturen der andern Länder, so wie ihre eigene alte mit aller jener Uebertreibung und Verwirrung nach, welche die politischen Konvulsionen stets nach sich ziehen, woher sie auch kommen mögen. Unter diesen Umständen muß Niemand in den Kompositionen der modernen spanischen Dichter Originalität und Solidität erwarten. Eben so wenig zeigen sie sich durch den hohen Geistesschwung und die umnachdenkliche Ergie auf, durch welche die Dichter des 16ten Jahrhunderts die spanische Sprache verewigten. Welches ist denn nun ihr Verdienst? Eines haben sie wenigstens; vergleicht man sie mit den spanischen Dichtern des 18ten Jahrhunderts und den frühern, noch zu dieser Schule gehörigen, so bemerkt man, daß die Dichter des gegenwärtigen Jahrhunderts eine reifere, höhere Ansicht von dem Gegenstande und dem Zwecke der Poesie haben; in ihrer ganzen Art, die Kunst zu betrachten und zu behandeln, sind sie nicht mehr so aufschließlich, und kleinlich; auch zeigen sie mehr Geschmack in der Form. Man nehme hinzu, daß die Dichter des 18ten Jahrhunderts nichts sahen, noch nachahmten, als nur allein die französische Literatur, und unter ihrem Einflusse die lateinische. Dagegen haben die gegenwärtigen Dichter mehr Kenntniß von der englischen und deutschen Poesie; sie schätzen und benützen mehr als ihre Vorgänger, die spanischen Dichter des 16ten Jahrhunderts, sie studiren ein wenig mehr den reichen Schatz der Bibel und erfrischen in sich das durch Aeußerlichkeit erstorbene religiöse Gefühl. Alles dies mußte nothwendig dazu beitragen, das ihre Schöpfungen Verbesserungen und Fortschritte durchschimmern und noch größere hoffen lassen. Auch zeichnen sich die gegenwärtigen Dichter Spaniens vor denen des vorigen Jahrhunderts durch größere Harmonie aus; im Allgemeinen sind ihre Verse gleichern, melodischer, leichter gedaut, obgleich sie auch in dieser Beziehung die alte Classizität bei weitem nicht erreichen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus der Schweiz, August.

(Beschluß.)

Die schweizerischen Naturforscher in Neufchatel.

Bei Tisch äußerte sich bei Allen das Erstaunen über dies Wunderthal von la Chaux-de-Fonds bis Locle, das durch seine Lage, Natur und Vegetation nur zu Weiden zweiter Classe, zu sehr untergeordnetem Wohlstand und für eine kleine Bevölkerung bestimmt scheint, sich aber durch Gewerbfleiß und die bewundernswürdige Anlage der Einwohner für höhere Mechanik und durch ihren Unternehmungsgeist zu entschiedenem Reichthum und hohem Wohlstand mit einer Bevölkerung von mehr als 6odjehntausend Einwohnern erhoben hat, welche in einer fast ununterbrochenen Reihe schöner Häuser wohnen, die aber der immer noch wachsenden Bevölkerung nicht genügen, und die ansehnlichen, geschmackvollen Bauten begreiflich machen, die sich überall im That erheben; und bei alle dem nichts von dem, was in andern Industriegegenden so scharf und niederschlagend hervortritt, keine physische und sittliche Ankartung in der Arbeiterclasse, sondern neben gesunden, wohlbenden und kräftigen Ausdrucken beider Geschlechter wahre Bildung und so feine, anstandsvolle und doch ganz ungezwungene Formen, wie sie nur selten gefunden werden. Welcher Unterschied zwischen dem la Chaux-de-Fonds-Locle-thal und Lyon, St. Etienne, Manchester, Leeds, Glasgow und andern englischen Fabrikstädten, wo physisches Elend neben tiefer sittlicher Verdorbenheit einheimisch ist! Vieles kommt daher, daß hier keine großen Fabriken in französischem und englischem Sinn gefunden werden; dagegen ist jedes Haus, jede Familie eine kleine, denkende, schaffende und arbeitende Gemeinheit, die neben ihren Geschäften ihr Familienleben rein bewahrt mit Allem, was ihm nützlich und erbeend sein kann. Daher der rege Sinn für Musik und Lektüre unterstützernder, selbst wissenschaftlicher Werke, wodurch zugleich ihr Gewerbfleiß seine höhere Bedeutung und Wirksamkeit erhält. Diese jungen Leute, die in der Woche in abarmzten Blousen und Arbeitskitteln herumlaufen, lesen Abends und Sonntags astronomische, chemische, physikalische und mechanische Werke, arbeiten an Problemen, was sie jeden noch abdält, in gesellschaftlichen Vereinigungen, Concerten und auf Bällen mit dem feinsten Anstand zu erscheinen und sich da im Umgang mit ihren gebildeten Landsmännins nin in echter Geselligkeit zu bewegen. Sehr erfreulich war uns auch die sichtliche Entfernung dieser dochachtbaren Leute von dem schweizerischen Radikalismus, dessen Irrthümer sie einen Augenblick verführt hatten, ehe sie ihn und seinen Krankheitszustand näher kannten. Der Kanzler Favarger, dem sie ehemals sehr abgeneigt waren, weil er, früher selbst von der Bewegungspartei, zu dem besonnenen Fortschritten seiner Regierung übergegangen ist und nun mit dem geistreichen Ehamdrier die Stützen derselben bildet, Favarger wurde überall mit der herzlichen Anspielnung behandelt, die er verdient. Unser Diner dauerte bis um neun Uhr Abends, und es mußte aufgefordert werden, so schwer es uns auch ward, denn wir hatten fünf gute Stunden zu fahren, um Neufchatel wieder zu erreichen. Nicht ohne Bewegung nahmen wir von diesen interessanten Thalbewohnern Abschied, nicht ohne Beweaung dankten wir dem würdigen Organ der Regierung für alle Beweise ihres freundlichen Wohlwollens. In diesen drei Tagen war die Gesellschaft der schweizerischen Naturforscher nicht der Gast ihrer Kollegen in Neufchatel gewesen, sondern Gast der Stadt, der Regierung, ja des ganzen Landes. Was wir auch sagten, was wir auch ausdrückten und wiederholten, es war nur ein kleiner Theil von dem, was wir dankend und anerkennend fühlten und im Verein mit den lieblichsten und erfreundsten Erinnerungen mit nach Haud nahmen. Unsere Erinnerung an ein kleines, aber hochgebildetes, äußerstlich Land, wo Volk und Regierung Eins sind in ihrer Achtung für die Wissenschaft und in der Anhänglichkeit an die echte Schweiz, dieses Andenken wird bei uns so lebendig bleiben, als unsere Wünsche für das bleibende Glück und Gedeihen Neufchatels.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 5. Oktober 1837.

C. — What is't for?
L. — The reformation of our travell'd gallants.

Shakespeare.
Henry VIII.

Henri Hasterfeld.

Das Bild eines Modethoren.

(Bruchstück einer größern Erzählung.)

Ein eleganter Reisewagen, so leicht und geschmackvoll, wie ihn nur die Fabriken von London und Paris zu liefern vermögen, bewegte sich auf der belebten Straße einem bekannten südteutschen Badeorte zu. Den Rücksitz nahm ein Papagai ein, oben auf dem Bock lag ein schokoladefarbenes Windspiel und hinten in seinem bequemen Armsessel wiegte sich ein schlummernder Kammerdiener. Die vier Postpferde brachten diese sonderbare Gesellschaft in höchster Eile durch die Gärten und Anlagen, die, auf beiden Seiten der Straße sich ausbreitend, die Nähe des Bads verkündeten. Der Papagai, er war einer der schönsten und grazidsesten, die man sehen konnte, richtete seine Blicke mit einem pedantischen Ernste auf die Landschaft. Man sah in ihm durchaus das Bild eines Reisenden, der, blasirt von den tausend Abwechslungen eines genußreichen Lebens, dennoch es für seine Pflicht hält, den Schönheiten der Natur ein aufmerksames Auge zu leihen. Aber es lag in dieser Aufmerksamkeit eben so viel Kälte als Affektation. Man konnte ihn, wenn man die reizenden Mährchen des Grafen Antoine Hamilton, oder Perraults contes de ma mère l'Oie im Gedächtniß hatte, leicht für einen in die Gestalt eines Papagai's verwandelten Prinzen halten, der in ein Bad geht, um seine vornehme Kränklichkeit, seine Langeweile und seine hunderttausend Abgeschmacktheiten von dem Pöbel einer modischen Welt bewundern zu lassen. Heutzutage, wo Alles reiset, warum soll nicht auch ein Papagai reisen? Er thut es vielleicht mit demselben Nutzen und mit derselben Ausbeute für die Gesellschaft, wie mancher Reisende, von dem wir erfahren, daß sein Koffer und er sich vierzig Jahre lang ununterbrochen auf den Straßen zwischen Paris, London und Neapel herumbewegt haben. Wer fragt nach dem Resultat solcher Reisen?

Der Besitzer des Wagens folgte langsam und im sorglosesten Gange. Es war ein junger Mann vorne in den zwanzig Jahren. Ein breitgeränderter Strohhut stellte sein Gesicht in Schatten, dunkle Locken spielten im Winde, sein kurzer Ueberrock war mit dem Staub der Landstraße gefärbt. Man sah ihm das Ungewohnte einer Fußwanderung an, er war sichtlich ermüdet, und weder seine Haltung noch seine Kleidung zeigten, daß er zu dem großen Haufen praktischer Wanderer gehöre, die zur Zeit der Vakanzen aus den Hörsälen der Universitäten und den dumpfen Stuben der Gymnasien hervorbrechen, um Deutschland nach allen Richtungen zu durchwandern. Unser Fußgänger war froh, als er die breite Façade des Gasthofes

Digitized by Google

durch die Parkanlagen ſchimmern ſah; er beſchleunigte ſeine Schritte, um dieſes willkommene Ziel zu erreichen, und trat in den Hof des Hotels ein mit jener zufriedenen, etwas ſtolzen Miene, die das Bewußtſeyn einer überwundenen Schwierigkeit auf unſer Antlitz zu malen pflegt. Aber lange nicht ſo freudig empfing man ihn. Er hatte vergeſſen, daß ſein beſtäubtes Röckchen, ſein einfacher Strohhut und ſeine ſchlanke Taille die einzigen Recommandationen waren, auf die er hinſichtlich einer guten Aufnahme fußen konnte, und dieſe Recommandationen reichten eben hin, um ihm die Unwarſchaft auf ein Manſardenſtübchen mit „göttlicher Ausſicht“ zu ſichern. Er ſtritt ſich noch mit dem Aufwärter, der ihm dieſe Vorſchläge machte und dabei mitleidig auf ſeine beſtaubten Schuhe herablächelte, als der Papagai in die geöffneten Pforten des Thorwegs einfuhr. Dieſe glänzende Erſcheinung ſtellte unſern armen Wanderer in Dunkel. Kellner, Hausknechte und Aufwärter flogen auf den Wagen zu, umringten ihn von allen Seiten und ſchienen auf die mit ſchnarrender Stimme vorgebrachten Befehle des ſeltſamen Reiſenden darinnen zu horchen. Endlich bereitete ſich die Erkennungsſcene; der Schwarm verließ den Wagen und ſammelte ſich jetzt mit eben ſo viel Unterthänigkeit um den Fußgänger, als er ſich früher mit Unverſchämtheit von ihm abgewendet hatte.

Dies iſt eine Scene, die man täglich in einem deutſchen Gaſthofe wiederholt ſehen kann. Unſern Reiſenden frappirte ſie auch keineswegs; er ließ den Regen der Titel jetzt mit eben der Ruhe über ſich ergehen, wie er früher die kurzen Antworten und die halben Seitenblicke gedultet hatte. Vergebens ſuchte der Wirth eine günſtige Aenderung auf dem philoſophiſchen Geſichte ſeines Gaſtes hervorzubringen, indem er den Baron zum Grafen, den Grafen zur Excellenz, die Excellenz zum Mylord ſteigerte. Oben auf dem Altan der Treppe erſchien die Dame dieſes gaſtlichen Hauſes, eine koloſſale Blondine mit ſtarkgefärbten rothen Wangen und einem ſtereotypen Lächeln, welches das mit bunten Bändern garnirte Kinn rundete. Unſer bleicher junge Reiſende, der die dunkeln Augen faſt immer geſenkt hielt, ſtach ſeltſam ab gegen dieſe prächtig aufgeblühte Roſe.

„Madame,“ redete er ſie an mit jener ſatiguirten Miene und dem etwas rauhen Tone, dem man noch die ungewohnte Fußwanderung anmerkte, „B. iſt wohl ſchon ganz leer von Gäſten?“ — „Durchaus nicht, mein Herr,“ entgegnete ſie; „wir ſind eigentlich noch in der eleganteſten Saiſon.“ — „Im Oktober?“ — „Thut nichts zur Sache. Die Tage ſind ſchön; es iſt heute ſogar eine Wärme wie im Juli. O, Mylord kennen gewiß die Familie des Lord Pim: pim — ja, wie heißt er doch? — In der That, die engliſchen Namen erfordern eine gewiſſe Fertigkeit der Zunge, die man ſich in meinen Jahren nicht ſo leicht mehr erwirbt. Doch gleichviel, dieſer Lord hat acht unverheirathete Töchter, die neunte iſt dieſen Sommer glücklich abgegangen — “ — „Mit Tode?“ fragte der junge Mann. — „Nicht doch, ſie hat einen Schotten geheirathet, der Mac-mac hieß — o, auch dieſer Name will mir nicht auf die Zunge; gleichviel, der junge Mann wohnte auch in meinem Hauſe und iſt jetzt fortgereist; der alte Lord aber mit den noch übrigen acht Unverheiratheten wohnt noch auf Numero ſieben. Außerdem haben noch drei Comteſſen und eine Marquiſe aus Paris meinem Hauſe die Ehre angethan, es zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Vielleicht kennen Mylord dieſe Damen? wenn nicht, ſo iſt noch Gelegenheit, an der Table d'Hôte ihre Bekanntſchaft zu machen.“ — „Beſtellen Sie mir gefälligſt einen Platz,“ ſagte der junge Mann trocken, „und du, James,“ wandte er ſich zu ſeinem Diener, „richte meine Zimmer ein. Ich will vor Tiſch noch eine kleine Promenade machen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Zwar reichte die Zeit an dieſem Abend nicht zu, dergleichen Verhältniſſe ausführlicher zu beſprechen, doch war die Wiſſenſchaft keineswegs aus der Unterhaltung ausgeſchloſſen, und es machte mir namentlich Freude, einem jungen Docenten Manches über die neueren literariſchen Erſcheinungen auf dem Gebiete des Sanskrit, das in Schweden noch gar nicht ausgebeutet zu ſeyn ſcheint, und mit dem ich mich zufällig einige Zeit beſchäftigt hatte, mittheilen zu können. Unter der Leitung eben dieſes jungen Mannes, der zugleich den Muſikdirektor machte, begann hierauf, nachdem es dunkel geworden war, im Saale des Gartenhauſes ein kleines Concert. Wie ſehr bedauerte ich, von den Liedern Bellmanns, welche ein junger Mann mit Inſtrumentalbegleitung ſang, nicht genug zu verſtehen, um die Heiterkeit, die ſie unter den Anweſenden hervorbrachten, ganz mitfühlen zu können. Zum Theil verfehlten ſie nicht, auch auf mich einen ähnlichen Eindruck zu machen, was denn freilich allein dem lebendigen Vortrage und der komiſchen Mimik des Sängers zuzuſchreiben war. Zwiſchendurch nahten ſich immer noch Einzelne, um nach dem ſchwediſchen Ausdruck ein Glas mit uns zu trinken, eine Sitte, die jedoch nicht mit dem Vor- und Nachtrinken der deutſchen Studenten zuſammenfällt, ſondern im Lande allgemein und mehr der engliſchen Art des Zutrinkens zu vergleichen iſt. Die Grenzen der Mäßigkeit wurden hiebei, ſo viel ich bemerkte, von

Digitized by Google

Niemanden überschritten, und bei der ungezwungensten Fröhlichkeit eine Ordnung beobachtet, die wir, wenigstens hinsichtlich der Courtoisie, welche unablässig gegen uns Gäste ausgeübt und mit der wir überall vorangestellt wurden, gern etwas minder streng gehalten gesehen hätten. Man muß in der That, wie an alles Conventionelle der Gesellschaft, so auch an Ehrenbezeugungen längere Zeit gewöhnt seyn, um sich bei ihrer Annahme eines peinlichen Gefühls von Zwang gänzlich erwehren zu können. Uebrigens würde es der Wahrheit wie der Bescheidenheit gleich zuwider seyn, wenn ich glauben machen wollte, als ob diese ganze Versammlung nur mir und meinen Genossen gegolten hätte. Zwar hatten wir in Erfahrung gebracht, daß die Kette junger Leute, welche uns auf dem Herwege begegnet war, als Deputation in unser Gasthaus sich begeben hatte, um uns eine Einladung zu bringen, der wir unmittelbar zuvorgekommen waren; allein die Zusammenkunft der jungen Leute selbst war eine zu bestimmten Zeiten Statt findende, und ich hatte es meinem guten Glücke, das mir auch sonst auf dieser Reise überaus günstig war, zu danken, daß ich gerade an diesem Tage in Upsala ankam. Es war, wie schon erwähnt, gerade die Zeit der Ferien, und es hatten sich daher die zurückgebliebenen Studirenden und jüngeren Docenten (kaum, wie ich denke, zweihundert an der Zahl) in dem Lokale der Ostgothen zusammengefunden, während die verschiedenen Landsmannschaften, in welche die Studenten, zufolge der Einrichtung der schwedischen Universitäten, nach den Provinzen sich theilen, zu andern Zeiten an verschiedenen Orten, wenn ich recht weiß, abgesondert sich zu versammeln pflegen.

Nicht allzuspät brach die Gesellschaft auf, in Reih und Glied unter Gesängen durch die Straßen ziehend. Nachdem sie zuerst vor der Wohnung ihres Musikdirektors einen kleinen Halt gemacht hatte, geleitete der größere Theil uns Fremde weiter zu unserem Gasthofe und bildete singend vor demselben einen Halbkreis, wodurch ich Gelegenheit fand, in der Thüre stehend, den nordischen Stammesbrüdern unsern herzlichen Dank für ihre gastfreundliche Aufnahme zu sagen.

Diesesmal sprach ich Deutsch, da ich verstanden zu werden, nach den Beobachtungen des Abends, nicht zweifeln konnte. Ein lezes Hurrah, das in die stille Nacht hinaus donnerte, war die Antwort, während wir in das Innere des Hauses uns zurückzogen.

Durch die Reise am heißen Tage und die Begebenheiten des Abends waren wir etwas erschöpft. Trotz dem freute es mich von Herzen, die kleine Episode erlebt zu haben; indessen kamen wir, verschiedene Einzelnheiten heiter durchsprechend, einstimmig dahin, lebhaft zu begreifen, daß die polnischen Flüchtlinge, die nach dem Falle von Warschau Deutschland durchzogen, auch wenn sie nicht die Last ihres Unglücks im wunden Herzen zu tragen gehabt hätten, doch der ewig sich wiederholenden Festlichkeiten, die ihnen überall bereitet waren, hatten überdrüssig werden müssen, und auf's Deutlichste einzusehen, daß ein großer Herr zu seyn, doch auch zu Stunden unbequem genug seyn müsse.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Freskomalerei. Böhmens Gewerbsproduktion.

Von den Kreuzweggemälden auf dem Lorenzberge sind bereits acht vollendet, zwei in der Arbeit, und die übrigen vier sollen auch noch in diesem Herbste fertig werden, und wir werden dann auf selbe zurückkommen.

Die neuesten Berichte über die Produktion, Fabriken und Manufakturen des Landes liefern sehr erfreuliche Resultate. Zwar ist die Ausbeute der edlen Metalle minder ergiebig, als in ältern Zeiten: das Jahr 1854 brachte z. B. nur einen kleinen Ueberrest an Gold von 1 Mark 15½ Loth, und das Silbererzeugniß war nur 25.684 Mark (im Werthe von 558.990 fl.) 25 Ctnr. Quecksilber zu Horowitz und 26 Ctnr. Kupfer wurden bloß als Nebenprodukt gewonnen und 18.000 Ctnr. eingeführt. Die Masse des Bleis war um ein Viertheil geringer, als in andern Jahren, nämlich 26.875 Ctnr. (584.806 fl.), die des Zinns um zwei Drittel, nämlich 905½ Ctnr. (41.225 fl.). An Braunstein wurden gewonnen 842 Ctnr. (1742 fl.), Arsenik 1220 Ctnr. (12 825 fl.) u. s. w. An Werkstätten zur Gewinnung und Verarbeitung des Eisens zählt Böhmen 68 Eisenhütten mit 86 Hochöfen, 540 Eisenhämmern und 10.000 Arbeitern. Die Gesammtproduktion beträgt 400.000 Ctnr. (1 800.000 fl.), also ungefähr 1/65 von England, 1/15 von Frankreich und 1/3 von Preußen. 8 Bleiwaarenfabriken beschäftigen 500, und 28 Metallcompositionsfabriken, die Schnallen, Knöpfe, Ringe u. s. w. verfertigen, 1500 Arbeiter deren gesammtes Erzeugniß 85.000 fl. beträgt. In 18 Drahtfabriken bereiten 600 Arbeiter 5000 Ctnr. Waare (100.000 fl.). 542 Werkstätten mit 2200 Arbeitern liefern 5.000.000 Ctnr. Braun- und Steinkohlen (500.000 fl.). Auch die Produktion des Kupfer- und Eisenvitriols, obgleich nicht genau anzugehen, ist sehr umfangreich und beträgt mehrere Millionen. 5 Schmaltefabriken liefern 3000 Ctnr. (90.000 fl.). 5 Bleizuckerfabriken erzeugen 6000 Ctnr. (180.000 fl.), und 800 Potaschewerkstätten 11.000 Ctnr. In der ärdtten Kupferzündhütchenfabrik des Continents erzeugen 70 Arbeiter 110.000.000 an Güte unübertreffene Zündhütchen im Jahre. 400 Ziegelbrennereien und etwa 1500 Töpfer liefern den Bedarf des Landes, könnten aber leicht Besseres hervorbringen, als in diesen beiden Zweigen bisher erzeugt wurde. An Graphit werden im Jahr 16 bis 17.000 Centner. in manchem Jahr noch mehr, zu Tage gefördert. 8 Porzellanfabriken, welche 600 Arbeiter beschäftigen und im Jahre etwa 120.000 fl. Arbeitslohn bezahlen und 6000 Klafter Holz verbrauchen, liefern gegen 9000 Ctnr. Waare (100.000 fl.), und darunter ausgezeichnet schöne Arbeiten. In 9 Steingut- und Fayencefabriken erzeugen 500 Arbeiter etwa für 150.000 fl.

Digitized by Google

verschiedene Gegenstände zum häuslichen Bedarf. Diese Rubrik dürfte ebenfalls noch sehr erweitert werden. An Steingeschirren bringt Böhmen jährlich ungefähr für 500.000 fl. zu Markte. Auch in Wedgewood, Terralith, Siderolith sind den sich todeswerthe Produkte, doch ist die Quantität weder genau bestimmt, noch sehr ansehnlich. 75 Glashütten und 22 Glasfabriken liefern an ausgezeichneten Arbeiten etwa ein Drittel der englischen oder die Hälfte der französischen Production (6.000.000 fl.). 4000 Arbeiter beschäftigen sich mit der Erzeugung sehr wohlfeilen und vollkommenen Spiegels und Tafelglases im Betrag von 73 — 74.000 fl., während an Glascompositionen und kleinen Arbeiten etwa für 200.000 fl. erzeugt wird. Die Granatenerzeugung kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, doch hat sie sich gegen frühere Zeiten sehr vermindert. Der Maschinenbau zählt 8 Werkstätten mit 800 Arbeitern (1.000.000 fl.), und ist noch im Wachsen begriffen, da die Etablissements von Jahr zu Jahr zunehmen. Was die Gerberei betrifft, so muß Vieles aus dem Auslande bezogen werden, da das inländische Erzeugniß noch nicht für den Bedarf des Landes ausreicht. 16.000 Arbeiter in 3248 Werkstätten bereiten etwas über 4.000.000 Felle, während in 5 Lederfabriken 150.000 Stück Häute verarbeitet werden, und 478 Handschuhmacher (darunter die Prager Fabriken die vorzüglichsten Produkte darbieten) 40.000 Dutzend Paar Handschuhe liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Madrid, September.

(Beschluß.)

Die modernen spanischen Dichter.

Was am meisten an den Werken aller modernen spanischen Dichter auffällt, ist, daß darin ein gewisser melancholischer, trauriger Klang herrscht, der sich oftmals in Töne des höchsten Schmerzes, ja der Verzweiflung auflöst. Es mag dem ersten Anblick erscheinen, als seyen dies nur Reminiscenzen aus den romantischen Dichtern des Nordens von Europa; denn Melancholie, Aete der Verzweiflung sind auf der Halbinsel wenig gekannt, ihre alte Poesie ist so heiter wie ihr Himmel, so feurig und humoristisch wie das Volk. Allein in Wirklichkeit ist jener Schmerz und jene Verzweiflung eine Frucht des moralischen Einflusses, welchen der traurige Zustand, in welchem Spanien schon seit Beginn des Jahrhunderts steht hin und her wankt, auf die poetischen Gemüther ausübte. Das Gefühl der Nothwendigkeit einer neuen, besseren Ordnung, das Ringen darnach weckt und nährt zwar Kräfte; allein die blutigen Reaktionen, das lange, bittere Unglück der Nation hemmen das Aufkommen des Genies. Auf wahre Classicität, auf mäßthaltende Eingreifen in die Richtung und den Geist der ganzen Nation, auf die Bildung einer neuen Epoche in der heimischen Literatur kann kein spanischer Dichter unserer Zeit Anspruch machen. Bei alle dem ist die Epoche sehr fruchtbar an Dichtern, oder zum wenigsten an Versificadorés von einigem Verdienste. Hier folgen die Namen der vornehmsten.

Don José de Espronceda; seine Versification ist immer schön, leicht, natürlich, die Form seiner Poesien angenehm und verführerisch. Er ahmt Byron, Victor Hugo und Ossian nach. Seine Meinungen und Ideen sowohl in literarischer, als in politischer Beziehung bilden in seinem Kopfe eine complete Anarchie. El Pirata, Fragmente eines epischen Gedichts, el Pelago, und el Mendigo sind seine besten Sachen. Don Bentura de la Vega zeichnet sich durch die formelle Schönheit und Harmonie in seinen Versen aus. La Ajitacion ist eines seiner schönsten Gedichte. Er hat auch verschiedene Theaterstücke verfaßt, welche mit Beifall gegeben wurden. Don J. Bermudez de Castro; sein Gedicht vom Tage de los Difuntos ist sehr gut. Er hat viel Geist und Beredsamkeit. Don Luis de Usoz y Rio hat unter Anderm in der periodischen Zeitschrift el Artista, einem für moderne spanische Literatur sehr interessanten Blatt, eine Hymne auf den Wein drucken lassen, welche ich einmal mittheilen werde. Dieser Dichter zeichnet sich durch ernstes Studium und durch Bildung aus. Er hasst die französischen Bücher, welche er in seiner Kindheit encyclisch copirte und übersetzte. Er ist noch jung, kräftig, von reinen republikanischen Grundsätzen. Don Manuel Breton de los Herreros, ein lyrischer und Theaterdichter (poeta lirico y comico), ist der fruchtbarste und einer der beliebtesten und gelesensten seiner Zeitgenossen. Er hat einen Band lyrischer Gedichte und verschiedene des liebte Comödien herausgegeben. Don Serafin E. Calderon hat einen Band seiner lyrischen Gedichte veröffentlicht; eben so Don J. B. Alonso. Don Ramon de Mesonero Romanos ist ein guter Beschreiber der spanischen Gebräuche. Er hat zwei Bände darüber unter dem Titel del Curioso parlante herausgegeben. Don Nicome des Pastor Diaz ist ebenfalls unter die dritten Dichter der Gegenwart zu zählen.

Es gibt noch viele andere Dichter, mehr oder weniger bekannt, mehr oder weniger ergriffen von dem wilden Strudel und der geistigen und materiellen Verwirrung, worin sich die Dinge gegenwärtig in Spanien befinden. Wie gesagt, sie sind alle mehr Versificadorés, als Poetas, und welche diesen letztern Namen verdienen, bleiben doch immer, als Nachahmer, was sie Alle sind, in einer unermeßlichen Entfernung von den großen und wahren Dichtern; schon lange lebte kein Spanier von dem moralischen Einflusse eines Schiller, Goethe, Scott, Byron, Calderon, Cervantes. Die Nation erwartet noch ihren beatificirten Sänger, wie ihren ordnenden Staatsmann. Dichte Routine herrscht hier zu Lande noch fast in allen Dingen. Wie der Gefangene bei seiner Befreiung mucht unpünktlich zur Freudigkeit und vollen Lebensfrische zurückkehrt, so ist auch noch der spanische Geist gefährlich durch den Anblick der hervorgethanen Ketten und ihrer unglücksseligen Folgen. Aber der Unterschied, welcher augenscheinlich zwischen den Dichtern dieses und des vergangenen Jahrhunderts besteht, läßt uns an Verbesserung, an Fortschritt und höhern Aufschwung der spanischen Literatur glauben. Die Themate von Liebe, Schönheit, Galanterie und Kirche sind hier über die Maßen angesponnen; neue, tiefere, politische und religiöse Bedürfnisse, wovon der Kern der spanischen Nation schon dunkles Vorgefühl hat, müssen sich lebendig in dem Dichter regen, um ihm zur klaren Anschauung kommen und begriffsend von seinen Lippen strömen. soll für Spanien wieder eine höhere Bahn der Kunst durch den angehäuften Sand und die verstrickte Routine gebrochen werden.

Theile ich auch im Allgemeinen die hier angedeuteten Ansichten meines spanischen Freundes, so muß ich doch hinzufügen, daß Martinez de la Rosa, der Zusammensetzer des Estatuto real, sich allen seinen jüngern Kunstgenossen breit an die Seite stellen darf. Seine Verse sind oft von ausserordentlichem Wohlklang und vieler Eleganz, und seine Comödien im Volke noch immer, trotz des in politischer Beziehung ihm aufgesprochenen Urtheils, die beliebtesten. Jetzt lebt er wenigstens in scheinbarer Unthätigkeit.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 6. Oktober 1837.

— Es schauet sein Blick lächelnd auf die herab,
Die der Muse sich weih'n.

Klopstock.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Ich war am nächsten Morgen noch nicht einmal angezogen, als der junge Mann, den ich bisher durch die Farbe seiner Weste bezeichnet hatte, den ich aber nun als einen jungen Beamten kannte, schon mich zu besuchen und mir ein Exemplar zu überreichen kam, da er an diesem Tage selbst zu verreisen hatte. Sein Geschenk bestand in sieben Bändchen einer Auswahl von Novellen des Auslandes in schwedischen Uebersetzungen, woran er selbst Mitarbeiter war. Es waren Erzählungen von Zschokke, Tromlitz, Wilhelm Hauff und dem Dänen Ingemann, die mir später auf der Reise mehr als eine Stunde auf eine doppelt angenehme Weise verkürzt haben, weil durch die fremde Kleidung für mich noch ein besonderer Reiz der Form hinzu kam. Hiemit waren jedoch die Gefälligkeiten des Gastfreundes keineswegs erschöpft. Wie im Alterthum, und noch jetzt bei den Völkern des Orients, wer zuerst dem Fremdling begegnete, ihn zu sich führte und sich für verpflichtet hielt, ohne ihn um Namen und Stand zu fragen, den Gast zu pflegen und zu ehren, so schien dieser Sohn des Nordens durch die erste Begegnung im Laden des Buchhändlers sich auf gleiche Weise für verbunden zu halten, sich unserer anzunehmen. Man sah dabei deutlich, daß er mit Lust diese Pflicht erfüllte, die bei uns eben so viel im Preise steigen mußte, als er selbst ihr geringeren Werth beilegte. Zunächst jedoch schied er auf Augenblicke und wir begannen unser Tagwerk mit Besichtigung des Doms.

Dieser mächtige Bau ward in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begonnen und ist im reinen Spitzbogenstyle vollendet. Seine Länge beträgt 180 Ellen, die Höhe nahezu ein Drittel der Länge, die Breite der drei Schiffe zusammen übertrifft die Höhe des Mittelschiffs etwa um zwanzig Ellen oder fast um ein Viertel. Durch das Verhältniß der Intercolumnien zu der Breite des Hauptschiffs von etwa drei zu vier schließt sich diese Kirche an die deutschen gothischen Münster an, welche in der Regel ein ähnliches Verhältniß haben, während bei den englischen und französischen Domen dieses Styls der Zwischenraum der Pfeiler nur die Hälfte der Breite des Mittelschiffs halten soll. Die Kapellen enthalten großentheils Grabmäler berühmter Schweden. Die in der Mitte des Chors ist dem Könige Gustav Wasa gewidmet und mit Wandgemälden aus der Geschichte dieses Königs verziert, die jetzt wohl vollendet seyn werden. Als ich die Kathedrale sah, war der Künstler, Professor Sandberg, noch mit denselben beschäftigt; die Kapelle war daher durch

Digitized by Google

einen Bretterverſchlag geſchloſſen, was mich verhinderte, die Bilder zu ſehen. Uebrigens kann ich, mögen ſie auch trefflich ſeyn, mir doch nicht denken, daß dieſe bunte Kapelle, deren Gewölbe einen blauen, ſternbeſäten Himmel bildet, in der ſonſt leider ganz weiß angeſtrichenen Kirche ſich gut ausnehmen werde. Von den übrigen Kapellen hebe ich noch die beiden aus, welche die Grabmäler aus der Familie Oxenſtierna und das einfach ſchöne Grabmal Linné's enthalten, welches letztere, aus dalecarliſchem Porphyr gehauen, die kurze Inſchrift trägt: Carolo a Linné botanicorum principi amici et discipuli, 1798. Endlich enthält eine Art von Loge im linken Seitenarme des Kreuzes den Schatz der Kirche, Reliquien von Kleidungsſtücken alter Könige und den biſchöflichen Ornat, den das proteſtantiſche Schweden in der katholiſchen Form beibehalten hat. Das Pedum in der Hand und die Mitra auf dem Haupte, möchte ich hier nicht von meinem Großoheim, dem frommen Biſchof Joſeph Anton, geſehen worden ſeyn, der dieſe Inſignien in einer proteſtantiſchen Kirche und an meinen weltlichen Gliedern zu erblicken, für eine doppelte Entweihung gehalten habe würde. Dem Innern des Doms ſteht das Aeußere deſſen ſchon einmal kurz erwähnt wurde, weit nach, indem ſeine einfachen Backſteinwände nur durch die uralten Steinhauerarbeiten an den Thüren auf intereſſante Weiſe unterbrochen werden. Auch iſt von den ſieben Thürmen, welche urſprünglich das Gebäude krönten, wenig zu bemerken, da ſie durch die Feuersbrunſt vom Jahre 1702 verdorben worden ſind.

In die Bibliothek führte uns ſodann mit großer Dienſtwilligkeit der Magiſter Wingquiſt, den ich ebenfalls am vorhergehenden Tage im Lokale der Oſtgothen kennen gelernt hatte. Mich auf dieſer zweiſtündigen Wanderung zu begleiten, möchte manchen Leſer ermüden, der mir lieber gleich zum botaniſchen Garten folgt. Dieſer iſt von nicht ſehr bedeutendem Umfang, wird übrigens durch ſeine Bäume für die Bewohner der Stadt, deren Umgebungen wenig Schatten darbieten, zu einem angenehmen Spaziergange. Mich beſchäftigte hier vorzüglich die Statue Linné's, von Byſtröm. Der Naturforſcher ſitzt und ſtudirt in einem Buche, das er in der linken Hand hält. Er iſt bekleidet mit der Tracht ſeiner Zeit und im Mantel. Leiſe Falten der Stirn zeigen den Denker, im Uebrigen iſt der Ausdruck des Kopfes äußerſt offen und natürlich, ja liebevoll. Der Blick iſt aufmerkſam, aber durchaus nicht geſpannt, auf eine Blume im Buche gerichtet; eine leiſe Verwunderung, wie man ſie bei einer neuen Entdeckung zu empfinden pflegt, ſcheint um ſeine Züge zu ſpielen, und unverkennbar iſt die ſtille Freude, die er über ſeinen Fund empfindet. Er blickt auch nicht auf, wenn zu beſtimmten Zeiten unter ſeinen Augen akademiſche Feſtlichkeiten Statt finden, die wohl in keinem andern Lande auf ſolche Weiſe begangen werden. Es wird nämlich die Orangerie des botaniſchen Gartens zu den feierlichen Mahlen verwendet, ohne welche eine Magiſter- und Doktorpromotion hier nicht vor ſich gehen kann. Nur alle drei Jahre werden, wenn ich nicht irre, Magiſter der freien Künſte, nur alle ſieben Jahre Doktoren geſchaffen. In dem Mittelpunkte des Doms, an der Stelle, wo auch die Könige gekrönt wurden, iſt alsdann ein Parnaß errichtet, welchen die Promovirenden erſteigen, um den Lorbeerkranz zu empfangen, der bei den Meiſten zugleich zum erſten und zum letzten Male die Schläfen zieren ſoll. Kanonen werden außerhalb der Kirche gelöst und die abſolvirten Studenten (wie einmal ein öſterreichiſcher Beamter einem abſolvirten Muſenſohn in den Paß ſchrieb) wandeln alsdann in die heſperiſchen Gärten, um, „wo aus dunkelm Laub die Goldorange glüht," Schnaps zu trinken und geſottene Spanferkel mit Dillſauce zu eſſen. Iſt es da noch ein Wunder, daß die upſaliſchen Studenten mich, bloß wegen meiner deutſchen juriſtiſchen Doktorſchaft, als einen Glücklichen verehrten, als einen Eingeweihten, dem nach ſiebenjährigem Harren im Vorhofe ſolch eſoteriſches Heil zu Theil geworden? Ach! ſie wußten nicht, wie ſchnell und leicht man auf manchen deutſchen Univerſitäten den Doktorhut über Midasohren ſtülpt!

Noch am ſelben Tage ſetzten wir unſern Weg weiter fort, aber nicht ohne daß eine neue Gefälligkeit des Gaſtfreundes, der noch einmal, obgleich ſelbſt im Begriffe zu verreiſen, in unſerem Gaſthofe erſchien, das Maß ſeiner Güte und meiner Schuld übervoll gemacht hätte. Er ließ nicht ab, bis ich noch einen Folioband altſchwediſcher Geſetze von ihm angenommen hatte, welchen er brachte, weil, wie er ſagte, er mein Intereſſe an dieſen Gegenſtänden bei dem Beſuche der Bibliothek bemerkt habe. — In kurzer Zeit erreichten wir das eine halbe Meile von der Stadt entfernte Dörfchen Altupſala (Gamla-Upſala). Wenn den Sagen zu glauben iſt, ſo war hier in frühester Zeit ein Hauptſitz des Dienſtes der nordiſchen Götter. Nach der Einführung des Chriſtenthums ward ſodann eine chriſtliche Kirche hier errichtet, der älteſte Dom Schwedens, indem der Biſchof hier reſidirte, bis zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts der erzbiſchöfliche Sitz nach Neuupſala verlegt wurde. Zu dem jetzt noch ſtehenden alten Kirchlein ſollen die Steine des alten Odintempels zum Theil verwendet worden ſeyn, eine Merkwürdigkeit, die ſich mit den Augen nicht entdecken läßt; eine ſichtbare und ſehenswerthe Merkwürdigkeit bietet dies Gebäude durchaus nicht dar. Intereſſanter ſind die neben der Kirche in einer Reihe ſich hinziehenden ſogenannten Upſalahöhen. Es ſind dies bedeutende kegelförmige Hügel, mit feſtem Raſen überwachſen, ſichtlich von Menſchenhand in der Ebene aufgeführt. Urſprüngliche Gräber, dienten ſie ſpäter, zum Theil wenigſtens, zur Gerichtsſtätte, daher noch einer dieſer Hügel Tingshög (Gerichtshöhe) heißt.

Digitized by Google

In welche Fülle altgermaniſchen Lebens kann man ſich hier verſenken! Um ſo leichter wird dies, da ein althergebrachter Brauch noch lebendig daran mahnt. Der Küſter der Kirche bereitet vortrefflichen Meth, von dem wir auch eine Flaſche kommen ließen. Dazu wurden keine Gläſer gebracht, ſondern es mußte ein großes Kuhhorn mit zwei Füßen, das die ganze Flaſche des ſchäumenden Trankes faßte, uns zum gemeinſamen Becher dienen. Es trägt die Inſchrift:

Den 5 jun. 1854 behagade hans Magit K. Carl XIV. Johan att dricka mjöd

Ur detta horn pa Odins hög —

ein ſeltſam gemeſſener, aſſonirender Vers, der noch weit größere Schwierigkeiten der Scanſion darbietet als jene Strophe aus dem bekannten Liede vom Prinzen Eugen:

Am ein-und-zwanzigſten Auguſt (1717) ſo eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen — —

wer ſollte ſich ihrer nicht erinnern?

Geſtärkt durch das ſüßliche, begeiſternde Gebräu, das in großen Zügen zu trinken, wie es aus ſolchem Gefäße ſich gebührt, bei der drückenden Hitze des Tages uns ſehr wohl that, fuhren wir weiter und verließen bald die Ebene, um über tannenbewaldete Hügel, deren unmittelbare Oberfläche prächtige Farrenkräuter zierten, an ſumpfigen Gewäſern hin, durch übrigens keineswegs unbewohnte Gegenden an das Ziel unſeres Ausflugs, nach Danemora zu gelangen. Hievon ein andermal.

Henri Hasterkeld.

(Fortſetzung.)

Er ging, nicht ohne Furcht, den Danaiden des Lord Pim-pim zu begegnen. Deßhalb wählte er eine Straße, die nicht zu den belebteſten gehörte; jetzt war ſie völlig todt. Die Laden der Häuſer waren geſchloſſen; vor einem derſelben ſtand ein ſchwer bepackter Reiſewagen. Ein paar Diener ſchleppten Gepäck, der Herr des Wagens erſchien auf der Treppe, bis an's Kinn in einen langen Reiſeüberrock geknöpft; auf ſeinem Geſichte lag der Ueberdruß und die Langeweile einer Reiſe durch Tag und Nacht. Es war ein Nordländer, denn er hatte ſich ſchon jetzt gegen die kühle Abendluft geſchützt. Eine kleine runde Dame neben ihm ſchien zum erſten Male zu fühlen, daß es einen Schmerz im Leben gebe, denn ihre großen waſſerblauen Augen, mit denen ſie den Koffer betrachtete, der eben hinten aufgeſchnallt wurde und der wahrſcheinlich die Garderobe barg, die ihr ſo göttliche Triumphe bereitet, bekamen wirklich einen elegiſchen Ausdruck; ihr kleiner Mund öffnete ſich, und es war, als hauchte er den Seufzer: ils sont passés ces jours de fête! Sie ſtieg langſam in den Wagen, eben ſo langſam folgte ihr der Mann, indem er ſeiner Cigarre eine dichte Wolke entlockte, die er als Abſchied in den heitern Oktoberhimmel ſtrigen ließ. Hinter dem Wagen feierte das Kammermädchen noch eine kleine gefühlvolle Scene mit dem Sohn des Hauswirths; aber auch dieſe ging vorüber, ſie nahm Platz neben dem Bedienten, und der Wagen ſetzte ſich in Bewegung. Er verſchwand um die Ecke; jetzt wurden die Laden des letztbewohnten Hauſes geſchloſſen, jetzt war die ſtille Straße völlig ausgeſtorben. Wie wunderbar hallt der Schritt auf dieſen Steinen, wie geſpenſtiſch erſcheinen die Balkone, von denen Niemand mehr herabblickt! Wahrlich, am heilen Mittag erſcheint die ſtille Gaſſe grauſenhaft, was muß ſie erſt am Abend ſeyn! am Abend, wo keine luſtige Muſik, kein tolles Ständchen, von einem tollen Liebhaber einer tollen Schönen gebracht, ſie mehr durchſchallt, wo man nicht mehr auf jener Bank unter'm Baume das Geſpräch zweier alten Brunnentrinker hört, die über die iriſche Reformbill politiſiren.

Nichts gewährt einen ſo traurigen Anblick, als ein verlaſſener Schauplatz des Vergnügens. Ruinen haben etwas Ehrwürdiges; die verſunkenen Paläſte Roms erheben die Seele, während ſie ſie in ein melancholiſches Dunkel hüllen, aber ein verödeter Ballſaal mit verlöſchenden Lampen fällt auf die Nerven. Da iſt nichts Poetiſches, da iſt nur der peinliche Druck momentanen Unbehagens, einer modernen Langeweile. Um dieſem zu entgehen, bog der Reiſende jetzt ſchnell um die Ecke und wandte ſich den Parkanlagen zu. Die Natur, obgleich auch ihr Abſchiedsfeſt feierend, that dieſes doch mit beſſerer Art, als die Menſchen. Die Blätter, die der Baum zu Boden ſchickte, waren freundlich gefärbt, Purpurroſen der Erinnerung, von dem bunten Feuerwerk der Blumen, Früchte und Gräſer die letzten Funken, die unter dem Schnee verlöſchen ſollten. Der Schritt des bleichen, jungen Mannes glitt gleichgültig über dieſe bunte Blättermoſaik, und ſein Blick richtete ſich mit einiger Anſtrengung in die Tiefe eines Bogengangs, wo auf einer einſamen Bank eine Dame ſaß, gerade ſo, wie man ſie auf den alten Gemälden von Watteau ſitzen ſieht, in einer weiten, banſchigen Robe von durchſichtigem, weißen Stoffe, nach Umfang und Grazie einem Reifrock ähnelnd. Aus dieſer Wolke von Mouſſelin, maleriſch auf einem Stück des grünen Raſenſchmelzes ausgebreitet, hob ſich eine ſchlanke Taille, ein gelber Hut mit einer einzelnen weißen Feder war geſenkt und ließ einen ſchönen Nacken ſehen, während er das Geſicht verbarg. Die zarteſten, feingebildetſten Hände, in ſtrohfarbene Handſchuhe gehüllt, hielten ein Buch, deſſen leuchtendrother Maroquinband gefällig gegen das duftige Schneeweiß, das blaſſe Gelb und das leuchtende Grün des Bodens abſtach. Es war ein reizendes Gemälde und gewiß eines der beſten von Watteau; es fehlte nur noch die Guirlande von Roſen auf dem

Digitized by Google

Reifrock, zu den Füßen der Schönen ein Schäferhündchen an einem rosenfarbnen Bande, und zum Hintergrund des Bildes eine Landschaft in verschwimmendem Dufte, eine zerbrochene Bildsäule und ein halb versteckter Tempel. Von dem Allen aber nichts: die Dame mit ihrem rothen Buche nahm allein die Aufmerksamkeit in Anspruch; das einzige, was die Natur that, um charakteristisch das Gemälde abzurunden, war, daß sie die melancholischen Zweige einer Trauerweide herabhängen ließ, so daß sie die Spitze der einzelnen weißen Feder berührten, und dann mit leckem, zierlichem Wurf ein Feston von Epheu hoch über der sitzenden Schäferin an einem Nachbarbaum befestigt hielt. Aber gerade diese Einfachheit war eine glückliche Verbesserung eines Gemäldes von Watteau.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

(Beschluß.)

Böhmens Gewerbsproduktion. Ein romantischer Contrabandist. Seidelmann.

Was die Erzeugnisse aus Wolle betrifft, so liefern etwa 100,000 Arbeiter an 30,000 Ctnr. Waare (12,000,000 fl.). In 55 Maschinenspinnereien sind 150,000 Spindeln im Gange. 2812 Tuchmacherwerkstätten zählen 5200 Stühle und erzeugen etwa 12,000 Stück, während 800 Arbeiter für 180,000 fl. Wollenbänder, und 500 Arbeiter 60,000 Dutzend rothe türkische Kappen (40,000 fl.) verfertigen. An Baumwollenprodukten liefern etwa 2000 Handspinner und 88 Maschinenspinnereien für 7,500,000 fl. Waaren. In 60 Webereien mit 75,000 Stühlen ist das jährliche Erzeugniß von 100,000 Arbeitern etwa 3,250,000 Stück. Die Strickerei und Wirkerei zählt 5000 Stühle mit einem jährlichen Erzeugniß von mehr als 1,500,000 fl. an Werth. Der Cotton- und Indiennebruch steht auf einer hohen Stufe. 117 Fabriken mit 22,000 Arbeitern bieten 1,400,000 Stücke (14,000,000 fl.) dar. 50,000 größere und kleinere Leinwandwerkstätten beschäftigen 280,000 Arbeiter, die 1,028,000 Stücke (10,000,000 fl.), mitunter von außerordentlicher Feinheit und Güte, arbeiten. Die Zwirnerzeugung beträgt 45,000 fl. Die Bleichen beschäftigen etwa 5000 Arbeiter, und ihr Ertrag ist 1,500,000 fl. 100 Seidenfabriken arbeiten für 210,000 fl. Waaren, meist Bänder und Posamentierarbeiten. 82 Hutmacher mit 1500 Arbeitern liefern 250,000 feine Filzhüte (680,000 fl.), meist schöne und wohlfeile Erzeugnisse, und 600 Werkstätten 74,000 Wollenhüte. 2 Rohrzuckerraffinerien erzeugen 40,000 Ctnr. (1,600,000 fl.), und 17 Runkelrübenzuckerfabriken (deren Zahl sich von Jahr zu Jahr vermehrt) bereiten mit 1200 Arbeitern jährlich etwa 15,000 Ctnr. 9 Rüdölpressen liefern 24,000 Ctnr. (750,000 fl.) Oel. Cichorienkaffee bereiten 260 Arbeiter in 15 Fabriken etwa 56,000 Ctnr. (100,000 fl.) Die Bier- und Branntweinerzeugung zählt 1500 Werkstätten, wovon sich aber nur einzelne durch Güte ihrer Produkte auszeichnen; im Ganzen ist dieser Zweig noch vieler Verbesserungen fähig; ausländischer Liteurs und selbst bayerisches Bier werden bedeutend eingeführt. 14 Strohhutmanufakturen beschäftigen 400 Arbeiter, und ihr jährliches Erzeugniß beträgt ungefähr 16,000 fl. 8 Fabriken von Kinderspielwaaren bringen mit 700 Arbeitern für 45,000 fl. Waaren zu Markte. Die Papierfabrikation läßt noch Vieles zu wünschen übrig, und die feinen Papiere werden meist aus dem Auslande bezogen. 126 Papiermühlen mit 2200 Arbeitern liefern für 4,600,000 fl. Waaren. Buchdruckereien zählt Böhmen 22, nebst 10 lithographischen Anstalten mit 40 Pressen und 150 Arbeitern.

Ein theatralischer Contrastbruch, der am Ende eine romantische Wendung erhielt, bietet unsern Coterien reichlichen Conversationsstoff dar. Der Sänger Pöt ging nämlich auf Gastrollen nach Braunschweig, wo ihm ein Engagement angeboten wurde, das er aus, wenn gleich sein dieses Engagement contraktmäßig noch mehrere Jahre dauert, ohne Bedenken annahm. Da er vor dem Eintritt in sein neues Engagement noch in Dresden Gastrollen geben wollte, hatte er mit seiner Frau ein Rendezvous in Töplitz verabredet; er kam dahin und verlangte vom Bürgermeister Wolfram einen Paß für seine Frau, der ihm aber sagte, daß sein ganzes Verfahren schon bekannt sey, worauf Pöt ventre à terre nach Dresden zurückjagte, und, sich — sonderbar genug — auch dort noch nicht für sicher haltend, diese Stadt ebenfalls sogleich wieder verließ. Madame Pöt hatte durch den Beistand einiger kleinen Juden ihre Sachen zu Wasser nach Dresden geschickt und entfloh mit jenen nach Töplitz, und wie sie die Lage der Sachen erfuhr, von dort abermals, schloß sich, um über die Grenze zu kommen, an eine Schleichhändlerbande, mit der sie zu Fuße und in der Nacht die sächsische Grenze überschritt, und wie sie erschöpft in Dresden ankam, machte sie sich gleich wieder auf den Weg, um ihrem Gatten zu folgen. Mad. Pöt hätte sich alle diese Mühseligkeiten ersparen können, denn der Landesgouverneur hatte schon Befehl gegeben, sie ungehindert ziehen zu lassen, da sie doch nicht im Stande ist, die Partien ihres Mannes zu singen, und nach der heiligen Schrift das Weib dem Manne folgen soll. Mit diesem Abgange Pöts ist unsere Oper, noch im vorigen Jahr so reich ausgestattet, auf eine uns geziemende Sängerin (Mad. Podborsky) und ein Talent, weises Hoffnungen gibt (Dem. Grosser), reducirt. Das ganze übrige Personale besteht aus mittelmäßigen Subjekten, die anfangen oder eben im Begriffe sind aufzuhören. Auch im Personale des Schauspiels sind so bedeutende Lücken vorhanden, daß der Director Stöger jetzt bei dem Verfall der Oper doch wohl auf den Gedanken kommen dürfte, es sey nicht klug gehandelt gewesen, jenes zum Vortheil des singenden Drama's so ganz zu vernichten, daß sich der Geschmack des Publikums vom Schauspiel entwandte. Für kunstreicher Spos belmann hat also, beim jetzigen Zustande unsers Schauspiels, nicht den günstigsten Zeitpunkt gewählt, um hier einen Cyclus von Gastrollen zu geben, in welchem er meist die schon gesehenen Rollen wiederholte. Nur Walter (der Bettler), Frosch (der Verschwiegene wider Willen), Marinelli (Emilia Galotti), Dr. Löwe (der Oheim) und der gutherzige Polterer waren neu, und unter diesen besonders sich kaum zwei, die seiner Individualität ganz zusagen. Es dieß Enkeln nach Athen tragen, wenn wir Ihnen ein Detail seiner sechzehnten Gaben liefern wollten. Die Sie besser als wir kennen, da Sie ihn das ganze Jahr besitzen. Seine Aufnahme war ehrenvoll, wie es bei einem solchen Künstler wohl nicht leicht anders denkbar ist. Am meisten sprach er als Osip und Lassenius, am wenigsten als Marinelli an. Die teersten Häuser machte der „Kaufmann von Venedig“ und „Emilia Galotti.“ Unbegreiflich war es uns, daß Spos belmann nicht eine einzige interessante Novität mitbrachte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 7. Oktober 1837.

The churchyard in which the gravediggers in Hamlet performed the functions of their office, cannot have been in the vicinity of a gin-temple; had it been so, they would have had no cause to complain of a want of „trade.“

The great metropolis.

Ale- und Ginhäuser in London.

Die englische Nation, besonders die niedern, arbeitenden Klassen, war zu allen Zeiten dem Trunke sehr ergeben und darob berüchtigt; in den höhern, den fashionablen Ständen ist dieser Hang in den jüngsten Decennien fast verschwunden, in den untern dagegen nimmt er täglich noch mehr überhand, obgleich das Parlament, die periodische Presse, Kanzelredner und Mäßigkeitsvereine dagegen eifern und auf Mittel und Wege sinnen, dieser dem Gemeinwohl, der Sittlichkeit und der Gesundheit gleich nachtheiligen Leidenschaft zu steuern. Folgende über die Zahl der Londoner Ale-, Gin- und Wirthshäuser, wie über die Consumtion der geistigen Getränke und des Biers seit dem letzten Jahrhundert gesammelten statistischen Notizen werden nicht ohne Interesse seyn; sie verdienen zugleich vom Standpunkte des commerziellen Verkehrs, des sittlichen Zustandes der Bewohner der Hauptstadt Großbritanniens, wie ihres materiellen Wohls Beachtung.

Vor hundert Jahren existirten in London dreimal mehr Wirthshäuser und Kneipen (public-houses) als gegenwärtig, obgleich damals die Stadt nur etwas über ein Drittel der jetzigen Einwohnerzahl einschloß. Aus einem Register vom Jahr 1736 ergibt sich, daß zu jener Zeit in London 207 eigentliche Wirthshäuser, 447 Wein-, 551 Kaffee-, 5975 Bier- und 8659 Branntweinschenken bestanden, was eine Totalsumme von 15,839 Gasthäusern und Kneipen auf 630,000 Einwohner gibt. Zugleich wird berichtet, daß damals im Durchschnitt sieben Millionen Gallonen Spirituosa jährlich in der Hauptstadt consumirt wurden. (Eine Gallone enthält vier deutsche Quart, ungefähr acht Schoppen.) Im Jahr 1835 betrug die Bevölkerung Londons 1,776,500 und die Zahl der public-houses war etwas über 5000. Es müßte demnach, da früher im Verhältniß neunmal mehr Häuser der Art geöffnet waren als jetzt, gefolgert werden, daß die Consumtion geistiger Getränke verhältnißmäßig abgenommen habe und die Londoner mäßiger geworden seyen. Die gegenwärtige mit jener Epoche verglichen, ist dem auch wirklich so, denn damals war die Unmäßigkeit und Völlerei so arg, daß die Zahl der Sterbefälle die der Geburten bei weitem überstieg, und nach den, freilich nur unvollkommenen Kirchenregistern jährlich auf zwanzig Menschen ein Todesfall kam. Jener übermäßige Genuß geistiger Getränke hatte seinen Grund hauptsächlich in der Zurücknahme eines Gesetzes, welches auf die Gallone Branntwein fünf Schilling Eingangszoll gelegt hatte, durch welche Zurücknahme man das Schmuggeln verhüten wollte, welches gar zu arg überhand genommen hatte; denn zu jener Zeit, 1735, wurde fast aller Branntwein nach England eingeführt, im Lande selbst nur sehr wenig fabricirt.

Digitized by Google

Die Unmäßigkeit aller Klaſſen hatte einen ſo hohen Grad erreicht, daß Menſchenfreunde, Richter und Regierende einſchreiten mußten. Wir leſen in einer Parlamentsſitzung des Oberhauſes vom Jahre 1736, wie Lord Carteret und Lord Cholmondely ſich beklagen, in allen Straßen und Gaſſen wiehlich betrunkene Menſchen beiderlei Geſchlechts geſehen zu haben, und der Biſchof von Salisbury führt an, daß neuerdings Schilder vor Kneipen ausgehängt ſeyen, auf denen mit großen goldenen Buchſtaben zu leſen: „Für einen Penny kann man ſich hier betrinken, für zwei bis zum Tode, und reines Stroh koſtet nichts.“ Und dieſe Häuſer ſeyen, fügt der Biſchof hinzu, Tag und Nacht voll Gäſte, von denen viele das unentgeldliche Lager benützen, um, nachdem ſie den frühern Rauſch ausgeſchlafen, gleich von Neuem ſich zu berauſchen. Das Quart Gin (Wacholderbranntwein, der beliebteſte in England bei Mann, Weib und Kind) koſtete damals in Folge gänzlicher Steuerfreiheit nur ſechs Pence, der Preis wurde aber durch Parlamentsakte von oben genanntem Jahre ſehr ſtark erhöht, denn von 1736 an mußte für jede Gallone geiſtiger Getränke zwanzig Schilling, und für die Licenz, ausſchenken zu dürfen, jährlich fünfzig Pfund Sterling entrichtet werden. Die Schmuggelei nahm alsbald wieder überhand, die Douaniers waren ihres Lebens nicht ſicher, ſolche, welche Defraudationen hinterbrachten, wurden von wüthenden Pöbelhaufen erſchlagen. Größere Aufſtände befürchtend und zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Beſteuerung zu hoch ſey, amendirten beide Häuſer im Jahr 1743 die ſieben Jahre vorher gefaßten Beſchlüſſe und fixirten, wieder von einem Extrem zum andern ſchreitend, die Abgabe von einer Gallone Spiritus auf drei Pence, die jährliche Licenz auf ein Pfund Sterling, und empfahlen den Wirthen, „Trunkenheit nicht befördern zu wollen.“ 1751 aber verpönten ſie „öffentliche Trunkenheit“ und erhöhten wieder die Abgaben von geiſtigen Getränken. Seit jener Zeit, namentlich ſeit 1751 und in den folgenden Decennien bis zum Anfang unſeres Jahrhunderts, wurde durch zweckmäßige Anordnungen, beträchtlichere Beſteuerung, beſſere Polizei und verminderte Verleihung von Licenzen das Laſter der Trunkenheit in ſo weit beſchränkt, daß die Sterblichkeit in London im Jahr 1800 nur eins zu vierzig betrug, ſo daß alſo die Einwohner der Hauptſtadt eine doppelt ſo große Wahrſcheinlichkeit der Lebensdauer hatten als ſechzig Jahre früher.

Während der ärgſten Trunkſucht lebte Hogarth; Stoff und Gelegenheit, das engliſche Volk in ſeinen Schwächen zu geißeln, konnte dem genialen Manne damals nicht fehlen, und es entſtanden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die bekannten drei Blätter: der March to Finchley, Gin-lane und Beer-street. Auf dem erſten Gemälde ſtellt er ein Garderegiment vor, welches wegen der 1745 in Schottland ausgebrochenen Inſurrektion abgeſchickt ward. Soldaten wie Offiziere wanken in der größten Unordnung einher, Alle mehr oder minder unter dem Einfluße des verderblichſten Giftes, des beliebten Gin; die Scene ſpielt zwiſchen zwei public-houses, dem King's head und Adam and Eve an der Ecke von Hamp-stead-road und New-road. Auf dem zweiten Blatt, der Gin-lane (Name einer Straße), werden die Opfer der Trunkenheit in auf der Straße vor einer Kneipe aufgeſtellte Särge gelegt; auf dem dritten muß ein gichtbrüchiger Gentleman in ſeiner Sänfte vor einem Bierhauſe warten, vor welchem die Chairmen, die Sänftenträger, einen „Schluck“ nehmen. — Das Uebel war damals ſo groß, daß 1741 auf 14,057 Geburten 32,169 Sterbefälle kamen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Unſer Wanderer konnte ſeinen Blick nicht abwenden von der longuiſanten Stellung der Hauptfigur; er fand eben ſo viel Eleganz als Freiheit in den Contouren des Kopfes und Nackens, als er in jeder Falte des Kleides Fülle und Zartheit entdeckte. Er war eben daran, zu unterſuchen, ob die äußerſten Ringe einer Locke, die ſich unter dem Hut hervorſtahl, ſchwarz oder braun in's Schwarze fallend ſeyen, als aus der Tiefe des Bogengangs eine jener ſchwerfälligen Figuren auftauchte, die von Künſtlern auf Seegemälden oder bei Feuersbrünſten gewöhnlich in den Vordergrund geſtellt werden, weil ihr Rücken eine breite, dunkle Fläche bildet, die einen maleriſchen Contraſt macht. Dieſes herumwandelnde Effektſtück ſchob ſich mit langſamem, ſchleppenden Gange zwiſchen das Watteau'ſche Gemälde und ſeinen Beſchauer. Die Wirkung war außerordentlich; eine totale Verfinſterung der ſchönen Schäferin trat auf einige Sekunden ein, und erſt nach und nach, je nachdem die ſchwarze Maſſe ſich leuchend weiter bewegte, trat ein Stück des weißen Reifrocks, die Spitze der Feder, endlich der Marroquinband wieder hervor. Aber noch war die Prüfung nicht überſtanden; dem dunkeln, dicken Körper folgten acht weiße dünne, die alle, nachelnander vorbeiwandelnd, die Sonne verfinſterten. Es war Lord Pim-pim mit ſeinen acht Unverheiratheten: ein Zug ohne Ende. Die Füße der langgelockten Mißes raſchelten leiſe im Herbſtlaube und ſchienen eben ſo viele getäuſchte Hoffnungen zu berühren. Als die letzte vorüber war, ſah die Dame mit dem Buche auf und ihre Blicke begegneten denen des jungen Mannes. Ein Lächeln und ein ſchnelles

Digitized by Google

Erröthen glitten über ihr Antlitz. Sie schlug das Buch zusammen und lehnte sich zurück an den Baumstamm.

„Gräfin Emilie Valière!“ — „Ach — Henry Hasterfeld! Welch eine Erscheinung? Wie kommen Sie hierher? Wissen Sie auch, daß es nicht artig ist, zu kommen, wenn die Gesellschaft gerade auseinander geht?“ — „Und gerade das ist die Zeit, die ich immer am liebsten wähle, um meine Freunde zu besuchen,“ erwiderte der junge Mann, ohne den Ernst seiner Miene im Mindesten aufzugeben. „Sieht man mich gerne, so bleibt man meinetwegen noch länger beisammen, und das ist schmeichelhaft; ist mein Kommen gleichgültig, nun wohl, so befreien wir uns gegenseitig bald von einer lästigen Gesellschaft. Was lesen Sie, Gräfin?“ — „Die Briefe der Sevigné.“

Eine Pause entstand; er hatte neben ihr Platz genommen und zeichnete mit seinem Stocke Figuren in den Sand. Die Gräfin beobachtete ihn von der Seite, und jenes Lächeln, das ihr so wohl stand, glitt über ihre Züge, die, ohne schön zu seyn, den Ausdruck von Geist und Anmuth auf eine bezaubernde Weise vereinigten. „Sie haben viel verloren,“ begann sie, „daß Sie nicht früher gekommen sind; wir hatten eine Gesellschaft, die Ihnen gefallen mußte. Die Gräfin von Rehaff, die Marquise Selanges, die Brittendorff, Miß Mary Olintb, die einzige liebenswürdige femme savante, die ich kenne, dann die entzückende kleine Gräfin Blinvares, die mir wie eine Rosenknospe erscheint, die sich noch nicht entschieden hat, ob sie eine rothe oder weiße Rose seyn will; und um alle diese Schönheiten in's rechte Licht zu setzen, den alten Obrist Olincourt, diese köstliche Ausgabe eines Narren von der liebenswürdigsten Gattung, eines unermüdlichen Spaßmachers, eines Gankopfs mit dem frischen Muthe eines achtzehnjährigen Adolescenten. Er ist mit uns geritten, hat Carté gespielt, die Flöte geblasen, in Albums gezeichnet, gefahren, auf die Berge geklettert, Papierblumen gemacht, Stickmuster ausgesucht, Saucen probirt und noch zuletzt ohne Stimme gesungen. Er hat mein Herz gewonnen! Der Schlimme, er weiß es, allein das ist ihm so wenig etwas Neues, daß er davon gestattet ist, ohne sich um meine Klagen und Thränen zu bekümmern.“

„Sie klagen und weinen um keinen Mann, Gräfin,“ rief Henry Hasterfeld, „Sie, die sich von zwei Männern getrennt hat, die allgemein für sehr liebenswerth galten.“ — Die Dame lachte. „Sie haben Recht: der Erste war ein Pedant, und der Zweite — mein Gott, kann man wohl fünf Fuß Langeweile, in einen Ueberrock geknöpft, lieben? Ich kann weder sagen, daß ich ihn haßte, noch daß ich ihn liebte. Er existirte gar nicht für mich; nur sein Reitpferd, sein Sopha, sein Toilettentisch existirten; kann man aber einen Toilettentisch hassen oder lieben? Uebrigens ist dieser schöne Graf Valière auch hier gewesen und hat mir sehr ernstlich den Hof gemacht. So sagte mir die Welt; ich habe nun einmal die Eigenschaft, ihn nie zu bemerken, auch wenn er vor mir steht. Ich ward nicht früher gewahr, daß ich mich von ihm geschieden, als bis ich in meiner gewohnten Abendgesellschaft den vierten Mann bei einer Partie suchen hörte. Ach, dachte ich, es gibt keinen Grafen Valière mehr. Schade darum! — Aber Henry, Sie sehen ungewöhnlich bleich aus; das ist mehr, als Ihnen die Mode erlaubt. Hat Ihr Schneider in Paris diesmal ohne Inspiration gearbeitet? Haben Sie Ihr Reitpferd verloren? Hat man Sie in den Cirkeln der Herzogin von B. nicht wie gewöhnlich ausgezeichnet? oder hat Ihr Herz plötzlich Gedächtniß bekommen?“

Der junge Mann blickte auf und seine dunkeln Augen hefteten sich mit einem eigenthümlichen Blick auf die lächelnden Züge der Dame. „Sie werden mich nicht verstehen, Emilie; es ist Schade darum, sonst könnte ich Ihnen mit Einem Worte auf alle diese Fragen antworten, und dieses eine Wort heißt: Irland.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die alte Jungfer als junge Wittwe.

Folgende wahre Geschichte gäbe vielleicht Stoff zu einem kleinen Lustspiel, wenn man in Deutschland noch Lustspiele machte.

Je hübscher und reicher ein Mädchen ist, desto wählbarer sind meist die Eltern und sie selbst, und desto mehr Körbe werden ausgetheilt. Der eine ist zu groß, der andere zu klein, dieser nicht reich, jener nicht angesehen genug. Alles mittelst verstreicht ein Frühling nach dem andern, und Jahr um Jahr nimmt ein Blatt der Jugendblüthe und eine Zierde geneigt mit sich fort. Fräulein Nathalie S. war die erste Partie in ihrer Vaterstadt, aber bereits hatte sie das siebenundzwanzigste Jahr zurückgelegt und sah fast alle ihre Schulfreundinnen am Arm von Männern, denen sie einen Korb gegeben; Nathalie war eine alte Jungfer. Die Eltern wurden nachgerade unruhig, und sie selbst befeufzte im Stillen ein Verhältniß, das nie ein natürliches ist, in das sich fremlich die von Natur und Glück schreckt Ausgestatteten fügen müssen; aber Nathalie war hübsch und sehr reich. Da kam ihr Oheim auf Besuch, ein reicher, in einer andern Provinz ansässiger Kaufmann, ein munterer, lebendiger Mann, gewohnt, alle Schwierigkeiten keck und mit kaltem Blute anzugreifen. „Sieh,“ sagte einmal Herr S. zu ihm, „Nathalie bleibt ledig; du siehst, sie ist hübsch, was sie mitbekommt, weißt du, die böse Welt, selbst in unserm Krähwinkel, weiß ihr nicht das Mindeste nachzusagen — und sie wird eine alte Jungfer.“ — „Allerdings,“ erwiderte der Oheim; „siehst du, bei Allem in der Welt komme es darauf an, einen gewissen Zeitpunkt nicht zu verpassen: das habt ihr gethan; es ist ein Unglück, aber als wir das Mädchen mit, und ehe ein Vierteljahr in die Welt geht, soll sie sie wieder haben als gnädige Frau, mit einem Mann, so jung und reich wie sie.“ — Die Nichte erröthe mit dem Onkel. Unterwegs fing er einmal an: „Höre, was ich dir sagen will: du bist nicht mehr Fräulein S., sondern Frau v. L.,

Digitized by Google

meine Nichte, eine junge, reiche, kinderlose Wittwe; du hast das Unglück gehabt, deinen Gemahl nach vierteljähriger glücklicher Ehe durch einen Sturz auf der Jagd zu verlieren.“ — „Aber, Onkel —“ — „Lassen Sie mich machen, gnädige Frau; Ihr Herr Vater hat mir unbeschränkte Vollmacht gegeben. Sieh, hier hast du den Ehering des seligen Herrn v. L.; Schmuck und was du sonst brauchst, gibt dir die Tante, und gewöhne dir ab, immer die Augen niederzuschlagen.“ — Der pfiffige Oheim stellte seine Nichte aller Orten vor, und überall machte die junge Wittwe das größte Aufsehen. Man drängte sich um sie, und bald hatte sie die Wahl unter zwanzig Werbern. Der Onkel rieth ihr den Bestbestehen zu nehmen, und ein seltener Zufall wollte, daß dies gerade der liebenswürdigste und reichste war. Nicht lange, so war die Sache im Reinen, und eines Tags bat der Onkel den künftigen Neffen um ein paar Worte unter vier Augen. „Lieber Herr,“ fing er an, „wir haben Sie mit Unwahrheit berichtet.“ — „Wie so? Sollte Frau v. L. ihr Herz —“ — „Nichts dergleichen; meine Nichte ist Ihnen aufrichtig ergeben.“ — „So ist sie nicht so reich, als Sie mir gesagt?“ — „Reicher.“ — „Nun, was ist es denn?“ — „Ein Scherz, der mir einmal bei guter Laune eingekommen, ein unschuldiger Scherz; wir konnten es aber nachher nicht wohl zurücknehmen; meine Nichte ist keine Wittwe.“ — „So lebt Herr v. L. noch?“ — „Nichts weniger: sie ist ein Mädchen.“ — Der Liebhaber bethenerte, er sey glücklicher, als er sich träumen lassen, und aus der alten Jungfer ward sofort eine junge Frau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Industrieausstellung.

Die mit der Kunstausstellung diesmal wieder verbundene Exposition von Gewerbserzeugnissen beurkundet sehr bedeutende Fortschritte in manchem Zweige der Landesindustrie seit dem Jahr 1854, wo die letzte Ausstellung stattfand. Vor Allem vielleicht sind in der Tuchfabrikation wesentliche Verbesserungen wahrzunehmen. Wenn auch die sächsischen Tücher schon lange eine tüchtige Qualität behaupteten, so fehlte ihnen doch zum Theil der Vorzug einer vollkommen zweckmäßigen Appretur, durch welche unter andern auch der aus geringerer Wolle gefertigten Waare das Ansehen der aus feinerem Material fabrizirten verschafft werden kann. Die Regierung hat nicht verfäumt, die dabei betheiligten Fabrikanten hierauf aufmerksam zu machen, und durch Ankauf und öffentliche Aufstellung der zu Erreichung des Zwecks nöthigen ausländischen Maschinen und sonstige rastlose Bemühungen ein Werk zu befördern, dessen Gelingen ihr nunmehr die größte Genugthuung gewähren muß. Mehr als jemals sind aus allen Gegenden des Landes Beiträge angelangt, so daß diese Ausstellung wirklich den Compter des so mannichfachen Fabrik- und Gewerbswesens des Landes in ziemlicher Vollständigkeit darbietet. Vielleicht ist die Strumpffabrikation der einzige Hauptzweig, der nur einer mageren Ausbeute sich erfreut, was um so mehr befremdet, da gerade die inländischen Fabriken baumwollener Strümpfe es in der Vollkommenheit und Feinheit ihrer Waare sehr weit gebracht haben. Besonders Beifall fanden die lackirten Gartenstöcke und Stühle von Gußeisen aus den Lattermannschen und Jacobischen Fabriken. Die erst in neuerer Zeit mit so glänzendem Erfolge in Annaberg aufgetretene, so bedeutende, als vorzügliche Seidenfabrik von Thilo und Röbling hat ebenfalls bereits in den Fabrikanten Behr zu Frankenberg einen verdienstlichen Nacheiferer gefunden. Auch die Buchdruckerkunst ist mit ihrer achtungswerthen Thätigkeit nicht zurückgeblieben; unter andern bieten namentlich die berühmten Offizinen von Tauchnitz und Brockhaus zu Leipzig sehr werthvolle Beiträge dar. Den Beweis des Aufstrebens der Runkelrübenzuckerfabrikation in Sachsen führen die ausgestellten Erzeugnisse mehrerer Fabriken dieser Art. Ueberdaupt ist das diesmal bedeutend vergrößerte Local mit Waaren, Maschinen und Geräthschaften aus allen Zweigen der Gewerbsthätigkeit so angefüllt, daß zu ihrer Aufstellung man nicht nur die Wände zu Hülfe nehmen, sondern auch die in und da in der Mitte des Locals vielen Fabrikaten auf erhöhten Gerüsten Raum verschaffen mußte. Unter den Maschinen befindet sich eine patentirte Webemaschine aus der Schönherrschen Maschinenwerkstatt zu Smlema bei Schneeberg, deren Leistungen als ganz ausgezeichnet gerühmt werden. Sie ist zu leinenem, wollenen, baumwollenen und seidenen Waaren anwendbar, und es sind bereits eben auf ihr gefertigte zur Probe mit ausgeliefert. Der Erfinder dieser Maschine, Mechanikus Schönherr, gehört zu den seltensten Talenten in seinem Fache. Die Mechanik und Gewerbsvertriebsamkeit sind ihm schon mehrere nicht unwichtige Erfindungen schuldig. So verdankt man ihm zunächst die Begründung der Bobbinetmanufaktur in Sachsen. Auch diesmal soll wieder ein Ankauf mehrerer ausgestellter Fabrikwaaren geschehen, um eine Ausspielung derselben zu veranstalten. Das Loos ist von 16 Groschen bis auf 1 Thaler erhöht worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

In der ersten Frühlingssonne Schein
Oeffnet eine Knospe sich dem Lichte,
Farben allzu'n auf ihrem Angesichte,
Und es walkt um sie der Duft so rein.

Doch der Sonnenschein verbirgt sich,
Trübe Wolken zieh'n um ihren Himmel,
Und der Graupen eisiges Gewimmel
Fällt auf sie drunter schauerlich.

Ach! da legt sich in der Blüthe Schoos
Kaltes Eis statt milder Sonnenstrahlen,
Und sie zucht in bösen Krampfes Qualen,
Und es wird ein Miteid ihrem Loos.

Und die Sonne, wenn sie vor nun bringt,
Schaut derneder auf das eisbleiche
Angesicht der jungen starren Leiche,
Die ihr Blick nicht mehr in's Leben bringt.

Glücklich, wer die Blume nicht gesehn,
Wie ihr selbst die Thränen nicht mehr flossen,
Die sonst ihrer Augen Born vergossen,
Die nun starr in ihren Höhlen stehn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 9. Oktober 1837.

Quel diable de jargon entends-je ici? Voici bien du haut style.
Molière.

Henri Hasterfeld.

(Fortsetzung.)

„Aha!“ rief die Gräfin und schlug ihre Blicke nieder, „also Politik!“ Sie verfiel wieder in ihren gewöhnlichen Ton, indem sie hinzufügte: „Aber mich führen Sie nicht an. Ich weiß, was es mit dem Patriotismus unserer Tage zu sagen hat. Er wird vor dem Spiegel angethan, und Abends bringt ihn der Kammerdiener mit den andern abgelegten Kleidungsstücken hinweg. Wie können ein paar Millionen Egoisten von Vaterland sprechen!“ — „O wenn sich dergleichen erklären ließe!“ rief Henri Hasterfeld mit Heftigkeit. — „Ganz wohl, aber ich habe mir nie Illusionen machen können,“ entgegnete die Dame. „Man hat mich zu vielem überreden wollen — zur Liebe, zur Schwärmerei, zur Andacht, aber ich bin immer entschlüpft, wo man mich gerade recht fest zu halten meinte. Die Menschen verdienen das mit ihrer ewigen Heuchelei. Warum nicht vernünftig seyn? dann gibt sich alles von selbst. — Aber wir wollen von etwas Anderem sprechen. — Sehen Sie diese Briefe? — begreifen Sie, daß man ein solches Nichts einander zuträgt? Und doch, wie hübsch ist das Alles geschrieben. Um mich eines Ausdrucks aus der alten Schule zu bedienen: „die Grazien“ lenken die Feder dieser alten Frau, die an ihre Tochter schreibt mitten im Strudel einer prächtigen kindischen Hauptstadt. Ich möchte nur Madame de Grignen gekannt haben: ob sie wirklich das liebenswürdige Geschöpf war, das die Mutter schildert? ein wenig träge, sehr schön, ganz ohne Koketterie, sehr viel Urtheil, aber ganz ohne Trieb, damit zu brilliren. Das lieb' ich, und das gerade war der Madame de Sevigné unerträglich an ihrer Tochter. „Ich bitte Sie,“ schreibt sie ihr öfters dringend, „legen Sie diese Trägheit ab, die Ihnen so gar nicht ansteht. Niemand kann besser wie ich Ihre vortrefflichen Eigenschaften bewundern, fügen Sie diesen nur noch etwas Lebhaftigkeit hinzu. Ich glaube, Sie sind im Stande, bei dem geistreichsten Gespräch einzuschlafen, bloß weil die Stunde da ist, wo Sie zu Bette zu gehen pflegen. Theures Kind, das ist ein großer Uebelstand!“ — Und an einer andern Stelle sagt sie, wo von Hofneuigkeiten die Rede ist: „Ich möchte Ihnen, liebe Tochter, noch viel auffallendere Dinge melden, wenn es mir durch dieses Mittel gelänge, Ihnen etwas mehr Lebhaftigkeit und Theilnahme für die Gegenstände um Sie her einzuflößen.“ Madame de Sevigné erlebt diese Freude nicht; ihre Tochter beharrt bei ihrer eigenthümlichen Gemüthsart. Man spricht ihr von Philosophie, Moral — Madame de Grignon geht zu Bette; der Abbé Coulanges erschöpft sich in kleinen amusanten Histörchen, eine Musik von Lulli wird aufgeführt, Petitot zeigt Gemälde, die

Thaten des großen Coudé werden besprochen, man spricht, man lacht, man amüsirt sich's aufs Beste — Madame de Grignon geht zu Bette. Die Sevigné ist in Extase, es werden die Verse Cornelles vorgelesen; Madame de Grignon findet sie vortrefflich, aber — sie geht zu Bette. Dieses Sichgehenlassen gefällt mir, ich behaupte, daß man es nur bei einer Französin antrifft, die Geist genug besitzt, um völlig wahr zu seyn. Noch eins ist mir in diesen Briefen auffallend, die schwärmerische, bis zur Idolatrie gehende Neigung einer Mutter zu ihrer Tochter. Ich will nicht glauben, daß das Affektation ist, und doch ist mir keine Liebe der Art vorgekommen."

„Sie bestreiten und bezweifeln jede Art von Liebe," bemerkte Henri Hasterfeld in der trockenen Weise, die er gleich beim Beginn dieses Gesprächs angenommen hatte. „Finden Sie das?" rief die Gräfin lebhaft, „so ahnen Sie mir nach. Lehren Sie Ihr Herz empfinden, erst wenn der Kopf es gebilligt hat. Henri, Sie glauben nicht, wie nöthig diese Kunst uns allen ist; auch Sie werden jetzt in den Fall kommen, sie in Anwendung bringen zu müssen, denn Sie kommen in die Nähe einer Sedüctrice. Nehmen Sie sich vor Psyche Benares in Acht." — „Wie wissen Sie —" fragte der Jüngling zögernd. — „Der Obrist Olincourt hat es mir vertraut; ja, er ist noch weiter gegangen und hat mich selbst nach Schloß Benares eingeladen, und in der That, ich bin so thöricht gewesen, ihm halb und halb zuzusagen, obgleich die gute Prinzessin von B. mich diesen Winter in Paris erwartet. Sie kennen Schloß Benares schon?" — „Ich war noch nie da." — „O es liegt ganz reizend, die Parkanlagen sind so geschmackvoll, als hätte sie Fürst Pückler selbst angelegt. Im Innern fehlt noch Manches, und der gute Obrist und der Minister sind unermüdlich beschäftigt, die Räume mit allem erfinnlichen Comfort zu füllen. Der alte Marquis Benares hat sich einen ganzen Flügel aufgespart, um ihn mit seinen spanischen Erinnerungen zu füllen. A propos, wann kommt denn der junge Marquis nach Hause? Psyche erwartete ihn schon hier. Es ist eine Zartheit, Kindlichkeit und Wärme in ihrem Verhältniß, das selbst mich überreden könnte, die Ehe sey doch nicht ganz mit dem Negerhandel und dem Krieg in eine Kategorie zu stellen, wie Rahel es thut. — Aber lassen Sie uns aufstehen. Wir sitzen hier wie zwei abgeschiedene Seelen in Dantes Vorhölle, allen Vorübergehenden zum Staunen und Aergerniß. Wo bringen Sie Ihren Abend zu? Ich will hoffen in Gesellschaft der drei alten Comtesses Lianges, die Sie von Paris her kennen werden und die in Ihrem Hotel wohnen. Sie finden mich dort bei einer ehrsamen Partie Ecarté. Adieu, au revoir!"

Sie ging und Henri Hasterfeld sah ihr in Gedanken verloren einige Minuten lang nach. „Seltsam!" sagte er bei sich selbst, „diese Frau gilt für so liebenswürdig, man will in ihr das Muster jener geistvollen Frauen finden, die „die Königinnen des Salons" heißen. Ich finde sie kalt, herzlos, voll reflektirenden Verstandes. Mich verführte sie nicht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ale- und Ginhäuser in London.

(Fortsetzung.)

Leider hat seit fünfzehn Jahren der Dämon des Trunkes sich wieder der untern Klassen des englischen Volks, besonders der Londoner Einwohnerschaft bemächtigt; der Gin beherrscht Jung und Alt, Männer und Weiber, und letztere schenken dem schleichenden Gifte in seiner Vermischung mit warmem Wasser, Zucker und Citronen (Ginwater) eine besondere Vorliebe. Zwar ist die Zahl der public-houses gegen früher geringer, dagegen sind die einzelnen Etablissements erweitert, verschönert und vervollkommnet, Letzteres in Bezug darauf, daß man in jedem Bierhause zugleich auch geistige Getränke und Essen bekommt, wie auch in den Kaffee- und Weinhäusern und in den Brandyshops, welche auch oft die Licenz haben, Bier ausschenken oder dasselbe aus benachbarten Ale-houses holen zu dürfen. — Die Mehrzahl der neuerdings, besonders seit sechs bis sieben Jahren etablirten public-houses sticht gewaltig gegen die der guten alten Zeit ab, in welchen der Arbeitsmann nach seinem Tagewerk ein ruhiges, bequemes Plätzchen am Kamine nebst einer Pinte Porter und einer Pfeife Tabak, der Reisende ein Nachtlager und Kost fand: die neuern Ale- und Gin-houses haben meist nur ein standing-room, d. h. eine größere oder kleinere, prächtigere oder einfachere Halle, in welcher oft keine Bänke oder Stühle, nie Tische sich befinden. Die Gäste müssen stehend ihr Bier oder ihren Schnaps genießen, damit sie nicht zu lange weilen und neu Ankommenden den Platz vorenthalten. Hinter dem Ladentisch (bar) stehen gepuzte, fast durchgängig sehr hübsche Aufwärterinnen und brutale Kellner, die mit Hast das Geld einfordern und in nie unterbrochener Thätigkeit mit einem Druck aus den auf dem Comptoir angebrachten Pumpen die verschiedenen Sorten Bier, oder aus eben daselbst befindlichen Hähnen die verlangten Liqueurs zapfen und Glas auf Glas, Krug auf Krug der vor der Bar stationirten, gierigen und sich drängenden Menge verabreichen, wankenden Männern und taumelnden, kreischenden Weibern, echten Londoner Typen, die man überall und zu allen Zeiten sehen kann, schon am Morgen, ehe die Thüren der public-houses geöffnet werden, was bei den meisten nicht vor acht Uhr geschieht, am Tage und besonders in

Digitized by Google

der Nacht, noch lange nach Mitternacht, bis die Wirthe ihr Lokal mit Gewalt schließen und die Berauschten forttreiben.

Diese Scenen wiederholen sich am häufigsten Sonntags, wo während des zweimaligen Gottesdienstes alle Laden und Kneipen geschlossen werden müssen, und dann nach mehrstündiger Entbehrung das Volk, welches noch etwas vom Lohne der verflossenen Woche übrig behalten hat, mit Ungestüm, oft mit Gewalt in ein Bierhaus stürzt, um den so langweiligen Sonntag zu tödten. Während des Sonntags geht es noch so leidlich ruhig her, weil dann jede laute Aeußerung des Frohsinns, Gesang, Geschrei, Spiel u. s. w. gesetzlich verpönt ist; aber mit dem letzten Schlage der letzten Stunde des trübseligen Sonntags beginnt der blaue Montag, den die Engländer nach ihrer Art, d. h. viehisch begehen. Da sind alle Kneipen voll und alle Gäste betrunken; noch am Montag Mittag findet man in wie vor den Bierhäusern völlig berauschte Männer, Weiber und Kinder; am häufigsten sind es Weiber, die des süßen Ginwaters voll sind und entweder von ihren wankenden Männern oder Bekannten, oder von Constables nach Hause, oft auch nach dem nächsten Polizeiamte geschleppt werden. Trunkenheit wird erst dann gesetzlich und zwar mit fünf Schilling bestraft, wenn der Betrunkene zu Boden fällt; so lange er noch auf seinen Füßen sich zu halten vermag, darf er schreien und zanken, in dieser Lage hat kein Constable ein Recht über ihn; erst wenn er zu Boden sinkt, fällt er der Polizei und der gesetzlichen Strafe anheim.

Es ist in der That die Frage, ob es zu den Zeiten, da man sich für einen Penny voll und für zwei zu todt trinken konnte, auf den Straßen und in den Kneipen Londons ärger zuging als gegenwärtig. Keine Nation, davon bin ich überzeugt, neigt so zu Trunkenheit und Völlerei als die englische, keine besitzt aber auch in dem Grade die Mittel, diesem Hange zu fröhnen, und nirgends ist es dem Trunkenbold bequemer, comfortabler gemacht, als in England, und besonders in London. Statt der alten, dunkeln und engen Kneipen sind jetzt Bierhäuser errichtet und erheben sich täglich mehrere und glänzendere, die Palästen gleichen. Da ist Alles verschwendet, was Kunst und Luxus und Geld vermag; hier gleicht das Innere eines Ale-house einer griechischen, dort einer italienischen Halle, bald einem heidnischen, bald einem gothischen Tempel; Kuppeln und bunte Fenster, oft mit seidenen Stoffen behängt, werfen eine magisches Licht auf den untern Raum, der dem Bacchus und der Ceres geweiht ist; die Thüren sind von künstlichem Schnitzwerk, mit bronzener Garnitur, oft mit reichvergoldeten Leisten und Verzierungen; Säulen tragen, die Kuppel, oder die hohe, mit Arabesken geschmückte Decke; Oelgemälde und gute Kupferstiche, freilich oft auch nur triviale Carrikaturen u. dergl. nehmen die Wände ein; Leuchter von Crystall und vergoldeter Bronze, künstliche Lampen und prachtvolle Candelaber, große Spiegel und Mahagonimeubels zieren das Innere — und dies Alles für den Pöbel und von dem schwer verdienten und leicht vergeudeten Gelde des Pöbels.

Die Mittelklassen verirren sich nur selten in diese prachtvollen Tempel des Lasters, in die Ginpaläste (Gin-palaces), wie diese Anstalten neuerdings getauft sind. Der Bürger, wenn er außer dem Hause sein Gläschen Gin oder Rhum-water, oder seine Pinte Ale trinkt, begibt sich in weniger glänzende, aber anständigere Bierhäuser, in denen für die noblere Gesellschaft ein Parlour mit mehreren Journalen und ein Tap-room für die untern Classen befindlich ist. In letzterm kosten die Getränke etwas weniger, dagegen finden sich hier auch weniger Journale, mehr Schmutz und eine schlechtere Bedienung. Außer in dem Parlour und dem Tap-room wird stehenden Gästen in dem vordern Raume, an der Bar, Getränke verabreicht, und hier am häufigsten genossen, weil es hier am wohlfeilsten ist, ein Drittel billiger, als im Parlour.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

Die beiden Melodramentheater.

Im September und October langen die Fremden schaarenweise in Paris an; Familien aus den Provinzen steigen aus den Diligencen, um mit Paris wieder bekannt zu werden und ihren Vorrath haltenden Söhnen die Herrlichkeiten desselben zu zeigen. Engländer treten an's Land, um aus ökonomischen Rücksichten mit Frau und Kind den Herbst in Frankreich zuzubringen, deutsche Professoren und Studenten eilen durch die öffentlichen Anstalten, um etwas daraus drucken zu lassen. In diesen Monaten müssen die Fremden zum Theil die vielen abwesenden Pariser ersetzen, und ohne sie könnte die große Anzahl der Pariser Theater gar nicht bestehen; ja, trotz des Zuflusses der Fremden haben sie große Mühe, fortzukommen, und nur die Oper, wohin vorzugsweise Einheimische und Fremde sich begeben, macht immer gute Geschäfte. Schon vor dem Herbste war ein Boulevardtheater, nämlich das Gaîtétheater, welches jedoch seinen Namen nimmer gerechtfertigt hat und die traurigsten Stücke gibt, obwohl sein Titel nichts als Fröhlichkeit verspricht, bankerott geworden und mußte aufhören zu spielen. Man wird sich noch erinnern, daß dieses Theater vor anderthalb Jahren am Fasching ganz abbrannte. Es wurde aber bald wieder aufgebaut und die Direction einem sehr guten Schauspieler, Namens Bernard Léon, übergeben. Man hätte glauben sollen, jetzt werde dieses Theater, eines der ältesten von Paris, gute Geschäfte machen, da die Volkstheater gewöhnlich das Publikum leichter befriedigen als andere, und die Melodramen, wie sie auf den Boulevards gegeben werden, den großen Haufen entzücken. Allein auch der große Haufe fängt an seine Forderungen zu steigern; es ist nicht so leicht mehr als sonst, ihn durch Hauen, Stechen, Mordbrennen, Rauben und dergleichen zu begeistern; denn die Dichter der Boulevardstheater sind mit den Räubern und

Digitized by Google

Mordgeschichten etwas zu verschwenderisch umgegangen und können ihrem schaulustigen Publikum nicht viel Neues mehr vorsetzen. Dazu kommt, daß sich das Volk in die vielen kleinen Theater in und außer der Stadt zerstreut, wodurch den Boulevardtheatern ein beträchtlicher Theil ihres alten, getreuen Publikums entzogen wird. Bereits vor einiger Zeit hat sich das Ambigutheater gendthigt gesehen, Actien anzubitten, was mit andern Worten so viel heißt, daß es Kapitalien suchte, um fortzukommen. Das Gaîetétheater hatte mit noch größern Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die Kosten des Wiederaufbauens hatten es in Schulden gestürzt, und da nun die Einnahme nicht einmal die laufenden Kosten deckte, so mußte es dauernd werden. Ein Theater in Paris ist aber ein fast unorganisirtes Wesen, und trotz aller Banterotte besteht es fort; jedoch hatte diesmal das Fortbestehen etwas Eigenes. Es fanden sich nämlich mehrere Bewerber um das Theaterprivilegium; der Direktor des Ambigutheaters erbiett aber den Vorzug vor den Uebrigen, und somit kamen zum ersten Male die beiden Nebenbuhler, Théâtre de l'ambigu und Théâtre de la gaîté, unter eine und dieselbe Leitung. Da sie beide gerade dieselbe Gattung von Schauspielen darstellen, nämlich Melodramen und einige Vaudevilles, so schien es nicht unangemessen, sie demselben Direktor anzuvertrauen. Die Dichter aber, welche für das Gaîetétheater zu arbeiten pflegten, erschraken nicht wenig über die Nachricht der Vereinigung. So lange beide Theater Nebenbuhler waren, hatte der von einer der beiden Theaterdirektionen verschmähte Dichter Hoffnung, von der andern angenommen zu werden. Zuweilen war die Verwerfung am einen Theater ein Grund mehr, um am andern gut aufgenommen zu werden. Wenn nun aber beide Melodramentheater von Einem Direktor abhängen, so hat ein Dichter, welcher nur Melodramen schreiben kann, gar keine Aussicht mehr, falls er abgewiesen wird; denn diese Gattung von Schauspiel ist nur auf dem Boulevard du Temple einheimisch; ein wenig gibt sich auch das Porte St. Martintheater damit ab; diese Bühne hat jedoch in den letzten Jahren nach einem höhern Ziele gestrebt, sich das historische und romantische Schauspiel mit Begleitung großen Theaterepränges zugeeignet, und die Grauen erregenden Melodramen den beiden Tempeltheatern überlassen, welche also diese Gattung nach Herzenslust ausbeuten konnten. Die Vereinigung der beiden Bühnen unter Einem Direktor erregte, wie gesagt, einen großen Lärm unter den Melodramendichtern; einige getteten eine Verschwörung an und machten sich anheischig, nichts Melodramatisches mehr zu liefern, falls die Trennung nicht wieder hergestellt würde; andere aber sind der Coalition nicht beigetreten, und somit steht es dem Direktor Lés-Campenne nicht an Stücken; vielleicht bekommt er deren mehr, als er braucht; denn das Melodramatisiren wird von einer Menge junger Leute versucht, wenn sie ihre Studien vollendet haben, oder auch wohl noch früher, wie denn überhaupt in Paris von den jungen Leuten entsetzlich viel dramatisirt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Enslens Prospekte.

Seit meiner letzten Nachricht hat auch die bis zum Ende dieses Monats zu gleicher Zeit fortdauernde Ausstellung von Werken bildender Kunst noch viele schätzenswerthe Beiträge erhalten. So findet ein Gemälde von Löwenstein in Berlin, ein Kind, mit dessen Unterrichte sich seine noch sehr junge Mutter, oder vielleicht eine erwachsene Schwester beschäftigt, ungemeinen und gewiß verdienten Beifall. Wenn dieses hohe Bild des Unterrichts vorzüglich auch durch die Heiligkeit des daraus hervorschimmernden Unschuldslebens aus ganz wohlthuend anspricht, so erwirbt sich das vom Professor Hartmann ausgestellte, welches den Gegenstand auf der schwankenden Schwelle zwischen der dämmlichen Klarheit und den irdischen Nebeln darstellt, ebenfalls seine Freunde. Ahasverus, mit seinem, einnehmenden Gesichtszügen, sitzt neben Helvetien, in deren rein jungfräulichem Antlitz eben der erste Zweifel aufzutagen zu wollen scheint. Wenigstens steht in dem von der Neuheit der frommen Schlerin noch festgehaltenen Buche zweierlei der Lehrtag, den der angenehme Prädicator durch Aufzählung ihrer linken Hand ihr begreiflicher zu machen sucht. Auch trägt seine Rede auf ihrer treuen Schüler offenbar die in ihrem harmlosen Gesichte sich darlegende Verlegenheit und darin ziemlich klar ausgesprochene Frage auf, ob dergleichen Auswüchse der Gesticulation wirklich zu den Nothwendigkeiten des Unterrichts mitgehören? Ahasverd zur Seite sitzt unten eine Katze; unwillkührlich kommt einem dabei der Gedanke an das Kätzlein, „das um die Feuereisenern schleicht.“ dessen in Goethe's Faust Erwähnung geschieht. Ein anderes dahin verdienstliches Oelgemälde vom Professor Richter erfreut sich auch der besondern Vorliebe der Beschauer. Es stellt einen Sommerabend recht anziehend dar. Ein Kahn fährt auf dem Elbstrom am Byrenfelsstein hin. Die lebendige Labung desselben besteht hauptsächlich aus mehreren Fischerfrauen, einem in sein freundliches Verhältniß stillversunkenen Liebespaare, einem alten Harfenspieler und einem Kinde. Diese Gruppen sind voll Leben und einnehmendem Ausdruck. Auch der auf nichts als sein Rudern denkende Schiffer mit der kurzen, qualmenden Pfeife im Munde ist eine ganz aus dem Leben gegriffene, alte Gestalt.

Fremden und Einheimischen gewähren Enslens Prospekte, die gewöhnlich unter dem Namen „Malerische Reise im Zimmer“ in seiner Wohnung aufgestellt werden, auch diesen Sommer einen überaus angenehmen Genuß. Das Interesse der Gegenstände an sich wird durch die besondere Geschicklichkeit des Künstlers in Darstellung der Perspektive und Hervorbringung des glänzigsten Effekts ungemein erhöht. Je länger man vor den mit großer Naturwahrheit wiedergegebenen Prospekten verweilt, desto täuschender wirken sie. Von der anmuthigen Wilhelmshöhe bei Kassel begleitet uns diese gemüthliche Illusion zu den imposirenden Palästen und Thürmen der Stadt Warschau. Das Ohr glaubt aus der spottnahen Wirklichkeit der vor uns liegenden Steinmassen den Nachhall der noch in frischem Andenken ruhenden Schreckenisse, Klagen und Seufzer der unglücklichen Stadt zu vernehmen. Zauberisch wirkt der Anblick des prachtvollen Stockholms mit der Menge seiner aus dem Glanze des Wassers aufsteigenden Inseln und einzelnen Gebäude auf das trunkene Auge, welches sich kaum wieder der unendlich großen Kreisumsicht von Constantinopel zu demächtigen strebt, ohne damit zum Ziele zu kommen. Desto ruhiger rühmte es auf dem Innern des ausgegrabenen Landhauses von Pompeji vor sollen, wäre nicht gerade die dort sich findende Ruhe am meisten geeignet, das Grauen des Untergangs des altrömischen Ortes in das Licht zu stellen. Vorzügliche Anziehungskraft haben für Naturfreunde auch die mikroskopischen Ansichten, welche mit dieser Prospektschau verbunden sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Dienstag, den 10. Oktober 1837.

Some inscriptions on the outside of a gin-temple, intended as invitations to go inside: — „Splendid ale, three-pence per pot.“ — „Take no man's word — taste and judge for yourselves!“ — „Unadulterated, unequalled; buy, try and compare!“ — „Stop! only think: three-pence per pot!“ — „The cheapest, most brilliand and the best liquors in London.“ — „Superlative cordial gin.“

The great metropolis.

Ale- und Ginhäuſer in London.

(Beſchluß.)

Es möchte nicht unintereſſant und am Orte ſeyn, einige Notizen über die Quantität und Qualität der in England und namentlich in London fabricirten, eingeführten und conſumirten geiſtigen Getränke folgen zu laſſen. Die Einfuhr aus dem Ausland und den Kolonien nimmt jährlich ab, die Conſumtion dagegen, namentlich ſeit 1825, in welchem Jahre die Abgaben bedeutend vermindert wurden, außerordentlich zu. In England wurden 1821 verſteuert 969,474 Gallonen fremder, d. h. eingeführter Spiritus, 2,166,441 aus den Kolonien und 3,820,015 im Lande gebrannter; in Schottland 54,601 fremder, 139,189 aus den Kolonien, 2,229,135 inländiſcher; in Irland 9,525 fremder, 19,685 aus den Kolonien und 2,649,170 inländiſcher; zuſammen 12,036,335 Gallonen. 1831 dagegen betrug die Summe des verſteuerten Spiritus 26,737,593 Gallonen, wobei zu bemerken, daß die Quantität des von dem Continente und aus den Kolonien eingeführten abgenommen hat, dagegen die inländiſche Fabrikation über das Doppelte geſtiegen iſt. Von jenem Betrage wurde in London und der nächſten Umgegend ungefähr der vierte Theil conſumirt, im Jahr 1825 etwas über fünf Millionen Gallonen, und ſo progreſſiv bis zu 1835, in welchem Jahre die Conſumtion bis auf ſieben Millionen ſtieg. Und würden die Spirituoſa nicht verfälſcht, blieben ſie in der Qualität, wie ſie der Deſtillateur verkauft, ſo möchte ihr Einfluß auf die Geſundheit und den Wohlſtand der Conſumenten nicht ſo verderbend ſeyn; aber eben die Verfälſchung, der leider zu viel Spielraum gelaſſen wird, macht den Genuß an und für ſich, und um ſo viel mehr den übertriebenen Genuß ſo ſehr gefährlich. Aus den Fabriken kommt der Spiritus rein, denn dort paſſen Agenten auf, aber ſo bald er in die Hände des Schenken geräth, wird er mit mannichfachen, meiſt ſehr ſchädlichen Subſtanzen verſetzt und mit Waſſer aufgefüllt. Wir haben es hier hauptſächlich nur mit Gin, Wachholderbranntwein, zu thun; Rhum, Cognac und Whisky (namentlich und von beſter Qualität in Schottland bereitet) werden im Verhältniß zum Gin nur in unbedeutender Quantität abgeſetzt. Der reine Gin iſt durchaus nicht nachtheilig, wenigſtens nicht nachtheiliger als ein anderer guter Liqueur; aber verſetzt mit Vitriolöl, Bleizucker, Alaun, Terpentin, Nitrum und andern Subſtanzen, wird er ein wahres Gift, welches unter der Londoner Bevölkerung ärgere Verheerungen anrichtet als Cholera und andere Seuchen vermögen. Die gewöhnlichen Folgen des häufigen und ſtarken Gintrinkens ſind Schlagfluß, Delirium tremens, Blödſinn, Waſſerſucht und Lebertrankheiten. Aber nicht die Geſundheit allein, ſondern auch den Wohlſtand

Digitized by Google

zerſtört die unſelige, jetzt wieder ſo ſehr um ſich greifende Trunkſucht. Immer allgemeiner wird die Verarmung der niedern engliſchen Volksklaſſen, und dies iſt am meiſten in der Hauptſtadt ſichtbar. Seit 1825 mehren ſich mit der Sterblichkeit und dem allgemeinen Elend die Ginpallaſte und die Schätze der Millionäre. Dies iſt ſo fühlbar, daß während des letzten Parlaments die Sache häufig zur Sprache kam und dringend Abhülfe gegen das fernere Umſichgreifen der Trunkſucht verlangt ward. Wir entnehmen aus einem Berichte, der von einem aus dem Unterhauſe 1834 gewählten Comité dem Parlamente vorgelegt wurde, folgende Stellen: „Das Laſter der Trunkenheit iſt in jüngſter Zeit bei den höhern und mittlern Klaſſen ſeltener geworden, dagegen vorherrſchend in den untern, und zwar in allen drei Königreichen, zumal in den gröbern Städten und in den Seehäfen; es erſtreckt ſich aber auch über die Landbewohner und Ackerbauer, und nicht allein auf Männer, ſondern auch auf Weiber und ſelbſt Kinder. Die Haupturſachen dieſes unglücklichen Hangs ſind die Verminderung der Abgaben auf Spirituoſa, alſo deren Wohlfeilheit, die Vermehrung der Schenken, deren eine auf je zwanzig Familien kommt, und dann die Gewohnheit, bei allen Ceremonien und Feſtlichkeiten, bei Kauf und Verkauf berauſchende Getränke im Uebermaß zu genießen. Die bei weitem größte Zahl von Unfällen aller Art, die bei der Land- wie bei der Seemacht ſich ereignen, ſieben Achtel von allen Krankheitsfällen und Entlaſſungen wegen Untauglichkeit, und neun Zehntel aller Subordinationsſtrafen wie aller Exekutionen ſind die traurigen Folgen von Trunkenheit, die in den Reihen der Land- wie der Seetruppen mehr Verheerungen anrichtet als Kriege und Schlachten vermöchten.“ Daſſelbe beweiſt Mr. Moore, der ſich um die Mäßigkeitsvereine, die leider ſo wenig fruchten, ſehr verdient gemacht hat. Dieſer Philanthrop gibt ſchlagende Belege von der ungeheuern Ausdehnung des Uebels, wie die Verbrechen überhand genommen zugleich mit der Vermehrung der public-houses (dies gilt von ganz England), wie in London faſt alle peinlichen wie Disciplinarvergehen in Trunkſucht ihre Quelle haben, und wie die Lage des niedern Volks ſich ganz auffallend verſchlimmert. Er gibt unter Anderm an, daß 1835 in London allein, die City nicht eingerechnet, 29,880 Anklagen wegen Trunkenheit vorgekommen ſeyen, und wir haben geſehen, wie weit ſie gediehen ſeyn muß, bis ſie ſtraffällig wird. Wir bemerken noch, daß die Gallone Gin zur Zeit 14 Schillinge (etwas über acht Gulden) koſtet, wovon 8½ Schilling auf die Steuer kommen. Man kann annehmen, daß die gröbern Ale- oder Gin-houses jährlich gegen 2000 Pf. St. verdienen.

Neben den Maſſen Branntweins werden in England, wie bekannt, Ströme Biers getrunken. Die Hauptarten ſind Ale und Porter; Stout, Gingerbeer und andere Sorten ſind weniger beliebt und nicht ſo allgemein. Das Bier iſt an und für ſich nicht ſo ſchädlich als gebranntes Waſſer, wird es aber auch durch Beimiſchung ſchädlicher Subſtanzen. Das Ale iſt, wenn rein und mäßig genoſſen, ein ſehr geſundes, ſtärkendes und wohlſchmeckendes Getränk, von hellgelber Farbe, klar und ſehr ſtark; letztere Eigenſchaft wird durch Alter und langes Lagern noch vermehrt. Schottiſches Ale iſt das berühmteſte; das mit dem Namen „indiſches“ belegte wird ebenfalls in Altengland gebraut und wohl nur ſo genannt, weil es rückſichtlich des Transports nach Indien noch ſtärker gemacht wird als das gewöhnliche. Die Ingredienzien des Ales ſind Malz von Weizen und Gerſte und Hopfen. Das Malz wird nur an der Luft gedörrt und behält die urſprüngliche Farbe des Getreides. Porter war früher und iſt bei den niedern Klaſſen noch jetzt das Hauptgetränk. Er iſt nur halb ſo theuer als Ale, von dunkelbrauner Farbe, undurchſichtig, bitterlich und nicht ſo berauſchend als Ale. Da ſich aber der Engländer berauſchen will, ſo verſetzen die Wirthe den Porter mit Quaſſia, Vitriol, Alaun, Salz, Enzian, Syrup, Spiritus, Cocculus indicus, ſpaniſchem Pfeffer, Paradieskörnern u. ſ. w., und machen ihn dadurch natürlich auch ſchädlich, wenn auch nicht in dem Grade wie das flüſſige Gift, den Gin. Wer nicht an Porter gewöhnt iſt, wird ſelbſt nach wenigen Pinten (die Pinte iſt ohngefähr ein Schoppen) Kopfſchmerz, und bei fortgeſetztem, nicht allzumäßigem Genuß allgemeine Nervenſchwäche verſpüren. Wir ſprechen von dem Porter, wie er gegenwärtig in London faſt allgemein ausgeſchenkt wird, und bemerken dabei, daß eben in London, trotz Verbot und Strafen, Bier und Branntwein mehr verfälſcht werden als in der Provinz. Was wäre aber leichter als der ſo ſchädlichen Verfälſchung alles Getränke, wovon der Wein und der Eſſig nicht ausgenommen ſind, zu ſteuern? Wie leicht iſt durch chemiſche Zerſetzung Alaun und Vitriolſäure zu entdecken! Man ſtelle die Bier- und Schnapswirthe unter Controlle, wie in Paris die Reſtaurateurs, wo oft ganze Ladungen verdächtigen Fleiſches durch wachſame Agenten fortgeführt werden, und wenn man auch dadurch dem Laſter der Trunkenheit an ſich nicht Einhalt thut, ſo mildert man doch ihre furchtbaren Folgen.

Henri Hasterfeld.

(Fortſetzung.)

Dieſes letzte Urtheil unſeres Helden enthält ein Urtheil über ſich ſelbſt und iſt der erſte Pinſelſtrich zu dem Gemälde von einem, wenn gleich nicht ganz beſondern, doch ungewöhnlichen Charakter, den wir jetzt ſchildern wollen. Henri Haſterfeld gefiel ſich, in der großen Welt das darzuſtellen, was man einen Modethoren nennt; eine Rolle, die, wenn ſie in ihrem vollen Glanz und Umfang

Digitized by Google

dargestellt werden soll, schon eine Art Größe erfordert. Die bevorrechtete Gesellschaft, die sich unter einander mit dem Ausdruck „Welt“ auf eine eben so erhabene als mysteriöse Weise bezeichnet, hat ihre Manöver, ihre Manifeste, Kriegserklärungen, Schlachten, berühmte Feldherrn und siegende Imperatoren, wie die Politik, ja sie ist eigentlich nichts Anderes als eine nach innen sich ausbildende Politik, oft wenig zusammenhängend mit der äußern, und nur durch ein Mittel des Sieges ihr immerdar ähnlich, durch das Gold. Aber der Reichthum macht es nicht allein. Man muß persönlichen Muth besitzen, um sich in die vordersten Reihen durchzudrängen, wenn Glück oder Geburt einem diesen Platz Anfangs streitig machen. Es gibt graue Kämpfer, die trotz ihrer Erfahrung und ihrer fortwährenden Kriegslist nicht Stand zu halten vermögen gegen die ewige Perfidie der Mode, und junge, die mit einem muthigen Schritt Alles erreichen. Talente und Geistesgaben sind hier nur beiläufige Erfordernisse, Rang und Titel oft nur zur Folie dienend, jedoch entscheidend gewisse Zufälligkeiten, die eben so in der Organisation des Individuums wie in der jedesmaligen Laune des Zeitgeschmacks liegen. Wer einmal den Scepter der Mode in der Hand hält, darf sich jede, den Geschmack noch so sehr beleidigende Tyrannei erlauben, sie wird ihm ungestraft hingehen; daher der Einfluß der Mode auf die Künste, die Literatur, auf die Sitten. Trotz der politischen Umwälzungen, die wir erfahren, trotz der Wanderungen, die das Raffinement und der Luxus gemacht, scheinen doch immer nur zwei Orte befähigt, „Helden der Mode“ zu creiren, London und Paris. Auf diesem classischen Boden reisen die Lorbeeren, die Millionen Köpfe einander streitig machen und nach denen Millionen Hände greifen. Wie früher die Dichter aus allen Ländern auf dem Capitol gekrönt wurden, so erhalten die Wettkämpfer der Mode jeder Nation nur in London oder Paris ihre Kronen, und dann erst huldigt ihnen die fashionable Welt. Diese Dinge erscheinen dem Philosophen lächerlich, allein ein Philosoph ist auch ein sehr unmodisches Geschöpf. Vielleicht liegt auch hierin der Grund, warum die Deutschen so selten zur Herrschaft der Mode gelangen, weil sie in dem Ruf stehen, dem Tiefsinn zu ernsthaft zu huldigen. Nichts aber verträgt die Mode weniger, als ein anhaltendes, scharfsinniges Grübeln, und wer sehr klar das Wesen der Mode durchschaut, ist vielleicht am wenigsten dazu gemacht, ihr Held zu seyn. Henri Hasterfeld philosophirte nicht, er gribelte nicht; es war kein Beispiel da, daß er den Schlaf auch nur Einer Nacht daran gesetzt, über das Wesen der Mode in's Reine zu kommen; aber siehe da, an einem schönen Morgen sah er sich von ihr gekrönt. Dieser Sieg machte ihn aber nicht hochmüthig; er war klug genug, ihn seinem Rocke, seinem Reitpferde, seiner Equipage und den hohen Summen zuzuschreiben, die er so glücklich war, gegen eine in Ruf stehende Herzogin zu verlieren, die ihrerseits auf dem Punkt stand, einen Proceß zu verlieren. Außerdem noch zwei Duelle, die sprechen machten, eine Liaison, die man zu den unmöglichen rechnete, und um alle diese Dinge in's rechte Lüfte zu setzen, jene leidenschaftlose Ruhe im Charakter unseres Helden, die einem echten Modehelden unentbehrlich ist, mit der er alle Hindernisse ohne „viele Worte“ aus dem Wege räumt, und die, wenn man sie von ferne beobachtet, wie die unleidlichste Impertinenz erscheint. Gleichwohl war Henri Hasterfeld kein Charakter, um sich lange im Nimbus der Mode zu erhalten, dazu besaß er zwei unerträgliche Fehler: er war ein Deutscher, und er hatte Herz, und zwar jenes unmodische Herz, das so selten und immer nur unvollkommen vom Kopfe sich lenken läßt. Wir wollen sehen, wo unser Held dieses Herz her hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Städtisches. Wasserturm.

Je größer die Theilnahme und Unruhe gewesen war, welche die Erkrankung des Königs im Auslande in der Stadt und in ganz Sachsen erregt hatte, um so unverkennbarer war auch die allgemeine Freudenaufwallung, als er mit seiner nach Lasbach zu ihm geeilten Gemahlin genesen zurückkehrte. — Der Aufführung des werthvollen Oratoriums: Absalon von F. Schneider, war die außerordentliche Hitze des Tages um so ungünstiger, da sie im Saale des so weit von der Stadt entfernten Schlosses des großen Gartens stattfand. Durch den wackern Kapellmeister Reissiger aufgeführt, erwarb sich dasselbe doch nur einen kleinen Kreis von Zuhörern, obschon sehr ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen das Werk mit ihrer Kunst unterstützten. Fortdauernd lassen noch ausländische Mimen ihr Licht auf unserer Bühne leuchten. Zu den auch hier besonders gefeierten Theaterheroen gehört der eben jetzt anwesende Schauspieler Anschütz aus Wien.

Vor Kurzem erregte ein Unglücksfall im hiesigen Blindeninstitute großen Antheil. Ein elfjähriger, des Augenlichts völlig beraubter Knabe steht gegen elf Uhr in der Nacht aus dem Bette auf, öffnet ein Fenster des im zweiten Stockwerke befindlichen gemeinschaftlichen Schlafsaals und stürzt von da hinab. Es geschah gerade in einer Nacht, wo die meisten übrigen Zöglinge von einer gewöhnlich alle Jahr veranstalteten Lustfahrt auf dem Elbstrome noch nicht zurück waren, und daher in jenem Saale nur die Aufseher in ihren Betten lagen. Von dem Schalle des Hinabstürzens erwachend, machen sie sich auf und finden den Unglücklichen im Garten unter dem Fenster. Aus der Untersuchung der hervorgerufenen Aerzte ergab sich, daß der Knabe den linken Oberschenkel gebrochen, auch am Kopfe eine Verletzung von dem Falle hatte. Der noch nicht lange in der Anstalt befindliche Zögling, ein Mensch von sehr geringer geistiger

Digitized by Google

Ausbildung, war wegen Kränklichkeit von der Wasserpartie ausgeschlossen worden. Schon zuvor hatte er einen starken Hang zum Klettern kundgethan, und da der Herabsturz in einer Mondnacht geschah, so fragt es sich um so mehr, ob nicht natürlicher Somnambulismus hier mit im Spiele gewesen, weil auch andere Wahrnehmungen an ihm einer Vermuthung dieser Art das Wort zu reden scheinen. Uebrigens geht er bereits der Heilung entgegen. — Aus dem eisigen Frühling ist uns ein gar fruchtbarer Sommer erwachsen. In dießiger Gegend haben sich die sehr zurückgebliebenen Pflanzen und Bäume zusolge der eingetretenen gewaltigen Wärme fast insgesammt so ausgeraft, daß das Meiste zur gewöhnlichen Zeit zur Blüthe und Reife gelangte. Unter die wenigen noch etwas zurückgebliebenen Pflanzen gehört die Rebe. Doch ist auch sie schon ungleich vorgeschritten. Ihre sehr ungleich erfolgte Blüthe und mithin auch zu erwartende Reifung wird aber, sogar im günstigsten Falle, bei der künftigen Lese eine sorgfältige Sichtung und Auswahl nothwendig machen. In unserm gebirgischen und dem, vogtländischen Kreise, wo alle Feldfrüchte später gedeihen, ist jedoch die Kraft des Sommers nicht im Stande gewesen, die Versäumnisse des Lenzes hinreichend nachzuholen, daher auch in beiden Kreisen die Eröffnung der Jagd um drei Wochen hinausgeschoben worden.

Die Mode macht nicht immer mehr zu wahrhaften Spartanern, wenigstens in Einem Punkte. In den letzten kalten Tagen brauchte unser Heroismus nicht erst die weite Reise nach dem Eurotas zu unternehmen, um sich auch beim Baden zu bewähren. Der Eisstrom war dazu hinlänglich abgekühlt, und man darf rühmen, daß hauptsächlich das zarte Geschlecht uns Männern mit seinem spartanischen Enthusiasmus beschämend voranleuchte. Ueberhaupt spielt das in früherer Zeit ziemlich verachtete kalte Wasser eine immer glänzendere Rolle, und gewiß mit vollem Rechte haben es mehrere einsichtsvolle Aerzte wieder zu Ehren gebracht. Ob es aber gerade als das einzige Universalmittel zu betrachten sey, darüber wird erst eine spätere Zeit gründliche Auskunft ertheilen müssen. Genug, die Wasserkuren rühmen schwerlich irgendwo mehr in Aufnahme seyn, als so eben hier. Auch hier stehen daher Preßnitze auf, um neue Gräfenberg zu begründen. Dabei bemerke ich beiläufig, daß man über das ächte Gräfenberg, das dortige Verfahren und Treiben eine recht erbauliche Schilderung im vierten Bande von Lande's Reisenovellen findet. So eben wird wenige Meilen von hier unweit Hellendorf an der böhmischen Grenze eine Anstalt dieser Art errichtet. Preßnitz hat sich einen Ehrenplatz in den Annalen der Menschheit erworben; denn ganz unlengbar sind wahrhafte Wunder an einer Menge armer Leidender in dem Wasserinstitute zu Gräfenberg bewirkt worden. — Noch immer sind die dießigen Gasthöfe mit ausländischen Besuchern reichlich versehen. Seit einer Woche ungefähr hat sogar ihre Zahl ansehnlich zugenommen, weil viele Familien des benachbarten Auslandes die Furcht vor der Cholera hieher zu treiben scheint. Aus gleicher Ursache erhalten noch fortdauernd dießige Bankiers und Andere Aufträge zum Miethen ansehnlicher Wohnungen in Privathäusern.

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Theater.

Fast jeder Jüngling, der etwas gelernt hat, oder glaubt gelernt zu haben, hält sich für berufen, eine der zwanzig in und um Paris bestehenden Bühnen mit einem Meisterstücke zu beschenken, und erst, wenn er so glücklich ist, sein Machwerk aufführen zu lassen, pflegt er einzusehen, daß es kein Meisterstück war, und daß mehr dazu gehört, um das Publikum anzuregen. Die Verschwörung ist also sehr ruhig vorübergegangen, ohne weitere Folgen für die dramatische Kunst; das Volk ergötzt sich nach wie vor an den Melodramen, ohne daß ihm der geringste Abbruch an dieser Erbaulichkeit geschieht. Indeß haben sich doch auch einige Theaterkritiker in den Tagesblättern mißbilligend über die Vereinigung zweier Theater unter Einer Direction geäußert. Für die Kunst, meinen sie, sey der Wetteifer besser, als solche Monopole, welche den Direktor daran gewöhnen, unthätig zu werden und sich auf sein Privilegium ruhig zu verlassen. Ich glaube aber, die Vereinfältigung der Theater muß allmählich dergleichen Vereinigungen herbeiführen. Es ist unmöglich, daß neben so manchen andern Zerstreuungen zwanzig Theater hier bestehen. Allerdings gibt es auch manche kleine darunter, welche den Direktionen weniger Kosten verursachen und auch nur wenig Menschen Abends in Beschlag nehmen; aber auch nicht ganz Paris geht in's Schauspiel, nicht alle Pariser machen aus dem Besuchen der Theater ihre gewöhnliche Abendbeschäftigung. Ein anderes Monopol scheint täglich dem Théâtre français ertheilt worden zu seyn. Dieses soll nämlich, wie bereits früher geschehen, das Recht haben, auch Vorstellungen auf der seit länger als einem Jahr geschlossenen Odeonbühne zu geben, so daß die Truppe des Théâtre français an gewissen Tagen zwei Bühnen zu versorgen haben wird, was für sie eine um so schwierigere Aufgabe ist, als strenge Theaterkritiker ihr schon vorwerfen, sie versorge ihre eigene Bühne schlecht, besonders im tragischen Fache. Die abgeschmackten Theaterstücke, welche das Publikum auf verschiedenen Bühnen, und sogar auch am Théâtre français ansehen mußte, haben zur Folge gehabt, daß sich der bessere Theil der Zuhörer, das heißt der gebildete, mit neuem Eifer dem alten classischen Theater wieder zugewendet hat, um das die Tragödien Racine's und die Lustspiele Molière's mit dem größten Vergnügen wieder gesehen werden. Bei diesen Stücken macht nun das Publikum größere Ansprüche; aber leider will seit langer Zeit kein neues dramatisches Genie unter den Schauspielern des ersten Nationaltheaters auftauchen. Mit den Lustspielen geht es ziemlich gut, aber im Tragischen fehlt es; kein zweiter Talma ist noch erschienen. Zwar haben die jetzt auftretenden Schauspieler einige widerlich auffallenden Fehler, wenigstens für diejenigen Zuschauer nicht, welche seine besseren Schauspieler gesehen haben; aber das Parterre des Théâtre français ist ein strenger Richter, weil es in diesem Fache ehemals bewundernswerthe Leistungen gesehen hat. Man wirft es den Schauspielern, welche jährlich einige Monate Urlaub nehmen, um Badrollen in den Provinzialstädten zu geben, vor, daß sie schlechte Gewohnheiten annehmen, welche in der Provinz von Nichtkennern als etwas Vorzügliches bewundert werden, aber den echten Kennern in der Hauptsache ihrer Ueberredung halber widerlich scheinen. Dies sagt man besonders dem Schauspielerpaar Volnys nach, welches jährlich sehr schlau die Provinzen ausbeutet; die Frau war ehemals als Kind schon unter dem Namen Leontine Fay im In- und Auslande, wo nicht berühmt, doch sehr bekannt. Sie spielte hernach als erwachsenes Mädchen am Gymnase dramatique und kam von dort an das Théâtre français; hier gilt sie zes doch keineswegs für eine vollkommene Schauspielerin, obschon ihr Spiel sehr belebt ist; aber eben hierin übertreibt sie zu sehr, und fällt dadurch in's Unnatürliche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 11. Oktober 1837.

Was weht so süß und duftig vom alten Schloß herab?
Was will das braune Männlein mit Schlüsselbund und Stab? —
„Die Brünnlein sind versieget in dieser Sommergluth,
Doch tief im Burggemäuer rinnt goldne Lebensfluth."

August Stöber.

Das Mährchen beim Weine.

Es war am reichen, reizgeschmückten Rhein,
Da saß ich still in einer Rebenlaube;
Zu Füßen mir der Fluß im goldnen Schein,
Zu Häupten mir die schwere goldne Traube.

An meiner Seite stand ein holdes Kind,
Gleichwie des Rheines Tochter anzuschauen,
Gelblockig und blauaugig, wie sie sind,
Die schönen Mädchen in den Pfälzergauen.

O unbeschreiblich süße Doppellust,
Zu gleicher Zeit mit seligem Entzücken
Gelehnt an eine weiße Mädchenbrust,
Dem Rhein in's klare Auge tief zu blicken!

Dort siehst du der Vergangenheiten Pracht
Aus Wellenmährchen dir entgegenstralen;
Hier fühlst du, wie der Schönheit Zaubermacht
Die Gegenwart weiß reizend auszumalen.

Der Sonnenschein, die Trauben über mir,
Süddustend vor mir die gefüllte Flasche:
Ein seltnes Bild; sie schien der Phönix hier,
Die Sonne Glut, die Trauben seine Asche.

Und als ich ob des Weines starkem Duft
Verwundert, sprach das Kind mit süßem Munde:
„Erstaunt nicht, Herr, das liegt so in der Luft,
„Gekeltert ward der Wein auf Arnsbergs Grunde."

Und wie die Sage reizend sich am Rhein
Und unverholen schmiegt an die Geschichte,
So schenkte mir die Kleine mit dem Wein
Zugleich das Mährchen ein, das ich berichte.

— Ein Köhler war's, der ging des Weges her,
Am Schlosse Arnsperg zog er dicht vorüber;
Heiß war der Tag, die Arbeit lang und schwer,
Den Armen plagt des Durstes heißes Fieber.

Rings, wo sein Auge späht in Berg und Klust,
Kein Quell, der labend ihm entgegenlachte;
Vom Schlosse aber kam ein Weinesduft,
Der ihm die trockne Zunge lüstern machte.

Und jetzt ein Männlein sieht er, alt und klein,
Mit grüner Kapp' und großem Schlüsselbunde;
Das winkt, er folgt, tritt in den Schloßhof ein,
Und steht nun in bemooster Trümmer Runde.

Digitized by Google

Und abwärts geht's wie einen Kellergang,
Bis sie vor einer Felsenwand nun halten;
Des Alten Schlüssel winkt, der Felsen klang
Gleich einem Thore, doppelt aufgespalten.

Ein Keller ist's, worin das Paar nun hält,
Die Wand von hellem Lampenlicht umsäumet:
Ein Ehrenbett, worauf der Wein, der Held,
Von Rosenlippen schöner Zukunft träumet.

Rings ungeheure Fässer ohne Zahl,
Wie blanke Harnische von alten Riesen,
Auf jedem ein krystallener Pokal,
Als Page solchem Helden zugewiesen.

Und einen hebt mit Wein der Alte voll,
Und spricht bedeutend: „Nach vollbrachtem Werke
„Bekommt ein Becher edlen Weines wohl:
„Trink, Freund, er spende Labung dir und Stärke!

„So hielt's mein Herr; Gastfreundschaft hat er mir
„Im Kellermeisteramte aufgetragen;
„Ich übe sie dreihundert Jahre hier —
„Laß dir den edlen Königswein behagen!“

Der Köhler trinkt. Zwar rieseln bei dem Wort
Geheime Schauer ihm durch seine Glieder;
Doch bannt des Weines Zauber bald sie fort,
Und Kraft und Muth und Frohsinn kehren wieder.

Und selber füllt er jetzt den Becher an,
Und reicht mit heitrer Miene ihn dem Alten:
„Allein zu trinken hat nie gut gethan,
„Ein wackrer Gastfreund muß sich zu mir halten!“

Des Alten Auge wird verklärt, er trinkt.
„Hab Dank, o Freund, ob des Erlösungswortes!
„Und daß dir diese Stunde Segen bringt,
„Gedenk des Königsweines und des Ortes!“

Er sprach es und verschwand; mit ihm verschwand
Pokal und Faß; das Frühroth hob den Schleier,
Der Köhler auf dem alten Wege stand,
Und dachte an das seltne Abenteuer.

Er sann und fand die Deutung für das Wort.
Weinreben pflanzt er hin auf Arnspergs Grunde,
Die brachten reiche Schätze ihm sofort;
Das war der Segen ihm von jener Stunde. —

— Das Mädchen schwieg; die Gläser füllt' ich an
Und sprach, indem ich eines ihr credenzte:
„Allein zu trinken, hat nie gut gethan!“
Sie that Bescheid, das schöne Auge glänzte.

Und wie so reizend war das Lippenpaar,
Indem es nippend mir den Wein versüßte,
Da dünkte mir, daß doppelt reizend gar
Im heißen Liebeskuß es werden müßte.

Erproben wollt' ich meinen stillen Satz,
Da lief sie fort — verschwunden war die Kleine.
Der Köhler fand und ich verlor den Schatz:
So wechseln Menschenloose selbst beim Weine!

Manfred.

Henri Hasterfeld.

(Fortsetzung.)

Es gab eine Zeit, sie liegt jetzt schon veraltet hinter uns, wo die Romane Sir Walter Scotts in die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen deutscher Grafen übergingen. Gewiß eine merkwürdige Wanderung: die Luft der dergigten Heiden des alten Hochlandes in die Familienstuben eines Hofraths, eines Präsidenten, eines Kammerherrn eingefangen! Und wie säuselte diese Luft durch das Laub der Stammbäume, dieses alte Holz, an dem schon das Beil der Revolution so unbarmherzig gearbeitet! Manches Blatt löste nun noch der romantische Luftzug. Man sprach von den freien Bergschotten, von ihrem Plaid und ihren nackten Beinen, und die deutsche Phantasie nahm einen fremdartigen Schwung. Dieses war die Periode, wo Graf Hector Amadeus von Hasterfeld seine Reise antrat, und begeistert von den Walter Scott'schen Romanen, nach Schottland und Irland seinen Weg nahm. Er langte dort an, wie eben das aufgehende Gestirn O'Connells den trüben Horizont des unglücklichen Irlands zu durchbrechen begann; eine interessante Zeit. Graf Hasterfeld war der Begeisterung nicht unfähig, und wäre er auch tausendmal kälter gewesen als er es war, dennoch hätte die Gestalt, unter der ihm die Freiheit nahe trat, sein Herz entflammen müssen. Es war die Gestalt eines achtzehnjährigen Mädchens, bleich, mit langen, schwarzen Locken und schönen leidenden Augen, die, wie die romantische Poesie, nur Eine Sprache führten, die Sprache zum Herzen. Der Gebrauch, den Graf Hasterfeld von der Bekanntschaft dieser schönen Muse der Freiheit machte, war, daß er ihr die Freiheit nahm. Ein deutscher Graf heirathete ein irländisches Mädchen. Welch ein Umschwung der Ideen, der Sitten, der Meinungen, welch ein merkbares Fortschreiten der Weltgeschichte! Miß Jane hieß in ihrem Vaterlande nur die wild Irish girl. Sie liebte und haßte mit gleicher Energie des Herzens, und diese Eigenschaft ging auch auf ihren Sohn über.

Digitized by Google

Graf Hector Amadeus war Präsident eines Justizkollegiums geworden, er hatte gealtert, er las keine Walter Scott'schen Romane mehr, und die wild Irish girl an seiner Seite war zu einer stillen, wenigbeachteten Hausfrau geworden an der Grenze der saubigen Mark, und Henri Donald Hasterfeld war ihr Sohn. Es that der Mutter wehe, daß er sich zum Gecken der Mode umwandeln zu wollen schien, doch versuchte sie keine Mittel, ihn von seinen Wegen abzulenken. Er war im Besitz eines großen Vermögens. Das alte, deutsche Geschlecht, zu dem er gehörte, hatte immerdar sich zum Hofe gehalten, oder nach hohen Posten in der Armee gestrebt und sorgfältig Mesalliancen vermieden; Henri Hasterfeld schien von diesen drei Wegen der Auszeichnung gleich ferne: er floh die Heimath, er spottete über die Langeweile des Hofes, der kriegerische Ruhm galt ihm für eine Chimäre, und die Ehe hatte nur Reiz für ihn, wenn er sich die Aussicht stellte, sie auf eine Weise zu schließen, wodurch „die alten Formen und Vorurtheile," die er haßte, auf die gröbste Weise beleidigt würden. Diese Ansichten kamen jedoch nicht aus Ueberzeugung, sie waren, eben so wie sein Kabriolet, sein schokoladefarbenes Windspiel und sein neuester Frack Sache der Mode. Es war Mode, ohne Gefühl zu seyn, es war Mode, die alten Einrichtungen zu verspotten, und endlich war es Mode, über die Ehe Sarkasmen zu machen, und Henri Hasterfeld war ohne Gefühl, er verspottete den Adel und er machte Sarkasmen über die Ehe. Und warum sollte er das nicht, wenn er sich damit eine Entréeklarte in den Salon der schönen Herzogin von L., der geistreichen Fürstin von M. verschaffte? Mit wirklichen Gesinnungen hätte man es ernstlicher nehmen müssen, aber hier waren keine wirklichen Gesinnungen. Denn kann wohl ein deutscher Graf mit Ernst über die Nichtigkeit des Adels losziehen? er, der nie dabei vergißt, daß er ein deutscher Graf ist, daß seine Vorfahren vielleicht unter Gimpert, dem Langhaarigen, über den Rhein gingen, und daß seine Ur-Ureltermutter in Froissarts Chronik einen Platz einnimmt?

Vielleicht waren es diese weiten geschichtlichen Erinnerungen, diese Masse von Vergangenheit, die in das junge Gesicht unseres Helden jenen melancholischen Zug legten und die es mit bleicher Farbe überzogen, welche so schön gegen die schwarzen Locken contrastirte. Dieses elegische Colorit kam auf das Antlitz unserer jungen Weltleute, als Byron seinen Childe Harold gedichtet hatte; es trat an die Stelle des graziösen Lächelns, das unter dem Beil der Guillotine starb, das Ninon de Lenclos aufbrachte, und das seitdem durch viele Generationen des ancien régime den Typus eines modischen Gesichtes, das gefallen wollte, ausmachte. Doch war Henri's bleiche Farbe nicht ganz Folge seines geschichtlichen Selbstbewußtseyns, auch nicht ganz Affektation, um dem Childe Harold zu gleichen, sondern sie war ein Erbtheil der Mutter. Die Muse der Freiheit, die zur Präsidentin in der Mark geworden, hatte ihn damit beschenkt, die arme Muse! Aber sie hatte sich mit dieser Gabe nicht begnügt, noch ein anderes, weit wichtigeres, stilles Erbtheil hatte sie in das Herz Henri's niedergelegt.

Eine Seele ohne Inhalt und ohne Feuer erliegt fast immer dem frühesten Leben unserer Tage. Welch eine Masse Weltgeschichte drängt sich schon dem kaum zum Jünglinge gereiften Knaben entgegen, wenn er die Thore des Pädagogiums hinter sich schließt! Die uralte, verdrießliche Weisheit der Welt legt sich erdrückend auf eine Brust, die sich unter den ersten freien Pulsen auszuweiten strebt. Der Staat umwirft seine kaum zurechnungsfähigen Bürger mit einem Netz verdrießlicher Fragen, alle Uebel überschwemmender Kultur nagen an den frischen Nerven, und was von Jugend noch übrig bleibt, tödtet ein wilder Strom von Genüssen, ohne wahre Kraft zu erfreuen, ohne Würde, wie ohne Beständigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Oktober.

Kunstausstellung. Musik. Theater.

Wenn der Vorwurf der Unzugänglichkeit gegen alle andern als die merkantilischen Interessen, welchen man schon seit Jahren dem Publikum Leipzigs zu machen pflegt, nur im Mindesten einer Widerlegung bedürfte, so könnte diese durch die neuern literarischen und artistischen Bestrebungen Leipzigs auf das schlagendste und entschiedenste geführt werden. Seit ungefähr einem halben Jahr hat sich hier ein Kunstverein gebildet, der sich, da er einem längst gefühlten Bedürfnisse abhalf, von allen Seiten der einer so lebendigen Theilnahme erfreute, daß von den Aktien à 5 Rthlr., auf welche er gegründet wurde, in kurzer Zeit über 1200 Stück untergebracht worden sind und dem Verein bereits ein Capital von 4000 Rthlr. zum Ankauf von Oelgemälden zur Disposition steht, welche zum Theil unter die Aktionärs vertheilt werden sollen, zum größten Theil aber zur Begründung eines Leipziger Museums bestimmt sind. So kurz die Zeit der Wirksamkeit dieses Vereins ist, so hat er doch schon Kennern und Freunden der Kunst Genüsse bereitet, die um so mehr zu schätzen sind, je länger sie bisher entbehrt wurden. Zwar verging früher kein Jahr, wo nicht unter der Leitung des verdienstvollen Directors der hiesigen Zeichnenakademie, des Prof. Schnorr von Carolsfeld, eine Kunstausstellung veranstaltet worden wäre; allein diese enthielt in der Regel mehr die Versuche angehender, als die Leistungen ausgebildeter Künstler, und entbehrte namentlich der Zusendungen aus dem Auslande gänzlich. Auch die hiesigen Privatsammlungen des Baron Speck-Sternburg, des Kaufmanns Staufs u. A., so reichhaltig sie auch sind, stehen doch dem allgemeinen Zutritt nicht so offen und sind nicht so mannichfaltig und umfassend, daß sie alle Ansprüche zu

Digitized by Google

befriedigten vermochten. Um so größeres und allgemeineres Interesse hat daher die Gemäldeausstellung erregt, welche durch den neuen Kunstverein seit dem 17ten September eröffnet worden ist. Mehr als fünfhundert Werke der neuern Malerschulen sind aufgestellt, und fast alle Städte, welche die Kunst hegen und pflegen, haben ihre Beiträge dazu eingesendet: Berlin, Braunschweig, Dresden, Düsseldorf, Göttingen, Hamburg, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Wien u. a. im Inlande, Amsterdam, Brüssel, Dortrecht, Genf, Paris, Riga ꝛc. im Auslande. Ein ganz besonderes Verdienst hat sich jedoch der kunstliebende Kronprinz von Preußen um diese Ausstellung dadurch erworben, daß er zu derselben zwei Meisterstücke der neuern deutschen Malerschule: „die Hussitenpredigt von Lessing“ und „Jeremias auf dem Trümmern Jerusalems von Bendemann,“ aus seiner eigenen Galerie gesendet hat. Beide Gemälde, welche auf den Kunstausstellungen zu Berlin, München, Hannover, Paris u. a. bereits den Enthusiasmus aller Kenner erregten, sind auch die Krone dieser Ausstellung. Was das Gerücht früher über sie verbreitete, bestätigt jetzt die Anschauung vollkommen. Die übrigen ausgestellten Gemälde lassen sich im Allgemeinen unter die drei vorherrschenden Kunstfächer der neuern Zeit: Genrebild, Landschaft und Porträt, classifiziren. Da einestheils die vorhandenen Werke ein höheres Anschauen fordern, anderntheils noch mehrere bedeutende Beiträge erwartet werden, so dürfte erst die nächste Mittheilung sich weiter über das Einzelne verbreiten. — Am demselben Tage, an welchem die Gemäldeausstellung eröffnet wurde, bot sich den Freunden der Musik ein nicht minder großartiger Genuß dar. Der berühmte russische Pianist Antoine Gerke gab zum Besten des Instituts für alte und kranke Musiker im hiesigen Gewandhause ein großes Concert, das, abgesehen von seinem edeln Zwecke, auch als Kunstwerk die größte Auerkennung bei den zahlreichen Zuhörern fand. Besonders ausgezeichnet war das Doppelspiel des Concertmeisters mit der hiesigen ausgezeichneten Pianistin Clara Wieck. Antoine Gerke ist ein Künstler des ersten Ranges aus der Schule Thalbergs. Sein Spiel, das Resultat vieljähriger Ausbildung und Kunstliebe, ist originell, kühn, wechselnd in schönem Ernst und in lieblicher Zartheit, gefühlvoll, innig und tief. Seine Compositionen sind elegant, frisch und kräftig. — Was den Zustand des hiesigen Theaters betrifft, so hält derselbe sich in jener — ich weiß nicht, ob glücklichen oder unglücklichen — Mitte, die eben so wenig Stoff zu unbedingtester Anerkennung, als zu bedeutendem Tadel gibt. Die Mitglieder desselben teilen zum größern Theil an denselben Gebrechen, an denen das Repertoire laborirt. Lorging. Elandins. Berthodt. Franchetti. Günther sind die einzigen Namen, die einen guten Klang haben, und wenn sich nicht im Laufe des Sommers einzelne Gäste von Bedeutung auf der Bühne eingefunden hätten, so dürften diese Einzelnen nicht hingereicht haben, um einige anerkannt bedeutende Stücke zur Aufführung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater. Herbstvergnügungen.

Etwas ausgezeichnetes Neues hat das Théâtre français in der letzten Zeit nicht gegeben; Demoiselle Mars muß noch immer das Beste thun, um diese Bühne aufrecht zu halten, der es übrigens nicht an Geldunterstützung von Seiten des Staats fehlt. Dagegen sind die Vaudevilletheater sehr thätig und haben gewiß über ein Dutzend Neuigkeiten seit sechs Wochen zu Tage gefördert; jedoch hat kein Stück großes Aufsehen erregt, was aber das Uebersetzen derselben in's Deutsche keineswegs verhindern wird. Auch die komische Oper ist sehr rege geworden und hat in der letzten Zeit mehrere Opernetten junger Tonkünstler gegeben, gleichsam um den Klagen derselben und ihrer unbesonnenen Sehnsucht nach einer zweiten Opernttenbühne, die noch zuweilen in den Tagesblättern zur Sprache kommt, ein Ende zu machen. Auch wäre ich nicht, an wen sich die komische Oper anders wenden könnte, um neue Opernetten zu bekommen, als an die jungen Tonkünstler, da die alten, Berton ausgenommen, alle zu Grabe gegangen sind und Auber doch nicht beständig die große und kanonen die komische Oper mit neuen Stücken versorgen kann. Die große Oper hat nun ihre Elsler wieder und kann ihre besten neuen Ballette aufführen, und die Last des Gesanges ruht nach wie vor auf Duprez. Nourrit, vor ihm der erste Opernsänger, soll bloß deswegen weggegangen seyn, weil man ihm Duprez als Nebenbuhler an die Seite stellen wollte. Der Mann fürchtete nun, der Zweite zu werden, und da er nach Cäsars Maxime lieber der Erste in einem kleinen Orte ist, als der Zweite in der Hauptstadt, so reist er herum und gibt Gastrollen auf den Bühnen Frankreichs, wo große Opern aufgeführt werden können, wie zu Lyon, Marseille und Bordeaux. Es ist zu bedauern, daß die beiden vortrefflichen Sänger nicht zugleich an der Oper blieben; das Publikum hätte dadurch an Genuß gewonnen, zumal Duprez einige Rollen anders auffaßt, als Nourrit; zum Beispiel den Masaniello in der „Stummen von Portici“ stellt er mehr als den gemeinen Fischer, den Mann aus dem Volke dar, weßegen Nourrit mehr die politische Bedeutung dieses Charakters hervorhebt. Seitdem Fanny Elsler die Stumme und Duprez den Fischer darstellt, hat diese Oper ein ganz neues Ansehen bekommen, und das Publikum eilt herbei, als ob es ein neues Stück wäre. Es ist von einem Ballette die Rede: „die Wunderlampe,“ wahrscheinlich desselben Inhalts, wie Scribe's gleichnamiges Vaudeville, das von Duvernier verbrämt, der sonst zur St. Simonistischen Sekte gehörte und seit dem Aufheben dieses politischen Vereins für's Theater arbeitet. Die Elsler soll darin die Hauptrolle bekommen, und was nicht oft der Fall ist, sie soll nicht allein völlig den Erwartungen des Dichters entsprechen, sondern manchmal ihre Rolle noch besser anlegen, als es der Dichter selbst geahnt hatte. Die italienische Oper beginnt ihre Darstellungen, wie gewöhnlich, im Oktober, der diesmal schwerlich ein Weinmonat werden wird, da die Trauben nicht reif werden, ein Umstand, der in Frankreich beinahe unerhört ist; vielleicht ist es jedoch im mittäglichen Frankreich anders; im nördlichen friert man schon, obschon der kurze Sommer kaum zu Ende gegangen ist. Außer den Schauspielen hatten die Pariser im September noch den Jahrmarkt zu St. Cloud und die Eisenbahn nach St. Germain zu ihrer Belustigung. Den Jahrmarkt haben sie, wie gewöhnlich, drei Sonntage nacheinander in dem schönen Schloßpark und außerhalb desselben genossen. Wasserkünste, Spiele, Marktbuden, Tänze, guter und schlechter Wein. Alles ist ihnen zum Besten gegeben worden, was zu diesem Jahrmarkt gehört, und außer den gewöhnlichen Fuhren, um sie dahin zu bringen, wenn sie nicht zu Fuße gehen wollen, war diesmal das Dampfschiff da, welches seit geraumer Zeit nach St. Cloud auf der Seine fährt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 12. Oktober 1837.

Gewöhnlich meint der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei auch etwas denken lassen.

Goethe.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung von Nr. 239.)

Ausflug nach Upsala und Danemora.

Kleine Zwischenfälle ließen uns auf der Fahrt von Upsala nach Danemora recht anschaulich die anziehendste Seite des schwedischen Nationalcharakters und Lebens erblicken. Auf der ersten Station freute sich unser Postbauer so sehr über die wenigen Schillinge Trinkgeld, die wir ihm gaben, etwa sechs Kreuzer an Werth, daß er uns angelegentlich bat, ihm die Zeit unserer Rückkehr am morgenden Tage zu bezeichnen, damit er uns wieder fahren könne. Als wir nun am folgenden Nachmittage wieder auf diese Station kamen, fanden wir ihn wirklich und hatten das Vergnügen, daß der junge Bauer, der uns hingeführt hatte, und dem wir ebenfalls ein kleines Trinkgeld und etwas altes Süßbrod, einen Rest von Stockholm mitgenommenen Proviants, gegeben hatten, und unser gestriger Fuhrmann sich gegenseitig in unser Lob ergossen, indem sie uns einmal über das andere als „sehr galante Herren“ priesen. Ich glaube übrigens, daß nicht einmal das Trinkgeld allein es war, was diese Leute bewegte; ihr Benehmen war so herzlich, wie es aus der Gewinnsucht allein, die wohl Höflichkeit erzeugen mag, nicht hervorgehen kann. Gewiß that ihnen die freundliche Art wohl, mit der wir sie zu behandeln uns gedrungen fühlten, und namentlich der Eine hatte schon während der Fahrt an unserer Heiterkeit, ob er gleich unsere Gespräche nicht verstehen konnte, sichtlich Theil genommen, von Zeit zu Zeit sich umwendend, uns wie ein Kind freundlich angeblickt und mitgelacht, wenn wir lachten.

Auf einer andern Station, in einem kleinen Dorfe, gingen wir, während umgespannt wurde, in die Gaststube. Hier war Alles äußerst sauber, obgleich große Reinlichkeit den Schweden, und namentlich ihren Gasthöfen nicht eben nachgerühmt werden kann. Hier sah ich auch zum ersten Male die später als allgemein erkannte Sitte, den frischgewaschenen Fußboden mit kleinen jungen Tannenreisern zu bestreuen, was äußerst freundlich, für unser Auge gewissermaßen festlich läßt, indem wir, den Boden mit Grün bestreut zu finden, nur bei feierlichen Gelegenheiten gewohnt sind. Als wir an unsern Wagen zurückkehrten, gewahrten wir neben demselben unter einem schattenden Baum einen großen Mann, von einer Anzahl Erwachsener und Kinder umgeben, welchen er mit lauter Stimme aus einem Folianten vorlas. Zu meinem Erstaunen erkannte ich in dem Buche die mir von dem Upsalaschen Gastfreunde geschenkte Sammlung altschwedischer

Digitized by Google

Gesetze, die, aus einer Tasche des Wagens hervorsehend, die Neugierde des Vorlesers gereizt hatte, der sie mir nun höflich und ganz unbefangen wieder zustellte. Ich denke, es war wohl der Schulmeister des Orts, obgleich ich bei dem guten Zustande der Elementarbildung des Volkes in diesem Lande nicht berechtigt bin, es daraus zu schließen, daß er lesen konnte. Aber das Ansehen, in dem er zu stehen schien, und ein gewisser gelehrter Pli gaben mir diese Vermuthung ein. Wie viel freilich sowohl er als seine Zuhörer von dem Inhalte der Vorlesung verstanden, will ich nicht beurtheilen, obgleich es möglich ist, daß er in diesen volksthümlichen Rechten zufällig ein dem Volke ganz verständliches Kapitel gefunden haben mag. Denn daraus, daß er mit großem Eifer las und die Umstehenden eben so eifrig zuhörten, läßt sich ein Verständniß nicht abnehmen, da die dortigen Bauern wohl auch wie die unsrigen an einem Sonntag Nachmittag einem Vortrage mit Genügen anwohnen können, von dem sie blutwenig verstehen. Man weiß ja, daß mitunter Prediger auf dem Lande, wenn sie gleich nicht volksverständlich predigen, doch nicht nur eifrig angehört werden, sondern daß die Bewunderung und Andacht der Zuhörer sogar in geradem Verhältnisse mit der Ueberschwänglichkeit des Redners steigt. Was ein gelehrter Herr spricht und ich nicht verstehe, denkt der gemeine Mann, das muß doch wohl überaus tiefsinnig seyn.

Ich selbst bin einmal auf eine komische Weise an einem Sonntag Nachmittag dazu gelangt, eine andächtige Gemeine zu erbauen. In Mühlhausen am Neckar, einem dem Freiherrn von Palm gehörigen Dorfe, ist ein altes, wenig bekanntes Kirchlein, dem heiligen Veit geweiht. Es ist in einfachem Spitzbogenstyle gebaut, und seine innern Wände sind fast durchgängig mit heiligen Geschichten in einer tempera-ähnlichen Weise bemalt. Die Kirche selbst enthält biblische Geschichten, das Chor schmücken einzelne Scenen aus den Martyrien des heiligen Veit und der heiligen Florentina aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Den Altar bildet ein Schrein, der fünf in Holz geschnitzte Heilige enthält und oben in gleichfalls hölzernen gothischen Verzweigungen schließt, welche den Patron der Kirche umflechten, der bis zur Mitte des Leibes aus dem runden Kessel, in welchem er in Oel gesotten wird, hervorragt. Die Thüren des Altarschreins sind auf beiden Seiten mit schönen Gemälden auf Goldgrund, wiederum die Marter St. Veits darstellend, von einem Ulmer Meister aus dem sechzehnten Jahrhundert verziert. Einzelne Grabsteine mit in Lebensgröße ausgehauenen Rittern lehnen an den Wänden. Diese Kirche wird längst nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht, sondern als Scheuer und zu ähnlichen Zwecken verwendet, und weder dieser Gebrauch noch die scheibenlosen Fenster, welche dem Regen und Schnee den Eingang gestatten, sind geeignet, den darin enthaltenen Kunstwerken eine lange Dauer zu versprechen. Ich hatte daher mehrere junge Künstler, Architekten und Zeichner aus Stuttgart, veranlaßt, die Merkwürdigkeiten der Kirche, ehe sie ganz zu Grunde gingen, abzubilden. Ein schöner Sonntag wurde zu diesem Geschäfte gewählt, und während der emsigen Arbeit war die Zeit, da Kinderlehre und Nachmittagsgottesdienst vorüber waren, herangekommen. Auf der Steinplatte des Altars saß der Kupferstecher und zeichnete die Bilder der Flügel; ein Anderer copirte die Ritter an den Grabsteinen; einer der Architekten maß die Kirche, um den Grundriß aufzunehmen, und zeichnete die schöneren Ornamente; der zweite, in der Mitte des Hauptschiffs sitzend, war beschäftigt, ein perspektivisches Bild des Innern auf dem Reißbrette zu entwerfen und sogleich mit Neutraltinte auszuführen. Ich selbst hatte mich auf die Kanzel gestellt und las aus Heines Salon die darin enthaltene Schilderung der Pariser Kunstausstellung den stillbeschäftigten Künstlern vor: wahrscheinlich das erste Mal, daß Heines Worte von einer christlichen Kanzel gepredigt wurden, wobei ich mich wohl kaum dagegen zu verwahren brauche, daß ich deßwegen keineswegs zum jungen Deutschland gehöre, das später Heines Grundsätze in vollem Ernste als ein Evangelium verkündigen zu müssen glaubte. Die offenen Thüren hatten allmählig Kinder und Erwachsene hereingelockt, und wie die Zahl sich mehrte, nahm die Stille eher zu als ab, da die älteren Bauern den Kindern abwehrten und Schweigen geboten. Mit sehr gesammeltem Antlitz und aufmerksamen Augen horchten sie ernsthaft dem Sprecher auf der Kanzel, und ich zweifle gar nicht, daß sie eine Art von religiöser Erbauung fühlten, da der Gegenstand der beurtheilten Gemälde zuweilen die Namen von Heiligen im Texte zu nennen gebot, von Göttlichkeit der Kunst, von Idealen und ähnlichen Dingen mit Wärme gesprochen wurde und sie das Uebrige unmöglich begreifen konnten. So wenig bedarf es beim Landvolke des vollen Verständnisses zur Erbauung. Wie lächerlich dies für den ersten Augenblick scheint, einen so tiefen Grund hat es, da jede positive Religion des Mysteriums, als einer wesentlichen Basis, nicht entbehren kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Henri Hasterfeld.

(Beschluß.)

Henri Hasterfelds Seele wurde gegen diesen betäubenden Andrang durch einen Talisman geschützt, auf den die Welt keine Macht ausübt. Es war etwas von der tiefen Fülle des Schmerzes, der wilden Leidenschaftlichkeit seiner

Digitized by Google

Mutter in ihn übergegangen, und dieses Etwas hatte ihn aufrecht erhalten in dem Getümmel einer frivolen Welt, in dem ewigen Einerlei des Geschwätzes, der Orgien, der Pferderennen, Duelle und Liebschaften. Mitten unter dem seelenlosesten Genusse eines ausgelassenen Bacchanals, unter den Scherzen, die Rothheit und der albernste Dünkel aufbrachten, konnte Henri bis zu Thränen gerührt werden, wenn ihm ein altes vaterländisches Lied einfiel, das seine Mutter oft in den Stunden der Dämmerung zu ihrer kleinen irländischen Harfe sang, und dessen Klänge, wie aus tiefem Meeresgrunde heraufkönend, ihm in's Herz drangen. Welch selige Stunden waren das! Wenn solche Lieder das Gemüth des Knaben weich zum zerfließen gemacht hatten, dann sprach Lady Jane zu ihrem Sohn von dem Unglück ihres Vaterlandes, von dem Elend, das fremde und einheimische Tyrannen über dasselbe gebracht, von den ewigen Tönen der Klage, die um die Zinnen der schönen Abtei von Holycroß schweben, und in diesen Gesprächen zeigte sich die schon längst beruhigte Frau des Bureauchefs noch ganz als die wild Irish girl, genährt, statt von Flitter und Putz, vom geheimen Haß, den wilden Kämpfen und der ganzen blutigen Vorzeit ihres Landes. In solchen Stunden nannte sie ihn bei seinem irischen Namen Donald, in solchen Stunden tauchte sich ihr dunkles Auge voll unerklärlichen Feuers mit seinen geheimnißvollsten Strahlen tief in das seinige; sie wurde von der verständigen Mutter plötzlich die feurige, unzähmbare Geliebte, die sich mit ihren erhabensten Wünschen an seine junge Seele klammerte und alle ihre Hoffnungen auf die Befreiung ihres Vaterlandes von schmachvollen Fesseln auf die edle, junge Stirn, auf die von Begeisterung gehobene Brust setzte, in der ein gefühlvolles Herz schlug.

Solche Stunden kamen Henri Hasterfeld in's Gedächtniß, und er zog seinen Fuß zurück, wenn er eben im Begriff war, die Schwelle eines der niedrigsten Schauplätze der Entartung zu betreten, wohin oft der Drang nach Abwechslung in einem müssigen, üppigen Leben auch die Schritte besserer Naturen lenkt. Aber man darf nicht glauben, daß dieselbe Stimme ihn zu Thaten und zu Entschlüssen drängte. Sie machte sich nur als ein wohlthätiger, elegischer Klageton in seinem Busen geltend. Er liebte sein schönes Mutterland, wie er die liebte, die daraus stammte; aber noch war diese Liebe nicht zum Bewußtseyn des Thatendranges erwacht. Der deutsche Baron, auf seinen Geldsäcken und seinem festen Grundbesitz ruhend, stritt in ihm mit dem armen, flüchtigen irischen Häuptling, der nichts hatte als den Bettelstab, an dem ihn seine Peiniger in die weite Welt trieben. Es war so bequem, in einem Wagen aus den Fabriken von Brydres von Rom nach Paris, von Paris nach London zu rollen, und so unbequem, denselben Weg müde und im Schweiße seines Angesichts sich daher zu schleppen! Henri Hasterfeld war jung, feurig, verwöhnt und nichts weniger als im Alter der Entbehrungen. Er liebte es, mit Ideen zu liebkosen, wie es unsere Zeit liebt, aber diese Liebkosungen waren unfruchtbare Blüthen, die der junge Baum eben so übermüthig abschüttelt, wie er verschwenderisch sich mit ihnen bedeckt.

Diese wenigen Striche als Crayonskizze unsers Helden mögen für's Erste genügen; der Verfolg, die Handlungen und Schicksale Henri's mögen sie zu einem Gemälde vervollständigen. Wir wissen, ganz so thöricht und unheilnehmend, ganz so leichtsinnig und verwöhnt, so geckenhaft, so träumerisch, so übellaunig und so schwankend hat es Manche gegeben, die sich dabei durch eine geheime Kraft der Seele unser Herz zu gewinnen wußten. Vielleicht vermag dasselbe auch unser Held. Jezt darf er es noch nicht hoffen; jezt ist Henri Hasterfeld noch nichts als ein hübscher Junge mit einem vortrefflich gearbeiteten Frack; er ist der Besitzer eines schokoladefarbenen Windspiels und einer Revenue von fünfzigtausend Thalern. Das ist allerdings sehr wenig, um unser Herz zu beschäftigen, und in der That, die Impertinenz, die vornehme Nichtachtung, die Henri Hasterfeld denjenigen entgegensetzt, die für ihn sich zu interessiren Lust bezeugen, ladet wenig dazu ein, seine „geckenhaften Thorheiten“ und seine „hunderttausend Schwächen“ zu übersehen. Diese lärmenden Befehle an seinen Kammerdiener, dieses stundenlange Sitzen vor dem Spiegel, um dem Bau einer Locke nachzuhelfen, diese halbgeschlossenen Augen, die man so gerne offen und freundlich sehen möchte, diese languissanten Stellungen, dieses laute Sprechen, und dann wieder die affektirte süße Mattigkeit, die Lorgnette, der Stock — o wie verdrießlich, wie anstößig ist das Alles für Einen, der gleich den Kern haben möchte, und wenig Zeit hat, die Schwierigkeiten einer seltsam verbildeten Schale zu überwinden! Geduld! die erste Begrüßung unsers Helden und unsers Lesers ist sehr kalt; vielleicht daß beide am Ende gütlicher von einander scheiden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Die Eisenbahn nach St. Germain.

Die Dampfschifffahrt kannten die Pariser nicht allein durch dieses kleinere Schiff, sondern auch durch das größere, welches die Seine bis nach Melun hinaufführt; aber mit einer Eisenbahn hatten sie noch Bekanntschaft zu machen, und dieses Vergnügen ist ihnen jezt auch geworden. Sie genießen es auch in vollem Maße. Fast gibt es keinen ehrsamen Pariser Bürger mehr, der sich die Fahrt nach St. Germain versagt hätte. Einigemal, besonders an dem Jahresfeste

Digitized by Google

zu St. Germain, sollen einige tausend Personen vergebens um einen Platz gekämpft haben. Von dieser Eisenbahn ist so oft in den Zeitungen gesprochen worden, daß man glauben sollte, sie sey das wichtigste Werk der neuern Zeit, und doch hat sie wenig auf sich, wenn man ihren Nutzen in merkantilischer Hinsicht abwägt; sie führt zu einer unbedeutenden Stadt, und wird wenig zur Versendung von Waaren benützt werden. Aber für Paris hat sie das Angenehme, daß sie die Stadtbewohner schnell in's Freie und der Natur näher bringt. Neben dem Schlosse von St. Germain liegt ein schöner Wald, wie ihn sonst die Umgegend von Paris nicht aufzuweisen hat, und für die arbeitsamen Bürger, welche die ganze Woche hindurch nichts sehen, als ihren Kaufladen, Häuser und Menschengewühl, war es ein neuer Genuß, so leicht sich in's Grüne und Ländliche versetzen zu können. Daher kann die Eisenbahn auch nur auf diese Lust der Pariser berechnet seyn, man müßte sie denn bis nach Rouen verlängern, da St. Germain auf der Landstraße zwischen Paris und Rouen liegt. Aber dann wären erstaunliche Vorarbeiten erforderlich. Die Stadt St. Germain liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe; die Eisenbahn dort am Fuße der Höhe gelegte auf. Zur Fortsetzung der Eisenbahn müßte man diese sehr breite Hügelkette ganz durchschneiden. Ist einmal der Winter herangekommen und hat der Lust zu Landpartien bei den Parisern ein Ende gemacht, so wird die Eisenbahn Mühe haben, ihre Kosten herauszubringen, und die jetzt so hoch stehenden Aktien werden dann wahrscheinlich fallen wie der Thermometer. Mit den beiden zwischen Paris und Versailles anzulegenden Eisenbahnen, deren eine diejenige nämlich auf dem rechten Seinenfer) zum Theil mit der Bahn nach St. Germain zusammenfällt, und also schnell zu Stande gebracht werden kann, wird es schon besser gehen; denn Versailles hat weit mehr Verkehr mit Paris, als das kleine, fast fabrikslose St. Germain. Zudem wird das häufige Besuchen des historischen Museums im Versailler Schlosse und der herrlichen Lustgärten daselbst den Eisenbahnunternehmungen beständig Beschäftigung geben. Aber auch diese Bahn ist in merkantilischer Hinsicht von keinem Belang; von wahrem Nutzen werden nur Bahnen seyn, welche Paris mit Havre, Calais, Brüssel, Metz und Straßburg in Verbindung setzen; denn diese sind die großen Handels- und Reisestraßen. Es werden den Parisern mancherlei Unternehmungen auf Aktien angeboten, Theater, schwimmende Bäder auf der Seine und dergleichen; aber den sichersten Gewinn versprechen doch die großen Eisenbahnen, einen sicherern wenigstens, als die von Frankfurter Lotterieollekteurs angepriesenen österreichischen Schiffer, die bald hier so verrufen seyn werden, als die sogenannten Châteaux en Espagne, das heißt Luftschiffer. Dg.

Leipzig, Oktober.

(Beschluß.)

Literaten. Universität. Materieller Wohlstand.

Ein Gleiches gilt jetzt von dem hiesigen literarischen Leben. Seitdem das neue Heimathsgesetz, welches allen Ausländern, die sich nicht durch ein ziemliches Vermögen und diverse Dokumente legitimiren können, einen bleibenden Aufenthalt verfagt, mit einiger Strenge gehandhabt wird, hat sich die sonst nicht unbedeutende Menge der hiesigen Literaten sehr vermindert. Dr. Kühne, Redakteur der eleganten Zeitung, Dr. Herlossohn, Herausgeber des Kometen, Dr. Burckhardt, ein junger Historiker, der Uebersetzer Lindau, Ernst Willkomm, Ludwig Wolfram u. a. sind die bedeutendsten unter denen, welche geblieben sind, während eine Anzahl junger Literaten, die zum Theil noch im Erzeugungs- und Entwickelungsprocesse liegen, wie Dr. Benecke, Herausgeber des Planeten, Dr. Espe, Herausgeber des Kreisblattes, N. Baumer, Redakteur der Eilpost, Carl und Eduard Grosse, A. Fischer u. A., erst noch größere Resultate erwarten lassen. Ein Theil der Ausgewanderten, Philippi, Dr. Seidlitz, Verfasser der Poeten Oesterreichs, Fred. Stolle, der mit der Herausgabe einer Galerie deutscher Dichter beschäftigt ist, u. A., haben sich nach dem nahegelegenen Städtchen Grimma, dem einstigen Pforte Semme's, gewendet, wo ihnen durch die Unternehmungen einiger industriösen Verlagshandlungen Aufenthalt und Existenz gesichert ist. — Die Universität hält sich durch Gediegenheit der Lehrer, durch Sittlichkeit der Studirenden, deren Anzahl gegenwärtig über 1000 beträgt, und durch die wahrhaft thätige Fürsorge unserer humanen Regierung in immer gleich schöner Blüthe. Wenn die juristische Fakultät durch den neuerlichen Weggang Wächters einen bedeutenden Verlust erlitten hat, so ist die Regierung bemüht gewesen, durch die Ernennung Puchta's zum Professor des Pandektenrechts Ersatz zu leisten. Und den übrigen Fakultäten haben die Namen Großmann, Theile, Niederer, Winer, Günther, Klien, Schilling, Clarus, Heinroth, Drobisch, Erdmann, Bulau, Krug, Pölitz, Flathe u. A. immer noch einen guten Klang überall, wo das Licht der Wissenschaft hingebrungen ist. Außerdem aber ist die Universität reich an jüngern talentvollen Docenten, deren Namen sich im Laufe weniger Jahre Geltung zu verschaffen wissen werden. Erfreulich ist es, bei dieser Gelegenheit einer bedeutenden Literalität zu gedenken, welche die Bibliothek der Universität neulich erfahren hat. Der königlich sächsische Major Johann Jakob Freiherr von Uckermann, der Besitzer einer werthvollen Sammlung von Büchern, Manuscripten, Naturalien, Instrumenten u. s. w., hat diese Collectionen, welche aus 6425 Bänden philosophischen, philologischen, mathematischen, naturhistorischen, geschichtlichen, juristischen und theologischen Inhalts, aus einer Mineraliensammlung von 700 Nummern, einer zoologischen von 1000, einem physikalisch-astronomischen Apparat und zahlreichen anatomischen Präparaten bestehdt, der erwähnten Anstalt unter dem Namen des Uckermannschen Museums geschenkt. Die Universität aber hat aus Dankbarkeit das Bild des inzwischen verstorbenen Gebers im Saale der Bibliothek aufgestellt, und allen seinen Descendenten die unentgeltliche Aufnahme zu akademischen Bürgern zugesichert. — In materieller Beziehung ist der Zustand Leipzigs jetzt der erfreulichste. Die gewerbstreibende Bevölkerung steigt von Tag zu Tag eben so sehr, als der Umfang der Stadt im Innrehmen ist. Neue Gebäude steigen überall wie Pilze aus der Erde, an der östlichen Seite der Stadt erhebt sich in einem zwar componirten, aber für das Auge eben so gefälligen, als für den Gebrauch zweckmäßigen Baustyle riesenschnell eine neue Vorstadt. Die Dresdener Eisenbahn rückt, trotz aller Schwierigkeiten, die das Terrain entgegenstellt, immer weiter, und die Zahl der Passagiere, welche den bis jetzt vollendeten Theil derselben von Leipzig nach Althen befahren, ist noch immer im Zunehmen und übersteigt oft täglich die Zahl von 600 — 800 Personen. — Nur eine Furcht gibt es, Messe und Cholera, die, beide in der Nähe, nicht unwahrscheinlich zusammen die Stadt betreten dürften. E. E.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 13. Oktober 1837.

Sweet scenes of youth, to faithful memory dear!
Still fondly cherish'd with the sacred tear,
When, in the soften'd light of summer skies,
Full on my soul life's first illusions rise!

Leyden.

Familiengeschichten. *

Liebeszauber.

Der Tod des Großvaters veränderte wenig in meinem Leben und Treiben. Eine Tante nahm mich auf, bei der ich schon vorher, wenn ich nicht mit dem Großvater vor die Stadt ging, den größten Theil des Tages zugebracht hatte. Nach dem Abscheiden ihres zweiten Gatten, welcher auf einem Dorfe unserer republikanischen Landschaft Pfarrer gewesen, war sie in ihre Vaterstadt zurückgekehrt und hatte des Großvaters Hause gegenüber eine stille Wittwenwohnung bezogen. Ein Jahr lang wagte sie nicht in die Kirche zu gehen, um nicht, wenn sie einen Andern auf der Kanzel erblickte, vor der Gemeine in lautes Weinen ausbrechen zu müssen; da sie aber zuletzt Aufsehen und Mißdeutung befürchtete, so besann sie sich — das einzige denkbare Mittel, ihr Herz zu verhärten — auf irgend eine Kränkung, ein auch noch so kleines Unrecht, das sie von ihm erlitten hätte, um mit dem Seligen eine Stunde lang zu schmollen und die Kirche ruhig aushalten zu können. Nachdem sie ihr Gedächtniß lange vergebens angestrengt, um in der zwanzigjährigen Ehe auch nur Einen Zwist auffinden zu können, fiel ihr endlich doch etwas bei, was ihr brauchbar schien: sie hatte einmal, mit dem Kaffebrett anstoßend, dem guten Pfarrer eine schöngebundene Bibel, die sich noch von seinen Studienjahren als Lohn des Wohlverhaltens herschrieb, zu Boden geworfen, und die Folge davon war gewesen, daß er die Augen etwas ernsthaft gegen sie erhob und versetzte: „Sey doch so gut und gieb ein ander Mal besser Achtung.“ So geringfügig dieser Umstand war, so hielt sie doch an ihm als an dem letzten Anker fest; der mißbilligende Ton, den sie so gar nicht gewöhnt war, mochte ihr schon damals im Stillen zu schaffen gemacht haben, nun aber gelang es ihr eines Sonntags, während die Glocken zur Kirche läuteten, sich von der Unbilligkeit jener Behandlung auf's Gründlichste zu überzeugen; sie zwang sich, den Tadel so zu Herzen zu nehmen und ihren Unwillen so sehr zu steigern, daß sie endlich, auf's Tiefste empört, zum Gesangbuche griff und mit trotzigem Gemüth in die Kirche ging. Aber ach! mit all ihrer Kunst hatte sie einen zerbrechlichen Panzer angelegt: bei den ersten Worten des Predigers brach ihr Herz, die Thränen strömten unaufhaltsam, und sie mußte einsehen, daß nur die Zeit den ersten scharfen Schmerz dieser Wunde hinwegnehmen könne. — So brachte sie ihre Zeit theils in der Pflege des Großvaters, theils mit ihrer alten Magd, einem Staarmatz und einem Kanarienvogel, den Reliquien ihres frühern glücklichen Lebens, zu.

* Morgenblatt, Juli 1836.

Digitized by Google

Schon als Kind, bei einem gelegentlichen Besuche aus der Residenz, hatte ich mir ihre Gunst erworben. Von der alten Magd in die Kirche getragen, weniger aus frommen Absichten als um den unruhigen Knaben auf eine Weile los zu werden, hatte ich mir daselbst den wunderlichen Ton und die lebhaften Geberden des Predigers so in's Gedächtniß geprägt, daß ich ihn, kaum nach Hause gebracht, zur Verwunderung und Freude der Tante, nachzuahmen begann. Liebkosungen und Leckerbissen hatten zur Folge, daß das Schauspiel oft genug wiederholt wurde: sobald ich eine Predigt ankündigte, mußten alle im Zimmer vorräthigen Stühle in die Runde gestellt werden, die Anwesenden setzten sich und sangen ein Lied, darauf bestieg der kleine dreijährige Komödiant einen in der Mitte stehenden Schemel und schnurrte die paar Bibelsprüche und Ermahnungen an unartige Kinder, die ihm gelegentlich in's Gedächtniß gepflanzt worden waren, mit dem ernsthaftesten Gesichte herunter.

Ich habe später Veranlassung gehabt, meine Ideen über die Prädestination an jene jugendlichen Scenen anzuknüpfen, indem ich mir sagen mußte, daß ich mit jener Mimik, in welcher man den Finger Gottes sah, mir meine künftigen Studien selbst diktirt habe, und konnte mir wenigstens empirisch anschaulich machen, was Schelling sich unter dem Worte Prädetermination denken mochte: den Akt, sich eine Bestimmung vorzuzeichnen, ehe man einen Willen hat. Fürwahr, die meisten Menschen, die ich sehe, haben sich prädeterminirt.

So war ich denn schon als Hausgenosse des Großvaters bei der Tante, die in mir ihren Seligen wieder aufleben sah, bestens empfohlen, und erlitt bei seinem Tode den einfachen Wechsel, das geräumige Gebäude mit den schauerlichen, düstern Gängen und Winkeln, welche Nachts ein geschäftiger Traumgeist, den süßen Schlaf des Kindes verbitternd, mit drohenden Gestalten bevölkerte, gegen das scheu gegenüber gelegene kleinere Haus zu vertauschen, das um so viel wohnlicher und heimlicher war, zu eng, um noch Raum für ein unheimliches Schattenbild zu haben, mit dem schmalen, ziegelgepflasterten Estrich, der zugleich die Küche in sich faßte, wo nach alter Art über dem großen Herde das obere Stockwerk offen und mit einer Gallerie umgeben war. Wie oft habe ich, auf dieser herumkletternd, die Tante zu der ängstlichen Bitte genöthigt, ich möchte ihr nicht vom Himmel herab in den siedenden Kessel fallen! Wie oft stand ich, meine Augen am knisternden Feuer weidend, auf die Ofengabel gelehnt, neben der alten Anna Marey, die mir eine Gespensergeschichte erzählte, während sie das Mehl zur Suppe röstete; in der schauernden Behaglichkeit des Zuhörens benutzte ich dann wohl einen Augenblick, wo sie auf die Seite sah, mir mit einem breit gehaltenen Kochlöffel etwas von der leidenschaftlich begehrten Speise zuzueignen, und fuhr erschrocken zurück, wenn der spionirende Staar Huidieh schrie und der Kanarienvogel im Zimmer, durch den Signalruf aufgeregt, mörderisch zu lärmen begann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Nachts um zehn Uhr langten wir im Oesterby an, wo wir übernachten mußten, da in Danemora kein Gasthaus ist. Dieses Muß verkehrte sich aber in eine unerwartete Annehmlichkeit, indem wir das Wirthshaus in jeder Hinsicht vortrefflich fanden. Oesterby ist ein kleiner Ort mit einem Schlosse des Herrn von Thamm und einigen Eisenwerken und liegt hart am Walde. Die Nacht war köstlich hell und nicht zu kalt, so daß wir uns nicht enthalten konnten, noch einige Zeit im Freien zuzubringen. Am andern Morgen um fünf Uhr brachen wir wieder auf und lamen auf einem Fußpfade, der durch Wald und über Wiesen führt, noch vor den Arbeitern zu der Eisengrube bei Danemora.

Dieses Eisenbergwerk ist bekanntlich das größte Schwedens. Es ist Privateigenthum mehrerer Besitzer, von denen die Familie Degeer den bedeutendsten Antheil hat. Der Ertrag soll jährlich 90,000 Schiffspfund betragen. Die jetzt noch bearbeiteten Gruben auf dem östlichen Ufer des Danemoraſees bilden einen ungeheuren Felsenschlund, auf der einen Seite von eben diesem See, gegen dessen Gewässer steinerne Vorsehen erbaut sind und zum Theil erst gebaut werden, auf der andern Seite von dem Wald und den Wiesen, durch welche wir von Oesterby hergekommen waren, nahe begrenzt. Da sind keine unterirdischen Gänge, wie in andern Bergwerken, es ist nichts als dieses große Loch in das durchaus eisenhaltige Gestein des Bodens gehauen, das sich von Tag zu Tag ausdehnt, mehr jedoch gegen die Tiefe zu, als an Breite und Länge, da sowohl das in der Tiefe gewonnene Metall von besserer Qualität ist als das sogenannte Tageisen gegen die Oberfläche hin, als auch die Nachbarschaft des Sees der Erweiterung der Grube auf einer Seite Schranken setzt. Die Tiefe der Grube beträgt im Allgemeinen achtzig Faden.

Nachdem wir überall um diesen Schlund herumgegangen, auch in einem der wenigen Gebäude, die sich hier finden, weil das Eisen nicht bei der Grube verarbeitet wird, im Fremdenbuche unter andern Schleiermachers und Steffens Namen begrüßt, und die unterdeß angelangten Arbeiter ihr Tagewerk hatten beginnen sehen, schickten wir

Digitized by Google

uns selbst zur Einfahrt in die Unterwelt an. Wir wählten dazu die weiteste Grube, die den Namen der Radwindengrube (Hjulwindsgrusva) trägt. Es treiben hier nämlich zwei Pferde eine große Winde, die gleichzeitig zwei Eimer in Bewegung setzt, indem der eine hinuntergelassen, der andere hinaufgehoben wird. Für uns suchte man einen hölzernen Eimer von etwa drei Fuß Höhe, der in drei Ketten hing, die, wo sie sich vereinigten, an einem dicken Tau befestigt waren. Der Rand des hölzernen Gerüstes ragte schon in die Grube hinein, in deren Tiefe man statt des Grundes nur eine purpurne Finsterniß sah. Noch über diesen Rand hinaus hing der Eimer in der freien Luft über der Tiefe, und es war ein, wenn auch nicht gefährliches, doch für Jemanden, der zum Schwindel geneigt ist, bedenkliches Geschäft, in das Fahrzeug zu gelangen. Wohl eingehüllt und eingewickelt, wie uns die Arbeiter zu thun riethen, obgleich hier oberk die Sonne schon stach, stieg ich mit dem einen meiner Begleiter zuerst in den Eimer. Der zweite dagegen, ein Isländer, konnte sich lange nicht entschließen, den einzigen Schritt zu thun, der nöthig war, zu uns zu gelangen. Endlich bewogen wir ihn dazu, er stieg furchtsam herein und duckte sich sogleich in den Eimer hinunter, damit er den Abgrund nicht sehen möchte, indem er uns, die wir ihn auslachten, die charakteristische Bemerkung entgegenhielt, daß er nicht die Schuld trage, wenn er keine Courage habe, als welche lediglich eine Gabe Gottes sey. Zuletzt trat noch ein Bergmann auf den Rand des Eimers, dessen Inneres wir Uebrigen völlig ausfüllten, und so wurden wir nun langsam gegen 500 Fuß tief hinabgelassen. Bald entfernte sich der Eimer von den unregelmäßigen Wänden, bald näherte er sich wieder, in welchem Falle unser Führer besorgt war, dessen Anstoßen oder Aufsitzen zu verhindern, das ein Umschlagen des Eimers hätte verursachen können. Was diese Fahrt von ähnlichen in andern Bergwerken unterscheidet, ist die außerordentliche Ausdehnung der Grube, die man, an einer ihrer mächtigen Seiten sich senkend, wie ein große Höhle, jedoch deutlicher betrachten kann, da die gleichweite Oeffnung Licht genug in die Tiefe wi ft, um den unten Befindlichen Alles genau unterscheiden zu lassen. Ungefähr in der Mitte der Tiefe fuhren wir durch eine Lage Pulverdampf, der, obgleich anderthalb Tage nicht gesprengt worden war, und trotz der Weite des Schlundes, doch den Ausgang noch nicht hatte finden können. Wir selbst sahen nicht sprengen, da dies, wenn auch in der Regel alle Tage, doch erst um die Mittagsstunde geschieht.

Unten angekommen, waren wir aus der Hitze des Juli in den vollen Winter versetzt. Ein großer Eisblock lag in der Mitte der Grube, die triefenden Wände erfüllten die Luft mit kalter Feuchtigkeit. Wir traten daher, nachdem wir eine Zeitlang den Anblick des blauen Himmels aus solcher Tiefe und der an den schroffen Wänden ihr Geschäft versehenden Arbeiter genossen hatten, die Auffahrt auf die nämliche Weise an, wie die Abfahrt geschehen war.

Es mochte ungefähr neun Uhr Morgens seyn, als wir mit der Besichtigung der Gruben fertig waren; wir hatten daher noch Zeit, den Park in Oesterby zu betrachten. Man würde anderswo diese Anlagen für ganz unbedeutend erklären; allein hier, über den 60sten Grad hinaus, war es etwas Besonderes, eine im Freien stehende Orangerie zu finden. Auch waren einige Partien an einem schilfbewachsenen kleinen See so heimlich und einladend, daß wir gerne verweilt hätten, wenn und nicht noch für den heutigen Tag eine Strecke von dreißig Wegstunden zu machen übrig gewesen wäre. Die Gefährten eilten daher, Gabelfrühstück und Abreise zu bestellen; ich selbst ließ das Schloß mir öffnen, in dem ich durch eine ziemlich zahlreiche Gemäldegalerie mit mehreren werthvollen Stücken auf's Angenehmste überrascht wurde, da ich eine solche in diesen Breiten auf einem Landschloße noch weniger als eine Orangerie erwarten konnte. Mir fielen zwei schöne Landschaften, angeblich von Salvator Rosa, angenehm auf, mehrere Rubens, oder doch Werke seiner Schule, eine Kuh von Paul Potter, einige Stillleben, insbesondere von Hondetöter und Snyders, ein mit Blumen von Seghers eingefaßtes Bild einer steinernen Madonna mit dem Kinde in einer Nische, voll Innigkeit und Bedeutung, ein schöner Holbein und selbst ein Dürer, einen orientalischen Alten mit einem Ringe in der Hand darstellend. Von Italienern ist eine Landschaft, dem Tizian zugeschrieben, bemerkenswerth; als Staffage dient Maria mit dem Kinde, welchem ein Engel eine sehr große Traube bringt, während andere Engel, in der Luft schwebend, musiciren und tanzen. Composition und Malerei sind schön, doch ist die Luft nicht von der Bläue, wie Titian sie zu malen pflegt. Dem Namen Titians trägt ferner eine Judith mit dem Haupt des Holofernes, die allerdings unverkennbar der sogenannten Geliebten Titians ähnelt. Unecht ist ohne allen Zweifel ein angeblicher Raphael, ein ganz kleines Bildchen, die Mutter Gottes mit dem Kinde. Außerdem finde ich noch in meinen Notizen Mars und Venus von Luca Giordano, zwei liebliche Kinderporträts von Gerhard Lairesse, einige van Dyk, Pferdestücke von Rugendas, einen Rembrandt und Franz Hals bemerkt.

Nun ward das reichliche, nicht nur mit schmackhaften Speisen versehene, sondern auch, was in Schweden seltener ist, gut servirte Frühstück eingenommen, und der Rückweg nach Stockholm angetreten, das wir in der Nacht wieder erreichten. Wir bekamen einigemal schlechte Pferde, was mir sonst selten in Schweden begegnet ist. In Märstad belästigte und mehr, als sie uns belustigte, die freundliche Zudringlichkeit eines Mannes, der, nachdem er uns Tabak abgebettelt, auch ohne Weiteres an dem

Digitized by Google

wenigen Bier Theil nehmen wollte, das wir im Wagen hatten. Die Hitze drückte Mittags sehr; die Nacht darauf war kalt und neblig. Einen kaum erst gemachten, an sich wenig interessanten Weg gleich darauf wieder zu machen, ist ohnedies langweilig, und so läßt sich denn dieser Rückreise weiter nichts abgewinnen.

Der Kelch.

Ich hab' einen Kelch gefunden,
Den hat kein König so fein,
Draus hab' ich Tropfen gesogen,
Die perlten heller wie Wein.

Der Kelch der ist geschmiedet
Aus Abendsonnengold,
Der Tropfen der ist vom Himmel
Herab in den Kelch gerollt.

Der Kelch das ist die Rose,
Die rothe Ros' auf der Au',
Der perlende Himmelstropfen
Das ist der Morgenthau.

A. Saro.

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

Londoner Langeweile.

— Und warum nicht zur Abwechslung ein Brief aus Liverpool statt aus London? An Versuchung zu solchem Wechsel fehlt es gegenwärtig wahrhaftig nicht. London ist todt und in seinem Tode ungeheuer langweilig, Liverpool ist lebendig und in seinem Leben ganz interessant. Dann die neue Eisenbahn mit den fliegenden Dampfwagen von London nach Birmingham und von Birmingham nach Liverpool. Es ist wahr, auf ersterer kommt man zur Zeit nur stellenweise fort und wird mehrere Male aus den Wagen, vor welchen eine dampfende Maschine hinrollt, in Wagen übergewechselt, vor denen dampfende Rosse galoppiren; aber auch so ist der Gewinn an Zeit beträchtlich, vom Geldgewinne, der den frühern Aufwand um die Hälfte ermäßigt, gar nicht zu sprechen. Zweihundert und mehr englische Meilen trennen London von Liverpool. Diese durchrasselte man sonst in ungefähr vierundzwanzig Stunden, und gelangte an den Ort seiner Bestimmung müde und matt, zerrüttelt und zerschüttelt. Jetzt wird der Zwischenraum, mit Einschluß des Ueberwechselns, wobei allerdings die Füße der Reisenden tüchtig ausschreiten und die Hände der Packträger rüstig zugreifen müssen, in neun bis zehn Stunden durchmessen, und es erfordert weiter nichts als ein tüchtiges Nervensystem, um das Ende der Fahrt, einen ziemlichen Kopfschwindel ausgenommen, in bestem Wohlsein zu erreichen. Also verließ ich London zu Dampf, verspeiste froh, mit Schwabenschnelle einer Stadt zu entfliehen, in welcher Alles, auch die Langeweile, kolossal ist. Seit der Sturm der Parlamentswahlen sich abgewettert, ist es politisch, theatralisch und gesellschaftlich so still geworden in der Riesenstadt, daß in ihren eleganten Quartieren — denn wer kümmert sich um die stockgemeine Sitz, vor deren engen Gassen jede wohlerzogene Nase zurückschaudert? — kaum die donnernden Omnibusse den Leuten am hellen Tage die Augen offen zu erhalten vermögen. Diese Unerträglichkeit begann mit dem Ableben Wilhelms IV.; da wurden für einige Abende die Theater, für mehrere Tage die Concertsäle und Ausstellungen geschlossen, und kein Schneider durchhüpfte die Straßen, jeder saß daheim und nähte Trauerkleider; sie stieg beim Schlusse des Parlaments mit jedem Reisewagen, der von Postillons in roth oder blauseidenen Jacken auf dem westlichen Ende abgeführt wurde, und erreichte ihren Höhepunkt nach den neuen Wahlen. Das gesellschaftliche Leben war eingeschlafen, die italienische Oper und Drurylane und Coventgarden folgten, und bald kam es dahin, daß bloß noch das kleine Haymarkttheater, das englische Opernhaus und das neue Strandtheater sich wach stellten. Die Politik — es wollte sich schlechterdings keine politische Neuigkeit ereignen; von Spanien und Portugal will die lebende Generation nichts mehr hören; sie ist in ihrer Erwartung eines letzten Resultats so oft geäfft worden, daß sie es nun ihren Enkeln überlassen will, eines zu erwarten. Was im Leben des höchstseligen Königs einer Anekdote nur einigermaßen ähnlich sah, hatten die Zeitungsschreiber begierig ausgebeutet. Anekdoten von Ihrer Majestät der Königin Victoria stehen im Preise, seit es bekannt geworden, wie wohlfeil die Klatschgeber einiger hiesigen Blätter sie einzukaufen pflegten. Das Gesetzel über den auf den dannbrogschen Thron gestiegenen Herzog von Cumberland war so groß, daß seine Freunde und Anhänger eine kleine Broschüre zum Druck beförderten, betitelt: Secret life and extraordinary amours of Ernest, King of Hanover, with all the particulars of the seduction of Lady Graves and mysterious death of Sellis exposed etc. Seit männiglich für den geringen Aufwand eines Penny hiemit seine Neugier bis zur Erschöpfung befriedigen konnte, war es gestorben, von dem seit getragenen Gegenstande zu sprechen, und Schweigen trat an die Stelle des Geschreis. Die Parlamentswahlen hatten den Zeitungen ergiebigen Stoff geliefert. Sie waren vorüber; Jedermann wußte, daß Irland den Ministern die Mehrheit gewonnen, und wie sehr nun auch das Thema variirt wurde, die Variationen änderten den Hauptsatz nicht. Selbst die unter allen öffentlichen Blättern am besten redigirten Times, die weltberühmten, sahen sich genöthigt, ihre Monate lang jeden Wochentag in's Publikum gesendeten acht- und vierzig kolossalen Spalten aus Mangel an Material auf die Hälfte zu reduziren, und hätten sie nicht Irland zu bearbeiten und an O'Connell sich zu reiben gehabt, so würde der unglückliche Glückmann, der für jährliche vierzehnhundert Pfund Sterling täglich einen Hauptartikel zu schreiben hat, wahrscheinlich öfters sein Gehirn vergebens gerarbeitet und seine Hände vergebens wund gerieben haben. Kurz, London war unaussprechlich langweilig, und ich nahm den Dampfwagen nach Liverpool. Sie mag stehen bleiben, diese Redensart, obgleich sie weder originell, noch richtig ist. Man sagt in Deutschland, ich nehme Post, wenn man mit Extrapost zu fahren gedenkt, und dawider ist nichts einzuwenden. Man nimmt aber Post, hier wird man vom Dampfwagen genommen. Dort besteht das eigenmächtige Handeln seine Lebensgefahr, hier schützt man die Verantwortung durch passives Ergehen ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 14. Oktober 1837.

— Dies Volk, ich muß es lieben.
Das so bescheiden ist und doch voll Kraft.
Schiller.

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Die finnischen Sprüchwörter und Gnomen, die ich hier in einer Auswahl der Universalliteratur, der deutschen, einverleibe, sind von einem jungen schwedischen Gelehrten, G. A. Gottlund, nach mündlicher Ueberlieferung in einem Werke gesammelt, das in zwei Bänden unter dem Titel: Otawa (—ω), d. h. das Siebengestirn (der große Bär) in Stockholm erschienen ist. Dieses schätzbare Werk enthält außer einer großen Menge von Sprüchwörtern eine Uebersicht der Literatur und Mythologie der Finnen, eine Charakteristik des finnischen Volks, aus jenen Sprüchwörtern entwickelt, eigene finnische Gedichte Gottlunds, eine Uebersetzung der sechsten Rhapsodie der Iliade, Hirten-, Schlacht- und Trinklieder, Biographien berühmter Finnen, Uebersetzungen aus dem Lappländischen, Untersuchungen über die Sprache des finnischen Stammes der in Rußland lebenden Karelier u. s. w.

Es wird wohl für den Leser nicht ohne Interesse seyn, von einem abgeschiedenen und unbekannten Volke, dessen geistiges Leben so reiche und gesunde Blüthen treibt, und von der Sprache desselben etwas zu erfahren, und ich glaube dem Wunsch des Lesers entgegen zu kommen, wenn ich hier Einiges über die Finnen überhaupt und über die gegenwärtige Lage Finnlands insbesondere, so wie auch über die finnische Sprache und Literatur mittheile.

Seit der Eroberung Finnlands durch die Schweden unter Birger Jarl um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, besetzen schwedische Ansiedler die Küstenstrecke von Abo bis nach Lowisa. Von diesen stammt die schwedische Bevölkerung Finnlands, und auch der Schreiber dieses, der daher, wenn er Finnisches lobt, keines Eigenlobes beschuldigt werden kann. Die Schweden bildeten den herrschenden Stamm, und erst indem der finnische Bauernsohn — denn die bei weitem größte Zahl der Finnen besteht aus Landbauern — Schule und Universität besuchte und sich, durch Aneignung der schwedischen Sprache, gleichsam zu einem Schweden umschuf, trat er in den Beamtenstand ein. Das Verhältniß beider Völker war später immer ein brüderliches; immerhin aber konnten unter der schwedischen Herrschaft die finnischen Schweden sich über eine gewisse Zurücksetzung von Seiten der eigentlichen Schweden beschweren, indem die bedeutendsten Stellen diesen immer vorbehalten blieben. Die Ureinwohner, die Finnen, halten zwar seit der Reformation den Gottesdienst in ihrer Sprache, und auch ihre Gerichtsverhandlungen werden mündlich in der Landessprache geführt; indessen wurden ihnen bis jetzt Gerichtsprotokoll und Urthel nur in schwedischer Sprache communizirt. Auch auf den

Digitized by Google

Schulen wurde die finnische Sprache gänzlich vernachläſſigt. Finnland ſieht jetzt unter ruſſiſcher Herrſchaft der baldigen Beſeitigung dieſes Uebelſtandes entgegen, und vielleicht werden die Finnen auch ſie ihrem würdigen Erzbiſchof Dr. Metartin, dem allgemeinen Liebling des finniſchen Volks, zu verdanken haben.

Die mongoliſche Abſtammung und Geſichtsbildung der Finnen muß ich für eine Fabel erklären. Die Ureinwohner, ein ſchöner, kräftiger Menſchenſchlag, unterſcheiden ſich dem Aeußern nach wenig von den Schweden, nur daß die blühende Geſichtsfarbe bei jenen nicht ſo allgemein iſt wie bei dieſen. Auch die geiſtigen Fähigkeiten ſind dieſelben; nur iſt ein größerer Ernſt und ein mehr verſchloſſenes Weſen den Ureinwohnern eigen. Jeder Finne ohne Ausnahme kann leſen und hat gute Kenntniſſe in der Religion, wovon das Verdienſt der Geiſtlichkeit gebührt, das um ſo höher anzuſchlagen iſt, da es, außer in den Städten, faſt gar keine Schulen gibt. Die Kinder lernen daher das Leſen größtentheils von ihren Eltern, und die Prediger ſehen mit großer Gewiſſenhaftigkeit darauf, daß dieſes geſchehe. Nirgends iſt es vielleicht ſo augenfällig als hier, daß ein Volk nur der chriſtlichen Religion und einer vernünftigen Verfaſſung bedarf, um ſich aus dem Zuſtande der Wildheit zu wirklicher Humanität empor zu arbeiten, und vielleicht bietet der Finne, wie der Schwede, ein weit anziehenderes Bild unverdorbener und wirklicher Humanität dar als der Bewohner manches hochcultivirten Landes. Laſter, die anderswo an der Tagesordnung ſind, bleiben ihm unbekannt. Auch betet er nicht den Göhen des Tages, materiellen Fortſchritt und materiellen Genuß an, ſondern er iſt zufrieden, wenn er durch die angeſtrengteſte Arbeit ſeine einfachen Bedürfniſſe befriedigen kann. Er hat aber helle und geſunde Begriffe von Gott und von der höhern Würde und der Beſtimmung des Menſchen; er iſt ein muſterhafter Unterthan, untadelig in ſeinen häuslichen Verhältniſſen und fühlt ſich in ſeiner Lage zufrieden und glücklich. Der höchſte ſeiner beſcheidenen Wünſche iſt ſo viel reinen Brodes (ohne Zuthat von Baumrinde), als er bedarf. Tritt er aus dem Bauernſtand heraus, ſo wird aus dem fleißigen Schüler und Studirenden meiſt ein tüchtiger Prediger, denn gewöhnlich treten erſt die Söhne der Geiſtlichen in einen andern Stand.

Nach einer Abweſenheit von fünf-und-zwanzig Jahren beſuchte ich neulich mein geliebtes Vaterland und fand die Einwohner an die neue Lage der Dinge ſeit 1809 gewöhnt und ihrer neuen Obrigkeit treu ergeben, die wiederum durch weiſe und milde Regierung dieſe Ergebenheit verdient. Der erhabene Beherrſcher Rußlands kann hinſichtlich Finnlands jeden Abend ſein Haupt ruhig niederlegen, ohne von da aus Stürme zu befürchten zu haben. Die Finnländer haben ihm Treue geſchworen und werden ihren Schwur halten. Es ſind zwar von Seiten der Verwaltung Elemente vorhanden, aus denen mit der Zeit große Uebelſtände für das Land unausbleiblich hervorgehen müſſen; allein, da die Veröffentlichung derſelben dem Lande keinen Nutzen bringen kann, ſo wird Schweigen zur Pflicht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortſetzung.)

Wüßten meine Lehrer, wie vielen Dank ſie der ehrwürdigen Frau ſchuldig geworden ſind, wie fälſchlich ſie die lateiniſchen Diſtticha, die ich lieferte, meinem poetiſchen Willen und Vollbringen zugeſchrieben haben. Ach! dieſe lateiniſchen Diſtticha, ſie waren der Pfahl in's Fleiſch meiner Jugend; ich ſagte mir oft im Stillen: zur Zeit des Herkules ſeyen die Götter noch gnädig geweſen, weil unter ſeinen Arbeiten ſich keine lateiniſchen Diſtticha befanden. Später hatte ich zwar den glücklichen Einfall, die unerläßlichen poetiſchen Anſprüche mit einem Quid pro quo zu befriedigen und meine Lehrer mit lateiniſchen Oktaven und Sonetten zu regaliren, welche mir als eine ingeniöſe Erfindung manches unverdiente Laudo zuzogen; denn nichts war leichter, als dieſe moderne Versart in einer Sprache, welche ſo viele gleiche Conjugations- und Declinationsendungen hat; ich bekümmerte mich nichts um Längen und Kürzen und reimte ſo für weg auf abat — ebat und — ivit, daß ich ohne alle Geburtsſchmerzen ein Halbdutzend Stanzen in einer Viertelſtunde fertig hatte. Aber damals war mir das romantiſche Licht noch nicht aufgegangen, damals brauchte es noch gewaltiger Hebammenkünſte, um unter Anrufung des „Jupiter omnipotens“ mich etlicher Diſtichen zu entbinden und mit dem holprigen Hexameter den hinkenden Pentameter in's Doppelioch zu verkoppeln. Meine Verſuche, dieſe poetiſchen Beſtrebungen als etwas Unnützes zur Abſchaffung zu bringen, fanden keinen Anklang, und nach einigen gewaltſamen Scenen, in welchen ich den Kürzern zog, gab ich alle revolutionären Pläne auf, ohne jedoch dadurch an Produktionskraft zu gewinnen. Da ſchlug ſich die gute Tante in's Mittel, als freundliche Muſagetin, und wendete die zwei mächtigſten Hebel an, durch welche die Menſchen beherrſcht werden: Ehrgeiz und Genußſucht. An der alten Uhr mit vergoldetem künſtlichem Schnitzwerk maß ſie eine Friſt zu gemeinſamem Wetteifer vor, und nun galt es, ob ich zuerſt ein Diſtichon auf's Papier, oder ſie eine beſtimmte Anzahl Maſchen auf die Nadel brachte. Dem Sieger winkte ein Apfel, eine Birne oder eine ähnliche lachende Ausſicht-

Digitized by Google

und wenn sie bemerkte, daß Minerva mir nicht günstig war, so hatte sie, wie sich von selbst versteht, die Gefälligkeit, ein paar Maschen fallen zu lassen und dadurch ihre Strickerei zu verzögern, wie ich ebenfalls gelegentlich in der Eile einen Fuß dahinten ließ, mit dem Vorsatz, ihn nachher bei besserer Muße in den Vers hineinzuflicken. Ihre sanfte List schlug trefflich an, die Distichen schossen empor wie Pilze, man war in der Schule mit meiner poetischen Bereitwilligkeit zufrieden, und ich hatte den doppelten Nutzen von der Sache.

So hatte sie schon den kleinen Menschen mit dem Leben auszusöhnen gewußt; lange setzte sie dies schöne Bestreben mit gutem Erfolge fort, und sie verdient ein größeres Monument der Liebe, als ich ihr hier setzen kann. Niemals habe ich ihrer so lebhaft gedacht als bei dem alten Mönche von Verona: wenn der Vorhang in die Höhe ging und Bruder Lorenzo hervortrat, um heilkräftige Kräuter zu suchen, dann seinen Liebling Romeo so liebevoll schalt und doch dem verzogenen Kinde zu seinen Thorheiten half, so schön in seiner Schwäche, so groß durch seine Liebe, die die Welt nicht achtet, da glaubte ich immer ihren guten Geist über die Bretter wandeln zu sehen. — Sie war die Letzte von einer heimgegangenen Familiengeneration, von einem Geschlechte der „alten Welt," dessen Gesinnungen uns Spätgebornen beinahe unbegreiflich sind. In dem fast egyptisch abgeschlossenen Leben einer kleinen Reichsstadt mochte freilich Vieles zusammenkommen, um einen wahrhaft patriarchalischen Familiengeist hervorzubringen, bei dessen Hauche die schönsten Blüthen eines bürgerlichen Daseins erwuchsen, und der, einmal aufgelöst und verdunstet, nur noch durch die tiefste Humanität ersetzt werden kann. Die Frauen waren es vorzüglich, welche diesen Gemeinsinn pflegten: aufmerksam saßen sie in der Mitte der Sippschaft und blickten nach allen Seiten hin; der entfernteste Verwandte wurde nicht übersehen, jeder sollte es gut haben und eher die ganze Familie gegen eine Welt in Waffen treten, als sich in einzigen Gliede beschädigen lassen. Wer heranwachsend die letzten Trümmer einer solchen Vorwelt noch erlebt hat, wird sich mit Wehmuth der Zeit erinnern, wo er diesen Sinn, der keine eisernen Schutz- und Trutzbündnisse mehr zu schließen, keine ehrgeizigen Absichten mehr zu erreichen hatte, nach innen gedämpft, zum sanften Mitgefühl, zur liebreichen Theilnahme gemildert fand, wo Jedem noch unter den Seinen weich gebettet war.

Und weich war mir gebettet, so lange sie lebte! Auf die Akademie folgten mir ihre Briefe, gewöhnlich kleine, abgerissene Papierschnitzel mit wenigen herzlichen Worten, an jedem Botentage einer. Aber lieber Gott! was war das für eine Orthographie! In einer schlechten Schule aufgewachsen, und zu spät in eine andere, nicht viel bessere gebracht, hatte sie etwas gelernt, was man kaum mehr Schreiben heißen konnte: die Buchstaben, welche so viele Familienähnlichkeit hatten, daß man je sechs mit einander verwechseln konnte, liefen die Kreuz und Quer auf dem engen Raume durch einander, und waren so mühselig zu verfolgen, als die Chronologie eines Fürstenhauses, welches sich mit vielen andern Linien verschwägert hat. Dazu kam noch ein Umstand, der die Originalität ihrer Episteln vollendete: wie sie ihre Gedanken nur nach der Eingebung des Herzens frisch und warm aufs Papier warf, so schrieb sie alle Wörter bloß dem Laute nach, wobei die Consonanten bedeutend zu kurz kamen, und man mußte nicht nur mit ihrem Gedankengang, sondern vornämlich mit ihrer Aussprache auf's Genaueste vertraut seyn, man mußte die Augen ganz in Ruhestand versetzen und mit den Ohren lesen, wenn man diese Hieroglyphen, worin oft ganze Wörter maskirt auftraten, entziffern wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

(Fortsetzung.)

Fahrt auf der London-Birminghamer Eisenbahn.

Vor zwei Monaten wurde die London-Birminghamer Eisenbahn von hier aus eröffnet, von der Hauptstation in Euston-grove nach Boxmoor, eine Entfernung von fünfundzwanzig Meilen. Die Geldzahlen, mit welchen der von den Directoren des Unternehmens ausgegebene Bericht das Publikum unterhielt, waren wohl geeignet, neugierig zu machen, in welchem Verhältnisse das Geleistete zum Aufwande stehe. Jede Meile, hieß es, habe im Durchschnitt 50.000 Pfund gekostet, eine zwischen dem Flecken Camden und dem Primrosehügel sogar 500 000 Pfund. Der große Saulengang in Euston-grove sollte für nicht weniger als 50 000 Pfund errichtet worden seyn und der durchschnittliche Wochenlohn der Arbeiter nicht unter 40.000 Pfund betragen haben; lauter ralsennahe Summen, vor denen selbst englischer Geldstolz Respekt hat. Groß war daher der Zudrang der Neugierigen zur Theilnahme an der ersten Fahrt. In zwölf Wagen, deren jeder seine zwanzig bis dreißig Personen hielt, sah ich sie in Boxmoor ankommen. Ich war ihnen dahin vorausgefahren, nämlich der ersten öffentlichen Dampffahrt voraus in einem der Privatwagen der Directoren. Um ein Uhr Mittags hatten wir Eingeladenen unsere Plätze genommen. Langsam und von ihrer eigenen Schwere fortgedrückt rollte die Wagenburg mehrere hundert Fuß über die leicht gesenkte Bahn. Dann wurde die Dampfmaschine vorgehängt, die Zuschauer schrieen Hurrah, und immer schneller und schneller flogen wir dahin. In achtundsechzig Minuten waren wir in Boxmoor. Hier war ein Zelt aufgeschlagen und in dem Zelte stand auf einer langen, mit diätetenweißem Tuche bedeckten Tafel in vollen Schüsseln das den Engländern eigenthümliche Mahl, Luncheon genannt, dieser gütige Vermittler zwischen Frühstück

Digitized by Google

und Abendbiner, dieser beneidenswerthe Liebling der englischen Frauen, bei dem sie sich in aller Glorie frischer Eßlust zeigen. Auch das Luncheon in Box-moor durfte nicht über Vernachlässigung klagen; männliche und weibliche Lippen, Lippen in allen Schattirungen vom zarten Rosenroth zum dunkeln Kirschbraun wetteiferten, ihm ihr Wohlwollen zu beweisen. Die erwähnte Ankunft des zweiten Wagenzugs, der London eine Stunde später verlassen und die Fahrt in zwei Minuten weniger vollendet hatte, unterbrach das Klirren der Messer und Gabeln, der Gläser und Tassen, und gleich als wären die Angekommenen alte Freunde und gute Bekannte, so herzhaft gewillkommte sie unser Hurrah. Aber es soll bienieden keine Freude ungetrübt seyn. Bei unserer Rückkehr in das Luncheonzelt, und es setzten mir, daß Einige der Gesellschaft wie zu mehrerlei schon Angriffe im Sturmschritte vorrückten — abgerannt stand die Tafel, verschwunden waren die Flaschenkörbe und über etliche Gesichter flog ein Schatten von Verdruß. Früher waren Aeußerungen laut geworden des Inhalts, daß der auf vier Uhr anberaumte Aufbruch — natürlich bloß im Betracht der Tagesdige — recht zweckmäßig ein paar Stündchen verzögert werden könne. Davon variantete jetzt nichts weiter; im Gegentheil, nach dem vielfältigen Gähnen zu urtheilen, worin die Engländer überhaupt Virtuosen sind, und welches von Mund zu Mund lief, lastete die rückständige halbe Stunde schwer auf manchem Haupte. Endlich gab ein Gibcken das Zeichen zur Absahrt, wir Eingeladenen stiegen ein, puff, puff, pustte die Dampfmaschine und schneller und schneller flogen wir dahin — einige Minuten lang, dann stand der Zug stille. Ueber dem Wenwerken der Maschinenmeister und seine Leute getrunken, hatten sie das Wasser für den Dampfkessel vergessen. Dem Mangel wurde abgeholfen, wieder dampfte und pustte die Maschine, wieder sausten wir fort. Eine Flasche Wein für den Reiter, sagt der Deutsche, macht seinem Gaule fünfere Hufe als eine Metze Hafer. Das mag wahr seyn, aber auf unsere Dampfmaschine litt es keine Anwendung: sie glitt zweimal von der glatten Eisenbahn, und es war zehn Minuten vor sechs, als wir Euston-grove nahe vor uns sahen und die Maschine aufgehalten wurde. Wie von ersten unfreiwilligen Anhalten war der Verdacht in mir aufgestiegen, daß nicht Alles sey, wie es seyn sollte; das zweite und dritte hatte keineswegs dazu gedient, meinen Verdacht zu widerlegen, und ich gestehe unbefangen, daß mehr die Rücksicht, welche ich der Einladung schuldig zu seyn glaubte, als die Besorgniß, ein furchtsamer Sonderling zu erscheinen, mich zu Fortsetzung der Fahrt bewog. Für jeden Fall inzwischen vorbereitet und bei etwaigem Unfall im Vortheil zu seyn, hatte ich eine Art schwebender Position genommen, die mich Herr meiner Bewegungen ließ. Die Maschine war, wie gesagt, aufgehangen; nur der fortdauernde Anstoß trieb die Wagen vorwärts, und die Schnelligkeit, mit welcher solches geschah, konnte übrigens Falls durch eine Vorrichtung gehemmt werden, welche Vor- und Hinterräder gleichzeitig sperrt, ohne die Eisenbahn zu berühren und dadurch den Wagen aus dem Gleichgewicht zu heben. Die Vorrichtung ist gut, aber was nützen gute Mittel, wenn sie schlecht gebraucht werden? Das zeigte sich hier: sey es, daß die Männer, welche die sogenannten Breaks handhaben sollten, das Fest der Erbfnung auch mit der Flasche celebrirt hatten und über dem Doppelsehen das Einfache nicht sahen, oder daß sie, die Kraft der Breaks falsch berechnend, solche nicht stark genug angogen, krachend stieß der vorderste Wagen gegen die Grenzwand, diese flog in Trümmer und mehrere Ellen weit flaunten die Wagen zurück. Alles das war Ein Moment; im nächsten klang die Luft von allen Tönen der menschlichen Stimme, die Furcht und Schrecken, Schmerz und Verzweiflung ihr zu erpressen vermögen. Sie kamen aus dem Innern der Wagen, deren Insassen der unerwartete und heftige Gegenstoß bunt durch und über einander geworfen hatte. Ich zweifle nicht, daß manche unwillkührliche Umarmung sich komisch genug aufgenommen, wäre nur Zeit zum Verstehen und das Ganze überhaupt lächerlich gewesen. Aber viele blutende Nasen, mehrere eingeschlagene Zähne und sogar zwei oder drei Armbrüche gaben der heitern Fahrt ein trauriges Ende. Ich kam mit einem verstauchten Finger davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 240.

Das gebrochene Herz.

Sieben Räthsel in Einem.

1. Mit Pedantentritten
Kommt der Abc geschritten;
Wer ihn kommen sah,
Ist längst nicht mehr da
Bei seinem Abschied.

2. Zehenmal geschwinder
Gehen seine Kinder;
Doch, wer Eins gesehn
Kommen und wieder gehn,
Der ist ein Wunder.

3. Hundertmal geschwinder
Laufen die Kindeskinder;
Frod begrüßt ihr sie;
Ach! ihr wißt ja nie,
Was ihre Gift ist!

4. Dutzendmal so schnelle
Jagen von der Stelle
Die Urenkel sich;
Menschenleben gleich
Oft ihren Wechseln.

5. Dreißigmal geschwinder
Nennen ihre Kinder;
Mancher scheucht mit Hohn
Weg die gewohnten schon
Und ihre Töchter.

6. Diese, sie tanzen und schwinden;
Mädchest du gerne sie binden?
Flügel tragen fort
Schnell sie an den Ort,
Der keins zurückhält.

7. Und der Uralt — Alle
Bringt er sie zu Falle,
Schlingt und schlingt und zwingt,
Bis er sie verschlingt
In seinem Rachen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 16. Oktober 1837.

Each happy scene returns to view,
The loved, the dead are there.
All gilded with the brilliant hue
Which childhood bade them wear.
Lord Dover.

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

„Kind," sagte sie eines Tags zu mir, „jezt gestehe mir nur aufrichtig, ob du dir nicht den Hals voll lachst über meinen Briefen?" — „Aufrichtig zu gestehen, Tante, ich muß manchmal herzlich lachen." — „So? ist das auch artig, deine alte Tante auszulachen?" — „Liebste Tante, ich lache dich nicht aus, mein Lachen geht aus einer andern Tonart." — „Wie denn das?" — „Ich kann dir nicht recht sagen, wie's zusammenhängt, aber wie man oft lachen muß, wenn ein Kind etwas recht Gescheides sagt, so geht's mir gerade mit deinen Briefen, wenn ich die wunderlichen Krackelfüße mit dem prächtigen Inhalt vergleiche; ich habe den herzlichsten Respekt davor und muß doch lachen." — „Nun, so will ich mir's gefallen lassen, aber nur nicht auslachen! das kann ich nicht leiden; und das bitt' ich mir auch aus, daß du sie deinen guten Freunden nicht zeigst; ich müßte mich ja schämen." — „Sey ruhig, ich halte sie geheim wie Liebesbriefe." — Nein, gute Frau, das darfst'ch du nicht fürchten, die Welt war damals mir zu klug, wie hätte sie dich verstanden, die du der Natur und dem Himmel um so viel näher standest? Deßhalb war ich ja beinahe alle Tage bei ihr drüben, weil ich mit Niemand mehr reden konnte als mit ihr; sie verzieh mir, daß ich ihre liebste Hoffnung nicht erfüllte und wußte sich in ihre Sprache zu übersehen, was ich in der meinigen zu ihr redete, vielleicht eben weil die entferntesten Richtungen sich besser mit einander vertragen als mit den mittlern, dazwischen liegenden. Und als sie krank wurde, stand mir immer ein Pferd bereit, um jede Stunde, die ich dem lieben Gott und seinen Spürhunden abstehlen konnte, bei ihr zuzubringen; täglich saß ich so an ihrem Bette und sah mit verzweifelnder Gewißheit, wie eine Stütze um die andere dem theuren Leben brach. Sie aber war heiter, das Meer des Irdischen rauschte tief und unvernehmlich unter ihr, alle Sorgen um ihr Schmerzenskind, wie sie mich so oft genannt, hatte sie der niedern Atmosphäre, der sie sich schon zu entheben begann, zurückgelassen, sie war zum ersten Mal beruhigt über mich und prophezeite mir mächtige Dinge von meiner Zukunft; nur wenn sie mich ungebärdig sah, versprach sie mir, wieder gesund zu werden. So schieden wir eines Abends unter tröstlichen Gesprächen, mein Roß trug mich leicht berüber und am andern Morgen hinkte mir die Todesbotschaft nach. Was sie beim Sinken ihrer letzten Sonne in der dämmerigen Zukunft gesehen, waren es weissagende Gesichte einer Sterbenden, waren es Trugbilder eines brechenden Auges? — ich weiß es nicht.

Mit den ersten Schatten der einbrechenden Dämmerung fällt alles von uns ab, was wir mühsam über

Digitized by Google

uns hergezogen haben, um mit der unerbittlichen Welt in Uniform zu seyn, und wir sind wieder, was wir ursprünglich waren, Kinder, die eine Heimath brauchen. In solchen Stunden thut es dem einsamen Herzen wohl, die freundliche Gesellschaft glücklicherer Zeiten um sich zu versammeln: vor dem trüben Auge steigt es wie Nebel auf, die Wände, die Geräthschaften wandeln sich, und der Knabe sitzt wieder in dem Stübchen, wo ihm immer so wohl war. Draußen pfeift der Sturm, Flocken rieseln an die Fenster, aber er hat den Tisch zum warmen Ofen gerückt und blättert in einer alten Türkenkriegschronik, betrachtet den Kaiser Leopold mit den dicken Lippen, den blutjungen hübschen Joseph im Krönungszuge, wohnt der Belagerung von Belgrad bei, folgt den Bomben und Granaten, deren Flug zu mehrerer Deutlichkeit durch Bogenstriche versinnlicht ist, und berechnet, wo sie niederfallen werden; die alte Anna Marey ist strickend neben ihm eingenickt, der Staar schläft in der Ecke, der Kanarienvogel spricht die und da im Traume, die kleine Standuhr auf dem Schranke hat schon zehn Uhr passirt und der Pendel geht in langsamen, schläfriger Schwingungen; aber die Tante sitzt im Lehnstuhl neben dem Ofen und läßt ihre Spindel munter auf dem Boden umhertanzen.

„Tante," sagte ich,und klappte die Chronik zu, „ich bin ganz müde vom Lesen, die Augen thun mir weh; jetzt erzähle du mir noch eine Geschichte, bevor wir schlafen gehen." — „Was soll ich denn erzählen?" — „Du weißt ja wohl, aus der alten Zeit, wo wir noch unsere eigene Regierung hatten." — „Ei, was weißt du von eigener Regierung, kleiner Kannengießer! sey du zufrieden, daß es so geworden ist! Du hättest deine Rechnung schlecht gefunden bei der alten Wirthschaft; damals gab man nicht viel um die Studirten." — „Ach, das ist mir gleichgültig; aber die Geschichten von damals gefallen mir eben besser als die jetzigen. Geh, Tante, es ist dir selber nicht Ernst mit dem, was du sagst!" — „Von was soll ich denn aber erzählen?" erwiderte sie abweichend; „ich habe dir ja schon längst Alles gesagt, was ich weiß." — „Besinne dich doch, du weißt immer wieder was Neues." — „Nun ja, da fällt mir eben etwas ein," sagte sie lächelnd; „soll ich dir vom Urban und der Margarethe erzählen, auf welche wunderbare Art es zugegangen ist, daß sie ein Paar wurden?" — „O ja, bitte; wer war denn die Margarethe?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

(Fortsetzung.)

Mit dem Christenthum führten die Schweden zugleich ihr Alphabet in Finnland ein. Natürlich, daß dadurch die finnische Sprache schon in ihren Elementen nach der schwedischen umgemodelt wurde. Die vorzüglichste und, genau genommen, einzige brauchbare Grammatik ist die des Professors von Buken, der sich auch durch die Herausgabe eines finnischen Wochenblatts um die finnische Sprache wohl verdient gemacht hat. Für die Vergleichung der verschiedenen finnischen Dialekte hat Dr. Sjögrin in Petersburg sehr Bedeutendes geleistet. Derselbe weilt seit zwei Jahren am Kaulasus, beschäftigt, die Wurzeln der europäischen Sprachen an diesem Völkerquell aufzusuchen. Die erfreulichste Leistung in der finnischen Literatur ist aber der eben erschienene Versuch von Dr. Lönrot, die im Munde des Volks noch fortlebenden Volkslieder, Runen genannt, von denen die ältesten und echten fast ohne Ausnahme mythologischen Inhalts sind, und von denen früher durch Gagnander, Schroter, Tupelius u. a. einige gesammelt waren, zu einem zusammenhängenden und die ganze reiche finnische Mythologie umfassenden Mythencyklus zusammenzustellen, etwa wie die griechischen Mythen im Homer in ein Ganzes gebracht worden sind; ein um so verdienstlicheres Unternehmen, da der poetische Werth dieser Ueberlieferungen höchst bedeutend ist.

Die finnische Sprache hat verhältnißmäßig mehr Selbst- als Mitlauter und ist besonders reich an Diphthongen, von denen einige sehr dunkel sind, wie üö (die Nacht).. Der Finne endet gern das Wort mit einem Selbstlauter und liebt nicht viel Konsonanten bei einander. Die Sprache ist einfach, leicht, männlich, und frei von den lästigen Kehllauten wie von allen Zischbuchstaben. In Hinsicht der Vertheilung und Anzahl der Selbst- und Mitlauter in den Wörtern herrscht das schönste Ebenmaß, und die finnische Sprache kommt darin selbst der italienischen sehr nah. Sie liebt aber lange Wörter; einsylbige kommen selten vor, die meisten bestehen aus zwei, drei, vier Sylben. Bei den aus mehreren Begriffen zusammengesetzten finden sich ihrer sogar eilf, z. B. ajattelemattomuudersansakin (bei seiner Unbedachtsamkeit). Für die Geschlechter hat sie keine Unterscheidungsmerkmale; eben so entbehrt sie des Artikels. Sie hat vierzehn bis fünfzehn Kasus, und folgendes Beispiel möge dazu dienen, diesen ihren Reichthum anschaulich zu machen:

Kala	(ɔ ʊ)	der Fisch
Kalä		Fisch
Kalan		des Fisches
Kalar		zum Fische
Kalalle		nach dem Fisch hin
Kalasta		aus dem Fische
Kalalta		aus der Nähe des Fisches
Kalassa		in dem Fische
Kalalla		auf dem Fische
Kalana		als Fisch
Kalaksi		in einen Fisch (verwandelt)

Digitized by Google

Kalalta	ohne Fisch
Kalane	mit ꝛc. dem Fische
Kalain	wie ein Fisch.

Die finnische Sprache hat Suffixe, welche die Stelle der zueignenden Pronomen vertreten, wie im Hebräischen, und ihr ein ganz orientalisches Ansehen geben; auch die Zeitwörter haben viel Orientalisches. Sie zeigen einen großen Reichthum an abgeleiteten Formen; so kommen aus süön, ich esse, süötan, ich lasse essen (= Hiphil im Hebräischen), ich füttere, und süötelen, ich füttere oft und mit wenigem.

Auch das hat die finnische Sprache mit den orientalischen gemein, daß sie wenig Adverbien, Präpositionen und Konjunctionen besizt. Diesen Mangel ersezt sie durch eine um so größere Anzahl von Kasus. Auch dienen eine Menge Affixe dazu, den Sinn der Rede auf verschiedene Weise zu nuanciren. Die Adverbien machen im Finnischen keinen besondern Redetheil aus. Auch hat sie keine eigenen Präpositionen, die im Finnischen, ihrem Gebrauche nach, Postpositionen genannt werden müßten. Nicht minder ist sie darin dem Hebräischen ähnlich, daß sie überhaupt wenig zusammengesezte Wörter besizt. Ein großer Theil von denen, welche man jezt vorfindet, ist dem Schwedischen nachgebildet. In Zusammensetzungen von Hauptwörtern geht der Finne einen eigenen Weg. Der erste Theil des zusammengesezten Worts ist entweder ein nicht deklinirbares, oder auch ein Nominativ, der andere mag gebeugt werden, wie er wolle; so raha-kukkaro, Geldbeutel, raha-kukkarolle, raha-kukkarosta, dem, aus dem Geldbeutel. Wie im Hebräischen geschehen keine Zusammensetzungen unmittelbar mit den Präpositionen; die da vorkommen, sind dem Schwedischen nachgeahmt. Auch gibt es ursprünglich keine zusammengesezten Zeitwörter. Was dem Finnen darin abgeht, ersezt er durch seine Kasus, durch Umschreibungen oder durch seine Simplicia, woran er einen um so größern Reichthum hat. Besonders die Zeitwörter bieten nicht nur einen großen Ueberfluß an Ausdrücken für die feinsten Schattirungen des Sinns: durch das unmittelbare Anschmiegen des Lauts an die äußern Gegenstände und das Spielen mit dem Schalle werden sie eine Quelle, die sich beständig von Neuem aus sich selbst erzeugt. Der Finne bildet oft, um die in seinen Geist aufgenommene äußere Natur um so getreuer zurückzuspiegeln, ganz neue Wörter, die jedoch der Andere, mit dem Geist der Sprache eben so vertraut, unmittelbar versteht. Daher rührt auch die überaus große Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, die allen echt finnischen Dichtungen eigen sind, und die keine Uebersetzung wiederzugeben vermag; daher auch die eigene, hohe Naivität der Sprüchwörter, wovon die Sprache überfließt. Ueberhaupt ist die Sprache eine der bildsamsten zu nennen, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß die Verhältnisse und Nebenbestimmungen der Bedeutung mehr organisch, d. h. durch Flexion oder innere Modifikation der Wurzel, als durch mechanisch von außen angehängte Wörter angegeben werden.

Zum eigentlichen Reime taugt die finnische Sprache wenig; ihn ersezt aber eine eigene Alliteration, die darin besteht, daß zwei oder mehrere Wörter in jedem Verse denselben Anfangsbuchstaben haben. Auch so viele gleich oder ähnlich lautende Sylben, als möglich, folgen nach den gleichlautenden Anfangsbuchstaben. Völlig orientalisch ist auch der Parallelismus der finnischen Sprache, dem zufolge zwei, drei oder vier Verse nach einander denselben Gedanken wiederholen.

Als Sprachprobe geben wir den Schluß einer Rune, die den Streit Wäinämöinens, des Apollo der Finnen, mit Joukkawainen, einem jungen übermüthigen Riesen, schildert:

Leúwat lüku, paá járisi
Kíwet ránnalla rakóowi,
Páët paúkku kállióla
Wäinamóisen laúlaïssa;
Pórtit Pòhjolan répesi,
Ilman kánnet kátkeilé
Wäinamóisen láulaïssa.

Wange wankte, Haupt erbebte,
Und des Ufers Kiesel klafften,
Und der Berge Kerne krachten
Vom Gesange Wäinämöinens;
Thor des Nordens fiel in Trümmer
Und des Himmels Bogen brachen
Vom Gesange Wäinämöinens.

Im Folgenden theile ich nun eine Auswahl aus dem zum Theil höchst originellen Sprüchwörterschatze der Finnen mit. Abgesehen von dem tiefen moralischen oder poetischen Sinn, der manchen dieser Redensarten inwohnt, geben sie in ihrem Compler ein interessantes Bild vom Charakter und den Sitten eines merkwürdigen Volkes, von welchem im Treiben der europäischen Welt so wenig die Rede ist. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Wir lassen die Sprüchwörter gruppenweise, wie es der Raum erlaubt, folgen. A. d. Red.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Oktober.

Aufhören der Cholera.

Die Cholera und das endlose Geschrei über dieselbe lassen endlich nach; ein Glück für die Menschheit, für die Stadt Rom insbesondere, und, wenn man so rasch vom Großen auf's Kleine kommen darf, für einen Korrespondenten, der von dem, was vorgeht, Bericht erstatten soll, und von

Digitized by Google

nichts reden hört, als Krankheit und Todesfällen. Nachdem das Uebel bis zu Ende Augusts immer zahlreichere Opfer verlangt hatte, nahm es allmählich ab, und jetzt ist deren Zahl so vermindert, daß man mit gutem Grunde baldigem Aufhören entgegensehen kann. Aber Rom wird noch lange dieser beiden Monate gedenken: es war eine Zeit des Entsetzens, der Trauer, der Rathlosigkeit; lange noch werden die Folgen sichtbar bleiben in der Störung der Geschäfte, dem Stoße, welchen der Wohlstand unmittelbar wie mittelbar dar erlitten hat, der Menge verwaister und verarmter Familien. Um nur ein Beispiel anzuführen, die Zahl elternloser Kinder aus der unteresten Classe ist so groß, daß ein neues Waisenhaus eingerichtet werden muß. Nach ungefähr scher Schätzung beläuft die Zahl der im August und Septemder Gestorbenen sich auf etwa 10.000; mehr als eben so viele von den Einwohnern haben die Stadt verlassen. Einige sind in den Umgebungen, die Meisten nach Umbrien, der Mark, Toskana u. s. w. Selbst wenn die Krankheit bald völlig aufhören sollte, ist kaum daran zu denken, daß Rom im kommenden Winter von Fremden besucht werden wird. Man kann es ihnen auch nicht nehmen, wenn sie ausbleiben. Wer verbürgt, daß nicht neue Fälle vorkommen? und dann ist Jeder gegen Eins zu wetten, daß die Regierung, welche von ihrem Glauben an die Contagiosität durch keine Erfahrung abzubringen ist, wieder dieselben Maßregeln trifft, und, wenn es ihr auch gelingt, in der Stadt, unter ihren eigenen Augen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, nicht dazu gelangen kann, die entfernteste Autorität im Lande anzuhaben, die Communikationen offen zu halten, Eigenmacht und Gewaltthätigkeit zu hindern. Wer den Umfang, der in der Umgebung Roms stattgefunden (und zum Theil noch nicht völlig anfgehört) hat, nicht mit eigenen Augen angesehen, möchte geneigt seyn, selbst eine unter der Wirklichkeit bleibende Darstellung für übertrieben zu halten. Diese Gesetzlosigkeit und Confusion war nicht ohne ihre komische Seite; aber für den, welcher darunter litt, trat die ernste leider nur zu sehr hervor. Jetzt hat es sich zwar etwas geändert, aber des Uebels ist noch immer über und über genug. Es gehen Dinge vor, die man in einem auf Civilisation Anspruch machenden Lande für unmöglich halten sollte. Während in Rom täglich zwischen 5 und 400 Menschen starben, wurden die aus Toskana kommenden Reisenden erst dann eingelassen, wenn sie vierzehn Tage in Florenz oder Siena verweilt hatten, weil in Livorno oft bis zwanzig Cholerafälle des Tags stattfanden; in Civita vecchia, wo gleichfalls die Krankheit ist, mußten die fremden Fahrzeuge nach wie vor Quarantäne halten, eben so die von Neapel kommenden Reisenden in Terracina. Und doch waren fast die letzten Spuren der Krankheit in Neapel verschwunden. Die dortige Regierung schien endlich, nach mehr denn ein Jahr langem Bedenken, durch die stattlichen Ereignisse zu dem Glauben gebracht worden zu seyn, daß die Cholera nicht ansteckend sey, und man das auf die Gesundheitscordons verwandte Geld anderswo besser brauchen könne. Aber im gegenwärtigen Augenblick ist in Sondi wieder eine Contumaz gegen den Kirchenstaat verordnet worden, und dies zu einer Zeit, wo der Gesundheitszustand Roms sich mit jedem Tage bessert. So läßt Rom nichts von Neapel, Neapel nichts von Rom ein — schöne Repressalien! — Das Innere des Landes bietet gleich trostlose Erscheinungen dar. Nach einem langen Edikte soll man, wenn man in's Ausland will (vorwunter nur die Lombardei zu verstehen, da Toskana Niemand ohne Quarantäne über die Grenze läßt), bei Civita Castellana durchs eingeräuchert werden und dann überall ungehinderte Passage haben, bis man sich mit Gottes Hülfe in ein Land gerettet, wo noch gesunder Menschenverstand und gesetzliche Ordnung zu Hause sind. Aber, von Civita Castellana angefangen, läßt keine einzige Stadt die auf diese Weise desinfizirten Reisenden durch; fährt ein Weg nun den Ort, so mögen sie ihn einschlagen, sonst steht ihnen das Umkehren frei. Das kleine Städtchen Albano, die erste Poststation auf dem Wege nach Neapel, macht jedem Wagen, der blos durchfahren will, unsägliche Edicanen, und wer von den Bewohnern einmal die Hauptstadt betreten hat, ist exklirt. Andere Orte sind noch heterodoxer. Palestrina, auf seine Cyclopenmauern trotzend, ist von den päpstlichen Dragonern vergebens zur Uebergabe aufgefordert worden; schmachvoll sind die Schüsselsoldaten abgezogen, wie Rienzi's Römer, als die Colonnas noch Präneste inne hatten. Man muß nicht glauben, es gehe dabei immer ruhig und ordentlich zu. Bleibt uns vom Halse, ist die Losung, sonst nennt man keine Mäßigung! Das Gesindel ist mit Flinten bewaffnet und gewaltig unerschrocken, wenn es Wehrlose vor sich sieht. Wozu dessen die ewigen Notifikationen, wenn man nicht die Macht hat, ihnen Ansehen zu verschaffen, wenn sie an eine Masse gerichtet sind, die nur das Recht des Stärkern anerkennt, und deren Bitten Drohungen überhaupt von so etwas die Rede seyn kann) unter Null ist? — Hier, in der Stadt selbst, hat das Volk sich weit besser benommen, als man im ersten Augenblick fürchten mußte. Mit einer einzigen Ausnahme, ist es nicht zu Exzessen gekommen. Wäre aber die Krankheit nicht plötzlich mit einer solchen Heftigkeit aufgetreten, daß der Schrecken die Stelle aller übrigen Gemüthsbewegungen einnahm, so würde es wohl der Regierung weniger leicht geworden seyn, ihren Maßregeln Gehorsam zu verschaffen. Sieht man einmal von dem ursprünglichen, grundfalschen System derselben ab, so kann man einzelnen Anordnungen seinen Beifall nicht versagen. Die Vorkehrungen zum Besten der arbeitenden Classen, welche durch die Stockung vieler Fabriken, Aemter u. s. w. in der schlimmsten Lage waren, und die Besserungen, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und der Willkühr zu steuern, waren lobenswerth und haben gute Früchte getragen. Man muß, wie es wohl geschieht, beim Tadeln nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Weshalb soll man in der Hauptstadt des Katholizismus nicht die seit vielen Jahrhunderten verehrten Reliquien ausstellen und Indulgenzen verkünden, wenn das Volk, im Glauben an dieselben aufgemuntert, sie für Gegenmittel gegen Pestilenz hält? Die Mönchsorden haben in diesen Tagen der Noth und Prüfung bewiesen, daß sie bereit sind, den Leidenden auch noch auf andere Weise beizustehen, als durch Gebet hinter festverriegelten Klosterthüren. Sie haben sich am wenigsten gescheut, dem Feinde in's Gesicht zu blicken. — Hoffentlich ist dies das letzte Mal, daß wir über die Cholera in Rom zu berichten haben. Reichgüsse gleich Wolkenbrüchen haben die Luft ordentlich aufgethüft; der Oktober, der Milliginatsmonat der Römer, ist vor der Thüre. Heiter wird er zwar nicht seyn, wie in besseren Jahren, aber wir dürfen ihn willkommen, wenn er uns von dem schlimmen Feinde befreit, wenn er Galerien und Museen, öffentliche Anstalten und Palläste wieder öffnen hilft, und uns an schon fühlern, aber sonnenhellen, erquickenden Tagen, unter wiederaufblühendem Grün der Gärten und der Campagna, erfreulichen Stoff zur Unterhaltung bietet, als die zu Ende gegangene Sommerszeit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 17. Oktober 1837.

– Rome, the nurse of judgment,
Hath sent one general tongue, this good man,
This just and learned priest.

Shakespeare.
Henry VIII.

Savonarola.

Wir geben im Folgenden aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Gedicht Savonarola von Nic. Lenau einen Abschnitt, der für sich ein Ganzes bildet.

Es ist bekannt, unter welchen Umständen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts der Dominikaner Girolamo Savonarola zu Florenz als Sittenprediger und Kirchenreformator auftrat. In der folgenden Episode predigt der Franziskaner Mariano wider ihn im Dom von Florenz; Savonarola antwortet siegreich.

* * *

Mariano.

Er hat die Kanzel heut bestiegen
Am Feste Himmelfahrt und rafft,
Savonarola zu besiegen,
Zusammen seine ganze Kraft.

Bevor Mariano läßt erschallen
Der Predigt das Exordium,
Blickt er mit großem Wohlgefallen
Erst in der Kirche rings herum.

Es schweigt sein Auge in den Ehren,
So viele lauschten ihm noch nie:
Der Fürst, die Gonfalonieren,
Der Adel und die Signorie.

Sie harren Alle seiner Rede,
Es horcht das Volk gedrängt und dicht,
Wie er bestehen mag die Fehde,
Was heute Mariano spricht.

Mariano! seiner Redemeister!
Sieh zu, daß du den Feind besiegst!
Mariano, tummle deine Geister,
Daß du nicht schmählich unterliegst!

Laß deinen Cicero erschallen!
Laß klingen den Virgilius!
Laß Platon's Geist vorüberwallen
Mit seinem tiefen Zaubergruß!

Laß Aristoteles ertönen,
Der die Gedanken spaltend mißt
Vom Wahren, Guten und vom Schönen,
So fein, daß sie das Herz vergißt!

Digitized by Google

Schon hast du sie heraufbeschworen,
Und Viele hören dich entzückt,
Denn classisch rauscht's um ihre Ohren,
Sie sind der Gegenwart entrückt;

Sie sind der Gegenwart entrissen,
Und aller Sünde, Schmach und Noth,
Und ihrem strafenden Gewissen;
Es lacht das Leben, lacht der Tod.

Verspottet werden die Propheten,
Wie sie so übersichtig spähn
Und plump die Rosen niedertreten,
Die hier am Wege freudig stehn.

Mariano schont der zarten Rosen,
Wenn er das Volk zur Wehmuth rührt,
Und sanft, mit väterlichem Kosen
An Schuld und Tod vorüberführt.

Doch jetzo wird Mariano's Predigt
Rauh, ungestüm mit einemmal,
Indem sein Herz sich frei entledigt
Des Hasses und der Neidesqual:

„Girolamo! du Volksbetrüger!
Du Leichenhuhn! Unglücksprophet!
Du Weltvergifter! Freudenräuber!
Du finstrer, stürmischer Aoser!

Dein heißer Hauch weht unheilschwanger,
Ein Samum, durch die schöne Welt,
Daß auf dem grünen Lebensanger
Die Freude todt zu Boden fällt.

Wenn dich, das Wort des Heils zu künden,
Der Gott der Liebe auserkor,
Was willst du Zwietracht dann entzünden
Und rufst den blut'gen Krieg hervor?

Hast du der Kirche nicht demüthig
Einst den Gehorsam angelobt?
Ist das Gehorsam, was so wüthig
Aus dir auf Pabst und Kirche tobt?

O Freunde! glaubet nicht dem Herben,
Der überall nur Jammer sieht;
Laßt euch das Leben nicht verderben,
Das, ach, so bald, so bald entflieht!

Schreckt nicht zurück vor allen Lüsten;
Den Gott in eurer Brust vermag
Nicht gleich zu stören, zu verwüsten
Des Herzens muntrer Freudenschlag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

Margarethe war eines Rathsherrn Tochter von hier und wurde seit ihrem vierzehnten Jahre auswärts erzogen. So lieb sie aber auch ihre Verwandten hatte, so gefiel es ihr doch nicht ganz in deren Hause; denn die Stadt, in der sie lebten, war zwar ebenfalls eine Reichsstadt, wurde aber von Adeligen regiert, welche überall das große Wort führten und ihre Mitbürger sehr über die Achsel ansahen; dann war sie auch zum größten Theile katholisch, und die wenigen Protestanten, die darin wohnten, glaubten sich — ob mit Recht oder Unrecht, ist mir unbekannt — nicht bloß im Stillen von den Lebenden angefeindet, sondern sogar von den Geistern der Verstorbenen beunruhigt. Als es nun Margarethen einige Male Nachts widerfahren war, daß sie, wie es ihr schien, durch eine kalte Hand, die ihr über's Antlitz strich, aufgeweckt wurde, auch die Mägde im Hause behaupteten, ein todter Mönch, Namens Bonifaz, spuke auf den Gängen und in den Kammern, und reiße ihnen oft die Bettdecke weg, so schrieb sie einst einen klaglichen Brief in die Heimath, welcher zur Folge hatte, daß ihr Vater alsbald herüber kam, um sie abzuholen.

Die Art, wie sie ihre Reise bewerkstelligten, war nun freilich nicht so bequem, wie man es jetziger Zeit den jungen Frauenzimmern macht; denn der Vater nahm das Töchterchen zu sich auf's Pferd, und so ritten sie, wie die Haimonskinder, mit einander zum Thore hinaus; aber Margarethe war froh, endlich wieder in die Heimath und von den leichtfertigen Agathen und Erescenzen zu den sittsamen Even und Esthern zu kommen. Ihr Weg führte sie durch einen tiefen Wald, wo sie auf einem ebenen Fußpfade fortritten. Der Vater ließ das Pferd sachte gehen, die Tochter aber wünschte weit davon zu seyn, denn es wurde Abend, und ihre Angst vermehrte sich, als finstere Wetterwolken am Himmel aufzogen und den Reisenden vollends den kleinen Rest von Tageslicht wegnahmen. Das Pferd ging seinen unbarmherzigen Schneckentritt fort, Margarethe aber in ihrer Noth ersann sich ein Mittel, die Reise zu beschleunigen; sie zog leise ihr Taschenmesserchen, und indem sie sich fest an den Vater hielt,

Digitized by Google

drugte ſie ſich hinunter, eine Gerte im Gebüſch abzuſchneiden; dies gethan, räuſperte ſie ſich heftig und verſetzte zugleich dem Pferd einen Streich in die Seite, worauf es ungeſäumt einen ziemlichen Trab anſchlug. „Hoho, preſſirt's ſo, Brauner?“ rief der Vater, indem er die Zügel anzog; „mach dir's nur bequem, wir haben einen weiten Weg, kommen heute doch nicht mehr heim.“ Das Schelmengeſicht hielt ſich mäuschenſtille, wiederholte aber nach einer Weile ihr Manöver. „Was Teufels hat denn der Burſch im Kopf?“ rief der Vater und blickte allenthalben umher. Als aber das Roß zum dritten Male ſich in Trab ſetzte, hatte er eben noch das Geräuſch, das die Gerte machte, vernommen, ſah ſich ſchnell um und ertappte Margarethen auf friſcher That. „So, du biſt das Geſpenſt, das meinen armen Braunen ſo im Athem erhält?“ rief er, „kein Wunder doch, daß du dich ſo feſt um meine Hüften klammerſt! Willſt du gleich die Gerte fallen laſſen oder ſoll ich dich hier mitten im Walde abſetzen? — Sey nur ruhig,“ ſetzte er hinzu, „es geht nicht mehr lange ſo fort, drüben hinter dem Walde kehren wir ein; es dauert keine Stunde mehr, und ich mag das Pferd nicht unnöthig müde machen.“

Margarethchen ergab ſich geduldig in ihr Schickſal und wagte nur von Zeit zu Zeit einen leiſen Stoßſeufzer, auf einmal aber rief ſie: Jeſus Maria! denn die Büſche knitterten laut, aus einem Seitenwege brach ein Reiter hervor, von einem dunklen Mantel umflogen, und hielt dicht vor ihnen an. „Gelobt ſey Jeſus Chriſt!“ ſprach er mit gedämpfter Stimme. Margarethe aber erwiderte ſo ſchnell, als ob Leben und Tod an einem Augenblick hinge: „In Ewigkeit!“ — „Was zum Henker!“ rief der Vater, „was ſollen die Fratzen? iſt Er's, Urban?“ — „Freilich, Herr Senator! Seyd Ihr's? ich glaubte ich käme zu ganz andern Leuten.“ — „Wo geht denn der Weg her?“ — „Da hinten vom See. Mein Vater hat eine Feuerſpritze dorthin verkauft, und da die Käufer ſie mit eigenen Pferden abholten, muß ich jetzt allein heimreiten.“ — „Nun, Er kann ſich zu uns halten, wenn Er will; für heute wird Er's ohnehin ſatt haben. Aber ſag' Er mir nur, mit was für katholiſchen Sprüchen kommt Er mir da angezogen? hat Er ſich etwa mit ſeiner Spritze umtaufen laſſen?“ — „Wenn man ſo allein in der Nacht iſt und viel Geld bei ſich hat,“ entgegnete der Andere zögernd, „ſo thut man wohl, gegen Jeden, der Einem begegnet, höflich zu ſeyn, und da ich auf dieſe Art mit der Parole angerufen wurde, ſo hielt ich's für das Gerathenſte —“ — „Mit den Wölfen zu heulen?“ fiel der Vater ein. — „Ja, geehrter Herr Senator!“ antwortete der junge Mann getroſt. — „Nun, da ſieht du, für was man dich hält!“ rief der Vater zu ſeiner Tochter herum, die ſich hinter ihm verbarg. — „Aus ihrem Gruße,“ fuhr er gegen Urban fort, „kann man abnehmen, woher ſie kommt; ſie wird aber das Ave Maria ſchon zu Hauſe wieder verlernen. — Hui, jetzt wollen wir die Säule austaben laſſen!“ rief er, als ein heftiger Donnerſchlag fiel, „wir ſind auf der breiten Straße; Gretchen, halte dich feſt an mich! Vorwärts!“

Kaum hatten ſie das Wirthshaus erreicht, ſo ſchlug der Regen praſſelnd auf die Dächer, das Gewitter aber ging mit wenigen Schlägen vorüber. Margarethe mußte heimlich lachen, als ſie den Mantel, der ihr ſo ſchauerlich vorgekommen war, für einen gewöhnlichen grauen Reitermantel erkannte, aus welchem ſich ein hübſcher, ſchlanker Menſch mit Wangen wie Aepfel herauswickelte. Er ſetzte ſich auf ihres Vaters Einladung zu ihnen an den Tiſch; der Senator, welcher ein großer Liebhaber von Schnecken war, und wußte, daß dieſelben von der Wirthin dieſes Hauſes vorzüglich gebraten wurden, hieß ſie ſogleich ſeine Leibſpeiſe zubereiten. Bald kamen auch die Schnecken dampfend auf den Tiſch, und er machte ſich mit großem Behagen darüber her, Margarethe aber, der er davon anbot, wies ihn mit einem Schrei des Abſcheus zurück. Auch Urban ſchien keinen Geſchmack an dem häßlichen Gewürme zu finden, und beſtellte ſich Straußen, eine ſehr wohlſchmeckende Art von Pfannkuchen. Zu dieſem Gerichte leitete ihn wahrſcheinlich der Gedanke, daß damit zugleich für ſeine Reiſegefährtin geſorgt ſeyn könnte; als aber die Straußen aufgetragen wurden, hatte er nicht den Muth, ihr davon anzubieten. Nun durfte die arme Margarethe mit langem Magen zuſehen, wie ihr Vater in die Schnecken und Urban in die Straußen einhieb; der Letztere aß zwar zögernd und warf bei jedem Biſſen einen verlegenen Blick auf das Mädchen; er hätte ihr gar zu gerne davon gegeben, Margarethe aber meinte, er ſehe ſie aus Schadenfreude ſo an, er thue ſich etwas auf ſein vieles Geld, und weiß der Himmel auf was mehr zu Gute, und faßte innerlich einen unbeſchreiblichen Aerger gegen den hübſchen jungen Menſchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der amerikaniſche Frauenverein zu Abſchaffung der Sklaverei.

In keinem Lande der Erde ſind die Frauen freier und ſelbſtſtändiger, als in den Vereinigten Staaten. Wie Alles in dieſem wunderbaren Lande, nimmt auch dieſe Freiheit und Selbſtſtändigkeit einen großartigen Charakter an. Am 9ten Mai und den folgenden Tagen wurde zu New-York eine allgemeine Verſammlung des Frauenvereins zu Abſchaffung der Sklaverei gehalten, und die Zeitungen berichteten über die Verhandlungen. Folgendes darauf mag den Leſern beweiſen, daß die amerikaniſchen Frauenvereine zu öffentlichen Zwecken

Digitized by Google

sich — ohne Spott gesagt — zu unsern weiblichen Lotterievereinen zum Besten Abgebrannter oder Verwahrloster verhalten wie das gigantische Ney eiserner Handelswege in Amerika zu der Nürnberger Eisenbahn.

* * *

Der Verein wurde von 71 Abgeordneten aus den Staaten New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, New York, Jersey, Pensylvanien und Ohio gestiftet; 105 weitere Damen wurden zu korrespondirenden Mitgliedern ernannt, und sie scheinen so ziemlich alle der allgemeinen Versammlung beigewohnt zu haben. Die Verhandlungen gingen in der besten Ordnung vor sich; die Vorschläge wurden mit Ruhe, Würde und in aller Form besprochen, und sämmtliche Theilnehmerinnen scheinen derselt von den religiösen Gefühlen, welche den Verein in's Leben gerufen haben. — Gleich zu Anfang wurde zu Berathung der Sklaverei der richtige Standpunkt festgesetzt. „Wir freuen uns zwar,“ heißt es, „daß unsere Brüder und Schwestern in der Sklaverei heute zuzage nicht mehr so grausam und barbarisch behandelt werden; aber wir verlieren nie aus den Augen, daß es sich nicht um die Behandlung, sondern um den Grundsatz handelt, und daß ein Gebrauch, der den geheiligten Rechten der Menschheit geradezu zuwiderläuft, vorweg zu verdammen ist.“ — Verschiedene Beschlüsse wurden gefaßt, und darin unter Anderm als Grund, warum die nördlichen Staaten sich mit der Sklavenfrage nicht befassen mögen, ganz richtig das Handelsinteresse angegeben. Die Mittheilungen, welche jene Staaten damit auf sich laden, wird als Nationalverbrechen bezeichnet, — Die Damen bleiben aber in ihrer Humanität nicht bei der Theorie stehen. „Da,“ heißt es in einem anderen Beschluß, „gewisse Aerzte und Pfleger allen moralischen Wesen gemein sind, so ist es endlich an der Zeit, daß Weib in dem ihr von der Vorsehung angewiesenen Kreise sich bewege, und sich nicht mehr in die Schranken bannen lasse, welche Sittenverderbniß und falscher Anstand der heiligen Schrift um sie gezogen; so hat das Weib das Recht, wie die Pflicht, sich der Unterdrückten in diesem Lande anzunehmen und mit Rathen, was ihr zu Gebot steht, mit Wort und Feder, mit Geld und Beispiel auf Vernichtung des aristokratischen Sklavenwesens in Amerika hinzuwirken. — Der Verein legt die Ueberzeugung, daß das gegen die farbige Bevölkerung bestehende unmenschliche Vorurtheil die Hauptursache der Sklaverei in Amerika ist. Je mehr unsere unglücklichen Brüder und Schwestern in unserer Nähe mißhandelt werden, desto inniger sind wir von der Ungerechtigkeit dieses unchristlichen Vorurtheils überzeugt, das sie an den Boden unserer sogenannten Freistaaten schmiedet, das ihnen alle Quellen des Unterrichts und der evangelischen Lehre verschließt und sie in den Banden des Götzendienstes zurückhält. Es ist also eine heilige Pflicht für jedes amerikanische Weib, um Abänderung dieses schreienden Uebels zu beten und im Namen der christlichen Gleichheit laut zu verlangen, daß die Hautfarbe einen Menschen so wenig von der Rechtsgleichheit ausschließen solle, als die Farbe der Haare oder der Augen. Es ist Pflicht jeder Abolitionistin, Alles zu thun für Errichtung und Unterhaltung von Schulen, welche Jedermann ohne Unterschied der Farbe offen stehen. Wir werden unsern ganzen Einfluß aufbieten, um die Emancipation unserer farbigen Freunde herbeizuführen; uns so lange es noch in unsern Kirchen abgesonderte Bänke für sie gibt, werden wir uns dorthin setzen und neben ihnen beten.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Stadt.

Zwei oder drei ähnliche Widerwärtigkeiten, die sich im Laufe der nächsten Woche ereignten, hätten einem Aengstlichen die Eisenbahn entleiden können; ich aber ließ mich getrost vom Dampfwagen gen Liverpool nehmen und kam das selbst auch wohlbehalten an, den erwähnten, unvermeidlichen Schwindel ausgenommen. Wer nun, wie ich, ohne Kaufmann und ohne Auswanderer nach Amerika zu seyn, die erste Woche des Septembers zu einer Reise nach Liverpool wählte, mit dem Vorsatze, trotz obligaten Mangels an Bekanntschaft wenigstens vierzehn Tage dort zu verweilen, den konnte nur Ein Motte treiben, die seventh meeting of the british association for the advancement of science. Damit soll keineswegs gesagt seyn, daß Liverpool allein einer Reise dahin und eines vierzehntägigen Aufenthaltes nicht werth sey; aber wer gerade in der Zeit hinging, wo der britische Verein dort seine Sitzungen und seine Schaustellungen hielt, und nicht selbst Mitglied des Vereins oder sonst zulässig war, der hatte die unglücklichste Zeit des ganzen Jahrs gewählt. Alles ist für die Mitglieder des britischen Vereins in Beschlag genommen, Alles mit den Mitgliedern desselben besetzt; man kann hier das Höchste seyn und ist nichts, sobald man nicht Mitglied des britischen Vereins ist.

Liverpool ist nächst London die größte britische Handelsstadt, und in Folge seiner Lage am Ausflusse des schiffbaren Mersey in's irländische Meer wenigstens zu drei Vierteilen eine Seestadt. Der Hafen von Liverpool ist unstreitig ein Meisterwerk der Kunst, seine berühmten Docks mit den Schiffen aller seefahrenden Nationen erregen Bewunderung, und wer eigentlich wissen will, was Waarenspeicher und Waarenvorräthe sind, mag sich eine halbe Woche lang in den, ganze Straßen einnehmenden, oft neun Stockwerke hohen und mit den Produkten jeder Zone angefüllten Gebäuden umhertreiben lassen. Dann die Manufakturstadt mit ihren Tabaksfabriken, Zuckerraffinerien, Eisengießereien. Bierbrauereien. Nun ein Spaziergang nach der Terrasse auf dem Mount pleasant: rechts die vielen, amphitheatralisch über einander gereihten, mit Gärten untermischten Landhäuser, links zu den Füßen des Beschauers Liverpool, die Stadt, die Seestadt, die Handelsstadt, die Manufakturstadt, die schön und weit gebaute Stadt, darüber hinaus der silberglänzende Mersey, auf seinen spiegelnden Wellen das rege Leben zahllos loser Schiffe. Segelschiffe und Dampfschiffe, leichte Boote und schwere Kauffahrer, und in blauer Ferne die Nebelküsten von Wales; weiter ein Besuch des botanischen Gartens, interessant selbst für den Nichtbotaniker; ferner unter den öffentlichen Gebäuden Achtung vor der prächtigen, mit corinthischen Säulen gezierten Façade des Staatshauses und vor der, drei Seiten eines Vierecks bildenden Börse, und den Hut ab vor dem Denkmale, welches den freien Raum innerhalb dieser drei Seiten schmückt. Wem zu Ehren es errichtet worden, sagen mir edler Bescheidenheit — und eine andere Inschrift trägt das Monument nicht — die dreimal im Umfreise wiederholten Worte: England expects every man to do his duty. So sprach Nelson vor der Schlacht von Trafalgar, und die so Angeredeten thaten, was England von ihnen erwartete — ihre Schuldigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 18. Oktober 1837.

— Ich hätte können zärter
Mit dieser guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißesten Empfindung unsrer Brust.
Goethe.

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

„Gretchen," sagte endlich der Vater, der das Ding eine Weile so im Stillen mit angesehen hatte, „du wirst doch auch etwas essen wollen? Wenn du Strauben willst, darfst du's nur sagen." Urban nahm sich zusammen und stotterte: „Warum ißt denn die Jungfer nicht von diesen?" — „Sie sind nicht mein," erwiderte Margarethe trocken. — „Mir liegen sie nicht am Herzen," versicherte er, „und wenn sie aus sind, so kann man ja noch mehr machen. Ich habe gemeint, sie seyen »in's Genere« gebracht," fügte er hinzu, indem er die Platte von sich weg und etwas gegen Margarethen zuschob. „O, es scheint, der Herr könne wohl allein damit fertig werden," versetzte sie schnippisch. „Nun, sey nicht so dumm!" sagte ihr Vater, indem er ihr die Platte bot, „wenn der Vetter nichts dagegen hat, so iß mit ihm."

Es bedurfte noch einiges Zuredens, in welches endlich Urban herzhaft einstimmte, und als Margarethe die ersten Bissen gekostet hatte, erlaubte ihr der Appetit nicht, länger zu trotzen. Am andern Morgen bei der Abreise bezahlte der Senator, so sehr sich Urban dagegen wehren mochte, die ganze Zeche.

Nun ist es nicht zu leugnen, daß Margarethen der unerwartete Reisegenosse damals ziemlich in die Augen gestochen hatte; aber zugleich trug sie ihm seine vermeintliche Ungefälligkeit in einem unerbittlichen Herzen nach, und so sehr auch Urban sich bemühen mochte, ihre Gunst zu erlangen, so verkannte sie seine herzlichen Bestrebungen gänzlich und bediente sich jeder Gelegenheit, ihm schnippisch zu begegnen, weil sich einmal die Meinung von seinem Hochmuth und seiner Liebloßigkeit bei ihr festgesetzt hatte. An Gelegenheiten hiezu fehlte es nicht, denn du wirst dir denken können, daß die damalige Jugend so tanzlustig war als die heutige, nur daß es zur Anordnung eines Balles nicht so vieler Umstände bedurfte; zwei Geigen und ein Baß machten die ganze Musik aus, und statt sich auf die Fußspitzen zu heben und zu lispeln: „Mein Fräulein, darf ich mir die Ehre der nächsten Tour ausbitten?" wie es jetzt Mode ist, wandelte der junge Tänzer ehrbarlich in den Schwarm der schäkernden und plaudernden Mädchen und sagt zu derjenigen, auf die er sein Auge geworfen hatte: „Jungfer, will Sie so gut seyn und einen Tanz mit mir machen?"

Margarethen wurde diese Ehre oft zu Theil, denn sie war ohne Widerrede die zierlichste und gewandteste Tänzerin in der ganzen Stadt, und dies hätte allein schon hingereicht, wenn nicht überdies die jungen Männer sämmtlich darin übereingekommen wären, sie auch für das

Digitized by Google

hübscheste Mädchen auszugeben, und man darf wohl sagen, daß Margarethen, ob sie gleich kein seidenes Kleid mit Puffärmeln trug, doch ihr schwarzes, mit silbernen Haken und Kettchen gebeftetes Mieder und das Florhäubchen, das auf den glattgescheitelten Haaren saß, ganz gut zu Gesichte stand. An Tanzgelegenheiten fehlte es, wie gesagt, nicht; Zunftfeste und Hochzeiten gaben eine Menge Feiertage im Jahr, an welchen, da Alles unter einander vertettert und verbaset war, die ganze Stadt Theil nahm. Hier trafen fast jedesmal die beiden jungen Leutchen zusammen; Urban, von seiner Mutter, der er jenes Reiseabenteuer gebeichtet hatte, tüchtig ausgescholten, suchte den Abfall von der guten Lebensart durch die ausgesuchtesten Manieren, deren er fähig war, wieder gut zu machen, aber es war vergebens; nicht als ob ihn etwa einer seiner Genossen ausgestochen hätte, denn im Punkt des Aeußerlichen war keiner vorzüglich; aber Margarethe legte ihm sein Benehmen eine Zeitlang falsch aus, und als sie zu ihrem nicht geringen heimlichen Vergnügen auf einmal bessere Einsichten erlangte, so änderte dies zwar ihre Gesinnungen, aber nicht ihr Benehmen gegen ihn, denn es ging ihr wie es jungen Mädchen oft widerfährt: einerseits hatte sie sich in ihr eigenes Trotzköpfchen verliebt, und dann fand sie bald ein besonderes Vergnügen darin, den armen Jungen zu necken und zu quälen. Dies kostete ihr keine große Mühe; da er ein sehr ungelenker Tänzer war, so ließen sich darauf manche bald leiserе, bald lautere Mißhandlungen bauen, und seine Unterhaltung war, wie er bei den Straußen bewiesen hatte, von der Art, daß ein muthwilliges Mädchen ihm immer etwas abgeben konnte.

Sie machte auch so guten Gebrauch davon, daß sie nach einiger Zeit sehr unerwartete Wirkungen empfand: Urban zog sich zu ihrem größten Schrecken von ihr zurück, nicht als ob er, gekränkt und beleidigt, der Sache hätte ein Ende machen wollen, sondern aus Betrübniß und weil er sie nur immer mehr gegen sich aufzubringen fürchtete. Jetzt kehrte sich das Spiel um, Margarethe verlor ihren Muthwillen. Wie sie sich aber auch anstellen mochte, dem Verscheuchten ihr Herz in seiner wahren Gestalt zu zeigen, es war ihrerseits alles vergeblich, und da sie ihm ihre guten Gesinnungen nicht so gar übermäßig sichtbar machen durfte, so muß man seinen Irrthum immer noch erklärlicher und verzeihlicher nennen als den ihrigen. Sie war am Ende fest überzeugt, Urban habe jeden Gedanken an sie aufgegeben, und erst jetzt glaubte sie ihn nicht mehr entbehren zu können; sie fühlte eine solche Sehnsucht, eine solche Leidenschaft, daß sie verzweifeln zu müssen meinte.

So fand sich Margarethe bitter für ihre Unart gestraft, und die armen jungen Kinder wären schwerlich je ein Paar geworden, wenn nicht die seltsamste Betrügerei einer Zigeunerin ihnen zusammen geholfen hätte. Diese wurde nämlich, ganz gegen Gesetz und Herkommen, seit einigen Wochen in der Stadt geduldet, und zwar weil sie der regierenden Bürgermeisterin einen mächtigen Kropf wo nicht ganz vertrieben, doch wenigstens um einen guten Theil unscheinbarer gemacht hatte. Sie trieb sich bettelnd und wahrsagend in den Häusern umher und hatte sich zugleich in den Ruf der Hexerei, namentlich derjenigen, welche der unbesonnenen Jugend so willkommen ist, zu setzen gewußt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortsetzung.)

„Der Gott, der sich uns hingegeben,
Gab auch den milden Sonnenschein,
Hängt süße Trauben an die Reben,
Und weckt die Nachtigall im Hain.

Er gönnt den flücht'gen Phänomenen,
Eh sie verschlingt die Todesschlucht,
Daß lächelnd unter Freudenthränen
Sie sich umarmen auf der Flucht.

Auf uns ruht sichtbar Gottes Segen;
O daß es anders würde nie!
Denn unser Glück auf sichern Wegen
Lorenzo führt von Medici,

Der feste Schirm, der kluge Rather,
Der aller Orten hilft, verschönt,
Der Weisheit und der Künste Vater,
Der uns die weite Welt verschönt.

Ha! wie sie jüngst nach Florenz rannten,
Ein Bettlerzug voll Ungeduld,
Von fernen Fürsten die Gesandten
Um seinen Rath, um seine Huld!

Der Kaiser Friedrich sandte diesen,
Und Ludwig den von Frankreichs Thron,
Den Johann, Herr der Portugiesen,
Den Ferdinand von Aragon;

Und Andre grüßten ihn und warben
Für Ungarns mächtigen Corvin;
Und fremde Trachten, Wappen, Farben,
Ein Ruhmeskranz, umstrahlten ihn.

Digitized by Google

Kostbar Geräthe und Geschmeide
Sandt' ihm der Sultan, der Barbar,
Von Afrika's entlegner Weide
Auch seltner Thiere eine Schaar.

Die wilden Zöglinge der Wüsten,
Sie wanderten heröber weit,
Daß sie erblickten und begrüßten
Lorenzo, das Gestirn der Zeit.

Die Thiere, die aus Edens Hainen
Der Herr in alle Welt verwies,
Lorenzo ruft — und sie vereinen
Sich hier im neuen Paradies.

Die Pflanzen, die an ferne Klüfte
Der Sturm des Herrn meeröber trug,
Lorenzo bringt euch ihre Düfte
Auf seinem reichen Handelszug.

Lorenzo ruft — dem Staub entwinden
Die Griechengräber ihren Hort,
Und alte Steine wiederfinden
Im Tageslicht ihr süßes Wort;

Lebendig werden alte Rollen,
Der Weisheit Stimme neu erwacht,
Die lang im Völkersturm verschollen,
Vergessen war in dumpfer Nacht.

Der lebensfreudige Hellene,
Der längst von dieser Erde schied,
Er trocknet euch die bange Thräne
Noch spät mit seinem schönen Lied.

Ihr seyd glückselig schon hienieden,
Weil euch Lorenzo angehört.
Weh dem, wer euch den heitern Frieden,
Die Freud' am Segen Gottes stört!

Seyd ihr gefallen auch, ihr Armen,
Verzaget nicht, getrost hinan!
Gott hat mehr Liebe und Erbarmen,
Als je ein Mensch verschulden kann.

Gott wird nicht ewig euch verlassen
Ob eurer Sünden in der Zeit.
Gott liebt euch über alle Maßen,
Denn Gott ward Mensch von Ewigkeit.

Die Menschheit hatt' in Gottes Lichte
Geblüht schon längst und ehedem;
Der Strom der heiligen Geschichte
Entsprang nicht erst in Bethlehem,

Wenn auch, zur Menschentiefe wallend,
Der Gottesstrom sich nie ergoß
Wie dort, als er in Jesu schallend,
Ein Kataraft, herunterfloß.

Wir aber sollen nicht verzagen,
Und nicht erheben Haß und Streit,
Daß leiser fließt in unsern Tagen
Der Strom der Menschengöttlichkeit!" —

So sprach Mariano; — frei und freier
Ihm die Gedanken jetzt entfliehn,
Die um den Strom als kecke Reiher
Der heiligen Geschichte ziehn.

Sie mögen ihre Flügel spreizen
Und schwärmen, übermüthig froh;
Bald wird die Reiher niederbeizen
Der Falke des Girolamo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

Aufschwung der Industrie.

Im September pflegt in Paris das gesellschaftliche Leben durch die Abwesenheit so vieler bedeutender Personen sehr zu leiden. Der Fremde freilich merkt dies kaum; die Stadt scheint ihm noch so bevölkert, daß ihm kein Mangel auffällt; aber für den Ansässigen geht in dieser Jahreszeit viel verloren. Er kann nichts Besseres thun, als dem Beispiel so vieler Pariser zu folgen und sich auch auf Reisen zu begeben. Aus dieser Absicht schlug ich den Weg nach Brüssel ein, um zu sehen, wie sich in den sieben Jahren seines Daseyns das neue Königreich gestaltet hat, und welcher Geist jetzt die Belgier beseelt, denen man nach der Septemberrevolution 1830 so viel Unheil weissagte. Von Paris nach Brüssel fahren die Diligencen jetzt in dreißig Stunden, eine Stunde, die man an der Grenzmauth zu verlieren hat, nicht mitgerechnet. Weiter läßt sich die Eile der Diligencen hier zu Lande wohl nicht treiben. Die königliche Familie soll die fleißig Lieues von Paris nach Brüssel in vier-und-zwanzig Stunden zurücklegen; dahin werden es die schwerbeladenen Diligencen wohl nie bringen. Man muß schon froh seyn, wenn sie ihr Wort halten und in dreißig Stunden den Weg machen. Auf der Rückreise scheinen sie es auch nicht so strenge zu nehmen, sondern brauchen vierundvierzig Stunden zu derselben. Die Wagen der beiden Hauptmessagerien in Paris fahren immer zu gleicher Zeit ab, und dadurch entsteht ein Wetteifer, welcher keiner der beiden Anstalten erlaubt, zurückzubleiben. Das Publikum würde bald die Anstalt ganz verlassen, welche sich häufige Verzögerung zu Schulden kommen ließe. Es wird jedoch bald eine Zeit kommen, wo beide Messagerien als langsame Schleichcarmen bei Seite gelassen werden; denn die Anlegung einer Eisenbahn zwischen

Digitized by Google

Paris und Brüssel kann nicht lange verdeckt werden; sie muß zu Stande kommen, denn sie liegt im Interesse beider Hauptstädte. Das nöthige Brennmaterial findet sich glücklicherweise auf dem Wege vor; denn schon vor Valenciennes kündigen die vielen auf der Landstraße fahrenden Kohlenwagen und der schwarze Staub, welcher die Landstraße bedeckt und der sich bis tief nach Belgien hinein zieht, die Nähe der Kohlenbergwerke an. Diese jetzt so wichtigen Steinkohlenlager verbreiten in der ganzen Gegend umher einen Wohlstand, ein reges Treiben, einen Gewerbefleiß, wie ihn wenige Gegenden des Festlandes aufzuweisen haben. Diese Betriebsamkeit zeigt sich besonders in der Nähe von Mons bis nach Chaleroy hinauf; Eisengießereien haben sich hier in Menge erhoben, überall ragen dampfende Schornsteine hervor, allenthalben sieht man neue Fabrikgebäude nebst Wohnungen für die Arbeiter; an einigen Orten entstehen ganze Flecken und Dörfer, die Inhaber der Fabrikanstalten besitzen schöne Landhäuser, und überall verbohrt sich das Land durch fleißigen Anbau. Aber um die großartigsten Anstalten, welche dem Dampfe und den Maschinen ihr Entstehen verdanken, kennen zu lernen, muß man die Umgegend von Lüttich sehen. Hier wohnt in dem ehemaligen fürstbischöflichen Pallaste zu Seraing der Fürst unter den Fabrikherrn, der berühmte Cockerill, von welchem mehrere tausend Familien abhängen. Auf beiden Ufern der Maas sind verschiedene Dörfer ganz von Arbeitern seiner Anstalten bewohnt. Seraing gegenüber liegt eine belgische Compagnie sechs große Hochöfen an; ich hörte, jeder komme auf eine Million zu stehen; auch hier wird ein neues Dorf gebaut werden müssen, um den vielen Arbeitern, die dort Beschäftigung finden, ein Obdach zu verschaffen; es ist eine der großartigsten Anstalten, die ich in Belgien gesehen habe. Schon besorgen die Leute in der Gegend, dieselbe werde alles Brennmaterial, das die Erde rund umher entbält, verschlingen. Ein Steinkohlenlager wird jetzt zur Goldgrube. Jeder Grundbesitzer sieht auf seinem Boden nach, ob ihm die Natur nicht auch mit einem solchen Lager beschenkt habe, das er in Gold umwandeln kann, wenn er will. Hat das jetzige Zeitalter ein Emblem nöthig, so nehme es einen rauchenden Fabrikschornstein dazu; da, wo sie sich wie Schiffsmasten einer neben dem andern erheben, herrscht sicher der größte Gewerbsfleiß und der üppigste Wohlstand. Das alte Lüttich wird in Folge dieser Betriebsamkeit ganz umgewandelt und verjüngt. Zwar sieht es nicht an alten, krummen Gäßchen; aber vom Comdöenplatze bis zum Kai ziehen sich schnurgerade zwei neue Straßen, welche einer großen Hauptstadt Ehre machen würden; zum Behuf der Gasbeleuchtung stehen überall prächtige Candelaber aus den Cockerillschen Gießereien, welche die Candelaber auf den Pariser Boulevards weit übertreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liverpool, October.

(Fortsetzung.)

Der brittische Naturforscherverein.

Die Leistungen des deutschen Naturforschervereins riefen die brittische Association in's Dasein, und hat auch die Nachahmung ihr Vorbild übertroffen — wer zuerst das Feuer vom Himmel holte, dem gebührt ein großer Theil des Erfindungsrechtes an allen Feuererzeugnissen. Nicht wie der deutsche hat der brittische Verein Jahre der Kindheit gekannt; wie Minerva aus Jupiters Haupte, so sprang letzterer aus dem ersten Zusammentritte seiner Begründer in kraftvoller Jugend hervor. Die geachtetsten englischen Gelehrten gesellten sich ihm unverzüglich bei, und die erfolgte Aufnahme ausländischer Genossen erweiterte seinen Gesichtskreis sehr schnell über den ursprünglichen Horizont hinaus. In einzelnen Theilen seines Wirkens und Schaffens stehen einzelne englische Gesellschaften ihm nicht nach; in der Gesammtheit seiner Leistungen wie an kolossaler Größe ragt er im Inund Auslande unerreicht hervor. Er könnte bedhalb wohl, ohne Bangen, den meisten gelehrten Gesellschaften gegenüber in die Schranken treten; doch thut er das nicht und es ist nicht sein Zweck, das zu thun. Indem er von allen Seiten und über alle Gegenstände wissenschaftlichen Forschens Mittheilungen empfängt und annimmt, macht er von den zahlreichen Beiträgen, welche in seinen verschiedenen Sektionen die Grundlage der lebhaftesten und interessantesten Debatten bilden, amtlich nichts als einen kurzen Auszug bekannt. Der charakteristische Hauptwerth seiner gedruckten Bekanntmachungen besteht in den gedrängten Berichten über das Fortschreiten des gesammten Wissens, mit welchen er zu dem Behufe besonders erwählte Mitglieder beauftragt. Doch beschränkt sich hierauf keineswegs sein Verdienst um die Wissenschaften. Nicht genug, daß er durch die mächtigen, ihm zur Verfügung stehenden Mittel, physische sowohl als mathematische, Forschungen anzustellen oder wesentlich zu unterstützen vermag, denen die Kräfte des Einzelnen schlechterdings unangemessen sind, befördert er auch durch seine jährlichen Umzüge und durch die verhältnißmäßige Leichtigkeit der Aufnahme den Sinn für wissenschaftliches Streben und damit die Verbreitung von Wissenschaft und nützlichen Kenntnissen. Niemand wird behaupten mögen, daß Alle, denen der Verein seine Hallen öffnet, zu Anständung neuer Lehren berufen seyen; aber Niemand wird auch läugnen, daß es gewiß gut sey und Nutzen bringe, große Massen der bürgerlichen Gesellschaft mit den Resultaten ernster Forschungen vertraut zu machen, ihnen zu zeigen, wie selbst das Höchste in der Wissenschaft auf die Zwecke und Bedürfnisse des alltäglichen Lebens angewendet werden und wohlthätig darauf einwirken könne. Da für dergleichen Behauptungen Zahlen die besten Beweisführer sind, so bemerke ich, daß bereits über siebzehnhundert Vereinsmitglieder sich Eintrittskarten gelöst haben, daß seit der vorjährigen Zusammenkunft auf wissenschaftliche Forschungen tausend Pfund Sterling verwendet worden, und daß bestimmungsgemäß das jährlich angelegte Capitalvermögen des Vereins gegenwärtig die namhafte Summe von 5281 Pfund Sterling beträgt. — Ließe sich auch über das allgemein Interessanteste der in den Sektionssitzungen gehaltenen Vorträge ein Urtheil fällen, und wäre selbst hier der Platz, sie alle nach der Reihe aufzuzählen, damit dann jeder Leser eine beliebige Auswahl treffen könnte, so wäre es jedenfalls zu früh dazu; denn noch leben wir hier in der ersten Woche der Versammlung, haben erst von den geistigen Schüsseln gekostet — den zur leiblichen Nothdurft bestimmten ist schon ein volleres Recht geschehen — die in reicher Zahl zu Wasser und zu Lande eingeführt worden sind. Also nur etliche Broden für praktische Menschen, nicht blos, weil praktische Menschen jetzt die Tagesordnung sind, sondern auch weil es zu den Bestrebungen des brittischen Vereins gehört, seinen Arbeiten eine praktische Tendenz zu geben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 19. Oktober 1837.

Das Reich des Herrn erscheinet nicht
Mit gleißender Geberde;
Wie von der Finsterniß das Licht
Ist's fern von dem der Erde.
Wessenberg.

Savonarola.

(Fortsetzung.)

Die Antwort.

Mariano hört in seiner Zelle
Bei klarer, stiller Morgenluft
San Marco's Glocke rein und helle,
Wie sie das Volk zur Predigt ruft.

Mariano hört den Ruf beklommen,
Dem Lauscher wird um's Ohr so bang,
Als hätt' er im Geläut vernommen
Jetzt seines Ruhmes Grabgesang.

Mit einmal ist sein Muth geschwunden,
Die frohe Zuversicht dahin,
Die schon den Feind sah überwunden;
Der Glockenschlag erschüttert ihn.

Und hastig auf- und niederschreitend,
Als nun der letzte Klang verweht,
Sieht er, wie auf der Kanzel streitend
Girolamo gewaltig steht.

Und eifersüchtig auf die Ehren,
Sieht er versammelt alle sie:
Den Fürsten, Gonfalonieren,
Den Adel und die Signorie.

Er trüg' es leichter, wenn sie alle
Gestorben wären über Nacht,
Als daß sie Zeugen seinem Falle
Und seines Gegners Uebermacht.

Ha! wie sie lauschen auf die Rede!
Ha! wie das Volk gedrängt und dicht
Aufhorcht, was in der ernsten Fehde
Savonarola heute spricht!

Ihn täuschten nicht die Glockenlaute
In Morgenlüften still und klar,
Was Mariano's Ahnung schaute,
Wird in San Marco's Kirche wahr.

Zu enge wird der Volksmenge
Der Tempelraum, er faßt sie nicht,
Und Manchem wird das Herz zu enge:
Der Prior von San Marco spricht.

Digitized by Google

Er zeigt in flammend wahren Zügen,
Wie schwer die Kirche Christi krank,
Wie tief von seinen hohen Flügen
Ihr matter Geist zur Erde sank.

„Die Kirche ist treulos geworden,
Denn ohne Führer, ohne Licht,
Läßt sie verwildert ihre Horden
Entgegentaumeln dem Gericht. . . .

Die Kirche ehr' ich, doch im Kampfe,
Wie man die kranke Mutter ehrt,
Die, geisteskrank, mit wildem Krampfe
Den Dolch nach ihrem Busen kehrt.

Ich will euch nicht die Welt vergiften,
Doch zeigen, wie sie euch bedroht.
Ja! Krieg und Zwietracht will ich stiften
Mit Lüg' und Laster, bis ich todt.

Wenn euch die Welt mit Schmeicheleien
Das Herz befriedigt und entzückt,
Hat sie, dem Unheil euch zu weihen,
Den Judaskuß euch aufgedrückt.

Die Seele soll auf ihrem Zuge
Sich nicht verfangen hier im Strauch,
Die Erdenblüthen nur im Fluge
Berühren, wie ein Windeshauch.

Weh dem, wer sich der Welt verdungen!
Denn müd und nackt und ohne Lohn,
Wenn's Glöcklein Feierabend klungen,
Jagt sie zuletzt den Knecht davon.

Du bist ihr Knecht, du bist ihr Werber,
Um schnöde Lust, um eitlen Ruhm,
Mariano! süßer Volksverderber!
Kennst du das Evangelium?

Ein schlechter Arzt bedrängten Sündern,
Mußt du, zu mildern ihren Druck,
Verfallne Heidengräber plündern,
Statt Leben bringst du Leichenschmuck.

Du weinst, als ob das Herz dir breche,
Und mit den hohlen Händen fängst
Du auf die reichen Thränenbäche,
Die du auf's Volk hinunterssprengst.

Doch ist nur Willkühr, nicht Betrübung
Der Thränenstrom, der dir entfiel,
Nur eine Frucht der Spiegelübung
Dein klagendes Gebärdenspiel.

Du Kanzelgaukler, all dein Flöten,
All deine Sturmesmelodie
Macht doch den Sünder nicht erröthen,
Erschüttert ihm die Seele nie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liebeszauber.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, während der Vater auf dem Rathhause saß und für das Wohl der Stadt sorgen half, stand unvermuthet die braune Here vor Margarethen, welche so eben mit Thränen in den Augen aus dem Bette gestiegen war, und bot ihr ihre Dienste an. Der Grund dieses Besuchs ist leicht zu errathen: Urban hatte sich, von einigen Freunden zum Glauben an die Unträglichkeit ihrer Zauberkünste überredet, nach langem Zaudern und Herzklopfen an sie gewandt und die besten Versprechungen von ihr erhalten, zu deren Erfüllung das Nothwendigste war, eine Bekanntschaft mit der grausamen Schönen anzuknüpfen. Diese aber machte der Alten das Geschäft leichter, als sie gedacht hatte; denn kaum hatte dieselbe ihre ersten Worte über die Lippen gebracht, so fragte Margarethe, die eine ganz besondere Schickung in diesem Zusammentreffen zu sehen meinte, ob sie im Stande wäre, ihr das entfremdete Gemüth ihres Liebsten, wenn sie einen hätte, wieder zuzuwenden? Die Alte versetzte, allerdings vermöge sie das, indessen sey hiezu der Name und Vorname des Ungetreuen nothwendig, und wußte so klug in die schüchterne Kleine zu dringen, daß diese zuletzt ihre Scheu vergaß und die unverblümte Wahrheit bekannte. Die Zigeunerin hatte im Stillen eine große Freude darüber, da sie nun sah, daß sie die beiden Verliebten ganz nach ihren Zwecken lenken könne, und gedachte sich gute Früchte von diesen Bäumen zu schütteln. Nur war es ihr nicht gleich ganz klar, wie sie den Handel in die Länge ziehen sollte, aber auch hierin kam ihr Margarethe auf's Erwünschteste entgegen; denn da sie schon seit einiger Zeit nirgends mit Urban zusammen gewesen war, so fragte sie endlich mit tiefem Erröthen die Alte, ob sie nicht einen Krystall besitze, in welchem sie ihr den Liebsten zeigen könnte? Diese sagte mit großer Bereitwilligkeit zu, ja noch mehr, sie verhieß, ihn in Lebensgröße an ihr vorübergehen zu lassen, als erstes Zeichen, wie viel sie über das Reich der Geister vermöge. Damit verließ sie das entzückte und hoffende Mädchen und suchte den guten Urban auf, in dem sie den gleichen Wunsch zu erregen wußte; denn die freche Here gedachte, Beide gegenseitig als Zauberbilder zu gebrauchen und diese Posse so lange zu wiederholen, als bei Einem von Beiden ein

Digitized by Google

Groschen zu finden sey. Nachdem sie sie gehörig durch Erwartung gespannt und durch unsinniges Geschwätz betäubt hatte, lud sie Beide eines Abends unter geheimnißvollen Bedingungen zu sich, indem sie Jedem das Andere zu zeigen versprach.

Margarethe beurlaubte sich von ihrem Vater, unter dem Vorwande, zu Verwandten in die Lichtstube zu gehen, und schlich in tiefer Finsterniß, mit einem Laternchen die und da unter der Schürze hervorleuchtend, der Stadtmauer zu, wo in einem niedern, an dieselbe angebauten Häuschen die Zigeunerin ihre Wohnung aufgeschlagen hatte. Zitternd betrat sie dieselbe und wollte beim Anblick des vom Rauch geschwärzten, seltsam verzierten Stübchens wieder zurück fliehen, aber die Alte ergriff sie beim Arm, redete ihr freundlich zu und nöthigte sie in ein Versteck auf der Seite des Stübchens, um, wie sie vorgab, ihr den Anblick der Geister, deren Beistand sie zu dem Zauberstück anrufen müsse, zu ersparen. Dann unterwies sie das angstvolle Mädchen und gebot ihr, sich nicht eher herauszuwagen, als bis sie den Ruf: Hervor! erscheine! von einem Schlag ihres Zauberstabes an die Wand begleitet, vernehmen würde; dicht an der Seite, wo sie hervorkommen mußte, zeigte sie ihr einen Kreis, in diesen sollte sie dann sogleich treten und sich durch nichts bewegen lassen, auch nur einen Fuß herauszusetzen, indem sonst die Geister ihr auf der Stelle den Hals umdrehen würden.

Margarethe, von dieser Eröffnung nicht sehr erbaut, begab sich in den angewiesenen Winkel, sah dort, vor Furcht halb todt, durch eine Mauerlücke in den Zwinger hinaus, wo sie unheimliche Gestalten umherwanken zu sehen glaubte; wenn ihr von Besinnung irgend etwas übrig blieb, so war es die Reue, ihren Vater betrogen zu haben. Auf einmal hörte sie die Hausthüre gehen und schwere Tritte die Treppe strauchelnd herauf kommen; sie schmiegte sich in der verzweifeltsten Angst an die kalten Steine, da vernahm sie drinnen ein lebhaftes Geflüster, und auf einmal ertönte der Ruf der Zigeunerin. Bebend trat sie hinein und suchte zuerst eiligst in ihren Kreis zu gelangen; als sie aber die Augen aufschlug, siehe, da stand Urban in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers, ebenfalls von einem Kreis umschlossen, vor ihr; zwischen Beiden aber hielt sich die Alte, sie trug einen Mantel von wunderlich zusammengestickten Lappen und schwang den Zauberstab wie drauend nach beiden Seiten hin.

Nun kannst du dir die Verwunderung der beiden Leutchen vorstellen, als jedes das andere leibhaftig vor sich stehen sah; Margarethe konnte sich nicht enthalten, liebreich auf Urban zu blicken, vor dem sie ja hier, wo sie nur sein Trugbild zu sehen glaubte, sich nicht zu schämen hatte. Urban aber war von diesem Blicke so entzündet, daß er, ohne die Warnungen der Alten zu beachten, aus seinem Kreise heraussprang, auf Margarethe zueilte und sie fest in die Arme schloß. Die Hexe wollte mit dem Stab dazwischen fahren; Margarethe schrie in Todesnoth: „Heiliger Gott, die Geister erwürgen mich!“ Im selben Augenblick aber fühlte sie, daß es kein Geist sey, der sie umarmt hielt, und war noch mehr erstaunt, als zuvor. Ihm ging es eben so, als das Schattenbild, dem er sich genähert hatte, nicht unter dem Druck seiner Arme zerfloß. So standen sie, hielten sich an den Händen und blickten einander wortlos in's Gesicht. Auf einmal aber ging dem betrogenen und doch so glücklichen Liebhaber ein Licht auf wie eine Fackel, pfeilschnell fuhr er auf die Zauberin, die eben zur Thüre hinauswischen wollte, los, faßte sie am Haubenband unter dem Kinn, daß sie nicht mehr entkommen konnte, und rief: „Gestehe, verruchte Hexe, daß du uns getäuscht hast!“ — „Ich glaube, Ihr solltet noch besser mit mir zufrieden seyn, wenn es so ist,“ erwiderte sie trotzig; „Ihr habt nichts dabei verloren, wenn das Jüngferchen hier mehr als ein Scheinbild ist.“ — Aber das Possenspiel, das man mit ihm getrieben hatte, empörte den Stolz des jungen Mannes, und er wurde noch mehr zur Rache gespornt, als Margarethe, schamhaft sich an ihn schmiegend, gestand, daß sie auf dieselbe Weise getäuscht worden sey. „Hättest du uns nicht auch ohne das nützlich seyn und dir deinen Lohn erwerben können?“ fuhr er sie an; „aber sey nur so gut und komm mit! du wirst Niemand mehr zum Narren haben.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Liverpool, October.

(Beschluß.)

Der britische Naturforscherverein.

In der Section für Mathematik und Physik kam unter Anderm ein Aufsatz vor über die Möglichkeit telegraphischer oder Zeigermittheilungen das ganze Jahr hindurch, bei Nacht und bei Nebel. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die zwei letztern Umstände für die gegenwärtigen Telegraphen bedeutende Steine des Anstoßes sind, und es wohl der Mühe lohnte, sie aus dem Wege zu räumen. Wie aber soll das geschehen? — Alle Versuche mit sichtbaren Signalen sind gescheitert; also könnte man zum Schalle greifen. Das thut man ja bereits auf Schiffen, wenn es gilt, bei nebligem Wetter andere vor der Annäherung zu warnen, mittelst Kanonenschlägen. Trommeln und Glocken, und das ist nicht in Abrede zu stellen, daß eine bestimmte Zahl Kanonenschläge in tabellarischer Ordnung Alles auszudrücken vermöchte, was durch Telegraphen mitgetheilt zu werden pflegt. Mangel an Schnelligkeit kann man nicht dagegen anführen. Der Schall legt in jeder Sekunde 1142 Fuß zurück, was ein ganz passabler Schritt ist. Aber welch gräßlicher Lärm müßte die unvermeidliche Folge seyn: denn welcher Aufwand an Schießpulver, und zuletzt fürchtete sich kein Mensch mehr vor einer Kanone. Nein, Kanonentelegraphen können und

Digitized by Google

dürfen nicht aufkommen. Eher ginge es an, pressante Nachrichten durch Kanonenschüsse zu versenden. Geschriebene Mittheilungen ließen sich in eine hohle Kanonenkugel stecken, und fort flögen sie aus dem feindlin treffenden Rohre 12 bis 1500 Fuß in der Sekunde. Recht schön; aber — von jedem andern Einwurfe abgesehen — wie oft würden solche eiserne Botschaften an Menschenleben sich vergreifen, und weg demnach mit den hohlen Kanonenkugeln. Der neueste Vorschlag geht nun dahin, die gemeine Elektrizität zur Vermittlerin zu machen. Und nichts leichter als das. Man wählt die Linie, dann auf ihrer ganzen Erstreckung steinerne Kanäle, legt darein starken, tüchtigen Draht, stellt an die respektiven Ausianfspunkte Aufseher, und die geschlagenen Funken bilden die Telegraphenschrift. Zweihundert Meilen in zwanzig Sekunden wären für eine Mittheilung auf diese Manier das Maximum. Der Draht kann aber reißen, das ist wahr; also bleibt, um die neue Erfindung in's Leben treten zu sehen, bloß die Fabrikation unzerreißbaren Drahtes übrig, und mit der festen Hoffnung, daß der menschliche Geist diese Aufgabe nächstens lösen werde, schloß der Verfasser seinen Vortrag. — Eine andere Abhandlung von praktischer Tendenz wurde in der Sektion für Zoologie und Botanik verlesen. Sie betraf die sicherste Methode, die nasq Büchern und Manuscripten schädlichen Insekten, vorzüglich die Anobia, zu vertilgen, wurde mit gespannter Aufmerksamkeit angehört und veranlaßte eine mehrstündige Debatte, deren wesentliches Resultat darin bestand, daß jeder der Sprechenden von den Vorzügen seines Verfahrens vollständig überzeugt blieb. Hier nur von der Abhandlung des Sir Thomas Phillips. Nachdem derselbe, mit Ausnahme der Fische, alle Thiere und Insektengeschlechter, vom Elephanten bis zur Made, aufgezählt hatte, die an Büchern und Handschriften sich nicht vergreifen, nannte er als den Bibliotheken am gefährlichsten — mit einem kläglichen Seufzerlaute auf die Würmer, die ganze Bücher verschlingen, sie bergen und nicht zurückgeben — erstens einen kleinen schwarzen Käfer, der so bekannt sey, daß er keine Beschreibung erfordere, zweitens einen umgefähr sechsmal größern, schwarz von Farbe mit weißen Flecken oder Streifen, der von Darmstadt (?) oder Frankfurt am Main (??) nach England gebracht worden, zur Zeit nicht sehr zahlreich, aber ausgezeichnet gefräßig sey, zur neuern Familie der Curculionden gehöre und eine besondere Vorliebe für Bücher habe, deren Deckel Eichenholz enthalten, und drittens das Anobium striatum, das vorzugsweise theste um bejwollen, weil der Saft von einigen Weinbeeren im Stande sey, eine große Bibliothek zu vernichten. Sir Thomas giebt gegen diese Thiere mit einem Gemisch von ätzendem Sublimat und gewöhnlichem Knopfmacherleim zu Felde. Dieses mixtum compositum streiche man Sommers auf schwache weißbackene Brettchen, lege diese in der Bücherversammlung zertheilt umher, mustere sie alle zwei oder drei Tage, gebe genau acht, ob sich Holzstaub zeigt, und sobald dies der Fall, nehme man sie flugs hinweg und werfe sie in's Feuer; der Stand ist ein Beweis, daß die Anobia angebissen haben, und unverzüglich sind sie nicht. Bücherfreunde mögen das Mittel versuchen, und ich wünsche von ganzem Herzen, daß sie mit Sir Thomas ausrufen können: probatum est! Oeffentlichen Bibliotheken aber empfehle ich den Versuch nicht, denn wo sollen die Bücher künftiger Jahre Unterkommen finden, wenn die Anobia sich nicht in's Mittel schlagen? — Ich hatte die Absicht, noch zwei oder drei anderer werthvollen Entdeckungen zu gedenken, für welche den Mitgliedern des dritten Vereins der Dank des Menschengeschlechts gebührt. Bewende es indessen vor der Hand bei dem Gesagten, obschon ich von hier aus seinen zweiten Brief verspreche. W. S.

Brüssel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Brüssel. Die Eisenbahn.

Ganz Mons wird durch Gas beleuchtet, und sogar die Schenken versagen sich dieses Beleuchtungsmittel nicht. Von Mons nach Brüssel erblickt man überall schöne Häuser, sauber von innen und außen. Nichts kann freundlicher aussehen als die belgischen Häuser mit ihrem weißen Anstrich, den glänzenden Fenstern, den Treppen von blauen Namurer Steinen und dem rothlich grauen Sefteerdache, oder den grauen glasirten Ziegeln. Auch die Kirchen sind auf ähnliche Art angestrichen und bedeckt. Der Belgier sorgt sonst anders für sein Gotteshaus, als der Franzose: er bedandelt es wie seine eigene Wohnung und sucht ihm ein eben so freundliches Ansehen zu geben. Im Maasthale erblickte ich eine solche auswendig schön angestrichene Dorfkirche; über dem Eingang war mit großen Buchstaben eine Inschrift angebracht. In der Ferne vermutete ich, es sey ein biblischer Vers; denn was anders konnte man über dem Eingang als Inschrift angebracht haben? Beim Näherkommen erkannte ich nicht wenig, als ich statt eines erbaulichen Spruches Folgendes las: Les chiens hors de la maison de Dieu! — Brüssel nimmt fortwährend und rasch an Schönheit und Bevölkerung zu. Obschon die ganze Stadt rein und freundlich aussieht, so zeigt sich Eleganz und moderne Pracht doch vorzüglich in der obern Stadt. Hier können die Hotels und Privatwohnungen den Vergleich mit den Pariser Hotels aushalten; manche sind trefflich gebaut und liegen äußerst angenehm. Vor dem Namurer Thore ist beinahe eine neue Stadt entstanden, die wahrscheinlich in der Folge mit zur Stadt gerechnet werden wird, obschon sie jetzt noch eine besondere Gemeinde ausmacht. Dann müßte ein neuer Boulevard um die Stadt gezogen werden statt des jetzigen, der einen äußerst angenehmen Spaziergang bildet, aber von den Brüsselern außer am Sonntag wenig besucht wird. Auch außerhalb des Löwener Thors ist man emsig mit Bauen beschäftigt, wies wohl hier die Lage bei weitem nicht so vortheilhafte ist wie vor dem Namurer Thore. Von Brüssel bis Laaken ist man vollends nur eine Straße wie in der Stadt, und am Sonntage geht es hier wegen der vielen Schenken noch lebhafter zu, als in einem großen Theile Brüssels. Auch neben der Eisenbahn, hier in der Nähe des Kanals und nicht weit von der Laakener Straße angelegt ist, werden Häuser gebaut, und wahrscheinlich wird es bald auch hier ganz städtisch aussehen. Eisenbahnen haben das Unbequeme (freilich eine Kleinigkeit im Vergleich mit ihrem großen Nutzen), daß sie meistens nur in einiger Entfernung von den Städten und nicht in den Städten selbst angelegt werden können, und das folglich, besonders wenn man Effekten bei sich führt, noch eine Fuhre nöthig ist, um nur zur Eisenbahn zu gelangen. In Brüssel gibt es aus diesem Grunde Omnibus, welche die Leute in ihren Wohnungen abholen und zur Eisenbahn bringen, oder von derselben nach ihren Wohnungen führen. Sonst bedient man sich ihrer fast gar nicht. In den Bäreaux der Eisenbahn herrschte ein furchtbarer Lärm, weil wegen des im Grunde sehr unbedeutenden Jahrmarktes zu Antwerpen weit mehr Brüsseler nach Antwerpen fuhren, als sonst. Es war ein Gedränge, wie vor den Pariser Schauspielhäusern bei stark besuchten Vorstellungen, und am Abend nach der Rückkunft war es noch weit ärger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 84 u. Inteiligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 20. Oktober 1837.

A parlous boy! Go to, you are too shrewd.

Shakespeare.
Richard III.

Liebeszauber.

(Beschluß.)

Die Alte unter Schloß und Riegel zu bringen, war eine Kleinigkeit; denn da sie ohnehin in der Stadt für rechtlos galt, auch sonst schon einige Diebereien von ihr bekannt waren, so kostete es Urban nur zwei Worte bei seinem Vetter, dem Bürgermeister, oder vielmehr bei seiner Base, der Bürgermeisterin, und die Heilung des Kropfes war in's Meer der Vergessenheit versenkt, die braune Alte aber in's Thorgefängniß gelegt. Wenn du es nun unbillig findest, daß Urban mitten in seinem Glücke den ihm widerfahrenen Spott so unversöhnlich rächen wollte, so kannst du dich bald über das Schicksal der Hexe trösten. An Urbans und Margarethens Hochzeittage, der nun sogleich angeordnet wurde, da die Eltern die Sache längst unter sich in's Reine gebracht und nur auf die Biegsamkeit der beiden Trotzköpfe gewartet hatten — an diesem Tage also ging es hoch her, und Martin, der Gerichtsdiener, hatte des Guten so viel bekommen, daß er, um der Gefangenen ihr Essen zu bringen, die umsichtigsten Um- und Nebenwege zum Thore einschlug und sogar in der schrägen Schlachtordnung, von der du mir aus deinen griechischen Büchern schon so viel erzählt hast, mit großer Zuversicht auf das Gefängniß losmarschirte. Aber Schmach und Hohn war über ihn beschlossen, und so gebieterischen Blicks er auch zu der Arrestantin hineinwankte, so stand es doch in den Sternen, daß er heute überrumpelt werden sollte.

Die Hexe winselte und krümmte sich auf ihrem Lager, als er eintrat, denn sie hatte ihn schon aus einem Schießfensterchen recognoscirt, wie er den Gang heraufhumpelte, und that, als ob sie am Sterben sey; das Essen wies sie von sich und bat mit den beweglichsten Tönen, er möchte nur, ehe sie sterbe, jene Spinnwebe dort an der Decke wegkehren; denn der ihr angeborene Ekel vor den Spinnen, die sie hülflos, wie sie sey, um sich her schalten und walten lassen müsse, habe sie eben in diesen äußersten Zustand, den sie nicht überleben werde, gebracht. Der gute Martin, heut sehr zur Menschenfreundlichkeit gestimmt, holte auf dem Gange einen Besen und schickte sich an, die Spinne auszutreiben. „Legt vorher Euren schweren Schlüsselbund hier auf den Tisch," sagte die Sterbende, „er könnte euch an der Arbeit hindern." Martin befolgte den guten Rath, stellte den einzigen Stuhl, der im Zimmer war, vor das ziemlich hohe Gesimse, stieg mit großer Mühe und unter vielen vergeblichen Anstrengungen hinauf, hielt sich oben am Fenstergitter und erhob mit sehr unregelmäßigen Stößen den Besen, den er wie einen Degen zu handhaben suchte, zu Ausfällen auf das oben in die Ecke gebaute Spinnennest.

Digitized by Google

Diese Beschäftigung wurde ihm nach und nach sehr verdrüglich, er lachte bei jedem gut geführten Stoße hell auf, und als endlich keine Spur mehr vom Daseyn der Spinnwebe zu entdecken, die Bewohnerin des Nestes aber an der Wand zerquetscht war, dachte er behaglich auf seinen Rückzug. Er senkte den einen Fuß hinab, fand aber keinen Boden, und als er sich nach dem Stuhl umsah, der ihn in diese Höhe befördert hatte, so erblickte er ihn nach langem Forschen mitten im Zimmer. Nun fing er an, Verdacht zu schöpfen, er warf seine Späherblicke nach dem Leger, welches er leer so wie die Thüre geschlossen fand. „Ei du vermaledeite Hexe!“ rief er und wagte den nicht ungefährlichen Sprung auf den Boden, auf welchen er denn auch der Länge nach niederfiel. Nun machte er sehr verwickelte Anstalten, sich wieder zu erheben, als aber dieses nicht gelang, beruhigte er sich mit einem doppelten Troste: verfallen habe ich mir nichts im Leibe, sagte er zu sich, denn ich fühle keine Schmerzen, und was das Hinaufkommen betrifft, so ist ja die Thüre geschlossen und jeder Versuch vergebens. Mit diesen Worten schloß er die Augen und verschlief die Erschütterung des Falls, den Zorn über die Hexe, die Unbill der Gefangenschaft und die Schrecknisse der Nacht.

Als man am andern Morgen auf allen Thoren nach ihm suchte, fand man ihn endlich hier und konnte ihn kaum aus seinem Zauberschlaf erwecken. Er erzählte eine gräßliche Geschichte, wie die Hexe, kaum als er zu ihr eingetreten, sich in eine ungeheure Kreuzspinne verwandelt, einen Faden in die Höhe geschossen habe und daran an die Decke hinaufgeklettert sey; er, im Gefühle seiner Pflicht, habe sie mit dem Kehrbesen bis dorthin verfolgt, sie habe ihn aber mit ihrem Netz umsponnen und so mächtig an seinem Hirne gesaugt, daß er darüber das Bewußtseyn verloren; nur das habe er noch gesehen, wie sie mit feurigen Drachen zum Schlüsselloch hinausgefahren; die Spinnwebe, in der er gelegen, müsse später nachgegeben haben, so daß er Nachts heruntergestürzt und in seiner Ohnmacht liegen geblieben sey. — Das Volk erzählte diese Sage noch lange nach, doch ergötzten sich manche im Stillen an dem eigentlichen Hergang, wie sie sich ihn denken konnten. Die Hexe hat sich nie wieder im Weichbilde der Stadt betreten lassen, und als der Mauergraben geraume Zeit nachher ausgetrocknet und in Gärten verwandelt wurde, fand man den Schlüsselbund, der damals sammt der Arrestantin verloren gegangen war. Martin aber führte von jenem Tage an in der Stadt den Spottnamen des Hexenbanners.

„Tante,“ sagte ich, als die Erzählerin geendet hatte, „komm her, ich will dir was in's Ohr sagen: die Margarethe ist niemand anders als du.“ — „Närrischer Mensch!“ versetzte sie, „meinst du denn, ich würde dir so etwas von mir erzählt haben?“ — „O Tante!“ rief ich triumphirend, „ich kann dir's beweisen. Einmal hieß dein erster Mann Urban, und ich habe deßhalb während deiner Erzählung sein Bild dort immer aufmerksam betrachtet; er ist auch recht hübsch, das muß man sagen. Dann weiß ich wohl, wo du vom vierzehnten bis in's achtzehnte Jahr in die Schule gegangen bist; und endlich hast du mir einmal vertraut, daß du die beste Tänzerin deiner Zeit gewesen seyest. Gelt, ich habe dich errathen?“ rief ich, indem ich ihr Rübchen schadte. Ihr Finger drohte, ihr Auge lachte. „Komm her, Kleiner!“ rief sie, „ich will dir auch was in's Ohr sagen: wenn du in der Schule so aufpassen thätest, wie bei einer nichtsnutzigen Geschichte, so hättest du allezeit den Ehrenplatz inne. Gelt, ich hab' auch was gewußt?“

Savonarola.

(Fortsetzung.)

Wenn auch die Hörer seufzen, weinen:
Was ihnen von den Wangen rollt,
Sind falsche Thränen, wie die deinen,
Ist Lohn, den Trug dem Truge zollt.

Unheilig ist ein solches Trauern,
Womit dein Wort die Hörer trifft;
Dies weichlich süße Selbstbedauern
Ist für schuldkranke Herzen Gift.

Machst du mit classischem Geschwätze
Zur Tugend kühn, zum Glauben stark?
Dem Teufel flickt du seine Netze,
Denn du bist falsch bis in das Mark.

Dein Wort ist Fälschung und Verführung,
Du lullst den eig'nen Schmerz in Ruh,
Und den Heilbronnen selbst, die Rührung,
Den Thränenquell vergiftest du.

Die Grenzen möchtest du vermischen
Der Christen und der Heiden gern,
Und in ein Nebelbild verwischen
Des Glaubens fest gediegnen Kern.

Verschleiern möchtest du die Wunde,
Die durch das Herz der Menschheit brennt,
Verwirren mit dem alten Bunde
In Eins das neue Testament.

Die Wunde läßt sich nicht verschleiern,
Ihr Blut durchdringt den dünnen Flor;
Bald muß die Kirche sich erneuern
Und finden, was sie längst verlor.

Digitized by Google

Einſt, in des alten Bundes Tagen,
Da trieb der Menſch noch ohne Bahn,
Vom Strand der Sehnſucht ſtets verſchlagen,
Auf weitem, wildem Ocean.

Des Herrn Geſetz gebot ihm Landung,
Er ſtrebte nach dem Friedensport,
Des Sündenfalls empörte Brandung
Riß ihn in ihre Wirbel fort.

Nun aber iſt zu ſeinem Wohle
Der Weg durch's Meer dem Menſchen kund,
Die ſichre heilige Buſſole,
Die Liebe gab der neue Bund.

Und rudert kühn der Glaubensſtarke
Durch Wellenſtoß und Sturmeswehe,
So wird, geſegnet, ſeine Barke
Gewinnen bald die hohe See,

Wo er hineilt die Freudenpfade,
Wo ihm in alle Segel wehn
Die Hauche Gottes ihre Gnade,
Die ewigen Eteſien. *

Belohnet wird ihm ſein Vertrauen,
Und daß er nicht im Sturm verzagt,
Er wird das Land der Sehnſucht ſchauen,
Mehr finden, als ſein Wunſch gewagt.

Die Menſchheit hat nach Gottes Lichte
Geſehnt ſich längſt und ehedem;
Doch iſt die heilige Geſchichte
Entſprungen erſt in Bethlehem.

Du nenneſt Chriſtum eine Quelle,
Die ſtets zur Menſchheit niederfloß,
Und die ſich nur an jener Stelle
Mit lauterem Geräuſch ergoß?

Der alte Quell war nur ein Sehnen,
Der Menſchheit ahnungsvoller Gram
Ein heißer Strom einſamer Thränen,
Bis endlich der Erſehnte kam.

Dir ſind zu eng des Glaubens Schranken,
Dein Chriſtus iſt, greif' ich dich recht,
Die Summe göttlicher Gedanken
Im ganzen menſchlichen Geſchlecht.

Der Herr der Welt in Menſchenhülle,
Die Macht des Schöpfers und ſein Licht,
Der Gottheit ganze Liebesfülle
Iſt dein zerfahrner Chriſtus nicht.

Ich kenne dich und die Genoſſen,
Ihr zweifelt, deutelt dort und hie,
Ihr habt die Schrift des Herrn verſtoßen
Und meint: ein Gottmenſch lebte nie.

Ihr möchtet lieber Gott uns ſchildern,
Wie er die Welt uns ausgeheckt
Nach ſeinen ſchönen Muſterbildern,
Ein feingeſchmackter Architekt. *

Und was von göttlichen Ideen
Ein feinbegabter Menſchengeiſt
Auf Menſchenweiſe mag verſtehen,
Das wäre, was man Chriſtus heißt. —

Einſt werden ſagen ſpätre Thoren:
„Wenn ſein Bewußtſeyn Gott gewinnt,
— Das er im Schöpfungsrauſch verloren —
Sich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnt,

Wenn die Idee ſich findet wieder:
Das iſt der Menſch, ſo weit er denkt,
Und Gott zugleich, der in die Glieder
Des Menſchen ſich lebendig ſenkt.“

Die Menſchenhülle Gott umſchlingend
Als trauten Gaſt aus Himmelshöh'n:
Hier iſt Idee, ſo wahr und dringend,
So voll, ſo tief, ſo ſelig ſchön!

Sie wäre durch die Welt als Schemen
Geirrt? ihr fehlte die Gewalt,
In der Geſchichte Raum zu nehmen
Als die lebendigſte Geſtalt?

(Die Fortſetzung folgt.)

* Paſſatwinde.

* Anſpielung auf die Platoniſche Akademie in Florenz.

Aus der Tagesgeſchichte.

Der ſchöngeiſtige Schuſter.

Ein Schuſter im Pariſer pays latin nannte kein höheres Gut als Geld, und keinen höhern Lebensgenuß als ſchöne Literatur: der allgemeine Zeitgeiſt und die literariſche Luft, welche über ſeinem Stadtviertel brütet, hatten ihn angeſteckt.

Digitized by Google

Er hatte eine Frau, eine herangewachsene Tochter, die häufig das Pantheontheater besuchte, und einen Jungen, welchen er zu einem Hufschier in die Lehre gethan. Morgens arbeitete er fleißig, Nachmittags spielte er an der Börse und Abends ging er in einen Club, wo im Kreise auserwählter Freunde Herrn v. Balzac Romane vorgelesen und genossen wurden. Vor Kurzem kam er spät nach Hause, da trat ihm der Lehrjunge mit der Hofspost entgegen, seine Frau sey mit einem Liebhaber durchgegangen, seine Tochter mit einem Studenten, und der junge Schreiber, sein Sohn, sey nach Spanien zu Don Carlos gelaufen. Der Schuster rennt auf seine Stube — aber weiß ein Donnerschlag, seine Frau hat all sein Geld mitgenommen! Außer sich beschließt er auf dem Fleck, sich umzuhängen, und holt einen Kneif. Bereits hat er sich das Messer an den Hals gesetzt, da fällt ihm bei, daß, seit der Selbstmord Mode in Paris ist, die Selbstmörder niederzuschreiben pflegen, was sie zum Schritt bewogen, damit nicht etwa ein Unschuldiger verdächtigt werde. Der Schuster war zu gebildet, um nicht den sittlichen Werth eines solchen Verfahrens vollkommen zu würdigen; er legt also den Kneif aus der Hand, greift zur Feder und schreibt Folgendes: „Man lege meinen Tod Niemanden zur Last: ich selbst habe mich in einem Anfall von Wuth um's Leben gebracht. Nie hatte ein Mensch erzetteren Grund, sich aus der Welt zu schaffen; denn Molière sagt:

Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir,
La vie est un opprobre et la mort un devoir.“

Kaum hatte er diese Zeilen niedergeschrieben, so kam ihm ein Scrupel: „Ist's auch von Molière? es könnte auch von Jean Jacques Rousseau seyn, am Ende gar vom Abbé Lamennais —, die zwei sind auch gewaltige Philosophen!“ Um seinem literarischen Ruf keine Unehre zu machen, beschloß er, sich vorher in der Stille zu erkundigen, und legte sich zu Bette, so mordmüdig wie zuvor. Am andern Tag eilte er zu seinen Freunden und legte ihnen die wichtige Frage vor. Der eine rief, die Verse seyen bekanntlich aus Corneille's Tartüffe, ein anderer, ein Musikfreund, bethenerte, sie in einer Oper von Auber gehört zu haben u. s. f., kurz, der Schuster konnte zu keinem Resultat kommen; allermittelst aber waren ihm die schwarzen Gedanken vergangen; er meinte nachgerade, auch dem Jungen könne ja ein großer Kriegsheld werden, am Weibe sey weniger als nichts verloren, und das Mädchen habe am Ende eben der Stimme des Herzens und der Leidenschaft gefolgt, wie es in dem neuen Romanen so hinreißend wahr geschildert werde, und er brachte sich nicht um.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Eisenbahn. Der Nachdruck.

Hunderte von Reisenden forderten ihr Gepäck, und ich begreife noch nicht, wie man vor Nacht mit dem Ablieferm hat fertig werden können. Wehe dem, welcher seine Effekten nicht gut bezeichnet, oder etwas in den Wagen liegen gelassen hat. Kaum vermag er es dahin zu bringen, daß ihm ein Angestellter Rede steht, und das Ende der Sache ist gewöhnlich, daß der Reisende, müde vom Laufen und Fordern, seine Sachen als verloren aufgibt. Ich hebe hier die Kehrseite der Eisenbahnen hervor; ihre Annehmlichkeiten für die Reisenden sind vielfältig geschildert worden. Da die Eisenbahn in einiger Entfernung von Antwerpen aufhört, so müssen hier wieder Omnibus oder Miethwagen genommen werden, um die Reisenden mitten in die Stadt zu bringen; bei der Kürzehr geht es eben so; mithin braucht man hier Omnibus, welche ungefähr eben so viel kosten, als die Fahrt auf der neuen Linnes langen Bahn selbst. Belgien ist bisher das einzige Land des Festlandes, welches die Anlegung der Eisenbahnen ernstlich betrieben hat, und alle andern Unternehmungen sind noch Kleinigkeiten gegen die belgischen. Die Gente-Eisenbahn sollte gerade erbauet werden, so auch die Löwener, und letztere bis Lüttich fortgesetzt werden, womit man im folgenden Jahr fertig zu werden hoffte. Letztere muß dann nothwendig bis Aachen verlängert werden, und Preußen kann nicht länger ansehen, zum feiererlei Hand an's Werk zu legen. Postregale und Monopolien müssen den überwiegenden Vortheilen der neuen Wege weichen, und allmählich eingehen, oder sich nach den neuen Einrichtungen bequemen. — Was nach den Eisenbahnen und dem Steinkohlenverkauf am meisten in Belgien blüht, besonders in Brüssel, ist der Nachdruck französischer Bücher. So weit wie jetzt ist der Nachdruck noch nirgends getrieben worden. Täglich entstehen große Druckereien und Spekulationsanstalten. Ich sah das große Hotel in Brüssel, das Mellinet, der Haupt nachdrucker, bewohnt, und wo er sein Geschäft auf Aktien betreibt. Ganz Deutschland, Rußland, die Schweiz, Italien und andere Länder werden mit belgischen Nachdrücken überschwemmt; nicht einmal Zeitschriften und Werke von großem Umfang bleiben verschont; man sieht nicht ein, wie weit dieses noch gehen wird. Der französische Buchhandel muß nothwendig darüber zu Grunde gehen, und bereits leidet er bedeutend an dem großen Uebel. Welcher Pariser Verleger kann noch wagen, ein Werk zu Tage zu fördern, das er theuer honoriren muß, wenn er gewiß weiß, daß vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Buches in Paris ein oder mehrere Nachdrücke davon in Belgien erscheinen und bald in ganz Europa verbreitet seyn werden? Vergebens bietet er seine Waare auf den europäischen Märkten an; man verschmäht sie, da man einen guten Nachdruck davon für die Hälfte des Preises haben kann. Somit bleiben die französischen Buchhändler mit ihren Spekulationen auf Frankreich beschränkt, und auch hier sind sie nicht ganz vor den belgischen Nachdrücken sicher; denn es kommt fast kein Reisender von Brüssel nach Frankreich, ohne einige in Belgien nachgedruckte Bändchen beliebter französischer Schriften bei sich zu tragen. Und auch in Frankreich, besonders zu Limoges, wird nachgedruckt, wiewohl nicht mit der Schnelle und der Eleganz, wie jetzt zu Brüssel. Gelehrte, mit welchen ich in Belgien über dieses Uebel gesprochen habe, meinen, demselben sey nicht abzuhelfen, obschon sie es sehnlich wünschen, weil auch die belgische Literatur sehr darunter leidet; denn die belgischen Buchhändler finden es weit erspriesslicher, französische Werke beliebter Schriftsteller nachzudrucken, als Schriften belgischer Gelehrten zu verlegen; daher fällt es jetzt sehr schwer, in Belgien einen Verleger für literarische Werke zu finden. Einen Vertrag mit Frankreich zur wechselseitigen Verhütung des Nachdrucks, meint man, werde Belgien schwerlich eingehen, da es viel dabei zu verlieren und nichts zu gewinnen habe; und wenn ein solcher Vertrag auch zu Stande käme, so würden die Nachdrucker ihre Werkstätten und Comptoire nach Holland verlegen, welches früher schon wegen seiner Nachdrucker berüchtigt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 21. Oktober 1837.

Their ambush here relentless ruffians lay;
On Britain's fond credulity they prey.
Johnson.

Die Londoner Bettler.

Daß London ein Pfuhl von Lastern und Schlechtigkeiten, von Verbrechen und Sünden jeder Art ist, muß schon daraus folgen, weil es so ziemlich zwei Millionen Menschen in sich faßt. Aber unter allen den vielen Betrügereien thun dem Herzen keine weher als die zum Behuf des Bettelns geübt werden. Es gilt, Mitleid zu erregen und Gaben zu gewinnen, gleichviel auf welche Weise, und die Folge entdeckter Fälschung ist häufig Mißtrauen gegen wahre Leiden, Verstoßung wahrhaft Bedürftiger. Wäre im menschlichen Herzen nicht ein Born unerschöpflicher Güte, gäbe es nicht Viele, denen Almosengeben Bedürfniß ist, und wären Andere nicht unbekannt mit den Ränken, denen ihre Mildthätigkeit zum Opfer fällt, es würden in London längst keine andern Almosen gereicht, als welche das Kirchspiel seinen Bewohnern mit gesetzlicher Kraft abfordert.

Darf ich viele Jahre zurück meinem Gedächtnisse trauen, so hat bereits Archenholz in seinem England und Italien von den Londoner Straßenbettlern erzählt, von ihrem Leben und Treiben, von den Mitteln, durch welche sie die Börsen des Publikums öffnen, und von der Art, wie sie das Erbettelte verwenden. Im Allgemeinen mag das damals Gesagte noch heute Anwendung finden, Einzelnes ist seitdem hinzu gekommen, denn auch die Londoner Bettler sind mit dem Jahrhunderte vorgerückt, und ihr Scharfsinn wie ihre Thätigkeit wären oft eines bessern Zweckes werth. Gleich allen übrigen Gewerbe treibenden Klassen hat der Sporn der Nothwendigkeit sie vorwärts getrieben. Einmal hat sich ihre Zahl vermehrt, und Concurrenz thut die Fundgruben des menschlichen Geistes auf. Vor ungefähr zehn Jahren — dem Zeitpunkte der letzten statistischen Angaben — wurden gegen achttausend Straßenbettler gezählt; jetzt soll die Zahl um die Hälfte größer seyn. Zweitens hat sich der Erwerb vermindert. Vor Kurzem wurde in den Taschen eines beim Betteln ergriffenen, etwa fünfzig Jahre alten Mannes eine namhafte Summe gefunden. Er versicherte, auf die ehrlichste Weise von der Welt dazu gekommen zu seyn, indem das Geld eine Sammlung milder Gaben sey. Der Polizeirichter bemerkte, demnach müsse das Bettlerhandwerk ein recht einträgliches seyn. „Bei einiger Sparsamkeit," erwiderte der Professionist, „ernährt es seinen Mann, doch ist der Verdienst gewaltig im Sinken; das Betteln ist bei Weitem nicht mehr, was es ehemals war, es ist seit den dreißig Jahren, wo ich anfing, wenigstens um fünfzig Prozent schlechter geworden." Ein Drittes endlich, was die geistigen Fähigkeiten des gesammten Handwerks zu größerer Anstrengung zwingt, ist theils die Wachsamkeit der neuen Polizei, eines für London und dessen nächste Umgebung unnennbar wohlthätigen Instituts, theils die bestehende Mendicity Society,

Digitized by Google

ein Verein zu Abstellung des Bettelwesens, eine Gesellschaft von Privatleuten, die nicht bloß durch eigens angestellte Offizianten alle vagabondirenden Bettler in London aufsuchen, der Polizei überliefern und gerichtlich verfolgen läßt, sondern auch Allen, die um Unterstützung sich an sie wenden, wenn sie derselben bedürftig und zur Arbeit unfähig sind, Nahrungsmittel reicht, den zur Arbeit Tüchtigen dagegen lohnende Beschäftigung anweist, in keinem Falle jedoch Geld gibt und deßhalb von den Bettlern von Profession eben so selten behelligt als auf's Innigste verachtet und gehaßt wird. Die Mitglieder des Vereins pflegen Karten bei sich zu tragen, um der Unterstützung benöthigt scheinende Personen, wenn sie von solchen auf der Straße um Almosen angesprochen werden, damit an das betreffende Bureau zum Behuf weiterer Erörterung zu weisen, und mehr als einmal bin ich selbst Augenzeuge gewesen, wie in Lumpen gehüllte Gestalten, denen Elend und Hunger im Gesicht geschrieben stand, sobald sie dergleichen Karten empfangen, unter Verwünschung des Gebers sie zu Boden geworfen und in den Koth getreten.

Nächst den in den öffentlichen Blättern enthaltenen Polizeiberichten gewähren eigentlich nur die Vorträge und Rechnungen der Mendicity Society, und diese ausführlicher und richtiger als jene, eine Einsicht in den Zustand und einige Kenntniß von dem Umfang des londoner Bettelwesens in allen seinen Haupt- und Unterabtheilungen. So schmerzlich auch die Resultate dieser Protokolle und Tabellen sind, so muß man sich doch freuen, daß es ein Bestreben gibt, dem Uebel zu steuern, und daß jenes, bei der guten Einrichtung des Vereins, nicht ganz ohne Erfolg bleiben kann. Nach den eben erwähnten Urkunden ist anzunehmen, daß bei der in England jedes Kirchspiel schwer genug drückenden Verbindlichkeit, seine Armen zu beherbergen, zu ernähren und zu kleiden, oder eingewanderte Arme in deren Distrikte zu schaffen, in London von sechzehn Straßenbettlern bloß Einer auf die Mildthätigkeit der Vorübergehenden Anspruch hat; daß von dreizehn wenigstens zwölf betrügerischer Weise Mitleid zu erwecken suchen; daß jeder Bettler im Durchschnitt wöchentlich zwanzig Schillinge (zwölf rheinische Gulden) erntet, und daß demnach das Publikum an die runde Zahl der zwölftausend Straßenbettler jährlich die bedeutende Summe von 624,000 Pfund Sterling oder 7,488,000 rheinische Gulden verliert. — Schmerzlich lang ist die Liste der geübten Betrügereien: alle Arten körperlicher Gebrechen und Krankheiten werden erheuchelt. Am beliebtesten sind Blindheit und Lähmung. Auch völlige Entkräftung, anscheinend die Folge von Krankheit oder von Mangel an Nahrung, gilt für eine einträgliche Spekulation, und mancher Mann und manche Frau lehnen erschöpft an einer Mauer oder sitzen zusammengebrochen auf den Stufen eines Hauses in einer lebhaften Straße, und vergessen ihre Rolle und eilen im Sprunge davon, sobald sie einen Polizeidiener oder einen Offizianten der Mendicity Society erblicken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Savonarola.

(Fortsetzung.)

Die Hohe sollte sich begnügen,
Nur hinzukümmern trüb und dohl,
In Wahngebilden, Schattenlügen,
Als Mährchen, Mythe und Symbol? —

Nein! nein! Wem je der Menschheit Klagen
Bis auf den Grund das Herz durchbebt,
Kann den Gedanken nicht ertragen,
Der allen Trost ihm untergräbt.

Ist Christus Traum, dann ist das Leben
Ein Gang durch Wüsten in der Nacht,
Wo Niemand, Antwort uns zu geben,
Als eine Horde Bestien wacht.

Die feindlichen Naturgewalten
Umdroh'n den Wandrer ohne Bahn,
Aus tausend dunkeln Hinterhalten
Lieblos und rastlos springend an.

Und wenn er mit geschärften Sinnen
Der Feinde mauchen auch bezwang,
Kann er den andern nicht entrinnen
Auf seinem heimathlosen Gang.

An ehernen Gesetzen schleifen
Ringsum die Schmerzen ihr Gebiß;
Der Krieg, der Hunger heulend schweifen,
Die Pest durchtappt die Finsterniß.

Haß, Undank und gebrochne Treue,
Das Liebste auf der Todtenbahr,
Im öden Herzen Schuld und Reue,
Der Freuden Asche graues Haar:

So zieht in untröstbarer Trauer
Der Wandrer, bis er todesmatt;
Der Glaube an der Seele Dauer
Entfiel ihm wie ein welkes Blatt.

Geh hin, du Armer! frag nach Troste
Bei Kunst und Weisheit überall,
Trink Wein, geh' in den Wald und koste
Die Rose und die Nachtigall:

Digitized by Google

Sie haben nichts für deine Klagen,
Kein Strahl versöhnt die schwarze Kluft,
Sie haben nichts für dein Verzagen,
Und schaudernd sinkst du in die Gruft!

Das ist das Leben und Verscheiden,
Wenn Christus nicht auf Erden kam
Und auf dem Kreuze Schreck und Leiden
Dem Leben und dem Tode nahm.

Gott will uns über alle Leichen
Und alle Schrecken der Natur
Die Vaterhand herüberreichen,
Doch reicht er sie dem Christen nur.

In dieses Lebens Kampfgewühlen
Bis an des Friedens Morgenroth
Ist Schmerz noch unser tiefstes Fühlen,
Der innerste Gedanke — Tod.

Drum ließ in Schmerz und Tod die Armen
Der treue Gott uns nicht allein,
Am Kreuz voll Liebe und Erbarmen
Ging Gott in unsre Weise ein.

Gelöst sind nun die bangen Fragen,
Nun ist dem Herzen Alles kund:
Der Liebe Blüthenwelt zu tragen,
Sind Schmerz und Tod der dunkle Grund.

Und unerschüttert steht das Hoffen,
Das Auge sieht vom Grabesrand
Den heimathlichen Himmel offen,
In welchen Christus auferstand ....

Wie schnell auch die Gedanken rennen,
Kein Forschen und kein Grübeln frommt,
Der Geist kann nur den Geist erkennen,
Wenn ihm der Geist entgegenkommt.

Drum lüfte euer Geist die Flügel,
Und reißet eure Herzen auf
Und nehmet über alle Hügel
Der Sehnsucht nimmermüden Lauf!

Und spähet, lauschet, harret, trauert,
Bis euch sein heil'ger Hauch durchweht,
Bis seine Wonne euch durchschauert;
Erkenntniß Gottes ist — Gebet.

Gebet ist Balsam, Trost und Friede,
Ja Gott ein froher Untergang,
Es ist mit Gottes ew'gem Liede
Tiefinnerster Zusammenklang;

Gebet ist Freiheit, die der Schranke
Der Erdennacht die Seel' entreißt;
Dann steht kein Wort und kein Gedanke
Mehr zwischen ihr und Gottes Geist.

Geheimnißvoll und doch so helle,
Ist es der Seele wunderbar
Ein süßes Schlummern an der Quelle,
Und doch ein Wachen seligklar.

O lernet glauben, lernet beten!
Denn bald und schnell kommt Gottes Schwert;
Die Wolken selbst sind die Propheten
Des Blitzes, der herunterfährt.

Gott wird Italien schrecklich schlagen,
Weil es für seine Stimme taub;
Gott wird die Menschen verjagen,
Ihr Werk hinwerfen in den Staub.

Gott wird, heimsuchend die Verbrecher,
Nicht einem Trinker ähnlich seyn,
Dem in den schönen goldnen Becher
Ein Schalk gegossen schlechten Wein.

Ausgießt den schlechten Wein der Zecher,
Macht das Geschirr vom Aerger leer;
Doch wirft er seinen goldnen Becher
Dem Wein zu Hasse nicht in's Meer.

Gott aber wird nach wenig Tagen
Den Sünder nehmen in die Hand,
Die Sünde und 's Geschirr zerschlagen,
Zerschmettern an der Felsenwand.

O wollet nicht durch äußre Werke
Gerettet und beseligt seyn!
Der Glaube in lebend'ger Stärke
Rechtfertigt euch vor Gott allein.

Und trauet nicht der Friedenskunde,
Die euch ein falsches Mitleid bringt;
Der Schmeichler richtet euch zu Grunde,
Wenn er den Schmerz in Schlummer singt.

O legt nicht schlafen das Gewissen,
Seyd wach und seyd auf Gott gestellt!
Es ist ein schlechtes Ruhekissen
Die Sturmeswoge dieser Welt.

Es muß die Kirche sich erneuern;
Bald ruft ihr Gott in Schreck und Pein,
In Pest und wilden Kriegesfeuern
Erschütternd zu: Gedenke mein!

Digitized by Google

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Der Hecht kennt den Grund des Teiches, Gott die Tiefe des Meeres.

Der Specht ist bunt im Walde, das Menschenleben noch bunter.

Hilf dem Mann, wenn er den Berg erklimmen will, nicht wenn er schon wieder unten ist.

Der Gute gibt vom Wenigen, der Böse nicht einmal vom Vielen.

Wer ohne Ursache zürnt, der versöhnt sich ohne Grund.

Ein dreifacher Strick reißt nicht entzwei; Freunde besiegt man nicht, wenn sie einig sind.

Das Ueberflüssige macht nicht fett, wenn nicht die Mäßigkeit ernährt.

Eine gute Schelle hört man weit, eine böse Nachricht noch weiter.

Es ist nichts so gut, daß es nicht noch Besseres gäbe.

Wenn er weit ist, brüllt er, wenn er nah ist, stößt er; das ist die Sitte eines bösen Ochsen.

Am Munde erkennt man den, der da gegessen, am Auge den, der Böses gethan.

Er freut sich darüber, wie der Wolf über einen Spreuhaufen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, October.

(Fortsetzung.)

Der Clerus. Das Jesuitencollegium.

Auffallend ist dem aus Frankreich kommenden Reisenden das bildende Ansehen der katholischen Geistlichen, ein Beweis ihrer glücklichen Verhältnisse. In Frankreich ist die Geistlichkeit gar nicht reich besoldet und hat auch nur geringen Einfluß; nicht so in Belgien. Hier sind sie wohl genährt, werden von den Gläubigen unterstützt, und wenn auch die Regierung sie nicht außerordentlich begünstigt, so werden sie dafür vom Volke entschädigt. Wenn man einen belgischen Geistlichen über die Straße schreiten sieht, so bemerkt man sogleich, daß ihm nichts von allem dem fehlt, was zu den Freuden des Lebens gehört. Auch sieht man vom frühen Morgen an die Kirchen Belgiens mit Andächtigen gefüllt; Brüderschaften bestehen fast an allen Kirchen, und aus den an den Pfeilern angehängten Listen sieht man, daß auch die Reichen und Vornehmen es nicht verschmähen, sich in solche aufnehmen zu lassen. Klostergemeinden leben wieder auf, ohne daß der Staat einen Heller dazu hergibt; sie bestehen aus eigenen Mitteln. Ein Freund führte mich in das Collège St. Michel, ein sehr großes Gebäude, welches einige Geistliche theuer angekauft haben, um daraus ein Jesuitencollegium zu machen. Ein Klosterbruder empfing uns an der Pforte und führte uns in ein Sprachzimmer, das ganz mit Porträts berühmter Jesuiten behängt war. Nicht lange, so erschien ein wie die französischen Abbé's gekleideter Geistliche, welcher das Oberhaupt dieses neuen Hauses ist. Hier wird das Manuscript der noch nicht erschienenen Bände der großen, von den bekannten Bollandisten unter dem Namen Acta sanctorum unternommenen Sammlung der Lebensbeschreibungen der Heiligen verwahrt, und drei Geistliche dieses Hauses wollen mittelst dieser Handschriften und der anderweitig zu sammelnden Materialien das große Werk fortsetzen. Der Mann sprach sehr interessant über dies Unternehmen, dessen Schwierigkeiten er sich keineswegs verhehlte; besonders erkannte er wohl, daß ohne große Geldsummen der Druck nicht zu unternehmen sey. Erst 40.000 Franken hatten sie dazu gesammelt oder bekommen, und diese werden schon durch die Vorbereitungen darauf gehen. Ihre Absicht ist, in allen großen Bibliotheken und andern wissenschaftlichen Sammlungen Europa's nach biographischen Notizen forschen zu lassen, und zu den Arbeiten die angehenden jungen Geistlichen des Instituts zu gebrauchen, welches, wie ich hörte, auch mit geistlichen Instituten Frankreichs affiliirt ist. Alles dieses war mir sehr interessant, zumal die Acta sanctorum in geschichtlicher Hinsicht wichtig sind, und deren Vollendung daher schon längst von den Gelehrten gewünscht wird. Nur stellt zu befürchten, daß die wenigen Männer, welche sich der Arbeit unterziehen wollen, über dem kostspieligen und langwierigen Unternehmen den Muth verlieren werden. Der Geistliche hatte ein ganz einfaches, anspruchsloses Wesen, und schien ein gemüthlicher, harmloser Mann. Ich erstaunte nicht wenig, als man mir nachher sagte, in seinen Predigten sey er äußerst heftig, ja sogar fanatisch; ich muß gestehen, daß meine Physiognomik an diesem Manne völlig gescheitert ist. Später hatte ich auch Gelegenheit, einen Geistlichen kennen zu lernen, welcher damit umgeht, die belgischen Synodalverhandlungen herauszugeben. Ueberhaupt gibt sich die belgische Geistlichkeit, den Städten wenigstens, mehr mit gelehrten Arbeiten ab, als der französische Clerus, welchem geschichtliche Forschungen beinahe fremd geworden sind. In der Umgegend von Laaken befindet sich ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen für Jesuitinnen gelten, und ihr Institut Sacré coeur nennen, wie das in Paris befindliche. In beiden werden Mädchen reicher Familien, besonders altadeliger, erzogen; jedoch wird das belgische Institut nicht so streng gehalten wie das Pariser, zu welchem fast kein Fremder Zutritt erhält. In dem Briefe selber wurden wir sehr freundlich von einem Nönnchen an der Thüre empfangen und auf ein Sprachzimmer geführt, wo bald eine Nonne erschien und uns über das Institut Auskunft gab; die Mädchen hörte man in dem geräumigen Garten unter den Fenstern des Sprachzimmers fröhlich spielen. Dieses Institut erkennt eine in Frankreich wohnende Aebtissin als Obere an, und thut keinen bedeutenden Schritt, ohne dieselbe um Rath zu fragen, oder Befehle von ihr einzuholen. Die Mädchen werden nicht allein von den Nonnen erzogen, sondern bekommen auch Unterricht von Weltlichen Lehrern und Lehrerinnen; jedoch scheinen bei dem Erziehungsplane hier wie in allen Klöstern sehr beschränkte Ansichten vorzuherrschen. — Die Kirchen sind in ganz Belgien prächtig ausgeschattet; in Antwerpen besonders glänzen sie von Marmor und Gold, und was noch kostbarer ist, von Gemälden alter und berühmter Meister. Hier ist keine Kirche, die nicht ein oder mehrere Meisterwerke aufzuweisen hätte. So gar die Beichtstühle sind in den Antwerpener Kirchen merkwürdig, und auch in den Brüsseler Kirchen findet sich derselbe Luxus wieder, wiewohl nicht so reichlich, wie zu Antwerpen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 23. Oktober 1837.

Vis tu homines urbemque feris praeponere silvis?
Carpe viam. —

Horat.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

Erster Brief.

Berlin, den 20sten Juli 1837.

Als ich nach sechs Jahren zum ersten Male wieder über die Trottoirs von Berlin schritt, fiel mir sogleich zweierlei auf: nämlich, daß man die Pferde auf eine häßliche Art zu kurz coupirt, und daß die Damen mehr, als mir jemals erinnerlich ist, große Umschlagetücher tragen; diese Mode mag ihre Bequemlichkeit haben, hübsch ist sie aber nicht. — Kommt man vom Lande in die Residenz, so fühlt man sich unter so vielen modischen Anzügen immer unmodisch und etwas verbauert; ich ließ daher den Schneider kommen, um dies unbehagliche Gefühl so bald als möglich los zu werden. Im Ganzen fand ich seine Vorschläge gut, aber Einiges kam mir doch geschmacklos vor, so daß ich erst Erkundigungen einzog, ob er nicht im Irrthum sey. Er hatte indeß Recht, und da ich durchaus einen neumodischen Anzug haben wollte, ließ ich den untern Theil meines Körpers auf eine offenbar nachtheilige Weise bekleiden.

Gewisse Dinge machen sich immer von Neuem bemerklich, wenn man nach Jahren wieder die Residenz betritt, man mag sie früher auch noch so oft gesehen und gehört haben. Hierunter gehört der mannichfaltige Lärm auf den Straßen und die Haltung der Großstädter. Wenn ich nicht irre, hatte der erstere in Berlin zugenommen, besonders durch Vervollkommnung und Vervielfältigung der Möbel- und Flaschenfuhrwerke und anderer Transportmittel lebloser Gegenstände. Früher hatte ich gesehen, wie mühselig das Geschlecht der Boten die in Berlin courirenden Akten durch die langen Straßen schleppte; jetzt rollten hübsche Fuhrwerke auf Druckfedern, den Küchenwagen ähnlich, in scharfem Trabe an mir vorüber, mit der Aufschrift der Ministerien oder anderer Behörden. Sie sind zu Vertheilung der Akten bestimmt, und vorn im Cabriolet sitzt ganz ansehnlich der Bote, welcher, statt sonst keuchend zu tragen, nun selbst bequem gefahren wird. Dieses Fuhrwerk ist für die Richtung unserer Zeit bezeichnend, die allenthalben auf Erleichterung der Mühseligen und Beladenen hinwirkt, und, trotz der großen Gleichgültigkeit gegen positive Religion, mehr als frühere warmgläubige Zeiten christliche Ideen realisirt. Vor länger als 1800 Jahren ließ „des Menschen Sohn“ die tröstlichen Worte erschallen: „Kommet her zu mir, die ihr mühselig und beladen seyd!“ Die Zeit spricht vielleicht nicht in diesem herzlichen Tone, aber wirksam und fühlbar zeichnet sie in allen Sprachen die noch bequemeren Worte auf den Erdball: „Ich komme zu euch, die ihr mühselig und beladen seyd!“

Digitized by Google

Die Haltung der Großſtädter hat für die Inſaſſen der Dörfer immer etwas Auffallendes. Die privilegirten Stände, mit Einſchluß der Geiſtlichen, üben auf dem Lande von allen Privilegien das des Müſſiggangs am ausgedehnteſten aus. Der Bauer arbeitet zwar in kaum glaublichem Grade, aber er verzehrt gemächlich ſeine groben Speiſen und zieht langſam und bedächtlich, ohne jedoch gerade viel zu denken, ſeiner ſchweren Arbeit zu; hier dagegen begegnet man überall eiligen Müſſiggängern und kann ſie von den Geſchäftigen kaum unterſcheiden. Alle jene Grimaſſen, wodurch die Nichtigkeit ſich ſucht Bedeutung zu geben, erblickt man in mannichfaltigen Nüancen. Ein gewiſſer Inbegriff geſchliffener Manieren wird in großen Städten weit verbreitetes Gemeingut; es iſt aber begreiflich, daß Gemeinheit ſchwerlich hiedurch übertüncht wird.

Den Morgen nach meiner Ankunft ſuchte ich alte Bekannte auf und beſah mir zunächſt die neue Bauſchule, über die ich ſehr widerſprechende Urtheile gehört hatte. Als ich, vom Schloſſe herkommend, links um den letzten Granitblock jener ſchönen Brücke bog und am Waſſer hinunter ſchritt, fiel mir eine krebsrothe, würfelähnliche Maſſe in die Augen, welche ungefähr 80 oder 90 Fuß hoch ſeyn mag, und 150 oder 130 Fuß in's Gevierte halten kann. Die Sonne ſchien gerade auf das Gebäude, und ich wunderte mich, daſſelbe in gewiſſen Diſtanzen, meiſt horizontal, mit Blech beſchlagen zu ſehen. Bei näherer Beſichtigung bemerkte ich indeß, daß die Mauern von dunkelgebrannten, vortrefflichen Ziegeln ohne Abputz aufgeführt und jene ſcheinbaren Blechbänder nichts anderes ſind, als bläulichgrau glaſirte Ziegel, welche man als Verzierung in gewiſſen Linien eingeſetzt hat. Das Erdgeſchoß ſpringt ziemlich ſtark hervor und die Linie, welche daſſelbe nach oben begrenzt, läuft ohne Unterbrechung um das ganze Gebäude. In dieſem Erdgeſchoſſe befinden ſich, mit einer kleinen Veränderung an der Vorderſeite, breite, oben ſtachgewölbte Glasthüren, welche wohlaufgeputzten Läden als Schaufenſter dienen; ſodann folgen die Reihen der Fenſter über einander, von welchen die beiden unteren wenig verſchieden, die oberſten aber bedeutend kleiner ſind. Vom Abſatz des Erdgeſchoſſes aufwärts laufen zwiſchen den Fenſtern ungefähr einen Fuß hervortretende Pfeiler oder Pilaſter durch alle Stockwerke, oben mit einer wenig bemerkbaren Verzierung. So bildet ſich zwiſchen dem Erdgeſchoſſe und dem oberen Simſe, immer zwiſchen je zwei Pilaſtern, ein Band, welches die Verſchiedenheiten der Stockwerke enthält. Stellen Sie ſich nun ein ſolches Band vor, ſo bemerken Sie in der erſten Etage ein hohes und ſehr breites Fenſter, welches durch zwei gemauerte, aber ziemlich dünne, oben mit Köpfen verzierte Unterſchiede, etwa wie die gothiſchen Kirchenfenſter, in drei Theile getheilt iſt. Unter dem Fenſter befinden ſich Reliefs in drei Feldern, und über demſelben ſieht man das Gewölbe eines Bogenſchnitts im äußeren Mauerwerke angedeutet. Der Raum, welchen der Bogenſchnitt mit ſeiner Sehne über dem Fenſter bildet, iſt ebenfalls mit Reliefs geziert, und an den obern Ecken ſo wie auf der Mitte des Gewölbes eine Verzierung angebracht. Das zweite Fenſter aufwärts iſt in derſelben Art geformt und verziert, nur ein wenig kleiner. Das dritte und oberſte Fenſter iſt weit niedriger, ohne alle Verzierung, und beſteht eigentlich aus drei kleinen, neben einander ſtehenden, den Schießſcharten ähnlichen Oeffnungen, deren Unterſchiede bedeutend ſtärker ſind als bei den andern Fenſtern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortſetzung.)

Längere Zeit hatte ein großer, baumſtarker Mann, mit einem höchſt verdächtigen Geſicht, und ſeinem Benehmen nach ein Taubſtummer, einen der beſuchteſten Theile der City in Contribution geſetzt. Faſt ausſchließend wendete er ſich an Frauen, ſtöhnte ihnen ſein Begehren vor und ſah ihnen dabei wild in die Augen. Die Einen gaben aus Angſt, Andere aus Mitleid, ſelten blieb ſein Verlangen unerfüllt. Da geſchah es eines Morgens, daß er zwei junge Mädchen, die aus der richtigſten aller Urſachen nichts gaben, mit ſeinen Geberden und ſeinem dumpfen Hum, Hum auf das Unbarmherzigſte verfolgte und in ſeinem Eifer einen Polizeidiener nicht ſah, der ihn unerwartet faßte und nach einigem Widerſtande in Gewahrſam nahm. Vor den Polizeirichter gebracht, ſtarrte er in aller Unempfindlichkeit eines Taubſtummen umher. „Und iſt der Menſch wirklich taub und ſtumm?“ fragte jener. „Nicht im Geringſten,“ antwortete der Polizeidiener. „Alſo Alles Verſtellung?“ fragte der Richter. „Nicht anders, Ew. Gnaden,“ erwiderte der Polizeimann; „er ſpricht und hört ſo gut wie ich.“ — „Nun, ſauberer Freund, was ſagt Ihr dazu?“ wendete ſich der Richter an den Gefangenen. Dieſer ſtierte ihn ſchweigend an und brummte dann ſein Hum, Hum. „So will ich den Burſchen auf drei Monate nach Clerkenwell ſchicken,“ ſagte der Richter, „vielleicht lernt er während der Zeit reden.“ Der Gefangene ſtarrte ihn an, ohne einen Laut zu äußern. „So führt ihn ab,“ befahl der Richter. Kaum jedoch hatte der Büttel dazu Anſtalt getroffen und den Burſchen beim Kragen gefaßt, als dieſer ſich raſch an den Richter wendete und mit einer Stimme, die nicht deutlicher ſeyn konnte, ſagte: „aber hoffentlich muß der Polizeimann da mir die achtzehn Schillinge wieder geben, die er mir abgenommen.“

Digitized by Google

Weniger oft als die Gebrechen der bemerkten Art, dann aber mit nicht minderer Treue wird sogar Epilepsie erheuchelt, und es sind Beispiele vorgekommen, daß die Umstehenden, ein Beweis völlig gelungener Täuschung, der Verhaftung solcher Nichtswürdigen sich gewaltsam widersetzt und diesen dadurch Gelegenheit verschafft haben, der verdienten Strafe zu entgehen. Sehr häufig sieht man in kalten Wintertagen Bettler und Bettlerinnen baarfuß und ohne Kopfbedeckung, in Lumpen, die selten ihre Blöße verhüllen und an denen bloß wunderbar ist, wie sie überhaupt am Leibe halten. Das Betrügerische dieser Maskerade bedarf keines Beweises aus den Papieren der Mendicity Society; es muß Jedem sich aufdrängen, der einigermaßen Acht gibt, wie bei abnehmender Kälte die Lumpen verschwinden, während des Sommers nirgends in gleicher Zahl und in gleicher Zerrissenheit erscheinen und allmählig wieder in den nassen Novembertagen mit merkwürdiger Regelmäßigkeit an's Tageslicht kommen. Teuflisch aber ist der Gebrauch mancher Mütter — denn daß ein Vater solches gethan, liegt wenigstens nicht erwiesen vor — ihre kleinen Kinder ohne Schuhe, ohne Strümpfe, mehr als zur Hälfte nackt in der strengsten Kälte an eine Straßenecke oder in einen Durchgang zu stellen, damit sie hier, frierend und jammernd, Bilder des Erbarmens, Geld einsammeln, das aus ihren erstarrten Händchen unmittelbar seinen Weg in den nächsten Branntweinladen findet. Vergangenen Winter wurde eine solche Mutter eingezogen; sie hatte mehrere Tage lang ihre zwei Kinder, einen Knaben von fünf und ein Mädchen von vier Jahren, auf diese Art der Kälte preis gegeben, und nicht bloß die Spenden, die sie empfangen, an sich genommen, sondern auch die Schuhe und Strümpfe verkauft, die ihnen geschenkt worden, und alles das schändlich vergeudet. In milder Jahreszeit stehen häufig Weiber auf den Gassen oder sitzen vor den Hausthüren, Säuglinge, die sie zu dem Zwecke geborgt, mit mütterlicher Zärtlichkeit an sich drückend und den Vorübergehenden zuflüsternd, die Kinder müssen verschmachten, weil sie selbst keine Nahrung haben. Ja, innerhalb drei Monaten sind zwei Fälle bekannt geworden, wo Frauen für ihre verhungernden Kleinen, die sie sorgsam in ein Tuch gehüllt, um milde Gaben gebeten und bei der Annäherung von Polizeidienern die wohlverwahrten Kleinen losgewickelt und die Lumpen und das Stroh, woraus sie bestanden, weggeworfen haben. Als etwas ganz Neues jedoch im Kapitel von den Betrügereien der Londoner Straßenbettler kamen vor ungefähr Jahresfrist folgende zwei Thatsachen in's Publikum.

Ein Mann, des Lebens müde, stürzte sich zu wiederholten Malen in die Themse. Der Unglückliche mußte den Versuch, seines Lebens quitt zu werden, mehrere Male wiederholen, denn immer fügte es sich, daß Jemand am Ufer Augenzeuge der raschen Handlung war, und entweder mittelst eines Bootes oder durch Schwimmen ihn rettete. Auch schien dem armen Manne zu Ausführung seines selbstmörderischen Vorhabens in seiner eigenen Schwimmfertigkeit ein wesentliches Hinderniß entgegenzustehen; man bemerkte am Ufer, daß er nach dem jähen Sprunge schnell wieder auftauchte und seinem nahenden Retter halben Wegs entgegenkam. Indessen, ein kaltes Flußbad ist wohl im Stande, das heißeste Blut zu kühlen; die Liebe zum Leben, zu dieser süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, soll ja im Menschen nie stärker seyn, als wenn er im Begriff ist, es von sich zu werfen; das also war nicht zu verwundern, daß der arme Mann, sobald das Wasser ihm an den Mund reichte, seinen Vorsatz vergaß, in dem Wasser zu sterben, und dagegen, seiner Schwimmkunde sich erinnernd, von ihr Gebrauch machte, und längere Zeit wunderte das auch Niemand. Es geschah aber, daß ein Polizeidiener zum zweiten Mal bei einer solchen Rettung zugegen war, und da diese Menschenclasse in den natürlichsten Zufällen angelegte Plane, auf dem Boden der unschuldigsten Handlungen verbrecherische Zwecke zu erblicken pflegt, so kam es auch ihm seltsam vor, daß derselbe Lebensmüde wieder denselben Lebensretter in einem, mit seinen Verhältnissen offenbar vertrauten Freunde fand. Kaum nämlich war der den Tod Suchende dem Tode entrissen und in leichter Ohnmacht an's Ufer gerudert worden, als — Alles wie beim ersten Male — der Freund in der Noth den besonders auf sein Hülfsgeschrei versammelten Zuschauern eine kurze Lebensgeschichte des Unglücklichen mittheilte, wornach die drückendste Armuth ihn zu dem gewaltsamen Schritte getrieben, worauf denn — auch wieder wie beim ersten Male — jeder Anwesende, der ein Herz in der Brust und Geld in der Tasche hatte, aus letzterer dem armen, unglücklichen Manne ein kupfernes oder silbernes Scherflein reichte. Der Polizeimann ließ von seinem rege gewordenen Verdachte sich zu weiterer Nachforschung veranlassen, und das Resultat war die Entdeckung dieser neuen Bettelmethode.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die Zahl der Mitglieder der eben geschlossenen Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte belief sich gegen vierhundert, wozu Prag und Böhmen kaum ein Drittheil geliefert hatten, und unter den Ausländern zählte man, trotz mancher hindernden Umstände, doch viele berühmte Namen. Wir fanden hier in der Section der gesammten Heilkunde nicht nur die Veteranen Harless und Kreyßig, Türtheim und Wendt, sondern auch Chaussepié, Lenhossek und Textor,

Digitized by Google

Roux aus Paris, und mehrere junge Gelehrte dieses Faches, die uns noch nicht bekannt waren: Max Heine, Bruder Heinrich Heine's, aus St. Petersburg, und Korzeniowsky aus Wilna haben durch ausgezeichnete Vorträge sich bemerkbar gemacht. In der physiologisch-zoologischen Section zählt man Berres, Costa, Lichtenstein, Natterer, Otto, Ritgen und Tilesius, und in der chemisch-physikalischen Ettingshausen, Mähler, Mosevius, Moth, Poggendorf, Rose und Schweigger, während die botanische uns Hoppe, Reß von Esenbeck, Reichenbach, Voigt und Walz nennt, und in ihr Biasoletto aus Triest sich einen Ruf in Deutschland gründete. Die mineralogisch-geographische Section führt nebst Leopold von Buch, Hügel, Breithaupt, Nöggerath und Mohs unter ihren Mitgliedern auch die Namen Cotta, Germar, Neumann, Partsch, Sack, Schlieben, Schweizer, und der jugendliche Quenstädt hat durch den Vortrag über Krystallographie Sensation gemacht. Das Alphabet der pharmaceutischen Section geht eigentlich nur bis in's B.; denn außer Bonsdorf, Brandes und Buchner suchen wir umsonst nach bekannten Namen unter den Mitgliedern, die größtentheils aus Apothekern bestanden. Die Sectionen der Botanik, Physik und Chemie zählten viele Dilettanten, letztere Fabrikanten, durch deren Beitritt die Zwecke des Ganzen wohl wenig gefördert werden konnten, und in die geographische ließen sich mitunter Literatoren eintragen, welche nur topographische Werke gelesen, die eben der Naturkunde nicht sehr nahe verwandt sind. Doch die meisten tauben Blüthen zählte die Section der Agronomie und Technologie, deren größter Theil aus Gutsbesitzern, Advocaten, Räthen und andern Beamten aller Branchen bestand, die sich, wenn sie auch von jenen Wissenschaften wenig oder nichts verstanden, unter die echten Oekonomen und Technologen einschwärzten, und solche Leute wagten es sogar, Vorträge zu halten! — Von den einheimischen Mitgliedern muß nebst Graf Sternberg und Kromsholz zuerst der gelehrte Mineralog Haidinger genannt werden; aber auch Corda, Fely, Mikan, Popp, Zippe u. s. w. haben sich durch ihre Vorträge und anderweitige Mitwirkung ausgezeichnet. Die botanische, pharmaceutische und ökonomisch-technologische Section machte verschiedene Ausflüge in Gärten und zur Besichtigung von Fabriken, Schulen und Gegenständen der Landwirthschaft. Die Naturforscher erhielten zierliche Geschenke: erstens, von der Stadt Prag eine sehr hübsch geprägte Münze, deren Hauptseite eine Abbildung des alten Rathhauses mit der Inschrift: „Curia“ enthält. Die Kehrseite zeigt den gewöhnlichen Schlangenring mit der Inschrift: „Prago consortii memor.“ und der Umschrift: „Concioni XV. Natur. Scrut. et Med. Germaniae 1837.“ ferner ein recht interessantes Büchlein: „Topographisches Taschenbuch von Prag, zunächst für Naturforscher und Aerzte,“ herausgegeben von J. B. von Kromsholz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brüssel Oktober.

(Fortsetzung.)

Wissenschaftliche und Kunstsammlungen.

An den Beichtstühlen in Antwerpen sind außer vielem Schnitzwerk immer zwei lebensgroße Figuren angebracht, ebenfalls aus Holz, und meistens sehr schön geschnitzt. In der Liebfrauenkirche sieht man eine lange Reihe solcher hölzernen Statuen. Brüssel selbst ist an Kirchengemälden eben nicht reich. In einer wenig von Fremden besuchten Kirche, Notre Dame de la Sablonnière, zeigt der Küster einige von Johann van Eyck auf Holz gemalte Thürflügel in der Sakristei; es läßt sich aber an ihnen wenig mehr erkennen. In eben dieser Kirche hat die fürstliche Familie von Thurn und Taxis eine Grabkapelle, die mit Marmor und Bildhauerarbeit fast überladen ist. Der Küster erzählte, diese Kapelle werde jetzt sehr vernachlässigt. Auch in dieser Kirche hingen die Tabellen mehrerer Bruderschaften an den Pfeilern; man las unter den Brüdern Namen berühmter und angesehener Familien. Eine große Merkwürdigkeit Brüssels ist das Museum, welches in seinem außerordentlich großen Umfang nicht allein die Naturaliensammlung, das mechanische und physikalische Kabinet, sondern auch die Gemäldesammlung und die Stadtbibliothek enthält. Eine eigentliche Nationals, oder wenn man will, königliche Bibliothek ist noch nicht vorhanden, soll aber angelegt werden. Bereits hat die Regierung einen bedeutenden Schritt dazu durch den Ankauf der van Hültheimschen Sammlung seltener Bücher gethan, die an fünfzigtausend Bände enthalten soll, und Professor von Reiffenberg ist zum Bibliothekar ernannt. Man ging eben damit um, den Plan zur Aufstellung der neuen Bibliothek zu entwerfen. Was die Stadtbibliothek betrifft, so enthält sie wenig neuere Werke; an Inkunabeln und andern Seltenheiten ist sie aber ziemlich reich. Das Naturalienkabinet erscheint natürlich gegen das Pariser etwas dürftig; dagegen ist das physikalische Kabinet ziemlich vollständig, und in dem mechanischen hat man besondere Rücksicht auf die für Belgien so wichtigen Dampfmaschinen genommen. Eben so findet man daselbst eine schöne Sammlung von Modellen hölzerner Mühlen, wie sie in Holland gebräuchlich sind. Außer den holländischen Museen besitzt wohl keine Sammlung Europa's eine so schön ausgeführte Reihe von Mühlenmodellen. Im Kunstmuseum sind natürlich die niederländischen Meister vorherrschend, deren Styl man hier sehr gut studiren kann. Der Rubens und besonders der Crayers, eines Nachahmers des Rubensschen Styls, gibt es hier eine Menge. Doch besitzt das Museum bekanntlich auch einige schöne italienische Gemälde. Eine bedeutende Stelle nimmt jetzt das Wapperssche Gemälde, die Septemberrevolution von 1830 darstellend, ein; man hat von demselben einen ziemlich guten Kupferstich. Zu Antwerpen war gerade eine Kunstausstellung, welche außerordentlich reichhaltig schien; freilich hatte nicht allein ganz Belgien, sondern auch Frankreich und Deutschland Antheil an derselben genommen. So wie jetzt die Kunstausstellungen veranstaltet werden, sind sie für den Einheimischen weit lehrreicher, indem er die Meister aus seinem Lande mit den fremden vergleichen kann; aber für den Reisenden haben sie das Unbequeme, daß er jetzt die von den Landeskindern gelieferten Stücke nicht mehr so leicht übersehen und daraus den Zustand der Kunst im Lande beurtheilen kann. Ein vorzüglicher Antwerpener Künstler, Kayser, hatte nichts zur Ausstellung geliefert, weil man sein großes Gemälde, die Frauen am Grabe des Heilandes, nicht vortheilhaft genug im Kunstmuseum hatte stellen lassen. Jedoch war es öffentlich in einem ehemaligen Kirchengebäude zu sehen. So weit sich ein so bedeutendes und großes Gemälde in Zeit von einer Viertelstunde beurtheilen läßt, schien es ein vortreffliches Stück. Kayser ist wohl Wapperss Schüler der Hauptmeister der jetzigen Antwerpener Schule. Auf dem Brüsseler Museum kopirten mehrere Mädchen kleinere und einige auch große Bilder; also scheint auch das weibliche Geschlecht die Malerei zu betreiben; jedoch habe ich keine vorzügliche Malerin nennen hören.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 24. Oktober 1837.

„Wir hätten keine Gesetze? Keine Gesellschaft bedarf nothwendiger selbstgemachter Gesetze, als diejenige, welche es sich zum Zwecke setzt, die von Andern gemachten zu vertreten.

Le Sage.

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

Bald darauf wurde eine andere Bettelmethode, jener ziemlich verwandt, vielleicht bloß eine Nachahmung, durch ihr tragisches Ende verrathen. Ein Mann hatte sich eines Abends an einem Laternenpfahle in der Nähe eines der besuchtesten Theater kurz vor dem Schlusse der Vorstellung aufgehängt, und obschon von einer menschenfreundlichen Hand sofort abgeschnitten, war er doch, weil er das Genick gebrochen, trotz aller angewendeten Belebungsmittel, todt geblieben. Das Wunderbare, daß er solchen Ort und solche Zeit zur Ausführung seiner That gewählt, erklärte sich bei der landesüblich vor einem Coroner und einer Jury gehaltenen Leichenschau. Der Besitzer der menschenfreundlichen Hand hatte von dem Geschehenen Zeugniß gegeben, als ein geachteter Bürger um Gehör bat. Er erzählte, daß er an dem fraglichen Abend unmittelbar über jenem Laternenpfahle hinter den Blumen seines Balkons gesessen und von da deutlich gesehen, wie der Todte, bevor er einen so schmählichen Tod gefunden, auf die Schulter des Zeugen gestiegen, einen Strick an das Querreisen des Pfahls befestigt, das andere Ende sich um den Hals gelegt, dann sich selbst auf das Querreisen geschwungen und dem Freunde einen freundschaftlichen Fußtritt versetzt, plötzlich aber das Gleichgewicht verloren, Kopfüber herabstürzend, in seiner Schlinge sich gefangen habe und sofort von seinem Freund abgeschnitten worden sey. Der Zeuge leugnete die ihm zugeschriebene verdächtige Theilnahme, wurde jedoch festgehalten und das Verhör vertagt. Und als der Coroner mit den Geschworenen wieder zu Gericht saß, da erschienen fünf oder sechs unverwerfliche Zeugen, die bei drei oder vier andern Gelegenheiten dazu gekommen, wie ein Mann einen in der Straße Hängenden abgeschnitten, die in dem jetzigen Todten den damals Gehangenen und in dem jetzt Verhafteten den damaligen Retter erkannten, und deren Aussagen sich auch dahin vereinigten, daß die Umstehenden zu milden Gaben für den armen, unglücklichen Mann veranlaßt und solche dem Retter eingehändigt worden seyen. Es war gemeinsame Spekulation.

Leider geben vorstehende zwei Thatsachen nicht den einzigen Beweis, daß Spekulation, dieses gewaltige Triebrad unserer Zeit, in London auch das Bettelwesen umtreibt. Man kennt hier Leute, die recht anständig von dem leben, was Andere erbetteln. Ein Mann von einigen Geldmitteln miethet ein Haus, richtet es ein und beherbergt zwanzig bis dreißig arme Menschen, die er auch ernährt und kleidet, Alles unter der einzigen Bedingung, daß sie täglich auf's Betteln ausgehen und ihm täglich eine bestimmte Summe bezahlen, wobei er ihnen heute

Digitized by Google

creditirt, wozu ihr heutiger Erwerb nicht ausreicht, und dafür morgen bei Strafe der Verstoßung Ersatz erwartet. Zum einträglichsten Handel dieser Art werden Ausländer gebraucht, meist italienische Knaben und deutsche Mädchen, letztere vom zartesten bis zum gereiften Alter. Um nicht unter den gesetzlichen Begriff vagabondirender Bettler zu fallen, ziehen die Knaben umher mit Drehorgeln, weißen Mäusen und dergleichen, und die Mädchen — deßhalb broom-girls genannt — mit kleinen, eigentlich zu gar nichts anwendbaren Besen. Die erwachsenen Knaben und Mädchen mögen bisweilen Mittel finden, sich zu emancipiren und in ihr Vaterland zurückzukehren; aber so lange sie in den Händen ihrer Brodherren sind, bleiben sie deren Sklaven, dürftig gekleidet, armselig genährt und des Nachts in engen Stuben zusammengeschichtet.

Wenn die Grundlage dieses gegenseitigen Verhältnisses ein Vertrag heißen darf, so beruhen wenigstens andere Bettlervereine in London auf gerechteren Prinzipien. Es existiren hier wirklich auf das Vollständigste organisirte Bettlergesellschaften, deren wohlbekannte Statuten das Gesetz der Freiheit und Gleichheit überall beobachten, wo Freiheit und Gleichheit den Zwecken des gesellschaftlichen Bundes nicht hindernd entgegentreten. Jeder Candidat muß vor seiner Aufnahme sich einer Prüfung unterwerfen; er muß anzeigen, wie er betteln will, und eine Probe ablegen. Das Nächste ist die Bestimmung des Distrikts, der von nun an sein Wirkungskreis seyn soll, und zuletzt wird nach Maßgabe seines vermuthlichen Erwerbs die Quote seines Beitrags zu den Bedürfnissen der Gesellschaft ausgeworfen. Außer den gewöhnlichen Abendversammlungen finden an geordneten Tagen regelmäßige Festmahle Statt, unter dem Vorsitze eines gewählten Präsidenten, mit Trinksprüchen und Reden, mit Musik und Gesang. Die Zulassung von Gästen ist stets an gewisse Modifikationen geknüpft; wie aber die Mitglieder einander gleich sind, so müssen auch die Gäste auf Rang und Stand und Auszeichnung verzichten. Jeder Anwesende gilt bloß als Person. Das schlagendste Beispiel von der Unverbrüchlichkeit dieses Grundsatzes erzählt Major Hanger in seinen Memoiren.

Major Hanger war einer der vertrautesten Gesellschafter Georgs IV., und übernahm es auf dessen Verlangen, als derselbe noch Prinz von Wales war, ihm bei einem der bemerkten Festmahle Zutritt zu verschaffen. Nicht ohne Mühe erwirkte er die Erlaubniß, und herzlich gern ging der Prinz auf die Bedingung ein, sein Vorrecht anzusprechen, sondern, wie alle Uebrige, den bestehenden Formen sich zu fügen. Nach einer drolligen Beschreibung des Lokals, der Tafeleinrichtung und der versammelten Gesellschaft, und mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Gegenwart des königlichen Prinzen und seines militärischen Freundes sämmtlichen Anwesenden bekannt gewesen, obschon Keiner weder durch Uebermuth noch durch Demuth dies verrathen, fährt Major Hanger folgendermaßen fort: „Von Sheridan und den vielen lustigen Gesellen seiner Umgebung an Scherz und Spaß gewöhnt, benahm der Prinz sich ausgezeichnet gut, und man sah deutlich, wie köstlich ihn das Ganze amüsirte. Auf einmal aber wurde er doch ein wenig aus der Fassung gebracht. Während einer Pause erhob sich der zum Präsidenten erkorene Bettler, wies auf den Prinzen und sagte: „mit aller Anwesenden gütigster Erlaubniß begehre ich von dem Herrn dort mit dem weißen Busenstreife, daß er Eins singe.“ Stürmischer Beifall folgte von allen Seiten. Seine königliche Hoheit sahen mich verlegen an; meinen Wink verstehend, stotterte er etwas von der Hoffnung, daß die Gesellschaft, in Betracht er der edlen Sangkunst unkundig sey, ihn geneigtest entschuldigen werde. „Deßhalb nicht so viel!“ versetzte der Präsident. „Hier wird nicht widersprochen, sondern hübsch gehorcht, junger Herr!“ rief der Vicepräsident.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Oben herum läuft ein doppelter Sims mit Consolen, nämlich eine Reihe der letzteren immer durch die Breite eines der beschriebenen Bänder in der Vertiefung, welche die Pfeiler bilden, von denen sie unterbrochen wird; darüber zieht sich noch ein ähnlicher Sims um das ganze Gebäude, welches oben ohne sichtbares Dach mit einem leicht ansehenden Geländer geschlossen wird. Die Pfeiler sind glatt und mit Linien von den erwähnten glasirten Ziegeln geziert, welche viereckige Figuren bilden, während solche Bänder an der übrigen Mauer bloß horizontal hinlaufen. Die Stockwerke sind immer durch einen wie durchbrochene Arbeit sich ausnehmenden, horizontal zwischen den Pfeilern hinlaufenden Streifen gedrannter Verzierungen geschieden, denen ähnlich, welche man an mittelalterlichen Ziegelgebäuden findet.

Das ganze Viereck hat an jeder Seite acht Fenster. Setzen Sie also acht der beschriebenen, perpendikular laufenden Bänder an einander, so haben Sie die Ansicht einer Seite, deren drei sich völlig gleichen. Die vordere Façade ist nur wenig von den übrigen verschieden. In der Mitte findet sich kein Portal, sondern ein Pfeiler und neben demselben zwei Thüren, zu welchen fünf oder sechs Stufen führen. Im Erdgeschosse sind hier keine Glasthüren, sondern breite Fenster, welche in der

Digitized by Google

Form bloß dadurch von ersteren verschieden sind, daß sie nicht bis zur Erde reichen. Im Uebrigen hat diese Façade weiter keine Auszeichnung vor den andern. Die beiden Eingänge sind bedeutend schmaler als jene Fenster und Glasthüren, und sowohl am Rande als in den Vertiefungen durch kleine Felder mit Reliefs geschmückt. Diese so wie alle andern Verzierungen sind aus gebranntem Thon sauber und zierlich gearbeitet; das Mauerwerk ist so solid als elegant ausgeführt und die Ziegel die schönsten, welche mir jemals als Produkte der neueren Zeit vorgekommen.

Ich habe Ihnen, selbst auf die Gefahr langweilig zu werden, deßhalb eine umständlichere Beschreibung der Bauschule gegeben, weil dieselbe für die Richtung des Geschmacks unserer Tage, besonders wie er sich in Berlin ausgebildet, charakteristisch ist, und kann mich daher auch eines flüchtigen Raisonnements darüber nicht enthalten.

Aller hübschen Einzelnheiten ungeachtet, kommt mir das Bauwerk doch ziemlich verfehlt vor. Dem Baumeister scheint etwas von gothischen, florentinischen und griechischen Elementen, so wie vom märkischen Ziegelbau vorgeschwebt zu haben. Alles dieses hat er zusammengemischt und moderne Eleganz, aber auch Kälte und Magerkeit darüber gegossen. Weßhalb fühlt man sich in unserer Zeit bewogen, von der Strenge des classischen Styls abzuweichen? Doch nur, weil man dessen Kälte und Monotonie in der Anwendung auf unsere Verhältnisse gefühlt hat. Man ringt darnach, etwas Originelles hervorzubringen, das durch einen wärmeren Ton Phantasie und Gefühl mehr anspricht. Wie aber, wenn man die classischen Regeln verletzt und am Ende doch nur etwas Kaltes, Mageres und Phantasieloses erzeugt? Ich zweifle nicht, daß dies bei der neuen Bauschule der Fall ist. Schon der Umstand, daß sich fast alle vier Seiten gleichen und in sich selbst gar keine Abwechslung haben, muß dem Gebäude etwas Eintöniges geben. Die Art der Verzierungen kann dies nicht beseitigen; wenn sie auch sauber gearbeitet sind, so treten sie doch zu wenig hervor und ermangeln jener schwellenden Kraftfülle, welche dem Ganzen Wärme und Reichthum geben kann. Die einzelnen Glieder des Baues stehen kalt und steif da und können auf den Beschauer nur von geringer Wirkung seyn. Wenn Sie nach Berlin kommen, so nehmen Sie bei Betrachtung der Bauschule eine solche Stellung, daß Sie zugleich das Zeughaus sehen können, und es wird Ihnen die Kälte und Magerkeit des neuen Baues um so mehr auffallen, wenn Sie damit die kräftig hervortretenden Glieder jenes majestätischen Werkes vergleichen, welches immer noch das beste Gebäude in Berlin ist, wenn auch der edle und großartige Portikus des Museums an sich alles andere übertrifft. Ich erwarte hier nicht den Einwand, daß das Zeughaus von viel größerem Umfange und mit reicheren Mitteln erbaut sey, denn es läßt sich natürlich jede Anforderung nur nach Verhältniß stellen. Weßhalb man es schön gefunden, in der Mitte nicht sowohl ein Portal als einen Pfeiler und neben diesem zwei Thüren anzubringen, kann ich nicht einsehen. Allerdings sieht man diese Bauart bei manchen mittelalterlichen Gebäuden, aber nachahmungswerth ist sie gewiß nicht, auch findet man bei allen Mustern des edlen Styls die Oeffnung in der Mitte, wie solches auch ganz in der Natur der Sache liegt.

In dem hier gewählten Style zeigt sich, wie in unserer Zeit überhaupt, ein Streben nach scharfen, originellen Formen und phantasiereichen Verzierungen, und doch wieder Mangel an Gediegenheit, Originalität und Phantasie. Die zierliche Kleinheit der Reliefs thut der guten Wirkung Eintrag, welche das saubere und gediegene Mauerwerk hervorbringt. Natürliche Steine sind in Berlin nur mit Schwierigkeit zu haben, und man hat daher in der Mark schon im Mittelalter sehr gute Ziegelbauten aufgeführt. In dieser Rücksicht verdient der Gedanke Anerkennung, etwas der Landesart Eigenthümliches herzustellen, und er ist auch im Technischen sehr vollkommen realisirt; indeß die Ziegelsteine geben doch einen sehr unangenehmen Farbenton. Im Ganzen ist eine helle, gedämpfte Farbe für die Außenseite der Gebäude immer am vortheilhaftesten. Nur weiß ich nicht, ob es möglich ist, haltbaren Ziegeln eine helle Farbe im Brande zu geben; so lange wir dies aber nicht vermögen, wird man bei Gebäuden im edlen Style immer am besten zum Anstrich seine Zuflucht nehmen. Die Verzierung mit Linien von glasirten Ziegeln halte ich für sehr mißlungen, denn sie geben, wie ich schon bemerkte, dem Gebäude täuschend das Ansehen, als wenn es mit Blech beschlagen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Brüssel, Oktober.

(Beschluß.)

Politik und Kultur.

An Bildhauerstücken ist das Museum nicht reich. Man war sehr gespannt darauf, die Statue der Freiheit zu sehen, welche den sogenannten Märtyrerplatz zieren soll, wo die im September 1830 Gefallenen begraben worden sind. Dieser Platz ist seitdem von den Familien der Letzteren ganz mit Blumen und Gesträuchen, zum Theil seltener Art, bepflanzt worden, während in der Mitte fleißig an dem Postamente der Statue gearbeitet wird. Sonst sind die Spuren des Bürgerkriegs so ziemlich verschwunden; nur steht man noch die Trümmer der Wohnung des holländischen Ministers van Maanen, und der ehemalige Bürgermeister Herzog von Ursel läßt sein Hotel noch gerade so stehen, wie das Volk es zugerichtet hat, das heißt mit den zerschlagenen Fenstern. Von den altadeligen niederländischen Familien erblickt man

Digitized by Google

wenige; bei Hofe erschienen sie noch gar nicht, sondern schmollen auf ihren Landhäusern, wenn sie nicht gar dem niederländischen Hofe und Holland gefolgt sind. Doch bemerkt man in Brüssel ihre Abwesenheit wenig. Diese Stadt ist ein angenehmer Aufenthalt für reiche Fremde, und bei Hofe ersetzen die vielen englischen Familien die Stelle der reichen einheimischen. Uebrigens hat sich der Partegeist in Belgien ziemlich besänftigt. Hier, wie in Frankreich, hat das Industriewesen eine heilsame Diversion gemacht: man stumt auf Spekulationen, kauft Aktien, baut Häuser, oder nimmt Theil an nützlichen Anstalten, und vergißt darüber den holländischen Hof, auf dessen Rückkehr Einige jedoch noch sehnlich harren. Andere haben schnell umgesattelt, und dienen der jetzigen Regierung eben so eifrig, wie zuvor der holländischen. Einige verdienstliche ältere Professoren sind bei der Septemberrevolution durch junge Leute verdrängt worden, und man hat sie bisher unverdienterweise darben lassen. Doch will jetzt die Regierung sich ihrer annehmen; es ist wahrlich Zeit. Der Unterricht ist jetzt freier als in Frankreich; es gibt Akademien, die Brüssler z. B., welche gar nicht vom Staate abhängen, und man kann auf denselben den eben so wohl studiren, wie auf den vom Staate unterhaltenen. Aber scharfe Examina stehen Allen bevor, welche Doktoren der Rechte, der Arzneikunde oder der Theologie werden wollen. Diese Prüfungen werden nicht, wie anderswo, von den Professoren der Akademie vorgenommen, wo der Kandidat studirt hat, sondern jährlich kommt eine Jury d'examen, deren Mitglieder zum Theil von den gesetzgebenden Kammern ernannt werden, zusammen und examinirt die Kandidaten aus dem ganzen Königreiche. Sie war während meines Aufenthalts in Brüssel täglich vom frühen Morgen beschäftigt, weshalb sie sich in mehrere Sektionen abgetheilt hatte, jede von drei Mitgliedern; wahrscheinlich verfuhr sie sehr scharf, denn sie hatte die meisten Kandidaten zurückgewiesen, oder man muß voraussetzen, daß die Studien der jungen Leute sehr schwach gewesen sind. — In Belgien richten sich Trachten, Theater, Literatur, Moden nach den französischen. Das niedere Volk ausgenommen, welches flamändisch spricht und seinen alten Gewohnheiten ziemlich getreu bleibt, aber doch auch die schwarzen Mäntel oder Jacken beinahe ganz abgelegt hat, hat hier Alles sein Augenmerk auf Frankreich gerichtet; von dort kommt den Belgiern das Licht her; nicht als ob sie die Franzosen besonders liebten, aber sie sind es nun einmal gewohnt, Paris als den Sitz des guten Geschmacks in Trachten, Literatur, Theater u. s. w. zu betrachten und sich nach denselben zu richten. Ihre eigene Literatur richten ihre Nachbrauter ganz zu Grunde. Wer nur einige Bildung hat, spricht französisch. Ein deutsches Element in Belgien suchen zu wollen, wäre vergebliche Arbeit, denn es ist nicht vorhanden. Deutsche Musik lieben freilich die Belgier, und sie brauen vortreffliches Bier, so gut, als die in dieser Hinsicht ausgezeichneten Städte Deutschlands; aber eine nationale und geistige Verwandtschaft mit den Deutschen läßt sich nicht im Mindesten blicken. Kaum hat man die Aachener Grenzlinie überschritten, so wird man von Alt und Jung auf französisch angebettelt; so scharf trennen sich die beiden Sprachen.

Dg.

Prag, Ende September.

(Fortsetzung.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die erste allgemeine Versammlung fand den 18ten September statt, und zum Gegenstand der gehaltvollen Eingangsrede hatte der Präsident die Schicksale der Naturwissenschaften in Böhmen seit der Gründung der Prager Hochschule gewählt, worauf die berühmtliche Verlesung der Statuten folgte. Der erste Vortrag: „Ueber die Temperaturveränderung der Erdoberfläche.“ verdankt dem genialen Gustav Bischoff seine Entstehung, welcher denselben zwar für diese Versammlung niedergeschrieben, da er aber durch Krankheit selbst hier zu erscheinen verhindert war, dessen Lesung einem Stellvertreter, dem gelehrten Oberbergrath Nöggerath aus Bonn, übertragen hatte. Der Bischoffs Werk über „die vulkanischen Mineralquellen Deutschlands und Frankreichs“ gelesen, erkannte sogleich seinen kühnen Geist wieder, der sich mitunter in Sonderbaren gefällt, und hier auf tausend Hypothesen den Satz gründet, daß die Erde bei der Schöpfung eine glühende Kugel gewesen und durch die Schwingung in der sie umgebenden Atmosphäre, von der Oberfläche aus, abgekühlt worden sey, und daß hierauf die climatischen Veränderungen des Erdkörpers beruhen. Dies beweist er durch Experimente mit einer glühenden Basaltkugel, später mit Kugeln von Blei, in welche er in verschiedenen Abständen Thermometer eingiehen ließ, aus die verschiedenen Temperaturen zu vergleichen und zu bestimmen. Der Schlußsatz sprach die Ansicht aus, daß die gegenwärtige Wärme stationär geworden sey. — Hierauf folgte eine höchst merkwürdige Reisestitze durch alle Welttheile, sammt Aufzählung der Ergebnisse derselben, vorgetragen von dem Freiherrn Karl von Hügel aus Wien, welcher sich im Jahr 1850 im Hafen von Toulon nach Griechenland einschiffte, wo er unter Andern die Bemerkung machte, daß die Staatsveränderung Griechenlands nicht den geringsten vortheilhaften Einfluß auf Geist und Gesinnung der Einwohner geäußert habe. Von hier begab er sich über Ostindien nach Neuholland, und dort ergriff ihn mit tiefer Rührung der Anblick des so tief stehenden Menschengeschlechts, wo der Neuholländer ohne Hütte, ja ohne Zelt, noch sonstiges Obdach, in zerstreuten Horden, Rudeln von Raubthieren ähnlich, das Land durchschirft, gleich jenen instinktmäßig sich Nahrung zu suchen, beim Anblick des Europäers wie die Affen auf Bäume und Felsen klettert, und dem Reisenden die traurige Ueberzeugung gewährt, die Zähmung des wildesten Thieres sey leichter, als diesen Eingebornen den geringsten Grad von Civilisation beizubringen. Nachdem der Reisende Neuholland verlassen, durchstreifte er den östlichen Theil Indiens; doch erlaubte die Beschreibbarkeit dem ausgezeichneten Reisenden, welcher seinen Collegen zu viel Zeit zu rauben fürchtete, nicht, die Details der ganzen Reise mitzutheilen, und er führte daher die Zuhörer rasch durch Afrika und Amerika. Seine Sammlungen sind in vielen Theilen reicher, als selbst die kaiserlichen in Wien. Sein Tagebuch wird er jetzt, nach der freundlichen Aufnahme dieser aus demselben gezogenen Reisestitzen, dem Druck übergeben. Der Enthusiasmus, welchen der Vortrag des Freiherrn von Hügel erregte, machte sich in einem schallenden Applaus Luft, weshalb der Präsident in der zweiten allgemeinen Versammlung der Gesellschaft vorstellte, wie wenig eine solche Beifallsäußerung bei wissenschaftlichen Vorträgen am Platze sey. Der letzte Vortrag der ersten allgemeinen Versammlung handelte über Pflanzenversteinerungen auf nassem Wege, und Professor Göppert aus Breslau sprach sich für den Satz aus, daß noch jetzt Vegetabilien, mit Wasser oder sonst feuchten Stoffen umgeben, durch einen Uebergang von Oxydationsstufen versteinert werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 25. Oktober 1837.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten,
Hüben, drüben muß man schelten:
" Das ist nun der Geist der Zeiten.
Goethe.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Ich halte dafür, man hätte die Bauschule im strengsten antiken Style aufführen sollen, denn es wirkt in diesem Falle noch eine andere Rücksicht als bei den übrigen Gebäuden. Man denkt sich, daß hier Architekten erzogen werden. Es würde angemessen seyn, wenn die Zöglinge in den Räumen, wo ihr Geschmack gebildet wird, täglich eine Anwendung jener classischen Formen sähen, welche noch lange das leitende Prinzip unseres Geschmackes bleiben werden. Bisher ist unsere Architektur noch zu keiner entschiedenen Richtung gelangt, und bis dies möglich ist, werden wir noch vielfältig auf die Antike zurückgehen müssen. Fühlt sich der Zeitgeist gedrungen, freiere Formen zu versuchen, so dürften dergleichen Experimente bei einer Bauschule am unrichtigsten Orte angebracht werden. Es dürfte weit angemessener seyn, ein solches Gebäude wie ein kaltes Pensum nach den allgemein anerkannten Regeln aufzuführen, als in irgend einer Art dem noch nicht zur Festigkeit gelangten Geschmacke des Tages zu folgen. Was hilft selbst ein auf kurze Zeit ansprechender Effekt, wenn der Lehrer nach einigen Decennien dem Schüler an dem Gebäude, in welchem die Regeln vorgetragen werden, nicht sowohl deren vortreffliche Ausführung zeigen kann, als vielmehr die Manier, welche man vermeiden soll! Indeß auch hieraus läßt sich etwas lernen. Das Innere der Bauschule habe ich nicht gesehen, ich trat aber in einige der im Erdgeschoß angebrachten Läden, um Kleinigkeiten zu kaufen, und fand diese Gewölbe hell, einfach, gediegen und ihrem Zwecke vollkommen entsprechend, nur hätte ich statt der sich etwas mager ausnehmenden gemalten Verzierungen an den flachgewölbten Decken eine architektonische und kräftiger gehaltene Ausschmückung gewünscht.

Damit Sie aber nicht glauben, daß ich mit griesgrämischer Tadelsucht Berlin durchstreife, will ich Ihnen sogleich von einem erfreulicheren Eindruck berichten, den die Hauptfaçade des neuen Palais auf mich hervorbrachte, welches für den Prinzen Wilhelm ausgeführt worden. Dieses Palais, dessen Abputz in einer hellen Steinfarbe mit scheinbaren Quadern gehalten ist, erinnert an italienische Pallaste, und ist meines Dafürhaltens das beste Gebäude, welches in den letzten Jahren gebaut worden. Gediegen, edel und großartig entspricht es vollkommen seiner Bestimmung, zur Wohnung eines vornehmen Herrn zu dienen. Es findet sich nichts daran, was, wie an manchen andern Gebäuden, an spezielle Zwecke anderer Zeiten erinnert und jetzt nur als todte Nachahmung erscheint. Besonders gibt der hohe Raum leerer Mauer, welcher sich zwischen den obern Fenstern und den unter

Digitized by Google

dem Simse in niedrigen, aber breiten Feldern im Relief angebrachten Wappen hinzieht, der Façade einen sehr noblen Charakter. Die Auffahrt nimmt sich sehr großartig aus, ist nach Außen durch treffliche Granitvasen begrenzt und hat ein ehernes Geländer, das Gediegenheit und Stärke mit sehr eleganter Form vereinigt und zu dem Gelungensten gehört, was man in dieser Art finden kann. Die dorischen Säulen, welche den Balkon tragen, sind wohlgeformt, nur muß ich gestehen, daß sie meiner Ansicht nach für den Mangel eines schönen Portals an dieser Stelle nicht entschädigen. Indeß kann man erfreut seyn, in unserer, der Manier so sehr verfallenen Zeit so viel Vortreffliches zu finden, als die Hauptansicht dieses Palais gewährt, welches zu den schönsten Zierden der Stadt gehört. Der Uebelstand, daß es ohne Tiefe an die häßliche Bibliothek angeklebt ist, ließ sich an dieser Stelle freilich nicht vermeiden.

Sie kennen meine Meinung über die Literatur des Tages, und wir haben im vorigen Winter und in den rauhen Tagen des letztvergangenen winterlichen Frühjahrs lang und breit am Kaminfeuer darüber gesprochen. Mochte mir aber auch wenig von den neuesten Erzeugnissen entgangen und, was ich hier sah, größtentheils bekannt seyn, so ward mir doch unbehaglich zu Muthe, als ich in den Buchläden die ganze Masse des Gehaltlosen, Seichten, Trivialen und Wiederholten mit großer Ostentation vor mir ausgelegt erblickte. Niemals fand ich einen schrecklicheren Zustand der Literatur, und ich konnte es kaum über mich gewinnen, in den neuesten Sachen ein wenig zu blättern, welches doch sonst für mich zu den pikantesten Ergötzlichkeiten gehörte. Ganz kindisch hielt ich mich vorzüglich an die vielen Stahlstiche, Arabesken und Verzierungen, und wenn mir auch die nach Effekt haschende Manier und der, ungeachtet der letzteren, durch den Stahlstich beförderte kalte Ton der Bilder zuwider ist, so unterhielt mich doch der Stoff so vieler herrlicher und herzerhebender Gegenstände. In kurzer Zeitspanne ging die Vorstellung einer Menge von Dingen an mir vorüber, durch welche die Natur mit tiefgreifender Macht auf den Menschen wirkt, und der Mensch in verschiedenen Zuständen, was ihm erhaben, edel, schön oder wünschenswerth vorkam, mit mannichfaltiger Form auszuprägen versuchte, und in unzähligen Monumenten den Charakter der Zeiten und Nationen einer fernen Nachwelt überlieferte.

Zu meinem Schrecken fand ich noch Berliner Witze in den Buchläden, indem ich glaubte, diese Art von Literatur sey gänzlich eingeschlafen. Es ist nicht zu leugnen, daß sich in der Berliner Volksmasse eine ziemliche Portion von Witz findet. Wohlan sollte er nicht, wie Alles, was das Leben erzeugt, Vorwurf der Literatur und Kunst werden? Indeß ist begreiflich, daß die Ausdehnung und in die Länge gezogene Wiederholung dieser fast immer sich im Gemeinen bewegenden Redensarten und Zustände am Ende einen sehr widerlichen Eindruck hervorbringen muß, zumal da der Berliner Volkswitz einen Charakter trägt, über den man wohl zu Zeiten einmal lacht, dem man aber doch ungern zu oft begegnet; denn es fehlt ihm jene gutmüthige Naivetät, welche das Beschränkte ansprechend erscheinen läßt; er trägt eine zu grelle Farbe der Frivolität und gewissermaßen des übernächtigen Wesens, und ist stark mit den Dünsten des Branntweins geschwängert; man stößt darin so selten auf wahres Behagen und so häufig auf eine schiefe und widerwärtige Sinnlichkeit, daß einem ordentlich unwohl werden kann. Es zieht sich durch die Berliner Witze und Tölpeleien nicht sowohl wie durch Ottikens Tagebuch ein rother und unmuthiger, sondern ein schmutziger, garstiger und übelriechender Faden. Da ich der Berliner Witze überdrüssig war, habe ich die Sachen, welche man als solche verkauft, nicht angesehen und kann daher über den Gehalt der neuesten Erscheinungen dieser Art nicht urtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

„Vielleicht, meine Herrn," warf ich jetzt vermittelnd ein, „wollen Sie dem Herrn erlauben, per procura zu singen." — „Per Procura?" — fragte ein Dutzend Stimmen, „was der Henker ist das?" — „Ich meine, daß an seiner Statt Jemand anders singe," erklärte ich schnell. — „O gewiß, vorausgesetzt, daß er einen per procura findet," sagte der Präsident, indem er sich rings nach der Beistimmung der Gesellschaft umschaute. „Nun, so singe du, Hanger, ich kann dir nicht helfen," wendete sich der Prinz an mich. Ich erledigte mich der Aufgabe so gut oder so schlecht ich konnte, aber mit stürmischem Beifall, wobei ich inzwischen unentschieden lasse, ob er mehr meinem Gesange oder dem Sangstücke galt; ich sang die wohlbekannte, der Brüderschaft, versteht sich, wohlbekannte Ballade: des Bettlers Hochzeit; und sobald ich geendet, stand mir gegenüber ein Mann auf, ungewaschenen Antlitzes und ungeschorenen Bartes, mit einer fabelhaft eingedrückten Nase, und sagte: „meine Herren, auf die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat." — „Welchen Trinkspruch auszubringen mir zukommt, und welchen Trinkspruch ich demgemäß hiemit ausbringe," donnerte der Präsident, sein Glas füllend, ein Beispiel, das augenblicklich allgemeine Nachahmung fand. „Also die Gesundheit und das Lied des Herrn, der so eben gesungen hat," wiederholte der Präsident, und ich hatte die

Digitized by Google

Ehre, meine Gesundheit mit dreimal drei und eins extra getrunken zu sehen. Nachdem ich mich dafür in einer, den Umständen angepaßten Rede schönstens bedankt und es wieder still geworden war, bußete dem Prinzen gegenüber ein Mann, dem der genossene Wein aus den Augen glühte, fixirte den Prinzen und sagte mit erhobener Stimme: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum haben Sie denn vorhin eigentlich die Gesundheit Ihres Freundes nicht mit getrunken?“ Der Prinz, der das wirklich in der Zerstreuung unterlassen, antwortete schnell gefaßt: „ich bitte wegen des Versehens um Ihre Verzeihung, mein Herr; seyen Sie versichert, es geschah durchaus ohne Absicht.“ Der Andere nickte beifällig; doch schon in der nächsten Minute richtete er sich wieder empor, fixirte den Prinzen und sagte so laut wie früher: „aber hören Sie einmal, junger Mann, warum holen Sie denn das Versehen nicht nach?“ Der Prinz füllte unverzüglich sein Glas bis zum Ueberlaufen, leerte es auf meine Gesundheit und zu Ehren meiner Ballade, setzte es umgekehrt auf den Nagel seines linken Daumens und ließ die ganze Versammlung sehen, daß kein Tropfen im Glase geblieben war. „Bravo!“ rief es jetzt von allen Seiten, „das ist ein Kerl — den lob' ich mir — der weiß zu trinken — das ist ein ganzer Bursche, trotz seines weißen Busenstreifs!“ — Der Prinz, sich nun vollkommen à son aise fühlend, sagte hierauf: „mit Verlaub, meine Herren, noch einmal dreimal drei und eins extra für den Herrn, der uns mit einem so herrlichen Gesange bewirthet hat!“ Im selben Augenblicke standen Alle auf; mit dem leeren Weinglase in der Hand schlugen Seine königliche Hoheit den Takt, und nie werde ich den mörderischen Lärm vergessen, der, meiner Gesundheit geltend, mir die Ohren zu zerreißen drohte. Noch geraume Zeit dauerte die anmuthige Scene fort, bis endlich wenigstens zwei Drittheile der jovialen Bettler sich den Schlaf in die Augen getrunken hatten und in den mannichfaltigsten Gruppen umherstanden und saßen, lehnten und lagen. Der Prinz sprach von diesem Erlebnisse später sehr häufig, und in Sheridans Gegenwart erwähnte er es nie, ohne daß dieser in Verzweiflung gerieth, nicht Augenzeuge eines so köstlichen Schauspiels gewesen zu seyn.

Die Londoner Kreuzwegeger zeichnen sich unter den Straßenbettlern vortheilhaft durch dreierlei aus: durch Gemeingeist, durch Nützlichkeit und durch verhältnißmäßige Sparsamkeit. Es bedarf keines Beweises, daß, wer seinen Nebenbürgern ohne positives Recht auf Belohnung zu der Annehmlichkeit verhilft, anstatt knöcheltief im Kothe zu waden, trockenen Fußes einherzugehen, sich besser um sie verdient macht als der Bettler, der die Spenden, die er empfängt, just nur erbettelt. Den Gemeingeist anlangend, versuche es Jemand, einen solchen Kehrer im Besitze seines Kreuzwegs zu beeinträchtigen, und augenblicks werden alle Besen der nächsten Brüder- und Schwesterschaft sich gegen ihn erheben. Ja, wohlerworbene Rechte werden hier so vollständig geehrt, daß selbst weder Krankheit noch Abwesenheit des rechtmäßigen Inhabers einem Eindringlinge zur Entschuldigung gereicht. So lange jener athmet, ist der Theil des Londoner Gebiets, den er mittelst Besens regiert, sein unantastbares Eigenthum. Daß er bei seinem Leben darüber verfügen und sein Nachfolger dann dem Schutze der Gewerbsgenossen vertrauen kann, unterliegt keinem Zweifel. Ja, es ist geschehen, und die betreffenden Belege sind vor einer, vom Hause der Gemeinen zu Abschaffung des Londoner Bettelwesens niedergesetzten Commission zur Erörterung gekommen, daß Kreuzwegkehrer ihre Geschäfte um namhafte Summen verkauft haben.

Da ferner bisher in der ganzen Genossenschaft gerade unter den Kehrern die meisten Beispiele vorgekommen sind, daß sie, sey es lebend oder todt, sich mit ansehnlichen Fonds aus dem Geschäfte zurückgezogen haben, so wird man ihnen auch im Punkte der Sparsamkeit die Palme zuerkennen müssen. Und wenn ein Straßenfeger auf einer Liste der Mendicity Society ungebührlichen Aufwandes gezeiht wird, weil er täglich, nachdem er von früh bis Abend sein Amt verwaltet, nach Hause geht und sich umkleidet, einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, eine schwarzseidene Cravatte, weiße Weste, lichte „Unerwähnbare“ und blanke Stolpenstiefeln anlegt, dann ein Wirthshaus besucht und hier bei einem Glase Grog, seine Havannahcigarren rauchend, den Herrn spielt, so gestehe ich unbefangen, daß mir das in demselben Grade gefällt, in welchem es dem Sekretär des Vereins, der den Mann deßhalb vorne mit einem rothen Kreuze und hinten mit drei Ausrufungszeichen markirt hat, mißfallen zu haben scheint. Für das erwähnte Ersparen ansehnlicher Summen mögen von vielen Thatsachen folgende sprechen.

Eine Frau, die ein Viertel-Jahrhundert lang, den Besen in der Hand, nahe bei Charing-Croß einen Kreuzweg bewirthschaftet, starb vor drei oder vier Jahren, werth, wie der Engländer sagt, ihre runden dreitausend Pfund Sterling. Es ist indessen wahr, daß ihr Kreuzwegerwerb dieß blos den Grund gelegt, auf welchem sie anderweitig fortgebaut hatte. Sie ging in der Genossenschaft unter dem Beinamen des Bankier, denn gute Freunde und Bekannte konnten bei ihr stets kleine Darlehen erhalten, und zu welchem Zinsfuß, läßt sich ungefähr aus einem in ihrem Nachlasse aufgefundenen Wechsel schließen, dessen Aussteller, ein sogenannter kleiner Handelsmann, baar empfangene fünfzig Pfund nach Verlauf von drei Monaten mit sechs-und-fünfzig Pfund und einigen Schillingen zurückzuzahlen versprochen. Eine andere Fegerin, die ihre Ersparnisse ganz christlich in dreiprocentige Consols verwandelt, hinterließ den gesammten, auf fünfzehnhundert Pfund ansteigenden Vorrath einem jungen Comptoiristen

Digitized by Google

weil er, wie sie ausdrücklich angeführt, öfter als irgendwer ihr ein Kupferstück gereicht. Auf ähnliche Weise bekundete ein alter Neger seine Dankbarkeit gegen die schöne Tochter des Alderman Waithman. Sie hatte ihm nicht bloß häufiger als sonst Jemand, bisweilen sogar ein Silberstück geschenkt, sondern auch die Gabe stets mit einem freundlichen Blicke begleitet. „Deßhalb ganz besonders,“ lautete sein Testament, „vermache ich ihr zu fernerer freundlichen Erinnerung an mich die stempelfreie Summe von achthundert Pfund Sterling.“ Ein Westindier, der sich wahrscheinlich nicht gedrungen fühlte, sein auf einem Londoner Kreuzweg gesammeltes Geld dem Lande seiner Geburt zu entziehen, kehrte dahin zurück mit guten Papieren für den Betrag von zweitausend Pfund Sterling. Aber das merkwürdigste Beispiel dieser Art gehört der neuesten Zeit an. Ueber dreißig Jahre lang hatte ein Mann, stets dürftig gekleidet und elenden Aussehens, einen Kreuzweg in Charing-Cross gekehrt, als er plötzlich eines Morgens fehlte und bald darauf Alle, die ihn gekannt, weniger durch die Nachricht seines Todes, als durch eine amtliche Aufforderung seiner Erben überrascht wurden; denn unter den Lumpen in seiner Wohnung waren in baarem Gold nahe an achttausend Pfund Sterling entdeckt worden.

Ich schließe hier meinen Brief; das nächste Mal von der merkwürdigsten Classe der Londoner Bettler, von den Bettelbriefstellern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Fortsetzung.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Die zweite allgemeine Sitzung wurde mit der statutenmäßigen Wahl des nächsten Versammlungsortes, wie der Präsidenten und Sekretärs für das folgende Jahr eröffnet. Drei Städte hatten sich gemeldet: Erlangen, Freiburg und Rostock, deren jede ihre Vertreter fand; doch sicherte Professor Wendt aus Breslau durch die Erinnerung an Oken und Erwähnung seines Wunsches der zweiten das Uebergewicht. Der Präsident schlug der Kürze willen vor, jede der drei Städte zu nennen, wo dann die Mitglieder bei derjenigen, welche sie für die geeignetste hielten, sich von ihren Sitzen erheben mögten. Professor Rapgeratti erklärte diese Art der Wahl für zu wenig sicher, und bat sich zur Verlesung aller Namen an, wo denn Jeder, der sich eine Wahl stimme aneignen wollte, die Stadt nannte, der er die Ehre der nächsten Zusammenkunft zudachte. Die Lesung fand statt, und da viele böhmische, ungarische und polnische Namen vorkamen, lachte der Vorleser selbst oft über seine Aussprache derselben. Obschon selbst viele Männer, deren Stimmen unter die gewichtigsten gezählt werden müssen, ihre Namen still vorübergehen ließen, so wurde doch Freiburg mit 126 Stimmen, und dann noch Hofrath Beck zum Präsidenten und Professor Leuckart zum Sekretär der sechzehnten Versammlung gewählt; Erlangen hatte 85, Rostock 9 Stimmen. Nachdem dieses Geschäft abgethan war, bestieg Professor Schweigger aus Halle die Tribüne, und benutzte die Erwähnung einer Akademie der Wissenschaften, welche zu Wien unter dem Präsidium des geehrten Orientalisten Freiherrn Hammer-Purgstall errichtet werden soll, zu einer Entwickelung seiner Ansichten über wissenschaftliche Propaganda und die innige Verbindung der Gelehrtenversammlungen mit der Neigung zur Cultivirung roher Völker und andern Eitelkeiten. Die Abhandlung hatte unstreitig interessante Momente, doch ermüdete die äußere Form, welche zu sehr an den Vortrag eines geistlichen Predigers erinnerte, der sich über den Verfall des Glaubens ereifert. Hiedurch interessirt war der lebendige und geistreiche Vortrag des Professors der Physik aus Wien. Ettingshausen, zur Erklärung seines sehr sinnreich erfundenen electro-magnetischen Apparats, den er durch einige höchst interessante Experimente erläuterte. Dieser Apparat hat zwar dem Principe nach einige Aehnlichkeit mit jenem, welchen Starke in London neuerlich construirt hat, allein die Zusammenstellung der Hauptheile ist neu, und ohne dem Clarkeschen an Kraft nachzustehen, empfiehlt sich der Ettingshausensche Apparat nag dem Zeugnisse competenter Richter, welche seinen besseren gesehen zu haben versicherten, durch des sondere Einfachheit und Bequemlichkeit. Der Protomedicus Landorfer aus Pest las über die Verheerungen der Wuthkrankheit, und verkündete zugleich eine von ihm ausgesetzte Preismie von hundert Dukaten für die beste Abhandlung über Natur und Heilung derselben, über deren Zuerkennung die sechszehnte Versammlung der Naturforscher im nächsten Jahre entscheiden soll. Die Forderungen an den Verfasser der Preisschrift sind jedoch so hoch gestellt, daß wir fast zweifeln, es werde ein Arzt sie zu erfüllen im Stande seyn. Professor Zippe las eine Abhandlung über räthselhafte verglaste und verschlackte kasalmaltige Steine, die sich an zwei St. inwällen in Böhmen vorgefunden, und erklärte selbe für eine historische, doch nicht naturhistorische Merkwürdigkeit, da nachgewiesen werden kann, daß die Verglasung wahrscheinlich erst bei der Zerstörung durch Menschenhand vor sich gegangen. (Die Zeichnung der Steinwälle, so wie die Exemplare des Gesteins zeigte er am folgenden Morgen in der mineralogischen Section vor.) Dr. Staudigl aus Hamburg hatte sich zum Stoff den Branntwein und seine furchtbaren Wirkungen erwählt, die freilich in seiner Gegend in der weiten Ausdehnung, wie mit großer Geleyenheit und mitunter sogar mit Witz, und veralos die Erfindung des Branntweins in seiner Lichts und Schattenseite mit der des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. Die Parallelisirung mit der letztern ließ er jedoch auf halbem Wege fallen, und schloß die Rede, die aus dem Scherz in bittern Ernst hindergeschwelgt war, mit einem bei uns nicht geltenden Sprüchwort: „Ein Schnäpschen kann nicht schaden!“ Das Thema des Kammerraths Sellchen aus Dresden war nicht minder düster, nämlich die Zunahme der Selbstmorde und der unehelichen Geburten, wobei er alle Naturforscher aufforderte, in ihrem Wirkungskreise die Daten zur Aufmittelung der genauern Verhältnisse dieser Fälle zu sammeln und dem statistischen Verein in Sachsen, dessen Vorsteher er ist, mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 26. Oktober 1837.

Nicht das Vergangene frommt,
Da der Bildkraft Schüler selbst
Nichts die Kunst lernt durch die Kunst.

Platen.

Savonarola.

Die Pest.

Zwei Künstler wollen übernachten
Im üpp'gen Mediceerhain,
Die Griechenbilder zu betrachten
Beim klaren, milden Mondenschein.

Buonarotti wandelt gerne
Mit seinem Freund Da Vinci dort,
Im Künstlerhain, beim Licht der Sterne,
Zu sprechen ein begeistert Wort.

Gerüstet sind sie heut mit Krügen
Falernero, den Horaz auch schwang,
Wenn er, einladend zum Vergnügen,
Sein moriture Delli! sang.

Sie wollen Freunden, die verblichen,
Dartrinken einen Becher noch
Im Angesicht der schönen Griechen,
Und ihrer Kunst ein Lebehoch.

Und sollt' auch sie der Tod verlangen,
So wollen sie den schlimmen Gast
Im Kreis des Schönen hier empfangen,
Und rings von Frühlingsluft umfaßt.

Die Statuen auf die bangen Klagen
So klar und heiter niedersehn,
Wie sie gesehn in alten Tagen
Denselben Jammer zu Athen;

Wie ihnen dort das immergleiche
Antlitz gestört kein Leidenszug,
Als ihren Freund man, eine Leiche,
Den Perikles vorübertrug.

Die Frühlingslüfte flüstern, scherzen,
Und hatten in den Lauben dicht
Glühwürmer ihre schwanken Kerzen
Versteckten Rosen in's Gesicht.

Die muntern Frühlingswinde stehlen
Den Blumen ihr Geheimniß bald,
Das süße Duften, und erzählen
Frohlockend es im ganzen Wald.

Digitized by Google

Im Busche singen Nachtigallen
Ihr ungestörtes Wonnelied,
Springbrunnen mondbestimmert schallen,
Die Wolk' am Himmel lustig zieht.

Die Kunstgenossen stehn und starren
Entzückt auf ein Apollobild:
Da rollt vorbei der Leichenkarren,
Und draußen ruft die Klage wild.

Die Nachtigallen jubeln freier,
Und süßer duftet's durch die Nacht,
Der Mond durchbricht den letzten Schleier,
Und heitrer noch Apollo lacht.

Wie mählig an den Gartenmauern
Der laute Leichenzug verhallt,
Ergreift die Freunde bittres Trauern,
Ein Grollen faßt sie mit Gewalt.

Schon hatten sie den Wein geschwungen,
Den lieben Freunden in der Gruft,
Den Griechengöttern angestungen;
Doch jetzt Buonarotti ruft:

„Du Mörder und Orakelsprecher!
Du lächelst unserm Jammer Spott!“
Und schmetternd wirft er seinen Becher
An's Marmorherz dem Griechengott.

„Da Vinci, komm aus diesen Hainen,
Sie dünken mich so fremd, so leer!
Die Vögel zwingen mich zu weinen,
Der Duft der Blumen drückt mich schwer.

Hier steht der Menschenschmerz inmitten
Der fremden Kunst und der Natur,
Von ihren Herzen abgeschnitten,
Gehöhnt von ihrer Freudenspur.

Doch, siehst du dort ob jenen Zweigen
Das Kirchenkreuz im Mondenstrahl?
Siehst du den Gott herab sich neigen
So mitleidsvoll zu unsrer Qual?

Schon wieder rollt der Leichenwagen
Vorbei dort an der Gartenwand;
Doch tröstend weist das Kreuz den Klagen
Hinüber in das Heimatland.

Was einst Girolamo bedauernd
Dem sterbenden Lorenzo sprach,
Das ward bei diesen Klängen schauernd
In meinem Herzen wieder wach.

Mir strömt es freudig von den Wangen,
Denn plötzlich, durch des Schmerzes Gunst,
Ist meinen Blicken aufgegangen
Die tiefe Welt der Christenkunst.

Mit einmal wurden die Antiken
Nur als ein schöner Schutt mir kund,
Der uns die Wurzel will ersticken
Auf unserm eignen Lebensgrund.“ —

Da Vinci schweigt, er trauert milder;
Doch kaum verhallt der Jammerton,
So wandeln neue, große Bilder
Durch seine große Seele schon.

Das himmlische Gemälde zündet
In seiner Brust, ein Wunderstrahl:
Wie Jesus den Aposteln gründet
Das „Denket mein!“ im Abendmahl.

Und Michel Angelo, der wilde,
Die Augen mit der Hand bedeckt,
Er ist von einem neuen Bilde
Entzückt im Herzen und erschreckt.

Aus seinem ungestümen Grame,
Wie Sonnenschein aus Wetterflor,
Taucht plötzlich ihm die Kreuzabnahme
Unwiderstehlich jetzt hervor.

Die vier Gestalten ließ ihn schauen
Ein geistdurchglühter Augenblick;
Und kühn beschließt er, sie zu hauen
Zusammt aus einem Marmorstück.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Uebrigens ist Eleganz und Ostentation in den Buchläden gestiegen, aber auch in eben dem Grade Uebertreibung und falscher Geschmack in Verzierung literarischer Werke. Sie wissen, daß kein Engländer mehr als ich große Formate, schönes Papier und scharfe, elegante Typen, so wie überhaupt ein edles Arrangement des Drucks schätzen kann, und in dieser Rücksicht verdienen die Fortschritte der neuesten Zeit alle Anerkennung; indeß haben sich auch höchst unpassende und kleinliche typographische Spielereien eingeschlichen, mittelst welchen die Bücher den gedruckten

Digitized by Google

Zeugen ähnlich werden. Nur schwarze, schön und geschmackvoll ausgeführte Typen und Verzierungen, nicht aber bunte, ausschweifende Schnörkel können dem Geiste der Literatur entsprechen. Diese Buntheit fällt um so widerwärtiger auf, wenn ernsten Schriften damit ein frivoles Gewand umgehangen wird. Ich sah Erbauungsbücher, auf deren Titel Christus mit dem Kreuze, Engel und andere Gegenstände, mit denen man den Begriff der Heiligkeit verbindet, sich in den buntesten Farben als weichlich zierliche Arabesken durch einander schlangen, etwa wie auf einem gezierten, von Sinnlichkeit duftenden Liebesbriefe. Der etwas einseitige, oft in falsch angebrachtem Stoicismus und überflüssigem Spleen befangene, aber fast immer ernste Seume mußte sich gefallen lassen, in einem rothgedruckten Titel mit blauen Arabesken zu erscheinen. Aus alle diesem blickt uns derselbe Zug des Zeitgeistes an, welcher in der Malerei gesuchtes Kolorit, steife, romantisirende Figuren und unnatürliche Effekte, in der Architektur kleinliche Ueberladung und phantastischen Styl, und in den Fabrikaten den gothisirenden und Rococogeschmack hervorgebracht hat. Wir können ihn sowohl durch die Moden der Damen als durch Wissenschaft und Kunst verfolgen. Im Ballsaal und auf Bibliotheken, in Kirchen und Kaffeehäusern wird uns dieselbe Physiognomie begegnen.

Den Thiergarten fand ich sehr verschönert. Zunächst fällt in die Augen, daß man das Unterholz hinweggeräumt und einen Rasen vom herrlichsten Grün hervorgebracht hat. Die Wege sind vervielfältigt und verbessert und an verschiedenen Orten angenehme Ruheplätze bequem eingerichtet worden; auch Blumenpartien von sehr guter Wirkung, sauber und frisch gehalten, hat man mit Glück angelegt. Gewiß ist der Thiergarten, gerade am rechten Platze gelegen, ein unschätzbares Gut für die Berliner, welches sie vielleicht nach allgemeiner Gewohnheit der Menschen nicht immer seinem ganzen Umfange nach würdigen, weil sie es täglich ohne Mühe genießen können. Denkt man sich, daß in einer sonst kargen Natur unmittelbar vor dem schönsten Thore der Stadt ein anmuthiger Park von sehr bedeutendem Umfange liegt, mit großer Fülle schattiger und höchst bequemer Spaziergänge, in dem man zugleich auf vortrefflichen Wegen reiten, fahren und an mehrere Lustorte gelangen kann, so begreift man, daß die Berliner Ursache haben, alles dieses dankbar anzuerkennen.

Ungeachtet der in den neuen Anlagen sichtbaren Bemühung, diese Genüsse zu erhöhen, haben dieselben bei einem Theile der Berliner doch eine sehr lebhafte Opposition gefunden. Man wirft nämlich den jetzigen Veränderungen vor, daß Alles, was bisher noch von Natur und Romantischem im Thiergarten gewesen, durch erstere vertilgt worden; das Herausschlagen des Unterholzes mache nun den Park auf weite Strecken durchsichtig, und bald werde man keinen Gang oder Platz mehr finden, auf welchem sich die heimliche Einsamkeit und ungezierte Abgeschlossenheit des Waldes noch genießen lasse. Ich will nicht in Abrede stellen, daß dieser Einwand nicht geradehin von aller Wahrheit entblößt ist, denn allerdings sind die Baumpartien lichter und freier geworden, und eine saubere Eleganz hat das Willkührliche der Natur mehr als früher verdrängt. Dennoch geht hieraus nichts weiter hervor, als daß jede Sache verschiedene Seiten hat, und man nicht Alles beisammen findet.

Was man durch die neuen Anlagen verlor, dürfte gegen deren Vortheile bei Weitem nicht in Betracht kommen. Der Thiergarten war schon seit langer Zeit kein uncultivirter Wald, und das natürlich Romantische, das in ihm gewesen seyn soll, habe ich nicht recht finden können. Was noch von uncultivirten und sich roher ausnehmenden Plätzen vorhanden war, rührte bloß daher, daß der Park den Grundzügen seiner Anlage nach noch nicht vollständig ausgebildet war; sobald man diese zu größerer Vollkommenheit verfolgte, mußte man nothwendig auf künstlichere Cultur des ganzen Waldes kommen.

Fragt man endlich nach dem Bedürfniß der Mehrzahl derer, welche diesen Park benutzen, so wird man finden, daß deren Genuß und Bequemlichkeit durch die neuen Anlagen entschieden erhöht und befördert worden. Der Städter wünscht nach seiner Arbeit vorzüglich einen Spaziergang mit bequemem, von der Härte des Pflasters wohlthuend verschiedenem Fußweg, oder eine wohlgehaltene Fahrstraße, wo man sieht und sich sehen läßt, so wie in der Hitze kühlenden Schatten. Bei diesem Bedürfniß der Bequemlichkeit ist das Künstliche nicht zu vermeiden, und in diesem Falle macht es doch einen weit besseren Eindruck, wenn es zu sauberer Eleganz gesteigert ist, als, zwischen Kunst und Natur mitten inne schwebend, nur das Bild einer verfallenen oder schlecht gehaltenen Anlage gewährt. Die Wenigsten haben täglich das Bedürfniß, auf beschwerlichen Wegen rauhere Waldpartien oder wildromantische Einblicke zu suchen, und diese dürften auch früher im Thiergarten ihre Rechnung nicht gefunden haben. Uebrigens finden die neuen Verschönerungen auch bei einer sehr überwiegenden Majorität verdienten Beifall und dankbare Anerkennung.

Der Weg nach dem jetzt „Elysium“ genannten Hofjäger hat sehr gewonnen durch neue, elegante oder doch neu abgeputzte Häuser, so wie auch die Gärten zwischen den letztern und der Straße sehr verschönert worden mit kleinen, meist gelungenen und höchst sauber gehaltenen, regelmäßigen Anlagen, so daß Fahrenden und Spaziergängern einladende und immer wechselnde Ansichten geboten werden. Ueberschaut man dies Alles im Ganzen, so ist nicht zu leugnen, daß es einen lieblichen und höchst zierlichen Anblick gewährt; indeß bemerkt man doch sogleich, abgesehen von den kleinen Gärten, an denen wenig

Digitized by Google

auszusetzen ist, daß Manier und Schein über einen einfachen und edlen Geschmack fast allenthalben die Oberhand gewann. An den meisten Häusern finden Sie eine Menge kleinlicher, bunter Verzierungen, Spielereien und Ueberladung; die Architektur ist häufig eine Nachahmung malerischer Formen, aber selten glücklich ausgeführt, die Verzierungen sind selten plastisch und kräftig, sondern größtentheils in bunter, dekorationsmäßiger Zierlichkeit mit grellen Farben aufgemalt. Was man sich in neuester Zeit unter der Polychromie der Alten vorstellt, ist an den vorstädtischen Gebäuden und auch in der Stadt auf eine sehr unheilvolle Weise gehandhabt. Ich will hier nicht untersuchen, was eigentlich an der Sache seyn mag; so viel scheint mir aber gewiß, daß, wenn man bei dieser Art von Dekoration nicht mit größter Vorsicht und feinem Takt zu Werke geht, wir auf dem besten Wege sind, eine Menge unleidlichen Schwulstes in unsere Kunst einzuschwärzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Ende September.

(Beschluß.)

Die fünfzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Exoterra. Mozarts Denkmal.

Die Vorlesung der Protokolle der Sitzungen aller Sektionen während der Dauer der Versammlung füllte den größten Theil der dritten allgemeinen Versammlung aus, so daß nur Hofrath Reichenbach einen sehr gelehrten und mitunter poetischen, aber so unbedeutlichen Vortrag über den gegenwärtigen Standpunkt der Naturgeschichte hielt, daß ein großer Theil der Zuhörer über diesen Gegenstand im Dunkel blieb. Professor Krombholz trug eine allzubescheidene Abschiedsrede an die scheidenden Naturforscher vor, welche dagegen Oberbergrath Ribgerath, als Sprecher der Versammlung, mit dem feurigsten Lobe der Böhmenstadt erwiderte. Hier machte, trotz den Anmerkungen des Präsidenten, die allgemeine Theilnahme sich wieder stürmisch Luft, und jedes „Lebehoch!“ des Redners wurde mit schallendem Applaus aller Zuhörer begleitet. — Eine genaue Uebersicht der Wirksamkeit der fünfzehnten Versammlung bietet zwar allerdings viele erfreuliche Resultate dar, doch ist auch hier — wie bei allem Irdischen — noch Vieles zu wünschen übrig. Von den Tendenzen der Gesellschaft der Naturforscher ist seit ihrem Ursprung vielfältig abgewichen worden, denn nicht nur daß man schon Gegenstände in deren Bereich gezogen hat, die nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit den Naturwissenschaften stehen, so werden auch mitunter Vorträge gehalten, die eben so gut in einem Journale früher oder später gedruckt werden könnten, während diese Versammlungen doch nur für Gegenstände benützt werden sollten, bei welchen es auf eine öffentliche Prüfung und Erörterung ankommt, oder solche, bei welchen es sich um Experimente im Beisein eines Gelehrtenvereines handelt. Professor Mitten hat schon in Stuttgart den höchst beherzigenswerthen Vorschlag gemacht, den Statuten noch einen Paragraphen beizufügen, der alle Gegenstände ausschlösse, welche sich nur deßhalb den Ansehen der Neuheit haben, weil sie total vergessen sind. Gleichwohl ist auf diesen Punkt abermals nicht Rücksicht genommen worden, und wir haben sogar erlebt, daß berühmte wissenschaftliche Autoren dieselben Ansichten über einen Gegenstand, die sie vor mehr als einem Jahrzehend haben drucken lassen, nun abermals zum Stoff eines Sektionsvortrags wählten. — Die erste Veranstaltung zum Vergnügen der Naturforscher war eine Soiree musicale, welche der Gouverneur Graf von Chotek in drei Zimmern seiner Wohnung angeordnet hatte. Das Orchester war mit den Zöglingen des Conservatoriums der Musik besetzt, und Miß Adelheid Kemble, ein reiches und schon sehr gebildetes Talent, sang eine Arie aus den „Puritanern“ und mit einem Dilettanten zwei Duette aus Rossini's „Semiramis“ und „Barbier.“ dann einen Bolero und eine Romanze von dem geistreichen J. Desfauer, welcher sie am Pianoforte aflomspagnirte, mit dem schönsten Erfolg. Zum Unglück stand der Raum in keinem Verhältniß zu der Zahl der Gäste, eine drückende Hitze schmälerte den Kunstgenuß, und bewegte manche von jenen, sich sehr zeitig zu entfernen. Ein reiches Mahl im großen Saale der Königsburg, zu welchem die Naturforscher auf Befehl des Monarchen geladen wurden, traf an Einem Tage mit dem Balle zusammen, welchen die Prager Kaufmannschaft denselben in dem schönen Lokal der Börse veranstaltet hat. Beide waren in ihrer Art glänzend zu nennen und zeigten Prag in großartigen Formen. Der eigentliche Zweck der gemeinschaftlichen Mittagstafel auf der Börseinsel, die Annäherung der Mitglieder verschiedener Sektionen, wurde durchaus nicht erfüllt, da die große Zerstreuung der Gäste in diesem Saale Keinen dem Andern näher brachte, wenn er ihn nicht schon früher kennen gelernt hatte. Von den Toasts die für abwesende und anwesende Naturforscher ausgebracht wurden, fanden den stürmischsten Anklang: Oken und Krombholz.

Im Auslande hat sich das Gerücht verbreitet, daß die Cholera in Böhmen wieder ausgebrochen sey, und selbst in manchen Gegenden Böhmens glaubt man, sie herrsche in Prag. Bisher ist noch nichts von einem dritten Besuche dieser Landplage bemerkbar; doch ließ allerdings seit einiger Zeit die geringe Sterblichkeit, welche ihr gewöhnlich voran zu gehen pflegt, eine Wiederkehr derselben befürchten, und mit sonderbarer Freude liest man seit einiger Zeit wieder ein länneres Todtenverzeichniß in der Prager Zeitung, die aber noch aus der Gruppezeit die Einrichtung beibehalten hat, die Todten Eines Tages in zwei Trätteren zu liefern, was damals eine glückliche optische Täuschung hervorbrachte, jetzt aber eben nicht sehr trostlich war.

Das Prager Mozartskomitee bebarrt fest dabei, sich dem Salzburger Vereine nicht anzuschließen. Nach der Prager Zeitung wird das Denkmal aus einer kolossalen Büste des Tondichters und einer completen Sammlung seiner Partituren bestehen, welche beide in der kaiserlichen Bibliothek aufgestellt werden, und von dem Ueberschusse der eingehenden Summen sollen von Zeit zu Zeit Compositionspreise für böhmische Tonseher unter dem Namen: „Mozartspreis“ ausgesetzt werden.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 27. Oktober 1837.

Dort kannst du Wundermähr' erfragen
Von Mauern, welche nicht mehr ragen.
Uhland.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

II.

(S. Nr. 202 — 205.)

Wir sind auf unserer kleinen Reise beim Zusammenfluß der Seine und Andelle stehen geblieben, und ich nehme den Faden der Erzählung dort wieder auf.

Bald hinter Pose fesseln zwei Zwillingsberge den Blick, welche sich auf einer gemeinschaftlichen Basis erheben und in einer gewissen Höhe sich von einander trennen, um mit ihren steilen Gipfeln wie Kirchthurmspitzen in die Wolken hineinzuragen. Zwischen diesen beiden Bergkegeln öffnet sich das reizende Thal von Amfreville, dessen sanftes Gelände mit Fruchtfeldern, Dorfschaften und Weilern bedeckt ist, worunter mehrere schöne Fabrikgebäude angenehm in's Auge fallen. Den Hintergrund des Thales schließen in duftiger Ferne waldumkränzte Höhen und malerische Hügel. Auf unserer, von mannichfachen Abenteuern unterbrochenen Rückreise erlitten wir gerade in dieser Gegend den ersten Unfall; die an der zerrütteten Dampfmaschine vorzunehmenden Reparaturen veranlaßten einen fünfstündigen Aufenthalt, welchen wir dazu benutzten, die „Höhe der beiden Liebenden“ zu besteigen, von wo herab man in der That einer herrlichen Aussicht genießt. Zu unsern Füßen hin schlängelt sich die Seine in hundert Windungen durch die Ebene, zahlreiche Inseln bildend und einen unermeßlichen grünen Wiesenteppich einrahmend; sie scheint ungern diese gesegneten Fluren verlassen zu wollen, deren wallende Flächen sich an ihren Ufern ausbreiten; denn mehr als je schlingen sich ihre endlosen Krümmungen als unentwirrbare Ringe in einander und täuschen das Auge, welches in ihnen eben so viele abgesonderte Flüsse zu entdecken wähnt. Eine alte Volkssage, welche sich noch vollständig in dem Andenken der Bewohner erhalten, leiht dieser Gegend den Reiz naiver Dichtkunst. An langen Winterabenden erzählt man sich die traurige Begebenheit, welcher die Höhe der beiden Liebenden ihren Namen verdankt. Da wir die Geschichte in keiner Chronik erzählt gefunden haben, berichten wir die Legende, wie sie im Lande umläuft.

Vor langer Zeit sah man an der Stelle, welche heutzutage die freundlichen Fabriken von „Amfreville unter'm Berge“ einnehmen, eine alte, mächtige Ritterburg mit hohen Thürmen und Zinnen, deren Ruinen bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Dort hauste der wilde Graf von Andelle, der Schrecken der ganzen Umgegend, welcher Raub und Mord zu seinem Handwerk auserkoren, und dessen grausamer Sinn mit den Jahren nur noch leidenschaftlicher wurde. Allgemein gehaßt von seinen Vasallen und seinen Nachbarn, hätte dieser Wütherich

Digitized by Google

schon zwanzig Mal seinen gerechten Lohn bekommen, trotz der ihn überall hin begleitenden Reisigen und des doppelten Panzerhemds, welches er bei Tag und Nacht nicht ablegte. Aber ein Engel hielt seine Fittige über ihn ausgebreitet und beschützte ihn mit seiner himmlischen Natur. Dieser Engel war seine Tochter Marie, ein göttliches Geschöpf, gleich ausgezeichnet durch wunderbare Schönheit und Herzensgüte. Wo Marie sich zeigte, erlosch der Kummer und Jammer, welchen ihr Vater verursacht; ihre Hand trocknete alle Thränen, ihr Zuspruch verscheuchte alle Trübsal. So konnte es nicht fehlen, daß sie in den Mund der Leute kam, und bald war zwanzig Meilen in der Runde nur von der schönen Tochter des Grafen von Andelle die Rede. Ritter des edelsten Schlags brüsteten sich mit der Ehre, ihre Farben zu tragen; man veranstaltete Turniere, schickte sich Herausforderungen und schlug sich auf Leben und Tod. Sogar souveräne Fürsten sandten ihre Pagen an den Grafen und warben um die Hand Mariens. Der alte, heimtückische Wolf hätte aber gern sein Lamm für sich behalten; denn er besaß nichts auf der Welt, als diese einzige Tochter.

Indessen ein Entschluß mußte gefaßt werden. Die Menge der Freier wuchs mit jedem Tage. Nach langen vergeblichen Bitten hatten mehrere sogar Drohungen ausgestoßen und unverholen erklärt, sie wollen die Burg belagern und in Brand stecken, wenn die Wahl Mariens nicht zwischen ihnen und ihren Nebenbuhlern entschiede. Da lud der Graf von Andelle alle Bewerber zu einem Gastmahl auf sein Schloß; es waren ihrer 120, immer einer edler und vornehmerer Abkunft als der andere. Nach aufgehobener Tafel führte der Burgherr seine Gäste auf die äußerste Gartenterrasse, und indem er sie mit dem Blick die schauerliche Thaltiefe zu ihren Füßen messen ließ, richtete er an die versammelten Freier folgende Rede: „Derjenige unter euch, edle Herrn und Ritter, welchen die Wahl meiner Tochter begünstigt, wird diesen kostbaren Preis nicht eher erhalten, als bis er ihn ehrlich verdient hat. Er muß sie auf seinen Schultern diesen steilen Bergpfad hinantragen, und zwar ohne unterwegs sich ein einziges Mal zu verschnaufen."

Alle anwesenden Ritter murrten. „Ihr habt meine Bedingungen verlangt," fuhr der Graf fort; „jetzt wißt ihr sie. In euren Jahren hätte ich sie ganz vernünftig gefunden; aber die jetzt lebende Jugend darf sich nicht mit der von ehemals messen. Ich habe gesprochen, und nun keine Zeichen des Mißfallens, keine Drohungen mehr, oder —" Von den 120 Bewerbern waren Dreiviertel bereits mit Achselzucken davon gegangen, keineswegs geneigt, sich dieser abgeschmackten Bedingung zu unterziehen. Nur derjenige, welcher mit dem bösen Feinde ein Bündniß geschlossen, konnte es versuchen, einen so steilen Felsen mit einer Frau auf dem Rücken zu erklimmen. Wenn Marie noch klein und schmächtig gewesen wäre; aber sie hatte eine hohe Gestalt und königlichen Wuchs. Die leidenschaftlich Verliebten blieben zurück, maßen die Tiefe, blickten gen Himmel und schwiegen seufzend. „Wenn wir nur ein Geländer, ein Seil, ja nur einen Stock hätten!" riefen die Unerschrockensten, welche der Wein des Grafen am meisten erhitzt hatte. Darauf gingen sie zu dreien, zu zweien einzeln, fort, 119 an der Zahl.

Als der Graf Niemand mehr sah, wandte er sich an seine Tochter mit den Worten: „Siehst du, Marie, keiner von diesen Prahlhänsen hat den Muth, dich zu verdienen? Du bleibst bei mir, nicht wahr?" — „Sie sind nicht Alle fort, Vater," erwiderte das Fräulein erröthend; „schau nur um dich " — und sie entfloh raschen Schritts von der Terrasse. Als der Graf den Zurückgebliebenen erblickte, runzelte er die Stirn; es war ein schöner, reicher, berühmter Ritter, aber noch blutjung. „Einer von hundert-und-zwanzig!" sprach der Vater mit höhnischem Lächeln; „das heißt die Nase hoch tragen, wenn man so'n junger Bursche ist. Und meine Tochter ist groß und schön, nicht wahr, Herr Ritter?" — „In meinem Alter, gestrenger Herr, hätter Ihr dasselbe gewagt, was ich wage," erwiderte bescheiden der junge Edelmann; „Ihr habt es so gewollt." — „In deinem Alter streckte ich mit einem Faustschlag ein Pferd zu Boden und hob einen ganz gewappneten Mann aus dem Sattel." — „Gott und die heilige Jungfrau werden mir die Kraft verleihen, welche Ihr mehr hattet denn ich." — „Nach deinem Gefallen, wackerer Thor. Wie heißt du?" — „André von Méricourt." — „Wohlan denn, Ritter André von Méricourt, finde dich morgen um die Mittagsstunde am Fuß dieses Berges ein; um die Mittagsstunde, hörst du? Nicht früher, nicht später. Denn dein Kunststück ist wohl werth, daß es die Sonne bescheine," fügte der Wüterich, teuflisch lachend, hinzu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

Auch durch pompejanische Malerei hat man manches Unheil angerichtet, und nicht selten mit großem Ungeschick grelle Farben an Stellen aufgestrichen, wo nur gedämpfte passen konnten. Vor dreißig Jahren, wo man sich noch zu mageren Formen, nackten und unkräftigen Flächen, so wie zu sanften und oft kraftlosen Tinten hinneigte, hätte man diese Buntheit und diese kleinen Schnörkel, die zuweilen, an sich betrachtet, glücklich gezeichnet sind, unter-

Digitized by Google

träglich gefunden, und jetzt sind wir nahe daran, Häuser wie Nürnberger Spielzeug zu bemalen. Ich sah in der Stadt ein Haus, an welchem eine weiße Statue auf grellrothem Hintergrunde prangte, und die mich an Figuren erinnerte, welche man an Apotheken kleiner Städte sieht. Die schnelle Abwechslung des Geschmacks, das Springen von einem Extrem zum andern, indem man auch größere Werke gleich Kleidern und kleinem Geschirr einer nur nach dem Neuen haschenden Mode unterwirft, zeigt, daß wir noch nicht auf dem Punkte angelangt sind, von welchem aus ein ruhiges und besonnenes Fortschreiten der Architektur denkbar ist. Im modernen Geschmack überhaupt liegt etwas Kleines und Gebrechliches; so lange nun dies Element noch vorherrscht, dürfte meiner Ansicht nach die blasse und mattfarbige Eleganz des vorigen und des Anfangs des jetzigen Jahrhunderts weit angemessener seyn als die Manier, mit welcher die neueste Richtung scharfe Contraste, lebhafte Farben und mehr ausgeprägte Formen sucht. Natürlich kann meine Meinung nicht dahin gehen, daß wir in irgend einer Art zurückschreiten sollten, im Gegentheil, das Prinzip der neuesten Tendenz ist ein wesentlicher Fortschritt, allein sie verkrüppelt bei dem Mangel an Productivität, Phantasie und Erhabenheit, welchen man unverkennbar an der jetzigen Generation bemerkt. Es war erklärlich, daß bei dieser Tendenz die Polychromie der Alten, so wie die pompejanische Malerei lebhaft ansprechen, aber eben so erklärlich, daß beides ungeschickt und verderblich gehandhabt werden mußte. Wir müssen aber bei unserer dermaligen Beschaffenheit dieses Stadium durchlaufen, und ich hoffe, es soll am Ende doch etwas Gutes herauskommen.

Die eben angedeutete Verdrehung des neuesten Geschmacks ist auch der Grund, weßhalb ich Ihre Aufträge nur zur Hälfte besorgen konnte; denn die verlangte Stutzuhr habe ich mich nicht getraut, hier zu kaufen, aus Besorgniß, deren Form möchte Ihnen nicht conveniren. Der zwar nicht unheimliche, aber doch abgeschmackte Geist, oder vielmehr Kobold, welchen man Rococo zu nennen beliebt, jene Neigung zu altväterischem Schnörkelwerk ist, wie in viele andere Sachen, so auch besonders in die Stutzuhren gefahren. Wollen Sie aber durchaus eine recht moderne Stutzuhr haben, so brauchen Sie keine neue zu kaufen, sondern bloß jenes ungeheuerliche Kunstwerk in Ihr Zimmer zu setzen, welches in dem alten, unbenutzten Saale auf dem linken Flügel Ihres Schlosses steht, den Sie als charakteristischen Ueberrest in dem Zustande ließen, wie ihn Ihr Großvater bei seinen Zusammenkünften mit Cagliostro und andern Adepten benutzte. Ueberhaupt werden Formen wieder beliebt, welche noch vor kurzer Zeit die allgemeine Stimme als Produkte einer abstrusen Periode bezeichnete. Ich sah Lithographien von Arm- und andern Stühlen, nach Originalen aus alten Schlössern mit den künstlichsten Ueberladungen und phantastischem Schnitzwerk gezeichnet. Diese Zeichnungen schienen nicht etwa als charakteristische Züge der Vergangenheit, sondern als Muster für die Gegenwart ausgeführt zu seyn. Ich leugne nicht, daß hin und wieder in den Schnörkelformen einiger Reiz liegt, denn keine Sache ist so schlecht, um nicht eine gute Seite zu haben, und jede Ausprägung des menschlichen Geistes wird irgend etwas Anziehendes enthalten; aber man muß sehr blind seyn, um wegen eines Anklanges, den diese oder jene Form etwa in uns findet, das Fehlerhafte und Schiefe des Ganzen zu übersehen.

Da keine Erscheinung vereinzelt steht, mußte die schiefe Richtung des Geschmacks auch ihren Einfluß auf die Gesellschaft ausüben. Ich fand daher, daß solche durch einige Steifheit und preciöse Gleichgültigkeit in sonderbarer Vermischung mit dem reizbaren, nervösen Element der jetzigen Generation nicht eben gewonnen hatte; auch gab es keinen Gegenstand aus der unmittelbaren Gegenwart, für den man sich lebhaft interessirte. Man liest im Ganzen die neuesten deutschen Schriften von dem pikanten Genre, aber mit weniger Theilnahme, als die Erzeugnisse der französischen Romantik, für welche „Literatur der Verzweiflung“ man eigentlich mehr Interesse hat, als man gemeinhin gestehen will. Die Art der neuesten Berliner Verehrung Goethe's ist Ihnen bekannt, aber er wird doch mehr gelobt, als gelesen; Jean Paul scheint dagegen ganz verschollen zu seyn, Niemand spricht von ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Gleich ist der Abstand zwischen den Augen der Wölfe, Eins der Gedanke der Diebe.

Die Lüge hat kurze Spuren (wird bald entdeckt).

Das Wort keimt durch das Wort, ein Moor brennt von einem Funken.

Hebe den Hund aus dem Brunnen, so schüttelt er die Wasser um die Ohren.

Wer durch's Spiel reich wird, wird arm an guter Sitte.

Was verkehrt gewonnen, vergeht verkehrt.

Immer rechts dreht sich der große Bär, verständig gehen die Sterne am Himmel.

Schönes Wetter nach den Wolken, Freude nach dem Weinen.

Die lehmfarbene Wolke regnet, eine fette Kuh gibt Milch.

Gib Gott vom König zu hören, nicht ihn zu sehen!

Geschenke verderen das Gesetz, die Schmiere bringt das Rad zum Rollen.

Digitized by Google

Der Reiche kommt davon mit seinem Geide, der Arme mit seiner Rückenhaut.

Mit dem Beutel am Hals wird Niemand gehenkt.

Das Gesetz schwankt, wenn der Richter den Becher hält.

Eine alte Badstube gibt ein tüchtiges Bad (verhärtete Richter strafen am härtesten.

Der Pfarrer hat Worte wie Kienspahnlöhe.

Bodenlos, wie des Pfarrers Sack, lang wie ein Hungerjahr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der historische Verein. Preisaufgaben.

Es wurde hier wieder vom sogenannten Institut historique auf dem Rathhause ein gelehrter Congreß gehalten, bei dem es aber äußerst still herging. Das Institut historique ist ein Privatverein, der keiner großen Achtung genießt, und manche mittelmäßige Gelehrte zu Mitgliedern oder vielmehr Subscribenten hat; denn beinahe Jeder, der seinen Beitrag zu zahlen erbötig ist, wird aufgenommen. Der jährliche Congreß unterscheidet sich von den gewöhnlichen Sitzungen des Vereins bloß dadurch, daß während desselben die Verhandlungen öffentlich sind. Mitglieder, welche auftreten wollen, können ein gewähltes und vom Verein gebilligtes Thema behandeln, schriftlich oder bloß mündlich, und es ist nach dem Vortrage Jedem verstattet, Einwürfe zu machen und die vorgetragenen Behauptungen zu bekämpfen. Dies wäre nicht ohne Interesse, wenn nicht zuweilen Leute mit furchtbar dicken Manuscripten aufträten. Dabei wird einem angst und bange, und die Ungeduldigsten unter den Zuhörern laufen schon während der Zurüstungen zum Lesen davon. In der That ist es eine Unbarmherzigkeit, in Paris, wo man die Zeit so angenehm zubringen kann, die Leute auf dem Rathhause zu versammeln, um ihnen stundenlang etwas vorzulesen, was am Ende doch nur in gewagten Behauptungen besteht und die Wissenschaft um nichts fördert. Damit soll jedoch keineswegs dem Congresse im Allgemeinen der Stab gebrochen werden. In einem Staate, wo Oeffentlichkeit ein Hauptgrundsatz der Verfassung ist, muß auch die Wissenschaft öffentlich verhandelt werden können; man muß das pro und contra behaupten und erörtern können. Auch kommt doch zuweilen beim Hin- und Herreden wirklich etwas heraus; man lernt die starke und die schwache Seite eines Satzes kennen, und bekommt Licht über gewisse Materien, mit welchen man nicht Zeit oder Gelegenheit gehabt hatte sich zu befreunden. Da das Institut historique so gut ist, sämmtliche Verhandlungen des Congresses auf seine Kosten drucken zu lassen, und sie also auch in die Hände derjenigen, welche dem Congresse nicht beigewohnt haben, gelangen oder doch gelangen können, so will ich mich bei dem Inhalten nicht länger aufhalten; Congreßliebhaber werden ihn bald völlig gedruckt sehen. – Die Gelehrtenvereine werden so zahlreich, daß es keine leichte Aufgabe mehr ist, mit dem, was sie leisten, versprechen oder verlangen, genau bekannt zu werden. Ein Herr Cassin, Rue Taranne Nr. 12, hat so eben eine Zeitschrift oder ein Bülletin begonnen, das zum einzigen Zweck hat, die Preisaufgaben der Gelehrtenvereine einzuregistriren und bekannt zu machen. Schon die französischen Akademien und Gelehrtenvereine gehen Stoff zu solch einer Zeitschrift. Es ist kaum glaublich, wie viel Preisaufgaben jährlich bekannt gemacht werden; leider stehen in den Provinzialstädten die Preise oft mit der Wichtigkeit der gelösten oder zu lösenden Fragen nicht im Verhältniß, wogegen sie in Paris, besonders durch die Montyonschen Stiftungen, oft übertrieben sind. So z. B. fragt die Akademie zu Bordeaux gewaltig viel, kann aber denjenigen, welche ihr gut antworten, nur 2 bis 300 Franken versprechen. Unter andern verlangt sie für eine Goldmedaille von 500 Franken zu wissen, welchen Einfluß auf die Bildung der beiden Welten die drei wichtigen Werke Montesquieus: Lettres persanes, Esprit des lois und Considérations sur la grandeur et la décadence des Romains gehabt haben; wer wird ihr antworten? Eben so verspricht sie dem, der ihr sagen wird, welche Fabriken und Gewerbsanstalten, bei dem sintenden Seehandel Bordeaux's, am vortheilhaftesten anzulegen wären, um der Stadt ihren alten blühenden Handel wieder zu verschaffen, eine Goldmedaille von 200 Franken. Mich dünkt, einem Mann, welcher ihr diese Frage genügend löste, könnte sie wohl 2000, ja 20,000 schenken. Die Marseiller Akademie ist schon ein wenig freigebiger; für den, der ihr die Wichtigkeit Algiers für Frankreich überhaupt, und für Marseille insbesondere, in Hinsicht auf Ackerbau, Gewerbsfleiß und Handel gut auseinandersetzt, hält sie eine Goldmedaille von 400 Fr. in Bereitschaft, und eben so viel sollen dem zierlichsten Gedichte über die Dampfschifffahrt zu Theil werden. Im Betreff des ersten Stoffes hätte eine noch nützlichere Frage aufgegeben werden können. Daß Algiers Besitz wichtig für Frankreich und besonders für Marseille sey, leidet keinen Zweifel, und braucht nicht bewiesen zu werden. Die Frage ist nur, wie man es anzufangen hat, um diese Kolonie zu besitzen ohne ungeheure Opfer an Geld und Menschen. Wer hierauf genügend antworten könnte, verdiente nicht einige hundert, sondern tausenderlei Franken. Wie gänzlich belohnt dagegen aus den Montyonschen Stiftungsfonds die Académie française Schriften und Thaten! Der Küraffierabjutant Martinet, welcher bei dem schrecklichen Gedränge am Eingang des Marsfeldes im verwichenen Juni so thätige Hülfe geleistet, ist mit einem Geschenk von 8000 Fr. belohnt worden; fünf unbekannte Leute aus der Provinz haben jeder 2000 und sieben andere jeder 1000 Fr. für tugendhaftes Betragen erhalten, und 20,000 Fr. sind an fünf Schriftsteller vertheilt worden. Wenn auch diese Preise für den ästhetischen und moralischen Werth der belohnten Schriften zu hoch sind, so haben sie doch das Gute, daß sie zur Abfassung moralischer Werke aufmuntern und die Schriftsteller bewegen, ihren Leistungen eine moralische Tendenz zu geben. Unter den belohnten Schriftstellern befindet sich auch der bekannte Azaïs, dessen letzte Schrift: Physiologie du bien et du mal, mit einem Preise von 5000 Fr. belohnt wurde. Wahrscheinlich hat man nicht so sehr dieses Werk, welches wenig Aufsehen erregt hat, belohnen wollen, als das beständige Streben dieses Greises, in der philosophischen und moralischen Sphäre auf einem festen Grund zu kommen; ein Streben, welches dem armen Mann viele Lobsprüche in den Zeitungen, aber im Grunde wenig Erkleckliches eingebracht hat. Freilich betrachtet man ihn als einen Träumer, dessen Systeme unhaltbar sind; aber der Mann muß doch leben, und seine Vorträge haben ihm wenig eingebracht, obschon er sie auf platonische Weise in einem Garten neben dem Luxemburger Palaste hielt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 28. Oktober 1837.

Immer leerer, immer nachter,
Immer bolder wird die Zeit,
Immer dünner und abstrakter,
Nur ein Schein von Wirklichkeit.
Als man nur noch Moden wechselte,
Gab es Neuigkeiten doch;
Seit man sich Systeme drechselte,
Kriecht kein Hund vom Ofenloch.

Puchta.

Briefe aus der Residenz in die Provinz.

(Fortsetzung.)

In der Aufklärungszeit war noch mehr Enge und Steifheit der Sitten aus früheren Zeiten übrig, aber man bekämpfte die beengenden Schranken kräftig und lebhaft, wenn man ihrer auch noch nicht ledig werden konnte, sondern solche als lästige Haarbeutel mit sich umherschleppte. Jetzt ist der umgekehrte Fall: die altväterische Steifheit haben wir abgestreift, aber wir bemühen uns, ihren Schatten wieder bei uns einzuführen und unsern im Grunde freieren Sitten eine unnatürliche Gravität aufzuzwingen. Wir sehen mit beneidender Sehnsucht auf die naive Behaglichkeit und Vergnügungsfähigkeit unserer Großväter, aber vergebens bemühen wir uns, diese abgeschiedenen Geister herauf zu beschwören. Sie stecken keineswegs in den Fehen, die wir an Kleidern, noch in den Schnörkeln und Farben, die wir an kleinem Geräthe anbringen und aus der Plunderkammer jener alten Perrücken hervorholen. So bestehlen wir den Leichnam der altväterischen Zeit, aber den Duft, welchen die hochparfümirte Dame bei Lebzeiten ausströmte, können wir nicht mehr hervorbringen, und ich glaube, er röche auch nicht so gut als vormals. Wer findet noch an jenen allerliebsten französischen Kleinigkeiten Gefallen, wen amüsiren noch jene Sinngedichte, wer findet diese Pointen und Antithesen noch pikant? Wo ist der Mann mit der classischen Metapher, der überall Horaz und Seneca citirt und ersteren fast auswendig weiß? Wo sind die lustigen Schwänke und Mystifikationen? Bürgen sie nicht jetzt größtentheils platt und gemein erscheinen?

Was die Conversation an Wärme und Herzlichkeit verloren, hat sie an Prätension gewonnen. Man spricht ab und scheint Widerspruch weder zu erwarten noch zu beachten. Zwar ist deutlich bemerkbar, daß wir an kritischem Bewußtseyn gewonnen haben, aber es ist auch die Gewohnheit eingerissen, ziemlich gewöhnliche Sachen mit intellektueller Vornehmheit in sehr schwülstige und räthselhafte Ausdrücke zu hüllen, wobei der Einfluß der Hegelschen Terminologie unverkennbar ist. Man ist sehr bemüht, etwas Unerwartetes zu sagen, aber dergleichen springt nicht mit jener lebhaften, pikanten Schnelligkeit hervor, wodurch Paradoxen interessiren, sondern es wird prétiös enthüllt. Ich gestehe, daß ich mich in Manches nicht gleich finden konnte, und Einige mochten mich wohl für einen dummen Dorfteufel halten; wenn ich aber aus diesen Schalen den Kern herauszusuchte, kam er mir häufig verschrumpft, saftlos und unerquicklich vor, so daß ich bei solchen mit dem Anspruch auf Geist gesagten Sachen, statt gereizt und belebt zu werden, mich öfter zum Kopfschütteln veranlaßt

Digitized by Google

fand. — Ich würde aber höchſt undankbar ſeyn, wenn ich verleugnen wollte, wie gut ich mich unterhalten habe; denn bei den ausgezeichneten Eigenſchaften meiner Freunde, welche Sie kennen, und auf die natürlich jene Manier keinen Einfluß übte, konnten mich die Mängel der neueſten geiſtigen Atmoſphäre nicht eben genieren.

Chesterfield und der Marſchall von Sachſen dürften die bezeichnete Art der Converſation ſchwerlich nach ihrem Sinne finden; inwiefern ſie der äußere Luxus befriedigen würde, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, indeß ſcheint man ihre Zeiten hierin zum Vorbild zu nehmen. Sie ſehen daher jene ſchwerfälligen Caroſſen von faſt überflüſſiger Tiefe, die reichen und an altmodiſche Gravität erinnernden Livreen, den Jäger mit dem betreßten Federhute, dem goldenen Bandelier und den glänzenden Litzen. Rollt eine ſolche Equipage vorüber, ſo iſt Kleidung und Schmuck der Dame in Harmonie mit dieſem altariſtokratiſchen Prunk, aber der Herr erſcheint nothwendig als Anomalie. Die dunkle Unſcheinbarkeit und enge Plattheit ſeines Anzugs nimmt ſich faſt wie ein ſchwarzer Flecken in jenem bunten Glanze aus, mit dem bloß Quaſte und glänzender Knopf ſeines langen, altväteriſchen Stockes in Einklang ſteht, aber ſofort wieder mit ſeinem Rocke disharmonirt, wenn der Herr als ein für ſich beſtehendes Ganzes zu Fuße geht.

Rückſichtlich des Wagens, welchen Sie wünſchen, bin ich glücklicher geweſen, als mit der Stutzuhr, und glaube, Sie werden mit dem, welchen ich Ihnen ſchicke, zufrieden ſeyn. Zwar hat, wie ich ſchon andeutete, der Rococogeſchmack die Staats- und Familienwagen keineswegs unangetaſtet gelaſſen, indeß iſt gerade die Form der Jagdwagen von der Art, wie Sie einen verlangen, auf's Vortheilhafteſte und zwar dem Bedürfniſſe und Geiſte unſerer Zeit gemäß fortgebildet worden. Die Räder macht man nicht mehr ſo niedrig als vor einiger Zeit, die Farbe iſt, wie auch früher, dunkel und das Eiſenwerk ſehr nett. Zwar wird Ihnen der Preis von 560 Thalern ſehr hoch vorkommen, wenn Sie aber in Anſchlag bringen, wie viel nach hieſigen Verhältniſſen der Handwerker an einem ſolchen Stücke verdienen muß, wenn er auskommen ſoll, ſo werden Sie ſich über den Preis nicht eben wundern. Der Wagenbauer, bei dem ich Ihren Wagen kaufte, zahlt nämlich jährlich 800 Thaler Miethe, hält mehrere gutbeſoldete Leute und verkauft das Jahr hindurch nicht mehr als etwa dreißig Wagen.

Dies über die erſten Eindrücke, welche ſich mir in wenigen Tagen meines Hierſeyns darboten; vielleicht verweile ich länger hier als urſprünglich mein Plan war, und werde Ihnen dann weiter berichten, was ich etwa zu bemerken Gelegenheit finde. Bei den jetzigen herrlichen Tagen gedenken Sie meiner, wenn ſich die Sonne zum Untergang neigt und Sie den ſanften und doch erhabenen Reiz des abendlichen Himmels auf der Terraſſe an der Gartenſeite Ihres Schloſſes genießen, welche uns ſo oft in ſeliger Entlegenheit dem gemeinen Geräuſch menſchlicher Werkthätigkeit entzog.

Sr.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

In der Nacht begab ſich André an den Thurm, welchen Marie bewohnte, auf ein verabredetes Zeichen erſchien die Geliebte am Erkerfenſter und warf ihrem Getreuen eine heilige Reliquie aus Jeruſalem herunter; darauf vereinten Beide ihre Gebete, um glücklichen Erfolg auf morgen zu erflehen. — Nachdem es Mittag geſchlagen, ſah der Ritter, welcher ſchon am Fuß des Berges wartete, ſeine Geliebte in Begleitung zweier Prieſter und zahlreicher Gewaffneter ankommen. Sie ſtürzte ſich weinend in ſeine Arme. „André, wag' es nicht!“ rief ſie einmal über das andere; „ſiehſt du die Sonne, wie ſie ſo drückend heiß vom Himmel herunter brennt?“ — „Ich wage es,“ erwiderte der entſchloſſene Jüngling. „Wenn ich ſterben ſoll, kann ich einen ſchönern Tod finden?“ Der Ton eines Jagdhorns ließ ſich in der Ferne vernehmen; er kam oben vom Felſen herunter, es war das Signal. Der Liebende beichtete den Prieſtern, welche ihm die Abſolution ertheilten; darauf nahm er ſeine Geliebte in die Arme und ſtieg mit ihr eiligſt in einem Athemzug den ſteilen Felſenpfad hinan. Tauſendfacher Jubel erſcholl auf der Plattform; der Ritter hört die lärmende Begeiſterung, er ſieht über ſeinem Kopfe das damaſtene Zelt und darunter den Brautaltar mit den brennenden Wachskerzen; im Uebermaß ſeines Glücks ſchwanken ſeine Knie, taumelnd macht er den letzten Schritt zum Ziele, ſetzt ſeine theure Laſt auf den Rasen und ſtürzt todt nieder. Marie reicht ihm die Hand, in dem Glauben, er ſtehe aufrecht hinter ihr; da ſie aber ſtatt des Lebenden einen Leichnam erblickt, verflucht ſie ihren Vater und ſchließt die Augen auf ewig. Lui, mourut de fatigue, elle, de sa douleur, ſingt der Dichter Ducis. Beide Liebenden wurden auf der Plattform begraben. Der unterirdiſche Graf ließ an der Stelle, wo der Brautaltar errichtet worden war, eine Sühnkapelle erbauen, worin er die Aſche der Beiden niederlegte. Die Kunde, dieſer Begebenheit verbreitete ſich bald im ganzen Lande und die neue Kapelle wurde ein beſuchter Wallfahrtsort aller unglücklichen Liebenden. Einige Mönche der Gegend, welche ſahen, daß dort etwas zu gewinnen ſey, bauten um die Kapelle ein weitläuftiges Kloſter, das über 500 Jahre unter dem Namen: „die Prioreÿ der beiden Liebenden“ berühmt war. Die ſchöne Kloſterkirche iſt nicht mehr

Digitized by Google

vorhanden, wohl aber sieht man noch die Wohnung des Abtes in der reizendsten Lage.

Nicht weit von da, wo die Andelle einmündet, sahen wir die Eure in die Arme der Seine eilen, und unmittelbar darauf gelangten wir nach dem Städtchen Pont de l'Arche, äußerst lieblich an's linke Flußufer hingelagert, welches eine lange Brücke von zwei-und-zwanzig Bogen mit dem rechten Ufer verbindet. Diese Brücke, welcher die Stadt offenbar ihren Namen verdankt, geht über drei Seinearme hinüber, deren letzter zwei Schleusen enthält, welche der Schifffahrt zu Nutzen kommen, weil das Strombett hier voller Klippen und Sandbänke ist. Die Schiffer behaupten, daß man die Meeresfluth bis hieher spüre, was mir indeß unwahrscheinlich ist. Pont de l'Arche verdankt seinen Ursprung Karl dem Kahlen, welcher die Stadt befestigen, mit Wall und Graben umgürten, und auf dem andern Ufer einen Brückenkopf anlegen ließ. Die Normänner, welche damals schon immer zudringlicher wurden, zerstörten die Vertheidigungswerke. Ganz in der Nähe der Stadt bemerkt man die Ruinen eines halb kloster-, halb pallastartigen Gebäudes, welches aus der Zeit Karl des Kahlen herstammt, der darin zwei Kirchenconzile und Notabelnversammlungen hielt, 862 und 869. Von dem ganzen Bau ist nur noch eine prächtige Kirche übrig geblieben. Eine Stunde von Pont de l'Arche liegen, unter Bäumen und Schutt versteckt, die Ueberreste eines großen Pallastes, welchen die Königin Blanche, die Mutter des heiligen Ludwig, bewohnte. Daneben erhebt sich die bescheidene Kirche von Lery, im byzantinischen Style erbaut. Die Nachbarin dieses armen Dorfes ist die reiche und durch ihre Tuchmanufakturen berühmte Stadt Louviers mit einer imposanten Pfarrkirche, deren Architektur den Kunstgeschmack des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts verräth.

Mit dem Dorfe Criquebeuf hat das Departement der Eure ein Ende; bei dem gegenüberliegenden Frenense beginnt das „Departement der untern Seine," eines der reichsten, bevölkertsten, gewerbsteißigsten und bekanntesten in ganz Frankreich, welches den bedeutendsten Theil der alten französischen Provinz haute Normandie umfaßt und nach dem untern Lauf der Seine benannt ist, die sich zwischen Honfleur und Havre in's Aermelmeer ergießt. Es hat eine Oberfläche von beinahe 300 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 700,000 Seelen, welche in achthundert Gemeinden leben. Fette Wiesen und herrliche Triften erfreuen ununterbrochen das Auge, jede Biegung des Stroms deckt ein neues Landschaftsgemälde auf. Die Dörfer, häufig in Obsthainen versteckt, haben meist ein gar freundliches, heimliches Ansehen und eine ganz eigenthümliche Anlage. Um die Kirche herum wohnen nur der Pfarrer, der Gastwirth, der Kleinkrämer und Grobschmied. Die Wohnungen der Landbauer liegen in kleinerer oder größerer Entfernung zerstreut und bilden jede ein für sich abgeschlossenes Eigenthum.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Die Cholera.

Man hat an mehreren Orten bemerkt, daß die Wuth der Cholera von dem Augenblicke an sich gebrochen, wo man es offen aussprach, daß sie da sey. Die Untersuchung darüber mhge auf sich beruhen bleiben; gewiß ist, daß, so lange man es nur mit dunklen Gerüchten zu thun hat, der Zustand in einer volkreichen Stadt weit peinlicher ist, als wenn von Obrigkeits wegen ihre Existenz eingestanden wird. Es hat diesemal lange Kämpfe gekostet, bis man sich gebrungen fühlte, etwas auszusprechen, was nicht mehr zu leugnen war. Doch waren die Gründe dagegen nicht in einem bloßen Eigensinn zu suchen. Diese Stimmen hatten sich auch im Publikum beim ersten Erscheinen der Krankheit gegen die tägliche Veröffentlichung der Listen, als gegen etwas ausgesprochen, was die Angst und damit die Empfänglichkeit mehre. Zudem existiren auf dem Papiere noch immer unwiderrufen alle die entsetzlichen Precautions- und Desinfectionsvorschriften, welche beim ersten Ausbruch von den Hyde-Tories unter den Contagionisten impetrirt worden. Die Cholera anerkennen, hieß daher entweder alle diese absurden und verspotteten Gesetze, die ihrer Zeit dem Staate so vieles Geld gekostet, wieder in Anwendung bringen, wogegen sich die gesunde Vernunft, die allgemeine Stimme und der Geldbeutel sträubten, oder eine ganze Gesetzgebung plötzlich umstoßen. Daher der lange Aufschub, das Uebel bei Namen zu nennen, bis dunkert andere Gründe keine Wahl mehr ließen. Die alten Gesetze, die, in ihrer buchstäblichen Anwendung, Handel und Wandel vernichten würden, und einen Zustand herbeiführen, gegen den die Cholera, wie sie ist, ein geringeres Uebel wäre, werden nur mit möglichster Schonung und weiter Auslegung beobachtet. Trauen darf man den politzeilichen Erkrankungslisten, wie sie täglich die Zeitungen punktiren, nicht; denn die Anmeldungen halten höchstens ein steigendes und sinkendes Verhältniß mit den wirklichen Fällen. Wo ein gewissenhafter Arzt es mit seinem Gewissen ausmachen kann, gibt er der Krankheit einen andern Namen, um den schon hart getroffenen Angehörigen des Todten oder Befallenen nicht noch die Belästigungen einer offiziellen Desinfection zuzuziehen, von der auch die Contagionisten überzeugt sind, daß sie, nach der Normativvorschrift angewandt, überflüssig ist. Die jungen Aerzte dagegen, welche, kaum zur Praxis zugelassen, ihren Eifer bethätigen und, was an ihnen, zur Förderung ihres Ruhmes thun möchten, sollen dafür desto mehr Cholerafälle täglich anmelden und Genesungen eintragen lassen, wo eine darmlose Diarrhöe oder eine gewöhnliche Brechruhr glücklich beseitigt ist. Dieser Ueberfluß an Pflichteifer gleicht dann im Resultate einigermaßen jenen Mangel wieder aus. — Die Todtenlisten lügen wenigstens nicht in der Zahl, und vergleichen mit denen beim ersten und dem schwächern zweiten Erscheinen der Krankheit, hatte Berlin diesmal einen hörtern Stand. Jetzt scheint die Kraft der Krankheit abzunehmen,

Digitized by Google

aber das Schlußresultat ist leider noch nicht zu ziehen, und wird günstigen Falls im Vergleich zu 1831 die Sterbefälle jenes Jahres sehr überbieten. In einem Hause, freilich einem großen Familienhäuser, sind in kurzer Frist einige siebzig Opfer gefallen. Es sind ganze Familien ausgestorben, dergestalt, daß fremde Personen ihren Tod in den Zeitungen anzeigen mußten. Auch mancher namhafte Mann, viele junge Leute wurden unerwartet abgerufen. Man begegnet bei jeder dem Schritte Trauernden. Doch Berlin ist groß, und wo nicht schmerzliche Verlüste in Familien Erinnerungen zurücklassen, die keine Zeit vernarbt, wird das Gedächtniß dieser Schlachttage bald wieder verwischt seyn. Wurde die lebende Generation leichtsinniger oder stumpfsinniger? Schon jetzo noch der gespensterhafte Druck über unserer Atmosphäre wuchtet, sieht man das Verlangen, den Druck abzustreifen, elastisch aufzuschnellen. Eine gespensterhafte Furcht ist wohl da, aber der ernste Eindruck wird vermißt. Nur ein negatives Etwas nehme ich als Symbol dafür, daß es diesmal mit dem Ernste den Leuten ernst war: es verlauten keine Cholerawitze!

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, October.

(Beschluß.)

Preisaufgaben. Bibliotheken.

Merkwürdige Preisaufgaben sind diejenigen, wozu der verstorbene Bischof Gregoire die Summen hinterlassen hat, und worüber zum Theil die hiesige Academie des sciences morales et politiques, zum Theil die Société de morale chrétienne und zum Theil der wissenschaftliche und Kunstverein zu Grenoble zu entscheiden haben soll. Die von letzterm bekannt gemachten Preisaufgaben sind vorzüglich zu bemerken. Die erste verlangt, man solle aus der heiligen Schrift und aus der Tradition beweisen, daß der Despotismus, geistlicher sowohl, als weltlicher, den Lehrsätzen und der Moral der katholischen Kirche zuwider ist. Hiezu sind 1000 Fr. ausgesetzt. Die zweite fordert Rückäußerung der wirksamsten Mittel, um den Freiheiten der gallikanischen Kirche ihre Energie und ihren Einfluß wieder zu verschaffen, und um die alte Kirchendisciplin ganz wieder herzustellen. Letztere Frage hat jedoch seit der Julirevolution viel von ihrer Wichtigkeit verloren. Der Einfluß des Ultramontanismus auf die französische Clerisei hat bedeutend abgenommen, und die sogenannten Freiheiten der gallikanischen Kirche werden wenig geachtet, seitdem die Geistlichkeit in den weltlichen Angelegenheiten wenig mehr mitzusprechen hat und bei Hofe ihr Ansehen nicht mehr mißbrauchen kann. Daß sie sich nicht gutwillig in diese neue Ordnung der Dinge ergibt, hat man aus den heftigen Zuträumissen des Erzbischofs von Paris in Betreff des Pantheons gesehen. Dieser Erzbischof ist aber auch der heftigste und aufsahrendste aller Pariser Geistlichen; wenigstens weiß er am wenigsten an sich zu halten, und doch ändern seine unüberlegten Mandements nichts an der Sache. Das Pantheon wird doch nicht wieder zu einer Kirche umgeschaffen werden, wenn es auch sonst zu nichts dient, und Voltaire's und Rousseau's Bildnisse bleiben am Giebelfelde, das die Regierung endlich nach langem Zögern hat aufbrechen lassen. — Zur Förderung der Studien will der jetzige Minister des öffentlichen Unterrichts den Versuch machen, die Pantheonsbibliothek, welche in dem von Studenten aller Art bewohnten Quartier der Stadt liegt, bis elf Uhr Abends offen zu halten, damit die Studenten den Abend, welcher sich in Paris bis elf Uhr verlängert, nützlich verwenden können. Da diese Bibliothek auch geheizt wird, was bei mehreren andern Pariser Bibliotheken nicht der Fall ist, so kann den Winter hindurch solch eine Maßregel allerdings ersprießlich seyn. Auch ist schon vorgeschlagen worden, eine Bibliothek am Sonntag offen zu halten, damit besonders die Handwerker dieselbe benutzen können. Dies könnte vorzugsweise an der Bibliothek des Conservatoire des arts et metiers bewerkstelligt werden. Glücklicherweise ist man zur Einsicht gelangt, daß öffentliche Nationalsammlungen nicht dazu da sind, daß man den Fremden die aufgestellten Bücher, Gemälde oder Modelle zeigen könne, sondern dazu, daß sie auf alle mögliche Art benutzt werden und auf die Bildung des Volkes einwirken. Dergleichen Sammlungen werden mit dem Gelde der Nation angeschafft, also ist es auch nicht anders als billig, daß sie der Nation nützen, so viel es thunlich ist. Aus eben diesem Grunde ist auch schon vor mehreren Jahren vom Ministerium die Einrichtung getroffen worden, daß in der Vakanz nicht alle Bibliotheken von Paris zu gleicher Zeit geschlossen werden, sondern daß die Vakanz einer Bibliothek anfängt, wenn die einer andern endigt. Indessen entschädigt freilich das Offenstehen aller andern Bibliotheken keineswegs für die sechs Wochen langen Ferien der königlichen Bibliothek, wo man allein die im Auslande erschienenen Bücher, so wie Werke über Antiquitäten, Kupferstiche und Landkarten antrifft, während die andern Bibliotheken meistens nur mit ältern Büchern versehen sind. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 346.

1. Das Jahrtausend. 2. Die Jahrhunderte. 3. Die Jahre. 4. Die Monate. 5. Die Tage. 6. Die Stunden. 7. Die Zeit oder der alte Saturn.

Räthsel in alcäischem Versmaße.

1.

Von Eisenfesseln für die Gefangenen,
Von Rosenfesseln anders Gebundener,
Räthselten, auch von einem Zeffeln,
Welche vermeintliche Freie binden,

Klirrt, wie des weiland classischen Alterthums
Gewehte Hall', auch unserer Zeit Parkett;
Doch eine weitre Fessel zwingt uns,
Welche nicht Römer noch Griechs kannten.

Und wir erfreu'n uns ihres melodischen
Getönes und vergessen darob den Druck,
Und wie sie Gestern dann verübet,
Wie sie den Flug der Gedanken hemmet.

Ein höher Prüfzwang, den Politik uns nicht,
Den alten Mönchsbuns Glockengeschmack vererbt;
Fort, fort von ihrem Seelenklingeln!
Her zu dem geistigen Waffenklange!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 30. Oktober 1837.

O lächle, holder Himmel! oder triff,
Unholder Tod! denn finſter blickt die Welt,
Und Wolken haben meine Sonn' umzogen.

Shakespeare.

Ritter Hagenbach.

1474.

Als ſtünde hier kein dunkler Zwinger,
So ſchreit die Lerche himmelan;
Ich zeig' ſie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;
O mach die Bande mir geringer,
Daß ich von dieſes Thurmes Brüſtung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüſtung,
Die Hengſte ſehe auf der Bahn.

Hab Dank, geſtrenger Eiſenmeiſter,
Daß du es menſchlich mit mir meinſt;
Dank Sonne, daß du Lebensgeiſter
Mir in die finſtre Seele ſcheinſt;
Dank, alter Rhein, du weitgereiſter,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthränen weinſt.

O Lenz, wie biſt du ſchön geworden,
Als hätt' ich dich noch nie geſchaut!
Du ſchlingſt um dieſe Felſenpforten
Sogar den Blüthenarm vertraut;
O Maienzweig, wenn ſie mich morden
Und peinigen, umſchlingſt du dieſen,
Der in den feuchten Thurmverlieſen
Beinahe über Nacht ergraut?

O goldnes Abendlicht hier innen,
Du ſchmeichelſt noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort ſitzt ſie in verlornem Sinnen,
Geh, ſpiegle dich in ihrem Grame,
Wie einſt im Hochzeitſchmuck der Dame
In, der berauſchten Burg zu Taun!

Du aber, Vöglein in dem Riede,
Du ſchlage fort die Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr ſchönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den loſen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz iſt fort, wer weiß wie weit!

Ja weit von hier ſind jene Wochen
Voll Frauen- und voll Lautenzier;
Fort ſind die Schwüre und gebrochen,
Wie Lanzen einſtens beim Turnier;

Digitized by Google

Schlachtrosse fort und wundgestochen,
Und Schlachten selbst und Liebesfahrten
Fort, todt die treuesten Picarden,
Und ich bin selbst am Ziele hier.

O Montlhery, du Glanz der Fehden
Für mich und meines Herzogs Thron!
O siegverkündende Trompeten
Am Kampfestag bei Nourbillon!
Das Eisen selbst ward weichgetreten,
Und mitten in dem Schlachtenwunder
Focht Karl, der kühnste der Burgunder,
Und Hagenbach bei ihm, sein Sohn.

Und sein Visier ist nun dies Gitter,
Sein Bügel dieser Eisenstock?
Statt jenes Wappenrocks der Ritter
Trägt er den Armesünderrock?
Er spielt mit Fesseln statt der Zither,
Und dies ist Hagenbach, der gräme,
Der, wenn's zum Sterben morgen käme,
Hingeht und legt sein Haupt auf's Block?

Nicht ahn'st du, Karl, wenn ich geendet,
Wie mich dies feige Volk entehrt!
Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
Längst an den eignen Ketten zehrt,
Hat mich entritten und geschändet,
Hat, Guter! — könntest du es wissen —
Dein goldnes Vließ mir abgerissen
Und auf der Folter mich verkehrt!

Schaut her da drunten in den Schiffen!
Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
Das Lied, das man euch vorgepfiffen
Vom niedern, ja vom niedern Bund,
Dies einzige habt ihr begriffen?
— Sie schiffen fort, es spotten Stimmen;
O könnten nicht die Nachen schwimmen,
Ihr lägt schon längst im tiefsten Grund!

Doch sieh, der Fluß wird fast zu enge,
Es reiht sich Kahn an Kahn im Rhein;
Dann drüben eine Menschenmenge,
Dann Reißige dahinter drein —
Was soll zur Nachtzeit dies Gepränge?
Die Zahl von Männern und von Rossen,
Was soll sie, die mit Schweiß begossen,
Und was der grelle Fackelschein?

Bist du's mit deinen Siegsstandarten,
Mein Bruder Stephan, o so fleug!
Und meine wackeren Lombarden,
Erscheint ihr, o so sputet euch!

Hieher zu diesem schlechtbewahrten
Gefängniß! brecht die morschen Thüren!
Hier steigt herauf! — doch wie? sie rühren
Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

(Der Beschluß folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer

(Fortsetzung.)

Leider war es uns nicht vergönnt, dieser schönen Ansichten und malerischen Gruppen lange zu genießen. Es fing anzu dämmern, und bald konnten wir die Gegenstände am Ufer nicht mehr deutlich unterscheiden. Kaum hatten wir eine halbe Stunde im Dunkeln geschifft, so bemerkten wir zu unserer Linken eine Masse grauer und blauer, über einander gelagerter Häuser, über welche eine Reihe dampf- und feuerspeiender Säulen und zwei Kirchthürme emporragten, deren graziöse gothische Formen, inmitten der düstern Atmosphäre kaum bemerkbar, sich von einem grünen Hintergrunde abhoben, welchen hohe Bergrücken mit herrlichen Waldungen im Amphitheater bilden. Tausende von Fabrikherden, aus deren Schornsteinen rothe Flammen herausschlugen, beleuchteten dieses imposante Nachtgemälde, über welches der Mond seine Silberstrahlen ausgoß. Das Schreien der Feilen, das Hämmern der Ambose, das Stöhnen der Blasebälge, das Brausen der Dampfmaschinen vereinigte sich zu einem fremdartigen disharmonischen Concert, welches die friedliche Stille des Abends weithin unterbrach und unserm gespannten Ohre das cyklopische Leben einer rastlos thätigen Fabrikstadt verkündigte. Es war Elbeuf, dessen Manufakturen unter Colbert kaum aufzublühen anfingen, als der Jesuit und Beichtvater Letellier den orthodoxen Ludwig XIV. beredete, das Nationalitätsedikt zu Gunsten der Protestanten zurücknehmen, welches der ehemalige Ketzer Heinrich IV. in Nantes unterzeichnet hatte. Durch diese schlechte Politik in Schrecken gesetzt, entflohen zu Tausenden die Einwohner von Elbeuf, lauter fleißige, arbeitsame Hugenotten, und trugen ihren Gewerbsfleiß nach Belgien, England und Deutschland. Diejenigen, welche die Liebe zum Vaterlande zurückgehalten hatte, wurden „mit Blut getauft," wie die Dragonneurs des großen Königs sich auszudrücken pflegten. Noch bis auf den heutigen Tag hat sich in Elbeuf das schreckliche Andenken an die Bekehrungen jener Zeit erhalten, wo man Soldaten die Säuglinge von der Mutterbrust wegreißen sah, um sie im Namen Gottes in die Seine zu werfen. Lange Zeit nachher konnte sich Elbeuf von diesem Mordstreich nicht wieder

Digitized by Google

erholen; erst zu Anfang der französischen Revolution gewannen seine Fabriken neuen Aufschwung, welcher seitdem immer zugenommen hat. Gegenwärtig beschäftigen diese Manufakturen über zwei Drittheile der Bevölkerung der Stadt und Tausende aus den benachbarten Dörfern. Die Stadt ist zwar schlecht gebaut und noch schlechter gepflastert, aber äußerst reizend in einem Thalkessel gelegen, welchen nördlich die Seine bespült und südlich eine waldige Bergkette amphitheatralisch einschließt. Der Kunstfreund findet daselbst zwei schöne gothische Kirchen, Saint-Etienne und Saint-Jean-Baptiste, erstere mit vortrefflichen Glasmalereien und von hohem Alter, letztere minder ehrwürdig, aber gleichfalls durch ihre bemalten Fenster ausgezeichnet. Von dem Allen sahen wir auf unserer Hinreise nichts mehr; denn als wir bei Elbeuf vorüberfuhren, war es Nacht. Von den vielen mit Weiden und Pappeln bepflanzten Inseln zwischen Rouen und Elbeuf merkten wir eben so wenig; nur dann und wann zu einem der Kajütenfenster hinausblickend, meinten wir wie durch einen Wald zu fahren. Einige zitternde Lichter verkündeten allein die Dörfer, an denen wir vorüber kamen. Allmälig näherten wir uns den Vorstädten von Rouen; es war eilf Uhr, als das Dampfboot an der großen Brücke anlegte.

„Monsieur, hôtel du Midi!“ — „Hôtel de la Rose!“ — „Der Herr steigt nicht in der Rose, sondern im Tannenzapfen ab, nicht wahr?“ — „Nein, ich kenne den Herrn besser als du, er logirt bei uns im hôtel de France!“ — „Monsieur, hôtel de Paris, hier ganz in der Nähe am Quai.“ — „Meine Herren! Sie können bei mir einkehren,“ redete uns ein dicker Gastwirth an, „hôtel Vatel, treffliche Appartements, Messagerien nach allen Weltgegenden, Table d'Hôte um fünf Uhr, alle Bequemlichkeiten, herrliche Bedienung und vorzügliche Weine.“ — „Schenken Sie ihm kein Gehör, es kehrt keine Seele mehr bei ihm ein. Hôtel de Lyon, ici en face!“ — „Schweig doch! diese Herren wohnen bei uns.“ — „Willst du das Gepäck der Herren in Ruhe lassen, oder soll man dich für einen Spitzbuben halten?“ Die Ausdrücke fallen über einander her und es entsteht ein förmliches Gefecht um das Gepäck.

Diesen Scandal sah unser armer Pariser nicht im Geringsten voraus, sonst hätte der Undankbare die alte Diligence seiner Großeltern dem modernen Steamer vorgezogen, dessen revolutionairer Reiz ihn in Versuchung geführt. Kaum hat nämlich das Dampfboot seine Landungsbrücke am Quai Henri IV. ausgeworfen, so stürzt sich eine wüthende Horde auf's Verdeck und nimmt im Namen der Gastwirthe in Rouen von der ganzen Schiffsladung Besitz; gleich wilden Corsaren confisziren sie die ganze Reisegesellschaft sammt ihrem Gepäck. Ich habe nirgends etwas dem Aehnliches gesehen. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welchen Schrecken dieser nächtliche Einbruch auf dem Dampfboot verbreitet. Jeder sucht, so gut es angeht, seine Effekten zusammen und stellt sich zitternd an ihre Seite. Es entsteht ein unbeschreibliches Gewirre, worin man nichts hört als männliche Flüche und weibliche Fistelstimmen. Alle Bitten und Drohungen prallen unwirksam von der Brust der Barbaren ab; sie nehmen die Reisenden beim Kragen und schleppen sie unbarmherzig mit sich fort; sie lehren Alles um, werfen Alles durcheinander, daß es selbst beim hellen Tage schwer halten würde, seine Sachen aus diesem Chaos von Schachteln, Nachtsäcken, Jagdtaschen, Kisten und Koffern herauszufinden; wie soll man das erst bei stockfinsterer Nacht anfangen? Man schaudert, wenn man an alle die verwechselten Hüte, zerknautschten Schachteln und erdrückten Mützen denkt. Was ist aus dem treuen Mantel und der unzertrennlichen Blouse unseres Pariser's geworden? Er hatte beide nebst seinem Caputrock in der Kajüte vergessen. Bei der neuen eisernen Hängebrücke wird er dieses Unfalls gewahr, und er kehrt eiligst zurück, um sie zu holen. Unterdeß hat der Träger seinen Koffer, welchen er ins Hotel de Rouen transportirt glaubte, im Thorweg des Hotel Vatel abgesetzt, und da rennt nun der arme Pariser in allen Hotels der Stadt herum, bis er endlich gegen zwei Uhr Morgens das Hotel Vatel findet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Tagesgeschichte.

Amerikanische und französische Freierei.

Die Charakterzüge, welche die heutigen Amerikaner von jenen Bibelchristen, welche vor zwei Jahrhunderten Neuengland stifteten, geerbt haben, sind nicht alle liebenswürdig. Folgende Anekdote aber gibt ein sehr freundliches Bild, und bringt einem lebhaft eine der lieblichsten Gruppen aus Hogarths Bildern in's Gedächtniß, diejenige nämlich, wo in der Kirche der fleißige Lehrling mit des Lehrherrn Tochter aus demselben Buche singt, eine Scene, die aufs Anmuthigste Unschuld und Tugend athmet. — Im verflossenen Frühjahr kam ein junger Amerikaner in der Kirche neben ein Mädchen zu sitzen, das ihn durch Schönheit, besonders aber durch die Aufmerksamkeit, welche über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, lebhaft anzog. Er schlug seine Bibel auf, blieb sie ihr vor und deutete auf den fünften Vers im ersten Kapitel des zweiten Briefs Johannis, wo es heißt: „Und nun bitte ich dich, Frau (nicht als ein neues Gebot schreibe ich dir, sondern das wir achabt haben von Anfang), daß wir uns unter einander lieben.“ Das Mädchen las und wurde roth; sie blätterte im alten Testament und reichte ihm die Bibel zurück, indem sie im ersten Kapitel des Buchs Ruth auf den sechszehnten Vers wies: „Rede mir nicht dars ein, daß ich dich verlassen sollte, und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ — Acht Tage darauf waren sie Mann und Frau.

Digitized by Google

Wie artig! Wie häßlich und verlegend ist dagegen folgende Geschichte aus dem modernsten Frankreich, das überhaupt auf dem besten Wege scheint, mit den dort leider sogenannten Vorurtheilen der Religion auch die der Ehre abzulegen. — Ein alter Edelmann aus Perigord betommt auf einmal Heirathsgedanken, er möchte nicht gerne ohne Leibeserben sterben, und so reist er nach Paris, seht entschlossen, sich eine Frau zu suchen. Kaum angelangt, läßt er in die Zeitungen einrücken: ein Mann von etlichen und fünfzig Jahren, von guter Gesundheit, angenehmem Aeußern, verträglicher Gemüthsart und 12,000 Fr. Einkommen, suche eine Lebensgefährtin zwischen zwanzig und dreißig Jahren; er sehe nur auf gute Erziehung und sanftes Temperament. Meldungen gingen in Menge ein, aber bald hatten sich die Blicke des alten Junggesellen auf ein zwanzigjähriges Mädchen gerichtet, das nicht nur hübsch war, sondern auch recht gutmüthig und bescheiden schien. Vierzehn Tage nach der ersten Zusammenkunft war die Sache im Reinen und der Hochzeittag anberaumt. Der übergrüdliche Liebhaber hatte seiner Braut, welche ihm nur die Aussteuer der Mutter Natur beibrachte, ein testbares Trousseau überreicht. Man wartete, um sich aufsetzen zu lassen, nur noch auf Cecilens Taufschein, und zum großen Verdruß beider Theile wollte er nicht kommen; woran lag dies? man konnte es nicht begreifen, und die Braut war recht betrübt. Eines Tags mußte er ausgehen, um etwas einzukaufen; Cecilie hat rothgeweinte Augen und will ihn durchaus nicht begleiten. Er bleibt nicht lange aus; indem er die Treppe heraufgeht, überfällt ihn eine bange Ahnung; er läutet mit tropfendem Herzen — die Thüre geht nicht auf; er läutet noch einmal — keine Antwort. „Gott im Himmel! sie hat sich umgebracht!“ Er rieht Kohlendampf, es ist ihm, als höre er innen leise wimmern. Vielleicht lebt sie noch! vielleicht ist sie noch zu retten! Er läuft Sturm gegen die Thüre, er schreit um Hülfe; das Haus läuft zusammen und der Portier übergibt ihm den Zimmerschlüssel, den Madame beim Weggehen in seiner Loge zurückgelassen. — Cecilie war mit dem Trousseau auf und davongegangen, und der Heirathscandidat machte sich auf den Weg in sein Dorf, fest entschlossen, zu sterben, wie er bisher gelebt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Cholera. Typhus.

Auch die Aerzte sind ernsthafter geworden. Ihre diätetischen Vorschriften sind strenger als früher. Ein wohlerfahrner Mann hat einen Cholerazettel drucken lassen; das beste Produkt unsers Buchhandels. Es geht reißend ab. Mit diesen Diätvorschriften, und wie sie befolgt werden, steht es übrigens sonderbar genug aus. Die Rationalisten sagen: Genieße Alles, aber mit Maaß, und entferne dich so wenig als möglich von deiner gewöhnlichen Lebensweise. Ob ich die Andern Supernaturalisten nennen soll, weiß ich nicht, diejenigen nämlich, welche dieses und jenes als absolut todtbringend verpönen, z. B. den Genuß einer Pflaume, Gurke, ein Glas kaltes Wasser! In den höchsten Classen haben diese Supernaturalisten den meisten Anhang. Wäre zum Lachen Zeit, so forderte die lächerliche Aengstlichkeit, mit der man vor dem Anblick einer verbotenen Speise hier schaudert, dazu auf. Seit langen Jahren wuchtete kein ähnlicher Segen in unsern Obstgärten. Die Bäume erliegen unter der Fülle der edelsten Früchte; aber sie selbst verkommen großentheils auf den Aesten, oder verfaulen am Boden. Das wäre vielleicht der herrste Fluch der Cholera, wenn sie bei uns als einheimische Krankheit sich ansiedelte, daß wir in der natürlichsten Lebensweise, im Genuß der einfachsten, heimischen und gesunden Nahrungsmittel gestört würden. Die Furcht vor Obst gewinnt die und da etwas Phantastisches. Es ist, was ich Ihnen hier erzähle, kein Berliner Witz, sondern ein Factum. Ein Arzt findet seinen Kunden, einen verständigen Mann in gesetzten Jahren, umwunden mit Shawls, Tüchern und Decken, blassen Angesichts im Zimmer hinschleichend. Der Getrümmte hielt sich den Bauch. — „Hatten Sie einen Anfall?“ — „Nein.“ — „Genossen Sie Verbotenes, oder was Sie für schädlich halten?“ — „Auch das nicht. Meine Diät konnte nicht gewissenhafter seyn. Aber ich hatte einen fürchterlichen Traum. Ich aß eine Menge Pflaumen, und erwachte darauf von den entsetzlichsten Leibschmerzen, die mich noch jetzt peinigen.“ — Beim Anblick der Obstgärten wünscht mancher wohlhabenden Einwohner indchte man zu glauben versucht werden, die Mythe vom Tantalus in der Unterwelt sey bei den Griechen gedichtet worden, als eine Art Cholera im Lande war. — Ganz anders legen die niedern Stände die Diätvorschriften aus. Die Mehrzahl betrachtet die Wohlfeilheit der Früchte und Gemüse als eine Segnung des Himmels, mit der sie vorzugsweise bedacht worden. Unsichtigere glauben, wie Polycrates, die Götter durch ein Opfer versöhnen zu müssen. Der Eine ißt seine Pflaumen, dafür aber Gurken, Melonen, Birnen desto mehr. Zwei Soldaten gingen vor mir auf der Straße, und ich hörte ihrem vernünftigen Gespräche über die Unvernunft einiger ihrer Cameraden zu: „Solche Menschen! und da sollen sie nicht die Cholera kriegen! essen dir ganze Schüsseln voll Gurkensalat und Aal dazu, selten Aal! — und kannst du dir's denken! — teiner trinkt einen Schnaps drauf.“ Im höchsten Erstaunen wiederholte der Andere: „keinen Schnaps drauf!“ Es geht also mit der Diät, wie mit der Moral: sie läßt bequeme Auslegungen zu. Unsere bewährtesten Aerzte gestehen, und das ist ein großer Fortschritt, nicht zu wissen, was die Cholera erzeugt und was sie kurirt, wenn sie gleich durch fortgesetzte Obductionen der Leichen dahin kamen, jetzt zu wissen, was das Uebel ist. Desto kenntnißreicher sind unbetrete Laien, und solche Aerzte, die ihnen nahe stehen. Es fehlt nicht an so viel Theorien als wir Aerzte in Berlin haben, und populäre Vorschläge, wie man sie jedenfalls kurirt, wimmeln in den Zeitungen.

Zu dem wirklichen Uebel kam das Gerücht von einem zweiten, glücklicherweise fingirten. Es war dies nichts Geringeres, als die Pest, welche in der Charité und dann im Joachimsthal'schen Gymnasium ausgebrochen seyn sollte. Nach den officiellen Erklärungen ist es ein allerdings schlimmer Typhus, der in einem Theile des Charitegebäudes um sich gegriffen hat, und auch im Almanat des gedachten Gymnasiums hat ein bösiges Nervenfieber die Mehrzahl der Pensionäre dergestalt befallen, daß ein einstweiliger Schluß der Klassen nöthig wurde. Nervenfieber sind die gewöhnlichen begleitenden oder nachfolgenden Erscheinungen der Epidemie; es ist daher an sich dabei nichts Ungewöhnliches oder besonders Erschreckendes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Dienstag, den 31. Oktober 1837.

Ha, dieſe Stadt iſt wohl gethan!
Wie ſangen dies die Bürger an?
G. Schwab.

Reiſe zu Waſſer von Paris an's Meer.

(Fortſetzung.)

Am folgenden Tage nach unſerer Ankunft in Rouen überreichte mir der Gaſtgeber des Hotel du Midi, wo wir eingekehrt waren, den Handelsalmanach von Rouen; dies war die Antwort auf meine während des Frühſtücks an ihn gerichtete Frage, welche Merkwürdigkeiten die Stadt habe. Ich ſchlug die erſte Seite auf und fand folgende Beſchreibung: „Rouen, eine ſehr alte, große, reiche Handelsſtadt, Hauptort des Departements der untern Seine, Sitz einer Cour royale, mehrerer Tribunale erſter Inſtanz und einer Handelskammer, hat eine Börſe, eine Bank, ein Münzgebäude, eine königliche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, eine Univerſität, ein königliches College, einen landwirthſchaftlichen Verein, eine Aſſekuranzgeſellſchaft für verunglückte Schiffe, eine Maler-, Bildhauer- und Bauſchule, einen botaniſchen Garten, ein Muſeum, zwei Theater, ein Erzbisthum, eine königliche Poſt und eine Bevölkerung von 88,086 Seelen.“ Iſt das nicht herrlich, was der Handelsalmanach von Rouen ſagt? Allerdings, Rouen iſt eine ſehr alte Stadt; denn wenn man den Gelehrten glauben darf, wird ihrer bereits im zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt erwähnt. Ihr Name ſtammt von Ro-Tomagos, was damals eine ſeichte, durchwadbare Stelle im Fluſſe, eine Furth bedeutete, wie ebenfalls gelehrte Alterthumsforſcher herausgebracht haben. Die Römer machten aus Ro-Tomagos Rothomagus, und die Kinderwärterinnen in der Normandie erzählen ihren Kleinen, daß der berüchtigte Zauberer Rothomagus die Stadt Rouen erbaut habe. Allerdings, Rouen iſt eine große und ſchöne Stadt, denn man findet ſie groß und ſchön, ſelbſt wenn man von Paris oder London herkommt; ſie iſt auch reich, und zwar augenſcheinlich reich, denn man vergißt ihren Reichthum ſelbſt in den Straßen von Havre nicht, wo doch Gold und Silber den Vorübergehenden bei jedem Schritt in die Ohren klingen. Rouen iſt ferner eine merkwürdige, anziehende Stadt, voll von hiſtoriſchen Erinnerungen, welche an ſeinen Kirchen, Pallaſten und Häuſern in Stein und Holz verewigt ſind; es iſt eine edle, ſtolze Stadt, beſeelt von Tapferkeit und muthigem Bürgerſinn, welche ſechs Monate lang ein anſehnliches engliſches Belagerungsheer unter Heinrich V. von ſeinen Mauern zurückſchlug und ſich nur ergab, nachdem 30,000 Menſchen Hungers geſtorben waren; es iſt eine gelehrte, kunſtliebende, freiſinnige Stadt, worin große Dichter, Künſtler und Schriftſteller das Licht der Welt erblickt, Corneille und Fontenelle, Basnage und der Père Daniel, Berruyer, der Geſchichtſchreiber des jüdiſchen Volks, und Brümoy, der Ueberſetzer der griechiſchen

Digitized by Google

Theaters; Jouvenet, der berühmte Maler des ſiebzehnten Jahrhunderts, welcher ſo viele ſchöne Gemälde mit ſeiner Rechten geſchaffen und Meiſterwerke mit ſeiner Linken hervorgebracht, als ihm nur noch dieſe übrig geblieben war; Champmeslé, der Freund und Erklärer Racines, Géricault, der Vater der romantiſchen Malerſchule, Boieldieu, der Componiſt der „weißen Frau,“ Armand Carrel, der Publiziſt ohne Furcht und Tadel, ſo vieler anderer Berühmtheiten nicht zu gedenken. Die Bürger von Rouen ſind wackere Patrioten, welche in den Julitagen den Pariſern zu Hülfe kamen und vier Jahre ſpäter Laffitte zu ihrem Abgeordneten wählten, als die vergeßlichen Pariſer die Aufopferungen Laffitte's mit Undank lohnten. Rouen iſt endlich unter allen Fabrikſtädten Frankreichs vielleicht die einzige, welche das harte Loos des Fabrikarbeiters erträglich zu machen ſtrebt, indem ſie ihm einen hinreichenden Arbeitslohn ſichert. Iſt es nicht ſonderbar, daß dieſe gemeinen Wollen- und Baumwollenfabriken in Rouen ihre Weber ernähren und zufriedenſtellen, während die glänzenden Seidenfabriken in Lyon ihre Ouvriers zum Aufruhr oder zum Selbſtmord zwingen? Muß denn jede Berührung des Armen mit dem Reichen nothwendig unheilbringend für die Armen ausfallen? Alle Journale der Hauptſtadt gaben neulich eine Statiſtik der Induſtrie in Rouen, woraus hervorging, daß daſelbſt über 100,000 Arbeiter von den Baumwollenmanufakturen leben. Dieſes, trotz der immer häufigeren Anwendung von Dampfmaſchinen erhaltene Reſultat iſt höchſt erfreulich. Es predigt laut wider den angeborenen Haß, welcher die menſchliche Kraft gegen ihre Nebenbuhlerin, die mechaniſche Kraft, bewaffnet. Es iſt keine Frage, die Maſchinen an und für ſich verderben den Arbeiter nicht; ſie verdrängen ihn höchſtens augenblicklich von ſeinem Platz und verſetzen ihn in eine andere Sphäre der Thätigkeit; wenn er kein Brod hat, ſo liegt die Urſache anderswo.

Zu Rouen regiert der Dampf. Längs des Quai d'Harcourt wimmelt es von Remorqueurs und Dampfſchiffen: der Louis Philippe, die Stadt Elbeuf, Emma, die Seine, und das ſchönſte von allen, die Normandie. Dieſes Paketboot iſt vollkommen ſo groß, als ein Linienſchiff; auf ſeinem Verdeck gibt es Häuſer, Straßen und Gärten; im untern Raume iſt ein elegantes Café, ein Eſtaminet für die Raucher, ein großer Eßſaal mit Schlafkabinetten, ein eigener Salon für die Damen, mit pompejaniſchen Wandmalereien und Vergoldungen, mit koſtbaren Spiegeln und Divans, mit Mahagonimöbeln und parketirtem Fußboden, mit kryſtallenen Thüren und marmornen Kaminen, deren Mäntel prachtvolle Blumenvaſen und Stutzuhren tragen. Lenormand, ein Arbeiter aus Rouen, hat dieſes wirklich gigantiſche Dampfſchiff gebaut, welches 140 Pferdekraft hat und 800 Paſſagiere am Bord aufnehmen kann. Es wird von zwei Dampfmaſchinen mit niedrigem Druck in Bewegung geſetzt und macht ſtromauf und ſtromab im Durchſchnitt ſieben Lieues in einer Stunde. — Die Mechanik häuft in Rouen Wunder auf Wunder. Man kann nicht leicht etwas Intereſſanteres ſehen, als die tauſend Erfindungen, welche der mechaniſche Inſtinkt der Weber und Wollſpinner beſtändig vermehrt oder vereinfacht. Es gibt nichts Sinnreicheres, als den nach Jacquard vervollkommneten Webſtuhl, welchen ich in der ſchönen Fabrik von Patry-Auber im Faubourg Saint-Gervais habe arbeiten ſehen. Man denke ſich vor dieſem Werkſtuhl einen einzigen Arbeiter ſitzend und ganz allein ein Stück geblumten, mit Seide durchwirkten Wollenzeugs bereitend. Um dieſes zu Stande zu bringen, hat der Arbeiter weiter nichts zu thun, als zwei oder drei Weberſchiffe, welche er kaum anſieht, hinüber und herüber zu werfen, der Werkſtuhl ſorgt für alles Uebrige. Nur wenn ein Faden zerreißt oder ein Schiff abgelaufen iſt, benachrichtigt der Webſtuhl den Arbeiter durch ein Glöckchen, daß er ſeinen Faden wieder anknüpfe und ſein Glöckchen wieder ausmicke. Es iſt als hätte der Webſtuhl einen Bedienten, dem er jedesmal ſchellt, wenn er etwas braucht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ritter Hagenbach.

(Beſchluß.)

Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten
Wird die Allmende rings zu ſchmal;
Sie ſchließen einen Kreis, ſie ſtreiten;
Dann wieder Stille auf einmal.
Nun werden ſie zum Theilung ſchreiten,
Denn rings legt ſich des Volkes Murren,
Es ſpringt von den beſchrotnen Gurren
Manch' Reiter klirrend ab zu Thal.

Sie brauchen lange; doch nun dringet
Ein Todt und Ab zu meinem Ohr;
Ein Wort noch, das der Wind verſchlinget —
Drauf recken ſie die Hand empor,
Und plötzlich nahn, mit Eil' beſchwinget,
Acht Männer dieſen finſtern Händeln
Und ziehen unter rothen Mänteln
Acht nackte Schwerter lang hervor.

Drauf tritt der Kleinſte von den Achten
Mit ſeinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo iſt jener, den ſie ſchlachten,
Das Leben wo, mit dem man ſpielt?

Digitized by Google

Gilt mir dies geisterhafte Trachten
Und diese nächtliche Verschwörung,
So fordre keck dies Haupt, Empörung!
Hier iß's, nach dem du feig geschielt!

Sie wenden sich, und rasch und dichter
Bewegt sich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die scharfgeschnittenen Gesichter,
Langbärtig, braun, gestreng gestaltet,
In schwerer Rüstung, halberaltet
Wie die, worin einst Erlach schlug.

Wohin sie nur auf ihren Rossen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! das sind die Eidgenossen!
Mein letzter Lebenstag ist der!
Sie haben meinen Tod beschlossen!
Da weht das Banner der Lugerner,
Und dorten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmersatt, der Bär!

Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armschmuck, in mein Blut!
Kommt an und zeigt es eurem Kinde,
Wie süß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre schwinde,
Daß eure keuschen Freiheitsschlachten
Vorbei, daß euch nun Fürsten pachten,
Dies sagt ihm auch, und kurz und gut.

Ihr einst der Tod der Leopolde
Und jetzt der Schutz für Sigismund!
Miethtruppen jetzt im welschen Solde,
Und bei Sankt Jakob einst ein Bund,
Den keiner überleben wollte!
Entzweit sodann und allen Landen
Verkauft als Schlachtenerlebanten,
Und ehedem ein Herz, ein Mund!

Wo sonst ein Vogt euch schlecht geschienen:
Urphede schwur er und entwich;
Wir sind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Seyd's drum, so opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen,
Dem Sigismund und Ludewig!

Führt mich hinab, ich weiß zu sterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch diese That wird euch verderben
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine sechzehn Hengste dorten
Und diesen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unserer Lieben Frau.

Ernst Ludwig Rochholz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, October.

(Beschluß.)

Das Lager bei Tetzow. Herzog Karl von Mecklenburg.

Das Lager von Tetzow hat wirklich statt gefunden. Nur ist aus dem Riesenlager, welches Völkermassen umschließen sollte, ein kleines, zierliches Uebungslager einer kleinen Anzahl unserer Truppen geworden. Auch dieses schwankte noch wenige Tage, bevor es eröffnet wurde, zwischen Segen und Mißsegen. Die Furcht in Berlin, der Rath aller Aerzte, die frühe unfreundliche Witterung, die Meinung der meisten dazu Berufenen waren dagegen. Die entgegengesetzte Ansicht, von sehr Wenigen gestützt, hat gesiegt. Einen bedeutenden Ausschlag mag, außer der Lust zum Lagerspiel, der Klagerus einer großen Anzahl Gewerbtreibender gegeben haben, welche, dazu concessionirt und patentirt, nicht allein einen gehofften Gewinn schwinden sahen, sondern sich zu Liquidation für umsonst gemachte Auslagen berechtigt hielten. Zum Glück und Unglück sind sämmtliche Erwartungen nur zur Hälfte in Erfüllung gegangen. Die Cholera ist zwar nicht ganz ausgeblieben, hat sich jedoch für die günstige Gelegenheit nur in geringem Maaße gezeigt, und der gefallenen Opfer sind im Verhältniß gegen Berlin nur wenige gewesen. Man hatte, was möglich war, dagegen gethan, und neben unsern Standarten von den in München neu erfundenen prophylaktischen vor die Zelte einige gestellt. Al und Gurkensalat soll zwar vorgekommen seyn, jedoch nur als Contrebande; die Soldaten mußten um 7, spätestens 8 in ihre Zelte und in Tuchhosen schlafen u. s. w. Diese Prophylaxis hat indessen unter denen, für die sie getüft wurde, nicht solche Wortredner wie in den Münchener Zeitungen gefunden. Im Gegentheile soll gerade das in Hosen Schlafen verschiedene Söhne Berlins empfindlich verdrossen haben, aus Gründen, die sich hier nicht gut aussprechen lassen, die man aber des weiteren in Nicolais Italien nachlesen mag, und es ist zu offenen Demonstrationen dagegen gekommen, welche für Einige äußerst ernsthafte und noch empfindlichere Folgen gehabt haben. Nun wurde zwar viel Wein und sogar Champagner von hohen Gästen und Gästinnen auf das Wohl der Soldaten getrunken, Louis Druckers berittene Kellner flogen umher, und der Frohsinn fehlte an den Ausdängeschilden nicht; da aber auch die Berliner Gäste sahen um 7 Uhr Abends das Lager wieder verlassen mußten, — anfangs sollte der Besuch überhaupt nicht gestattet werden, — so klagen die Lagermarketender ebenfalls über nicht erfüllte Erwartungen.

Digitized by Google

Meine Fenster, indem ich dies schreibe, erdröhnen von einer anhaltenden Erschütterung. Es ist kein Gewitter, auch kein Erdbeben. Kanonendonner mischt sich in das prasselnde Kleingewehrfeuer. Sie seyen die Leiche des Herzogs Karl von Mecklenburg im Dome bei; auf dem Lustgarten werden ihm die militärischen Ehren eines Feldmarschalls erwiesen. Doch schon in dieser Nacht wird der Körper des Verblichenen zur Gruft seiner Väter nach Mecklenburg abgeführt. Abermals trat in ihm einer der thätigen Zeugen einer großen Zeit von der Bühne des öffentlichen Lebens ab. Herzog Karl war jedenfalls eine bedeutende Person; seine einflußreiche Thätigkeit wurde in allen Akten unseres öffentlichen Lebens seit dem Franzosenkriege sichtbar, oder man glaubte ihn zu sehen, wo andere handelnd im Vordergrunde standen. Die Urtheile über ihn sind sehr verschieden; wie sollten sie es auch nicht seyn, wo so viele Eigenschaften zur Beurtheilung kommen? Wer in gewissen Punkten, welche die Lebensanschauungen einer bewegten Zeit als Losungszeichen ansieht, gegen die Ansichten der Mehrzahl sich ausspricht und handelt, wird auch in andern Punkten mit Augen des Vorurtheils betrachtet. Welcher Meinung der Herzog als Staatsmann war, ist offenkundig. Daß er es offen war und offen aussprach, dürfte auch von seinen Gegnern als der edlere Theil seiner Thätigkeit hierin anerkannt werden müssen. Nur einmal, sagt hier die öffentliche Stimme, welcher ich nachschreibe, verrieth sich eine Diplomatie, welche mit seinem ritterlichen Auftreten contrastirt; nämlich in seinem notorischen Widerspruch gegen die Orleansche Heirath, und der Art, wie er diesen Widerspruch zu motiviren und durchzuführen suchte. Wer, der einer Partei angehört, unterliegt nicht dem moralischen Fluche, welcher von allen Parteikämpfen unzertrennbar ist? Ein entschiedener Wille und unbestrittene Uneigennützigkeit ehren wenigstens sein Andenken auch in diesem Kampfe vor Andern. Eine vollkommene Aussöhnung mit dem großen und edlen Stifter und Beförderer dieser segenvollen Verbindung ist indessen vor dem Tode des Herzogs erfolgt. Entschiedener spricht sich die patriotische Meinung in Preußen gegen den Herzog aus, wo seine Ansichten als Staatsmann ihn in unser Militärwesen, wie er es auf dem Befreiungskriege neu geschaffen vorfand, durch Wort und That eingreifen ließen. Hier dürfte sie ihm viel auf: daß er die Sachsthung einer großen, begeisterten Zeit, deren Elemente eine innige Verschmelzung des Bürgers und Soldaten, eine Gleichheit der Stände im Dienste des Vaterlandes waren, mißgünstig und mißtrauisch ansah; daß er darauf hinarbeitete, wenn Scharnhorst und seine begeisterten, klugen und thatkräftigen Genossen verbunden hatten, wieder zu trennen; daß er dem militärischen Geist wieder zu einem Kastengeist machen; wo gleiche Rechte und gleichen Opfern sich durch herrliche Thaten festgestellt, abermals Privilegien einführen wollen. Daß beim großen Gewicht des Verstorbenen nicht mehr geschehen als der Fall ist, glaubt der Preuße allein der väterlichen Umsicht seines Königs zu danken zu haben. Die Wirkungen dieses Rückwärtsgehens wurden zunächst nur bei den Garden sichtbar; aber eine dumpfe Ahnung, daß es dabei nicht sein Bewenden haben könne, umflorte den loyalen Geist, der unsere ganze Armee erfüllt, freilich ohne ihn zu erschüttern; aber jeder Vaterlandsfreund dankt der Vorsehung, daß während dieses schleichenden Prozesses keine große europäische Krisis eintrat. Es ist ein Unterschied zwischen loyaler Pflichterfüllung, wo das Herz trauert, und einer begeisterten, freudigen Mitwirkung, wo Alle eines Sinnes sind und ein Ziel haben. Oder sollte diese schwere Errungenschaft einer großen Zeit, diese sichtbare Offenbarung eines höheren Willens in gewissen Kreisen schon wieder ganz vergessen seyn? Ein Unrecht ist es, daß das Publikum die Personen nicht vom Staatsmanne und Politiker zu trennen wußte. Mußte man doch in diesem auch das achten, daß er, mit ritterlichem Sinne und Stolze an's Werk gehend, nicht die veralteten Institutionen mit ihren Modersflecken wieder ins Leben setzen wollte, sondern daß er als ein sittlicher Reformator auftrat, und dem bevorzugten Stand eine gewisse ethische Syrbdigkeit einzuimpfen versuchte, die ihm als Fürst nicht eine gegen jede Art von Besteckung. Ein gewisses Epigramm gegen den erlauchten Todten, das, bei mehreren Gelegenheiten wieder aufgewärmt, auch in ausländischen Zeitungen abgedruckt wurde, gereicht nur dem Parteihaß zur Schande, der es aufgriff oder erfand, weil er keine andern Mittel hatte, seinen Unmuth auszudrücken. In welchen Irrthümern der Herzog auch befangen gewesen sey, wo sein Urtheil zur Erscheinung kam, trat er nicht anders als edel auf. In die Verschwiegenheit seines häuslichen Lebens hat er dem Publikum keinen, und wir glauben Wenigen einen Blick vergönnt. Wer hat also da ein Recht zu urtheilen? Dürfen wir aber auf einige Winke in seinen Schriften Gewicht legen, so scheint es, es habe mehr der Kummer als die Freude in seiner stillen Einsamkeit geherrscht. Wer mit ihm in gesellschaftliche Berührung kam, dem erschien er edlen Sinnes, liebenswürdig und gern zur Hülfe bereit. Vielleicht daß er selbst am schmerzlichsten die ihm schiefende Popularität empfand. Als Schriftsteller ist er durch den mit der seligen Frau von Fouqué gemeinschaftlich herausgegebenen Roman bekannt. Sein Festspiel: „Das Fest der weißen Rose," hat europäische Bedeutung. Wenn er der Verfasser des Drama's: „Die Jsoliren" ist, was anzunehmen aller Grund vorhanden, so liefert dieses Schauspiel wohl ein treuliches Epigeschlich, wie wir den Todten als Menschen zu betrachten haben. Ueber dieses Stück ist seiner Zeit in diesen Blättern berichtet worden. Mehr als in einer Hinsicht muß der geistvolle Prinz isolirt dagestanden haben, und was er darin verschuldet, daß er, was die Zeit verschmolzen, wieder isoliren wollte, hat er vielleicht, seinen Feinden unbekannt, durch seine eigene isolirte Stellung gebüßt. Sein Tod hat etwas Erbebendes. Er wußte mit Sicherheit sein Herannahen. In wiefern sein Glaube mit dem kirchlichen harmonirt, darüber weiß man auch jetzt, nachdem er sein Glaubensbekenntniß einem Abjutanten in die Feder dictirt, weil er zum Gespräch mit dem berufenen Geistlichen nicht mehr Kraft zu besitzen meinte, nichts Bestimmtes; aber gewiß ist, daß er das Abendmahl aus den Händen des Hofpredigers Strauß empfing. Noch am letzten Abend speiste er, trotz des gewissen Vorgefühls, daß es sein letzter sey, an der Tafel mit seinen Adjutanten, und starb, ähnlich dem großen Ernst von Mannsfeld, der stehend im Kreis seiner Officiere den Tod erwartete, ohne die Uniform abzulegen, im Lehnstuhl.

Auflösung des Räthsels in Nr. 258.

Der Reim.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 87 und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

November.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentieren, ist dem **Morgen-Blatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht vollständig erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug auf's Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der socialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das *Kunstblatt* als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem **Kunstblatt** ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „**Morgenblatts**“, mit Einschluß des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „**Literaturblatts**“ und „**Kunstblatts**“ ohne das „**Morgenblatt**“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „**Literaturblatt**“ . . . . . 6 fl.
das „**Kunstblatt**“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „**Morgenblatt**“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Nachruf, von K. Gödeke. 265.
An Jakob Grimm, von E. L. Rochholz. 265.
Geisterseher, von L. Berger. 270.
Die Säule, von Manfred. 271.
Todeslust der Elemente, von E. L. Rochholz. 273.
Lenz und Herbst, an Friedrich Rückert, von L. Drewes. 276.
Die Rache, von G. Pfizer. 277.
Nach den Bergen, von A. Feuerbach. 286.

Räthsel.

Die Liebe. 264. — Die Poesie. 270. — Die Wahrheit. 276.

Erzählungen.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade. 264—269.
Andrea Ganelli, eine Skizze von A. Freiherrn von Sternberg. 274—284.

Reisen.

Reise zu Wasser von Paris ans Meer. 261. 262. 263.
Erinnerungen aus einer Reise durch Nordteutschland und Skandinavien. — Reise von Christiania nach Ringerike und Kongsberg. 278—285.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 270—276.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Londoner Bettler. 261—264.
Finnische Sprichwörter und Gnomen. 261. 265. 276. 277.
Technische Reiserinnerungen, von Dr. Adolph Poppe. — Die Stecknadelfabrik. 266. 267. 268.
Atlantische Skizzen, von Gustav v. Heeringen. 269—273.
Moden. 272. 275. 277. 278. 281. 282.
Die Pariser Kaffeehäuser. 285. 286.

Korrespondenz.

Coburg. 271. 272. 273. — Dresden. 285. 286. — London. 266. 267. 268. — München. 261. 262. — 274. 275. 276. — Paris. 264. 265. 266. — 269. 270. — 277. 278. 279. — St. Petersburg. 280. 281. 282. 283. 284. — Prag. 267. — Rom. 279. 280. — Weimar. 262. 265.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Wien. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 89.

Briefe aus Italien.

Digitized by Google

Nro. 90.

Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Sculptur. — Denkmäler. — Medaillenkunde. — Malerei. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Kupferwerke.

Nro. 91.

Kunstliteratur. Die Stiftskirche zu Oehringen. Geschichte und Beschreibung von J. Albrecht. — Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Kupferwerke.

Nro. 92.

Briefe aus Italien.

Nro. 93.

Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos. Ein Schreiben an den Herrn Obersten W. M. Leake von Dr. L. Roß. — Die englische Nationalgallerie. (Forts.) — Kupferwerke.

Nro. 94.

Die englische Nationalgallerie. (Schluß.) — Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Forts.) — Literatur. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 95.

Neuere Bauwerke in England. — Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Forts.) — Ausgrabungen und Alterthümer. — Ehrenbezeigungen. — Nekrolog.

Nro. 96.

Das Weihgeschenk des Eubulides im innern Kerameikos. (Schluß.) — Neuere Bauwerke in England. (Forts.) — Nekrolog. — Statistik der Kunst.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Meteorologie. Meteorologische Untersuchungen, von Dove.

Nro. 112.

Kritik. Uhland und Rückert. Ein kritischer Versuch von Gustav Pfizer. — Taschenbücher auf 1838. Historisches Taschenbuch, von F. v. Raumer.

Nro. 113.

Staatswissenschaften. 19) Hochverrath und Majestätsverbrechen, das crimen majestatis der Römer, von Prof. Dr. Jul. Weiske. — 20) Versuch über die Begründung des Strafrechts, von F. Frhrn. v. Preuschen.

Nro. 114.

Staatswissenschaften. 21) Beitrag zur Beantwortung der Frage: Was ist Justiz- und was ist Administrationssache? Von L. Mimigerode. — 22) Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Deutschland, von Demselben. — 23) Ueber Todesstrafen, mit besonderer Beziehung auf die Untersuchung wider Margaretha Jäger und Katharina Renter zu Mainz, von P. v. Kobbe. — 24) Ausübung oberstrichterlicher Gewalt der Staats- und Cabinets-Justiz, in wesentlicher Differenz dargestellt von K. Fr. F. Seipe. — Damenliteratur. Damen-Conversations-Lexicon, herausgegeben im Verein mit Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn.

Nro. 115.

Blinden-Literatur. 1) Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835, von J. G. Knie.

Nro. 116.

Blinden-Literatur. 2) Geschichte des Blindenunterrichts und der den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von Blindenanstalten in andern Ländern, von J. W. Klein. — 3) Die Blinden- und Taubstummenanstalt in Zürich, von H. v. Orelli. — Zeitgeschichte. Die katholische Kirche Preußens. Als Antwort auf die Beiträge zur Kirchengeschichte des 19ten Jahrhunderts, von einem Katholiken. — Almanach. Almanach zur 100jährigen Jubelfeier der Georgia Augusta, herausgegeben von Dr. Schumacher. — Taschenbücher auf 1838. Urania. — Penelope. — Silesia.

Nro. 117.

Schillers Album.

Nro. 118.

Schillers Album. (Schluß.) — Sprachlehre. 1) Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den sedendem Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen ꝛc., von J. A. Schmeller. — Unterhaltungs- und Jugendschriften. 1) Polichinell. Dramatisches Feenmährchen für Kinder, von J. P. Lyser. mit G. Ernst'schen Originalholzschnitten.

Nro. 119.

Sprachlehre. 2) Die vergleichende Grammatik, als Naturlehre dargestellt, von Dr. Rapp. — Unterhaltungs- und Jugendschriften. 2) Ehret die Frauen. 1838. Taschenbücher auf 1838. Helene.

Nro. 120.

Dramatische Literatur. 1) Ben Jonson und seine Schule, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch Wolf Grafen von Baudissin. — Berliner Theater-Almanach, herausgegeben von A. Cosmar. — 5) Lustspiele von Dr. K. Töpfer.

Nro. 121.

Dramatische Literatur. 4) Ferdinand Raimunds sämmtliche dramatische und poetische Werke, herausgegeben von J. M. Vogl. — 5) Neuestes komisches Theater, von Louis Angely. — 6) Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne. — 7) Dramatische Desserts, herausgegeben von E. M. Oettinger. — Unterhaltungs- und Jugendschriften. 5) Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums, nach seinen Dichtern und Erzählern von Gustav Schwab.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 1. November 1837.

I perceive,
Men must learn now with pity to dispense;
For policy sits above conscience.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Bettler.

Die Bettelbriefsteller.

(Fortsetzung von Nr. 255.)

So groß auch unter manchen Klassen der Londoner Bettler der Aufwand von List und Erfindungskraft ist, so müssen sie doch sammt und sonders, die gewandtesten Heuchler nicht ausgenommen, in geistiger Beziehung den Bettelbriefstellern den Vorrang lassen. Von ihnen namentlich gilt die im vorigen Artikel gemachte Bemerkung, daß auch die Londoner Bettler mit dem Jahrhunderte fortgeschritten und ihr Scharfsinn und ihre Thätigkeit oft eines bessern Zweckes werth seyen; ihre schriftlichen Leistungen können sich nicht selten mit denen der neuesten Novellendichter messen. Obgleich nun aber wegen der falschen und gesetzwidrigen Anwendung ihrer Talente auch sie von den Dienern der Polizei und von den Offizianten der Mendicity Society scharf beobachtet werden, so liegt es doch schon in der Natur ihres Gewerbes, daß sie viel leichter als die gemeinen Straßenbettler sich der unwillkommenen Aufmerksamkeit entziehen. Schreiben sie unter angenommenen Namen von Frauen oder Männern, denen Stand, Erziehung, Krankheit oder was sonst zum Vorwande dienen kann, nicht persönlich anzuklopfen, oder läßt die Individualität der anzusprechenden Person sie die Möglichkeit einer Entdeckung mit all ihren unangenehmen Folgen befürchten, so werden die Schreiben durch die Stadtpost übersendet und die Empfänger ganz ergebenst gebeten, die Antwort gefälligst in ein Gasthaus, in eine Taverne, in einen Haarkräuslerladen oder dergleichen zu addressiren. Gegen Erlegung des Portos und das Versprechen einiger Vergütung sind eine Menge Menschen zu Annahme von dergleichen Briefen recht gern bereit. In den Stunden nun, wo der Postbote seinen Umgang hält — und dies geschieht in London mit einer, oft auf die Minute zutreffenden Regelmäßigkeit — befindet der Briefsteller sich in der Nähe des bezeichneten Orts, genau Acht gebend, nicht bloß, ob der Postmann dort eintritt, sondern auch, ob etwa einer von den unwillkommenen Aufmerksamen ihn begleitet. Ist Letzteres der Fall, so läßt er die Antwort entweder ganz im Stiche, oder holt sie ab, wenn der Unwillkommene sich entfernt hat. Erfahrung hat den Briefsteller gelehrt, daß es heimtückische Seelen und Verräther gibt; dies ist aber immerhin selten. Viele geben, um den Ueberlästigen schnell los zu werden, Andere vernichten die erhaltenen Schreiben und damit die Beweise der Betrügerei, nur die Wenigsten fühlen sich aufgelegt, Mühe und Zeit an die Entlarvung des Betrügers zu wenden. Solche Hindernisse müssen die angestrengtesten Bestrebungen der Behörden lähmen, und obwohl daher die Bettelbriefsteller

Digitized by Google

in den Protokollen und Listen der Mendicity Society oft genug vorkommen und mitunter auch in den Polizeiberichten erscheinen, so ist es doch unmöglich, in Bezug auf sie genaue statistische Angaben beizubringen. Es wäre unchristlich und falsch, wenn man alle Bettelbriefe für Lügen hielte. Mancher wahrhaft Bedrängte mag zu ihnen seine Zuflucht nehmen, und manche so erwirkte Gabe mag Thränen getrocknet und wieder Lust zum Leben in das muthlose Herz eines Familienvaters gebracht haben. Doch scheint es, daß die Fälle wahrer Bedrängniß zu den gewerbsmäßigen Erdichtungen sich ungefähr wie eins zu fünfzig verhalten. Wenigstens ist dies das Ergebniß mehrerer, mit größter Sorgsamkeit angestellten Nachforschungen.

Eine andere, vielleicht noch schwerer zu lösende Frage ist die nach der Durchschnittszahl der professionirten Londoner Bettelbrieffabrikanten. Das Gewerbe hat sich, wenn mit Geschick betrieben, so einträglich erwiesen, daß bei der Selbstzufriedenheit der meisten Menschen mit ihren geistigen Fähigkeiten es an solchen, die dazu greifen, nicht fehlen kann. Dagegen erfordert es, um gut zu lohnen, ein Geschick, das nicht beim Schreibmeister erlernt wird, und mag deßhalb öfter versucht als fortgesetzt werden. Viele scheitern wahrscheinlich beim ersten Angriffe; sie lassen, wenn sie auch ungestraft bleiben, die Angst vor der kaum vermiedenen Gefahr sich eine Warnung seyn und ziehen sich still zurück. Andere mögen Jahre lang das Handwerk mit Erfolg betreiben, ohne daß ihre Namen je vor das Publikum kommen. Durch gegenseitiges Abwiegen dieser Rücksichten und durch Aufrechnung derer, die binnen der letzten fünf Jahre ihres Betrugs gerichtlich überführt worden sind, kann man die durchschnittliche Summe zu zweihundert und fünfzig annehmen.

Ferner wäre es interessant zu erfahren, wie viel erdichtete Bettelbriefe täglich in Umlauf gesetzt werden. Hierüber läßt sich natürlich nichts Bestimmtes sagen; nach den vorliegenden Urkunden aber dürfte ihre Zahl gegen tausend betragen. Diejenigen in der Genossenschaft, welche, wie sie sich ausdrücken, auf die hohe Jagd gehen, damit die reiche und vornehme Welt, die Damen und Herrn des hohen Flugs meinend, können nur die Verfasser der wenigsten Briefe seyn; denn das Gebiet, das sie ausbeuten, ist verhältnißmäßig beschränkt und fordert deßhalb Schonung, und dann ist die Jagd, der sie nachgehen, nur während der Londoner Saison, also kaum die Hälfte des Jahrs hindurch offen; trifft aber von fünf Schüssen auch nur einer, so gibt das Wild reichen Ertrag. Aus den umgekehrten Gründen sind diejenigen, welche, in bescheidenerer Sphäre sich haltend, ihre schriftlichen Ergießungen lediglich im Mittelstande circuliren lassen, die fruchtbarsten Briefconcipienten. Mehrere Beispiele liegen vor, daß Einzelne aus dieser Klasse jeden Tag regelmäßig ihre zwanzig Briefe schrieben, und erst vor Kurzem wurde einer auf seiner Runde ertappt, mit sechzehn Episteln in der Tasche, gefesselt und adressirt. Demnach muß wirklich die Berechnung von dreimalhundert und einigen tausend Bettelbriefen für das Jahr als eine mäßige erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Ein wenig weiterhin, hinter jenem rothen Thorweg, den große Haufen von Steinkohlen und Schlacken versperren, ist eine unermeßliche doppelte Werkstätte, worin sich ein Ameisenhaufen von Arbeitern bewegt. Wenn der erschreckliche Lärm, welcher selbst die stärkste menschliche Stimme übertäubt, dem Leser keinen Schwindel verursacht, so trete er getrost ein. Betrachtet jene kohlschwarzen Männer, welchen die sengende Atmosphäre, worin sie leben, das Mark in den Knochen dörrt; seht, wie sie mit ihren schrecklichen Brecheisen einen glühenden Metallblock aus dem ewig flammenden Ofen hervorholen. Sie bringen diesen Block andern Männern, welche ihn unter tausend Pfund schwere Hämmer werfen, die unaufhörlich pochen. Der Metallblock dehnt sich unter ihren unbarmherzigen Schlägen, einen feurigen Platzregen um sich her verbreitend, bis er am Ende platt wird und so gehorsam, wie der Teig beim Bäcker. Andere Cyklopen fassen nun den aus dem Gröbsten gearbeiteten glühenden Block und bringen ihn unter neue Hämmer, welche minder schwer sind, aber weit geschwinder auf und nieder gehen, als die ersten. Die Hebeisen verlieben sofort ihren Dienst, sie kehren, drehen und wenden den Block, daß er nach und nach eine Gestalt annimmt. Das also zubereitete Metallstück steigt dann kaum erkaltet in die Höhe und fixirt sich zwischen den beiden Backen einer ungeheuern Drehscheibe, deren von einer unsichtbaren Kraft in Bewegung gesetzte Wippe alle Seiten einem ungeheuren Meisel zuwendet, den sechs erwachsene Menschen nicht tragen könnten, welchen indeß ein Kind zu leiten im Stande wäre. Der Block schreit unter der Schneide des Meisels, und aus seiner rohen Masse wird ein Baum, ein Zapfen, ein Wagenrad, was weiß ich! Das Polirrad empfängt den fertigen Gegenstand und putzt ihn spiegelblank, so daß man sich darin beschauen kann. Vor wenigen Augenblicken noch war es ein schmutziges Stück Eisen voller Sand und Rost, welches man nicht anrühren konnte, ohne seine Haut daran sitzen zu lassen. Und wer hat das Stück Eisen in den Ofen geworfen? wer schürte das Feuer? wer schlug den Takt zu dem höllischen Concert der Hämmer? wer dreht die Drehscheibe? wer tritt auf die Wippe? wer führt den Meisel? wer schneidet die Eisenstäbe wie Weidenruthen

Digitized by Google

entzwei? wer durchbohrt sie mit tausend Löchern wie ein Sieb? wer leihet ihnen die Spiegelglätte? der Dampf.

Zwei Schritte von der Stelle, wo der Scheiterhaufen der Jungfrau von Orleans geflammt, und jetzt, ein trauriges Denkmal königlicher Vergeßlichkeit, eine Minerva im Zopfstil auf dem Brunnen steht, bemerkt man eine halb gothische, halb byzantinische Pforte, über welcher die schwedische und norwegische Flagge weht. Dort wohnt der Consul für Schweden und Norwegen; das Haus ist Eigenthum des reichen Kaufmanns Matthäus, welcher es gerne sieht, wenn Fremde ihn besuchen und seine Kunstschätze in Augenschein nehmen. Treten wir daher in den kleinen Hof; der Thürsteher begrüßt uns höflichst im Vorbeigehen an seiner Loge und dringt sich keineswegs als Cicerone auf, so daß wir vollkommen Muße haben, das zu betrachten, was unsern Blicken sich darbietet. Uns gerade gegenüber erhebt sich ein kleines Haus, an welches sich ein alter Thurm anlehnt, der mit halb erhabenen Skulpturarbeiten geschmückt ist, die noch so schön sind, als ob sie gestern erst gemeiselt wären. Sie stellen Scenen aus dem Schäferleben dar und sind wirklich meisterhaft ausgeführt. Jene Bäume wachsen und blühen in Stein, jene Früchte laden uns ein, sie zu pflücken; wir glauben beim Anblick dieser Basreliefs die Schalmei des Schäfers und den Gesang der Schäferin zu hören; jene garstigen, längs der Fenstergesimse hinaufkriechenden Amphibien grinsen uns mit ihren Teufelsköpfen an, daß uns angst und bange wird. Man möchte diesen allerliebsten Thurm unter einer Glasglocke auf seinem Kamine haben; und doch macht er nur den bei weitem kleinsten Theil der Meisterwerke aus, welche das merkwürdige Haus aufzuweisen hat. Seht, welch prachtvoller Gallerie der Thurm gleichsam als Eckpfeiler dient! Auf einem etwa 7 Fuß hohen Sockel erheben sich schlanke Pilaster, welche sechs Arkaden mit gedrückten Gewölbbogen bilden. Ueber den Arkaden, deren jede ein Fenster bildet, läuft ein reichverziertes Gesims. Die sechs Basreliefs der sechs Felder des Frieses sind wahre in Stein gehauene Kleinode, über welche Religion und Dichtkunst ihre zauberischen Reize ausgegossen. Den Sockel schmücken eben so viele Basreliefs, welche leider viel gelitten haben. Das sind die berühmten sechs Basreliefs des Bourgtheroulde; denn vor uns ist das Hotel Bourgtheroulde, das Erbgut der Letour, welche darin ihre Handelscomptoire hatten. Ein Künstler, dessen Namen die Geschichte verschweigt, hat diese kostbaren Basreliefs des Sockels in Stein gehauen; sie stellen die Zusammenkunft Franz I. und Heinrichs VIII. im „Lager des goldenen Tuches" (camp du drap d'or) vor, und sind vielleicht eine allegorische Andeutung, daß die Gründer des Hotels Tuchmacher waren. Wir sehen hier das Lustlager, wie es im Jahre 1520 in der Picardie zwischen Guines und Ardres aufgeschlagen war, mit allem seinem Pomp, seinen Turnieren und Ritterspielen. Alles ist voll Leben und Bewegung; die Pferde schnauben und bäumen sich, die Menschen jubeln und frohlocken, die Banner wehen in der Luft.

Zwanzigmal haben die Engländer dem Herrn Mathäus Hausen Golds für seine sechs Basreliefs geboten, wenn er ihnen erlauben wolle, sie nach Westminster zu transportiren; aber der jetzige Besitzer hat alle Anerbietungen standhaft ausgeschlagen. Wenn sie in Paris wären, hätten sie die Engländer schon lange; denn die Pariser verkaufen gegen klingende Münze Alles, was sie besitzen; selbst das Grab ihrer Väter würden sie verschachern. In Rouen dagegen sind die Beispiele nationaler Uneigennützigkeit nicht selten. Ganz nahe beim Hotel Bourgtheroulde, in der abscheulichen Cistergasse (rue de la pie) finden wir ein armes, winziges, vom Rauch geschwärztes Haus, welches nach gar nichts aussieht; aber über der Eingangsthür sieht in goldenen Buchstaben zu lesen: Ici est né, le 6 juin 1606, Pierre Corneille. In diesem bescheidenen Hause wohnt gegenwärtig ein Nagelschmied. Als man die Entdeckung machte, daß hier der große Corneille geboren sey, fanden sich viele Liebhaber, welche dem Besitzer viel Geld für einige schlechte Möbeln boten, die der Dichter angeblich besessen hatte; der Handwerker, obschon ein dürftiger Familienvater, wollte nichts davon verkaufen; als er aber erfuhr, daß der Magistrat von Rouen damit umgehe, ein Antiquitätenkabinet anzulegen, schenkte er den Behörden Alles, was er von Corneille besaß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Moskau.

Aus dem Munde in Gottes Ohr, aus Gottes Ohr in den Beutel (Gebeterhörung).

Ein altes Maas im Pfarrhause sind sechs Schweine, sieben Schinken.

Die Heiden kommen zurecht ohne Prediger, nicht aber ohne Schmied.

Der Küster ist des Pfarrers Ohrenbläser.

Ich der Herr, du der Herr, wer von uns wird das Ränzel tragen?

Mit Vornehmen lohnt es sich nicht in die Beeren zu gehen.

Die Eile der Vornehmen braucht geraume Weile.

Auch der Herren Hunde werden zu Herren.

Mit der Pfeife pflügen die Herren.

Der Arme hat ein hübsches Weib, der Narr ein gutes Pferd für den Junker in der Nachbarschaft.

Digitized by Google

Ein gesprochenes Wort ist wie ein geschossener Schuß.

Eine Bürgersfrau aus Roggen ist besser als eine Edelfrau aus Rindenbrod.

Eine zerrissene Mütze hat die Frau des Leinhändlers, ein Holzschloß die Wirthin des Schmiedes.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Strauß. Die Gesellschaft.

Gestern Abend gab Strauß auf flüchtiger Durchreise Concert und Ball im Odeon. Die herbeiströmende Menge stand in seinem Verhältniß mit dem Lokale. Bezeichnend, aber keineswegs erfreuend der Contrast: die Vorstellung für Mozarts Denkmal — leere Bänke, und hier — „Sturm auf Sigetz.“ Nie befand ich mich in solchem Gedränge. Ungestüm trieb und die Flucht auf die Gallerie, wo sich auch sonst bei dürftlichen Gelegenheiten (Streeck Unterhaltungen ꝛc.) die bessere Gesellschaft findet. Heute schienen diese Elemente mehr unten im Saale zu gähren: viele Lichter, haute volee, elegante Gestalten, aber auch grelle Contraste; meist hübsche Toiletten. Wie dem Einzelnen beim lieben Nächsten geht es auch den Städten: München schreit über Wiener Moden, zuckt die Achsel über Stuttgart; Stuttgart macht die Nase von Frankreich geltend und verkleinert München; so gilt das Kappenspruchwort auch von den saßhinabsessen Handen, und bald hier bald dort fallen wir diesem Fanatismus zum Opfer. Doch jetzt zu Strauß, dem verderbenten Wien. Der Beifall war immer noch brausend, obwohl selber diesige gelungene Copien den Reiz der Neuheit geschwächt haben. München ist doch ein wenig Wien, und wen überhaupt heraufsteigen nicht diese freudewogenden Klänge? Strauß gebehrdete sich wieder wie die pythische Priesterin auf dem Dreifuß: mußikalische Lichter zuckten dem armen Kapellmeister durch alle Glieder. Nächst seinen Balkaretten und Pilgern am Rhein (auch wieder „Walzer, über die man sich zu todt weinen könnte“) überraschten die Contraste in seinem Potpourri. Die Zöhrer, der Tenor, wirklich Männerstimme, und der bekannte Diskant sangen ein Duett, von beiden Seiten wibrio- ganz so wibrig, als wenn männliche Charaktere weibisch- weibliche männlich sind; also die Moral wenigstens gut. Der Ball begann, auf einem Raume, nicht viel größer als ein Präsentirteller, drehten sich Gold- und Silberhäubchen, wie Mond und Sterne, in bescheidenen Kreisen um ihre Axe. Man stieß sich im Saale nieder, nirgends Conversation. Strauß war die ganze Poesie des Balls: sonst sah ich überall nur Prosa, und war froh zu entkommen. — Mich zog Holms Griseldis ins Theater. Das Trauerspiel wurde nicht schlecht gegeben. Doch Eine Tatze in den Steppen dramatischer Literatur! Es thut wohl, einmal etwas Neues zu sehen, was an das Bessere, Alte erinnert — würdige Sprache. Wahrheit im Contrast der Charaktere; der weibliche — Treue, Gemüth, Liebe mit ihrer unbegrenzten Hingebung, und nach dieser doch auch wieder mit dem edlen Stolze; der männliche in seiner Kraft, aber auch in seinem Uebermuthe, in seinem Egoismus, und endlich, damit die Frauen sich nicht überheben, in Guenrad Charakter die Bemerkung, daß nur dem weiblichen in seiner Abart gegeben ist, recht Teufel zu seyn, mit Schlangenlist höllische Wege zu ersinnen, die hier andernfalls freilich etwas peinigend werden und zuletzt sogar unwahrscheinlich durch die fortgesetzte Seelenfolter der armen Griseldis. Die Dahn hat ein rührendes Mienenspiel. Ich möchte ihr aber das Studium der Antike empfehlen: die äußere Ruhe, Schönheitsstille der Form beim innersten mächtigen Ortan der Leidenschaft. Nicht der Sturm des Schmerzes, wohl aber eine gewisse Ruhe im Schmerze macht ihn ergreifend. Die guten Leute spielen zu sehr Comödie; ich will Künstler, keine Schauspieler. Wo bleiben auch klassische Wahrheit und einfache Natur der guten, älteren Schule? Erklär hat mit Recht Ruhe auf Lorbern anspruchen, und die Fried, so zu sagen der Zögling Goethes, die ihre dramatische Bahn unter seinen Augen in Weimar eröffnete, wird weder gewährigt, noch angemessen beschäftigt. Möchte die wahre Muse das ihr geweihte herrliche Haus auch immer bewohnen dürfen! München versprecht und gibt so viel für Kunst, daß man berechtigt ist, auch viel zu verlangen, nicht nur Glanz und bunten Schein, auch den ächten, geistigen, tief innerstten Kern, nicht nur die todtbare Muschel, auch die köstlichere Perle. Bayern hat Riesenschritte gethan und der Nacht der Zeiten, und sein Weg — mögen es vergangene Jahrhunderte mit ihren Lobten verantworten — sein Weg war der weitere. Lebhafter als der literarische ist der Sinn für Musik. Doch hat auch diese Muse selbst in den ihr heimischen Salons meist nicht die Ehre des Fauteuils, nur das beschiedene Tabouret. Was Zwed seyn sollte, ist Mittel, und die Vorliebe für jene Kunst nur zu häufig Manie, wie der literarische Tick in den Berliner Thees. Ein aufgezogener Automat am Flügel scheint eben so de rigeur im Salon, wie die singende Theemaschine. Doch haben sich im Gegensatze auch Vereine gebildet, die, Bellinis u. A. Flittersaat verschmähend, zur klassischen, ja sogar zur Kirchenmusik flüchten, und nicht selten, wenn der Chawagnerraum des Carnevals verstogen, den Kenner mit schönen Früchten ernster Studien überraschen. Was das gerühmteste Lesen der großen Welt betrifft, so bilder es ja überall den gleichen Cultus: auch hier bestimmte Tage, an denen man empfängt; auch hier die geistlöbtenden Raouts mit ihrem Gähnen, ihrer Last und Hitze; auch hier berühmtliche Bälle und Diners bei Gesandten und dem Adel, die ausnahmsweise eine glänzende Variation betommen durch Feste, bei welchen die Prinzen des Hauses die Crème der Gesellschaft versammeln. Die Hoffeste gehen ihren regelmäßigen Gang: Kammerbälle und Hofbälle, Akademien, Conzerte, Tafel. Die zweite Gesellschaft copirt zum Theil die haute volée, und die und da vereinigen sich beide in einem der reichsten Bankiershäuser, mehr zum Glanze, als zum Vergnügen und Comfort. Das Kunstleben, wenn sich einige schöne Familienkreise ausnehme, entfaltet seine Geselligkeit im Gasthause, und ist für die Theilnehmer voll Reiz und Schwung — ein kleines Rom. Uebrigens sind die geselligen Verhältnisse im jetzigen Augenblicke noch ziemlich lose und ohne bestimmte Form: kaum daß die schöne Welt von Reisen, oder von der Villeggiatur aus dem nahen Gebirge heimkehrt. Der Tegernsee, dessen Ufer mit Campagnen besäet sind, gleich den beliebten Seen Italiens und der Schweiz, hat einen glänzenden Herbst gefeiert. Es war eine schöne Vereinigung in jenem Zauberkreise der Gebirge, die aber mehr das Gepräge eines Familienfestes trug, wo Kronen für Alpenrosen eingetauscht wurden. Indessen flochten dort die herbstlichen langen Abende auch manchen heitern Kranz der Kunst; u. a. erneuerte das kleine französische Theater, welches zum Landaufenthalt der Königin Wittwe belebt, seine Vorstellungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 2. November 1837.

Juwele.

Ha, welch lebend'ges Leben rings sich regte,
Als einst der Abt den Grundstein legte!
Aus Kronen brachen Kön'ge da Juwele,
Daß es an Steinen für den Bau nicht fehle,
Und rüstig aus dem blanken Mauerwalle
Stieg Kuppel, Kreuzgang, Thurm und Säulenhalle.

A. Grün.

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Drei Straßen weiter, in der Rue des bons enfans, finden wir ein anderes merkwürdiges Haus, an dessen Façade folgende Inschrift in kupfernen Lettern steht: Fontenelle est né dans cette maison le 11 Février 1657. Durch ein Labyrinth enger Gassen hindurch gelangen wir an den Justizpallast, ein Gebäude im reinsten gothischen Style, welcher hier in einer äußerst kühnen und zarten Ausführung vor unser Auge tritt. Im Innern sieht man einen geräumigen Saal, worin die Assisen gehalten werden, dessen seltsamer Plafond mit seinem vergoldeten Täfelwerk offenbar einer späteren Kunstepoche angehört und den verdorbenen Geschmack der ausgearteten Renaissance verräth. Der Prokuratorensaal im linken Flügel wird nicht benutzt; er ist 170 Fuß lang und bei Regenwetter ein trefflicher Spaziergang, wie der Saal des pas perdus in Paris; er hat ein sonderbares Gewölbe von Kastanienholz, welches durchaus den Anblick eines umgekehrten Schiffsrumpfes gewährt. Von dem Justizpallast führt die Rue des belles femmes zu dem alten, ehrwürdigen Thurm der großen Stadtuhr, der aus einer Zeit herstammt, wo die gothische Baukunst nur höchst einfache Formen anwandte. Er war mit dem alten Stadthause durch einen bedeckten Gang verbunden, den man noch sieht. Unter dem Thore ist der heilige Christoph in Holz mit einer dicken Herkuleskeule abgebildet. Das Gefängniß, worin die Jungfrau von Orleans saß, ist längst verschwunden, ebenso das alte Rathhaus, worin die Bürger sich versammelten, als Rouen noch Hansestadt war.

Unter den Merkwürdigkeiten Rouens steht der Dom oben an, ein Meisterstück alter Kunst, aber leider unvollendet, wie die meisten grandiosen Kirchenbauten unserer religiösen Vorfahren, die so in's Große gingen, daß Jahrhunderte zur Ausführung erforderlich waren, und daher in's Stocken geriethen. Und dennoch, wie weit stehen alle unsere ausgebauten modernen Kirchen hinter diesen halbvollendeten gothischen Münstern zurück! Unsere Tempel sind allerdings luftige, helle, bequeme Gotteshäuser; wir bemalen sie, pflastern sie mit Marmor, belegen den Fußboden mit Teppichen und vergolden die Decken, wie wenn es sich um einen Schauspiel- oder Museumssaal handelte. Die Architekten der alten Zeit — welche man übrigens, nebenbei bemerkt, nicht Architekten, sondern Maurer schlechtweg nannte — waren einzig und allein mit dem Gedanken an Gott beschäftigt, wenn sie ihre vier bis fünfhundert Fuß hohen Domthürme in die Wolken

Digitized by Google

hinein bauten. Sie hatten Arbeiter, welche mit ſchwarzen Haaren in die Baugerüſte dieſer unbegreiflichen Thurmſpitzen hinaufkletterten und mit grauen Haaren wieder herabſtiegen. Und die Gelder, die Milliarden, welche dieſe Bauten erforderten waren raſch aufgetrieben: Bürger, Kaufleute, Künſtler, wie Könige und Fürſten traten zuſammen und lieferten freiwillige Beiträge an Geld, an Arbeitern, Materialien, Lebensmitteln u. ſ. w. Die bemalten Fenſter der gothiſchen Dome haben dieſe Erinnerungen verewigt: auf jedem derſelben ſieht man Wappenſchilde und eine Menge anderer Zeichen abgebildet; jede Handwerkszunft iſt darauf durch ihre Zunftbanner und Handwerkszeuge repräſentirt. Jedermann weiß, wie weit der Eifer und die Ausdauer der Gläubigen bei ſolchen Unternehmungen ging. Edle Ritter und ſchöne Frauen legten ſelbſt mit Hand an's Werk, und es war nichts Ungewöhnliches, daß man ſie als gemeine Handlanger Steine reichen, den Schubkarren ziehen oder Bauſchutt ausladen ſah. Es iſt bekannt, daß die Städte des Mittelalters mitunter zwanzig, fünfzig, hundert Meilen in der Runde einander Arbeiter zuſandten. Dieſe Pilger ſegnete der Biſchof bei ihrer Abreiſe, nachdem ſie gebeichtet und ſich gegenſeitig ausgeſöhnt hatten, ihr Haus, ihre Geſchäfte, ihre Familienangelegenheiten und ſogar ihre Prozeſſe im Stich laſſend. Jeder ſo gebildete Arbeitertrupp wählte aus ſeiner Mitte einen oberſten Schiedsrichter, der ſogleich nach der Ankunft jedem Einzelnen ſeinen Poſten und ſeine Thätigkeit anwies. Indulgenzen, Abſolutionen, Verſprechungen des ewigen Lebens waren der Tagelohn dieſer frommen Arbeiter, denen Jedermann gern ſeinen Tiſch und ſein Haus anbot, um der Gnaden theilhaftig zu werden, welche ſie mitbrachten. Die, welche krank aus der Heimath abgereiſt, kehrten geſund zurück, und die, welche mit ſchwerem Herzen und ſündenbelaſtet die Wanderſchaft angetreten, fühlten ſich am Ende derſelben frei von allem Alpdruck des Gewiſſens. Die auferlegte Buße wurde je nach der Gefahr, welche die Arbeiten mit ſich brachten, in gewiſſe Grade abgetheilt; und jene unbegreiflichen durchbrochenen Thürmchen, jene wunderbaren Geſtimſe mit feinernem Spitzenbeſatz, jene zehn Klafter weiten Ueberhänge, welche unſere Einbildungskraft mit Schauder erfüllen, ſind vielleicht Sühnungen irgend eines Verbrechens, welches man in die Bruſt eines Prieſters niedergelegt. So wurden die Kathedralen gebaut, beim Geſange von Hymnen, beim Duft des Weihrauchs, welcher Tag und Nacht brannte. Dafür aber wurden es auch wirkliche Gotteshäuſer, deren Zweck und Beſtimmung ſich klar und deutlich und Allen verſtändlich ausſprach; ſie brauchten keine lateiniſchen Inſchriften, wie die heidniſchen Tempelnachahmungen in Paris, woraus man alles machen kann: Börſen, Grabdenkmäler, Theater, Concert-, Ball- und Gerichtsſäle; aber was hat außer Gott noch in einem gothiſchen Dome Platz?

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Fortſetzung.)

In welchem Verhältniſſe die Bettelbriefe reüſſiren, iſt eine weitere, kaum zu beantwortende ſtatiſtiſche Frage, aber der durchſchnittliche Jahresverdienſt eines Bettelbriefabrikanten beläuft ſich, laut den von der Mendicity Society geſammelten Daten, den des Einen in den des Andern gerechnet, jährlich auf zweihundert Pfund Sterling, und es würden demnach — bei zweihundert und fünfzig ſolcher Profeſſioniſten — dem mildthätigen Londoner Publikum jährlich fünfzigtauſend Pfund Sterling aus der Taſche manövrirt. Daß dieſe Annahme eine excentriſche ſey, iſt, ſelbſt ohne Urkunden, ſchon darum nicht glaublich, weil — was in der That bloß in London, der Weltſtadt, geſchehen kann — einige vom Glück vorzugsweiſe begünſtigte Bettelbriefſteller vom Ertrage ihres Gewerbes ſich Schreiber, Kutſche und Pferde gehalten haben. Einer dieſer Merkwürdigen hieß Williams, mit dem Beinamen der Blinde, eine Bezeichnung, die ihm bloß daraus erwachſen ſeyn kann, daß er nichts weniger als blind war. Vor fünf bis ſechs Jahren brach er, als er ein Frauenzimmer ſpazieren führte, den Hals im Hyde-park. Seine hinterlaſſenen Papiere wieſen nach, daß ſeine Korreſpondenz ihm jährlich ſelten unter achthundert Pfund Sterling eingetragen und er jährlich ſelten unter zwölfhundert Pfund gebraucht hatte. Ein genaues Schuldenverzeichniß bewahrt jeden Zweifel, wie er den Ausfall gedeckt. In ſeinem Dienſte hatten ſeit längerer Zeit zwei Schreiber geſtanden, der eine mit einem jährlichen Gehalte von achtzig, der andere mit einem von fünfzig Pfund. Beide führten Anfangs auf gemeinſchaftliche Rechnung und Gefahr das Geſchäft fort, trennten ſich aber ſpäter und etablirten jeder ein eigenes Bureau. Der Eine derſelben war der berühmte Joſeph Underwood, der natürliche Sohn eines Londoner Alderman. Aus keines Aldermans von der Kirche geheiligter Ehe iſt je ein geiſtvollerer Sohn entſprungen. Sein Vater hatte ihm eine claſſiſche Erziehung geben laſſen; dieſe entwickelte ſeine angeborenen Talente, ihre Ausbildung aber dankte er ſeinen eigenen Anſtrengungen. Auch andere Bettelbriefſabrikanten haben ſich reich an Hülfsmitteln erwieſen, aber jeder iſt weit hinter Joſeph Underwood zurückgeblieben. Außer der Fähigkeit, die Handſchriften einzelner Perſonen getreu

Digitized by Google

nachzuahmen, muß ein Bettelbriefsteller, der in seinem Gewerbe vorwärts kommen will, wenigstens über vier currente Schreibmanieren verfügen können: die erste ist eine gewöhnliche Handschrift, wie solche für sogenannte allgemeine Fälle paßt, die zweite, wie ein bejahrter Mann von guter Erziehung, vielleicht ein Geistlicher, der seine Pfründe, oder ein Arzt, der seine Kundschaft verloren hat, die dritte, wie ein junges, schwer vom Unglück betroffenes Mädchen, und die vierte, wie eine alte Dame aus gutem Hause zu schreiben pflegt. Für die schwierigste dieser Schreibarten gilt die ein junges Mädchen charakterisirende, und während andere Bettelbriefsteller sich dabei fremder Hülfe bedienen müssen, war Underwood über jeden solchen Nothbehelf erhaben. Er war Eins und Alles in sich: Meister der verschiedenartigsten Handschriften, vermochte er in allen Sinnesarten zu schreiben; die Quellen seines Geistes sprudelten unerschöpflich. Er war nicht bloß im Stande, in jeden Charakter sich hineinzudenken, sondern auch sich sofort niederzusetzen und der angenommenen Rolle gemäß zu korrespondiren. Ich habe eine große Sammlung von ihm verfaßter Briefe durchgesehen und wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die mechanische Fertigkeit, so verschiedene Hände zu schreiben, oder die intellectuelle Kraft, Gedanken und Styl mit dem Charakter der vorgestellten Personen in reinsten Einklang zu bringen. Bedenke ich dabei, wie glücklich und mit welch seltener Kraft er die Gebilde seiner Phantasie zu beleben und ins Leben einzuführen verstand, so muß ich es einen Verlust für die Literatur und einen Gewinn für die Schriftsteller unserer Zeit nennen, daß Joseph Underwood, statt des Bettelbriefschreibens, nicht des Novellendichtens sich befleißigt hat. Wie alle großen Männer hatte auch er seine Feinde und Neider. Sie bewirkten mehrere Male, wonach die Diener der Polizei und der Mendicity Society vergebens strebten: sie überlieferten ihn dem Arme der Gerechtigkeit; aber für weltliche Richter war Joseph Underwood zu klug, zu gewandt, zu vorsichtig. Oefters trug die Untersuchung nur bei, seinen Ruhm zu verherrlichen, und wenn er, schuldig befunden, auf einen oder zwei Monate ins Gefängniß geschickt wurde, so herrschte darüber Eine Stimme, daß er zwar im Allgemeinen viel härtere Strafe, jedoch im vorliegenden Falle keine verdiene, daß der Richter ihn für das gezüchtigt, weffen er nicht angeklagt worden. Endlich schien es aber, als solle er doch ein Opfer der Verrätherei fallen. Vor ungefähr Jahresfrist übergab sein Geheimschreiber der Obrigkeit eine mit Dokumenten beglaubigte Anzeige, auf deren Grund Underwood verhaftet wurde. Die Pietisten hatten lange keinen schönern Sieg gefeiert; der Geheimschreiber war einer der Ihrigen geworden, und um sein Gewissen vom Aussatze zu reinigen, hatte er die Pflichten vergessen, die er seinem Herrn schuldete, hatte er dessen Schreibepult erbrochen und die Papiere entwendet, hatte er ihn eines Abends zu sich eingeladen, damit ihn hier die Häscher fänden, und trat als Zeuge wider den auf, der ihn zwar zu Betrügereien gebraucht, aber auch seinen alten Vater aus dem Schuldthurme losgekauft hatte. Das erste Verhör genügte, den Angeklagten an die Assisen abzugeben. Bis diese gehalten wurden, sollte Underwood in Newgate verwahrt bleiben; aber sonderbar, am Abend desselben Tages, an dessen Morgen die zwei mit der Aufsicht über Newgate betrauten Aldermänner das Gefängniß durchgangen und sich überzeugt hatten, daß das Entspringen eines Gefangenen schlechterdings unmöglich sey, entsprang Underwood. Gerüchte mancherlei Art waren damals in Umlauf, und da es sich fügte, daß einer der zwei inspicirenden Aldermänner Underwoods Vater war, so ließ die Presse es an bedeutsamen Winken keineswegs fehlen. Allein in der Rathsversammlung der Aldermänner — ausnahmsweise in geheimer Sitzung — reinigte sich der Vater von jedem Verdachte, und Underwood ist verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

Hummel. Sorge für alte Kunstwerke.

Weimar und mit ihm die ganze musikalische Welt hat einen schwerlichen Verlust zu beklagen. Hummel ist am 17. d. M. gestorben. Schon seit längerer Zeit mit überaus schwerem Leiden kämpfend, unterlag er endlich einer hartnäckigen Krankheit, der Brustwassersucht, im noch nicht vollendeten 59sten Lebensjahre. Obwohl in den letzten Jahren seine Wirksamkeit als Hofkapellmeister großentheils paralysirt war, ist sein Dahinscheiden dennoch ein in jeder Beziehung betrübendes Ereigniß. In ihm ist ein reichbegabter Genius, einer der wenigen großen Meister Deutschlands im Gebiet der Tonkunst dahin gegangen. Der letzte Schüler Mozarts, hat er, seinem erhabenen Muster mit rüstiger Kraft und glänzendem Erfolge nachstrebend, als Komponist wie als Klaviervirtuos geschaffen und gelebt, was nur den Auserwählten zu schaffen und zu leisten vergönnt ist, und sich ein bleibendes Andenken gestiftet. Die Mehrzahl seiner Werke, die tausendfältig Früchte getragen, erfreut, erquickt, belehrt und angeregt haben, wird der Nachwelt erhalten bleiben, denn in ihnen webt ein tiefer, sinniger Geist, sie reden die ewig wahre Sprache des Herzens in ergreifenden und großartigen, wie in lieblich klaren Harmonieen. Als Virtuos ist er der Begründer einer neuen Schule. Jener seelenvolle Ausdruck, jene Rundung, Solidität und Eleganz des Spiels, die, bei aller meisterhafter Beherrschung der Technik, die Fertigkeit und Ueberwindung der höchsten Schwierigkeiten nur als Mittel, auf Gemüth und Geist erhebend zu wirken, nicht als Hauptzweck betrachtet und gebraucht, hat in ihm den größten Repräsentanten gefunden. In brillanter Fertigkeit mag er

Digitized by Google

vielleicht neuester Zeit von einigen wenigen erreicht, ja übertroffen worden sey, an innerer Gediegenheit und Grazie des Spiels von keinem einzigen, und wie wahrhaft groß und unerreicht er als Meister der freien Phantasie dastand, weiß die Welt; hier offenbarte sich der volle Reichthum, die ganze Kraft, Schönheit und Originalität seines Geistes, hier sprach er in wundersam ergreifenden Tönen zu der Seele. Als Mensch hat er sich durch Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und eine seltene Biederkeit die allgemeinste Achtung erworben, und seine innere Unbefangenheit betrauern in ihm den wohlwollenden, humanen Vorgesetzten. Wer Hummels Nachfolger als Kapellmeister werden wird, ist noch unbekannt. In unserer Mitte befinden sich glücklicherweise noch tüchtige Männer, die in seinem Geiste fortzuwirken befähigt sind; ich meine die beiden wackeren Musikdirektoren Eberwein und Göpe, und nebst ihnen einen Künstler, welcher in der musikalischen Welt durch seine Leistungen als Tonseyer sich bereits einen ehrenvollen Namen erworben hat: Lobe, Mitglied der Hofkapelle. Er gehört wohl zu den begabtesten Komponisten der jetzigen Zeit. Seine bei weitem noch nicht nach Verdienst verbreiteten Tondichtungen, besonders im Felde der Opern- und Instrumentalmusik, beurkunden ein großes, ausgebildetes Talent, einen eigenthümlichen Geist und ein frisches, kräftiges Leben.

Das in vieler Hinsicht reich gesegnete Thüringen ist nicht blos dem Geschichtsforscher als Schauplatz denkwürdiger Begebenheiten, sondern auch, und in nicht geringerem Grade, dem Kunstfreunde durch die Menge ehrwürdiger Ueberbleibsel aus früheren Jahrhunderten an Bauwerken, Gemälden ꝛc. werth und theuer. Wie manchen trefflichen und unschätzbaren Ueberrest enthält nicht allein Eisenach mit seiner Wartburg. Recht immer aber und nicht überall hat die spätere Generation dem Nachlasse der Vorfahren die schuldige Pietät gezollt. Durch rücksichtslose Gleichgültigkeit und Unkenntniß einestheils, durch die rohe Hand des Kriegs anderntheils ist eine Menge der schönsten Denkmäler der Vernichtung anheimgefallen. Die neueste Zeit, welcher, im Segen des Friedens, die Liebe zu Kunst und Alterthum wieder Aufschwung, Nahrung und Schutz verdankt, hat das Bedürfniß nach Erhaltung jener Kunstschätze recht lebendig hervorgerufen und erkennen lassen; fast in allen Gegenden Deutschlands sind Vereine zu diesem Zwecke ins Leben getreten. Daß auch das Großherzogthum Weimar in dieser Beziehung nicht zurückbleiben werde, stand zu erwarten. Die Staatsregierung hat vor kurzem durch die Oberaufsicht für Wissenschaft und Kunst eine Menge angemessener Winke und Anweisungen über die zweckmäßigsten, sinnerlen und einfachsten Mittel zur Erhaltung der von der Vorzeit ererbten Besitzthümer im Lande an alterthümlichen Gebäuden, Bildhauerarbeiten, Gemälden, Waffenstücken, Urkunden, Münzen, Geräthen und Grabgeräthen gegeben und die Alterthümer gleichsam dem öffentlichen Schutze der Bürger anvertraut.

(Der Beschluß folgt.)

München, Oktober.

(Beschluß.)

Kunst.

Die neuvollendeten Giebelbilder schmücken nun die Glyptothek, doch dünkt mir die Gruppe etwas gedrängt. In freudiger Ungeduld, wie man die Schwelle des Vaterhauses überschreitet, stieg ich die Stufen hinan, auf denen ich als Kind geträumt von Akropolis, Sokrates und Akademie, und so erschien ich mit bewahrte gleich Abgesorgtes, ein Pilger von Jahrtausenden. Mit warmem Danke für König Ludwig und seine Wundergaben ging ich durch die Säle, verfolgte andächtig das Erdenwallen der himmlischen Grazie, von Psidas erhabener, sternegeborener Muse bis zu Praxiteles meergeistgeborener, mit unsterblichem Reize begabter Göttin. Auch die Seelengrazie ist repräsentirt durch den barberinischen Faun — und wie! der Marmor lebt, des Schläfers halboffene Lippen athmen warmen Hauch. Bei der Medusa Rondanini möchte man knien vor der Erbse der Alten: da ist keine Frage, aber Todesgraus im Ausdrucke dieser rein gegossenen Züge — eine erstarrende Schönheit. Roma, Athene, zwei Brustbilder; beide als Minerva, beide gleich gebildet, und dennoch so fein und treffend im Gegensatze charakterisirt, wie zwei in den Zügen ähnliche und im Gemüthe ganz verschiedene Zwillingsschwestern: Rom die jugendliche, kecken bietende, Pallas die sinnende, jungfräulich erhabene Göttin. — Es wimmelte von Ameisen am Fuße der Heroen; im ersten Gliede die Künstler, den Hut schief auf dem Kopfe, den Mantel lumpig-zerrissen gefaltet; dann die bebrillten Bauskrämpfe, die Nase hoch, ihr Vertrauen auf Minerva, die Patronin, und Sappho, die älteste und erste aller blue stockings; dann endlich der große, theilweise elegante Haufe. Wie Schwalben in einem hehren Werke der Architektur harmlos aus und ein schwirren, zwitschernde es ringsum bei allen Marmorgruppen: hier Volksdialekt, zu dem sich die hochtönenden classischen Brosamen wunderlich reimten; dort Jargon der Gesellschaft, den man in den olympischen Salons wohl noch weniger zu reimen weiß. Im Saale der Neueren blühen lieblichte Blumen auf versinnenen Gräbern der erhabenen Alten. Man fühlet sich hier schon mehr zu Hause und bei seines Gleichen. Gerne sieht man Winkelmanns Büste an dieser Stelle. Landolf Charitas vermißte ich dagegen. — Am deutschen Vorrefectorage ist es laut und bunt genug in der Stadt. Beim feierlichen Hochamte in der Frauenkirche wiegte ich mich so recht in dieser Kirchenpoesie. Unter den Arkaden und im Schloßgarten wogte die schöne Welt auf und nieder. München hat hier ganz die Physiognomie einer großen Stadt: sie ist schön, in eleganter Toilette, zu Zeiten mit großen Manieren und etwas diplomatischem Tick; dabei ein gewisser künstlerisch genialer Blick, und doch auch wieder manche Züge breiter Wohlbehaglichkeit. Mit Bedauern muß ich bemerken, daß der katholische Augenaufschlag, der so wesentlich zur Poesie der römischen Kirche gehört, hier nicht mehr so hervorstechend erscheint. Wie kommt es doch, daß er abnimmt? Ach liebe Ihn, diesen Madonnenblick, zumal an den Frauen geringerer Klasse, wo man ihn als ganz natürlich und angeboren voraussetzen darf. — Die Strömung riß uns in den Kunstverein, den heutigen Rendezvous der vornehmen Welt; doch fehlte auch nicht la province à Paris. Eine Landschaft von Bürkel fesselte, als Neuigkeit, die Kenner; ferner das Innere eines spanischen Klosters, von Gail: ein sonnenheller Kreuzgang, ein ganzes Leben, eine ganze Welt; stundenlang hätte ich mich in dies Bild versenken mögen. Es sind doch hier an der rauhen Isar allein in der Kunst schon viele dichterische Elemente! — Abends gab man im belenchteten Hause eine Neuigkeit — Preciosa. Der Mond, der sich so schön im Wasser spiegelt, gefiel mir am meisten; aber es ere baute mich, daß am Ende bei der Erkennungsscene die Tasschentücher zum Vorschein kamen, wie weiland in einem Iffland'schen Stücke.

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 3. November 1837.

In Dich hatt' ich mein Ziel gerichtet,
Mein einzig Ach, mein's Lebens Licht;
Nun hat des Glückes Neid
Von deiner Seiten mich gerissen.
Drum wünsch' ich dieser Zeit
Nicht mehr des Lebens zu genießen.
Martin Opitz.

Nachruf.

Kein Frühling mir! Nur dein gedenk' ich,
Wie du im Trotz von mir geschieden.
Ich weine nicht, die Blicke senk' ich;
Aus meinem Busen wich der Frieden.
Zwar schlagen dort die Nachtigallen
Wie jene bange Sterbenacht,
Doch ihre Stimmen widerhallen
Nicht mehr in mir. Ich bin erwacht.

Es war ein Traum. Er ist zerronnen,
Die sanfte Nacht ist mir entschwunden,
Ein düstrer Morgen hat begonnen,
Und wieder bluten alle Wunden.
Du senktest mich in Liebesträume,
Dem Geiste wurde Licht von dir,
Es formten sich die flücht'gen Schäume
Des Lebens zur Gestalt in mir.

Den blauen Himmel sah ich droben,
Den schönern doch in deinen Augen,
Von Herzen konnt' ich beide loben,
Und durfte beiden Trost entsaugen.
Dein Auge brach. In blassen Farben
Hangt nun der Himmel über mir.
Dein Mund erblich. Die Rosen starben
Im Lenz und auf den Wangen dir.

Ich bin allein, und muß es tragen,
Wiewohl die ganze Seele schmachtet,
Bei allen Herzen anzufragen,
Ob keins der Liebe werth mich achtet?
Doch Keiner hört mich; Alle stieben
Hinweg von mir, und ach! ich kann
Nicht tilgen aus der Brust das Lieben
Und waffnen mich mit Haß und Bann.

Nur einmal mag der Geist besiegen
Die Last der Welt und ihre Schmerzen;
Minutenlang nur möcht' ich liegen
An einem warmen Menschenherzen.
Ich würde nicht im Busen wühlen,
Zu übertäuben meine Qual,
Des Lenzes Pulsschlag würd' ich fühlen,
Und wärmen mich am Sonnenstrahl.

Mir bangt im Frühling unter Rosen,
Bei Sonnenlicht, bei Nachtigallen!
Wie werd' ich erst im freudenlosen,
Im öden Winter mir gefallen!

Digitized by Google

Ausharren will ich! Feuergluten
Entstirg schon oft das Weiche hart;
Und soll das Herz in Gram verbluten,
Ström hin! jetzt in der Gegenwart!

Karl Gödeke.

Die Londoner Bettler.

(Fortsetzung.)

In geistiger Beziehung mit Joseph Underwood nicht vergleichbar, dürfte Peter Hill ihn an Fertigkeit übertroffen haben, seine Gestalt zu metamorphosiren. Auch Peter Hill war ein Bettelbriefsteller von Profession, und ist ebenfalls einer von denen, die nicht mehr sind. Er starb eines freiwilligen Todes kurz nach dem unfreiwilligen des blinden Williams, und obgleich London Raum genug für zwei und drei Betrüger derselben Gattung hat, so scheint es doch, daß aus seinem Grabe reicher Segen für Underwood erwuchs; es gab nun keinen zweiten, der sich mit ihm zu messen wagte. Das Archiv der Mendicity Society enthält in Betreff Peter Hills eine große Zahl höchst spaßhafter Anekdoten, alle um so lächerlicher zu lesen, je unverkennbarer der Aerger ist, in welchem sie niedergeschrieben worden sind. Und der Aerger ist sehr begreiflich, da die Herrn des Vereins zu einer Zeit gegen dreihundert, von Peter Hill unter falschen Namen abgefaßten, meist in Person überbrachte Briefe in Händen hatten, ihre Offizianten sich die größte Mühe gaben, ihn mit Hülfe der Polizei zu fassen, und ihn doch nicht fassen konnten, ja, Peter Hill die Unverschämtheit so weit trieb, dem Vereine öfters brieflich anzuzeigen, wo und in welcher Verkleidung er das Vergnügen gehabt, mit Männern aus ihrem Kreise zusammenzutreffen und mit ihren Aufpassern zu sprechen. Ich kam in Versuchung, ein halbes Dutzend der fraglichen Anekdoten hier auszuheben; da sie jedoch dem Zwecke gegenwärtiger Mittheilung nicht unmittelbar dienen und als Episoden zu lang sind, so mögen sie einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben. Es genüge, hier zu erwähnen, was dem Grafen von Harrowby begegnete. Der edle Graf war Mitglied des Bettler verfolgenden Vereins und versprach als solches demjenigen Offizianten, der Peter Hill zur Haft bringen würde, aus eigner Börse eine Belohnung von zwanzig Pfund. Am Morgen des nächsten Tages ließ ein protestantischer Geistlicher aus Irland sich bei ihm melden, erzählte, wie die Katholiken seine Wohnung niedergebrannt und er Alles verloren, legte dem vorsichtigen Grafen obrigkeitliche Zeugnisse vor und empfing einen goldenen Sovereign. Als der Graf sich zum Mittagessen umkleidete, wurde ihm ein Porträtmaler gemeldet, dessen Leidensgeschichte einige Wochen früher in London Aufsehen erregt, und der edle Graf schenkte ihm zwei goldene Sovereigns. Er saß mit seinen Freunden beim Nachtische, da behändigte ihm ein Diener einen so eben eingegangenen, als pressant bezeichneten Brief. Der edle Graf öffnete ihn, erstaunte, drei goldene Sovereigns beigefügt zu finden, las, wendete sich nach dem Ueberbringer um, schellte, weil dieser sich entfernt, befahl dem eintretenden Diener, den, der den Brief gebracht, sofort herein zu schicken, erfuhr nach wenigen Minuten, daß Niemand von der Dienerschaft ihm einen Brief behändigt, fragte hierauf, ob sämmtliche Dienerschaft anwesend, erhielt ein Ja zur Antwort mit dem Beisatze, daß, obschon kein Diener fehle, doch der Portier einen aus dem Hause habe gehen sehen, der zur Zeit nicht zurückgekommen, und löste dann den, von dem Allen nichts verstehenden Gästen das Räthsel durch Vorlesung des Briefs, worin Peter Hill ihn bat, die auf seine Ergreifung gestern gesetzte Belohnung von zwanzig Pfund mit den im Laufe des Tags ihm geschenkten drei Goldstücken zu vermehren, sich dabei als Ueberbringer in eigener Person unterzeichnend. Nach Hills Tode fanden sich in seiner Wohnung Backenbärte und Stutzbärte, Judenbärte und Perrücken von allen Farben, und ein Sortiment von Kleidungsstücken jeder Art, so reichhaltig, daß die Versteigerung zwei Tage währte und die Kleiderhändler wiederholt verscherten, eine solche Sammlung sey ihnen in Israel noch nicht vorgekommen.

Von Männern wie Peter Hill, Joseph Underwood, Williams und mehrere Andere, die zu Betreibung ihres Gewerbes Sekretäre und Bureaux hielten, ist an sich schon anzunehmen, daß sie eine gewisse Geschäftsordnung beobachteten. Sie mußten das thun, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, unter denselben Namen und mit derselben Geschichte an dieselbe Thüre zu klopfen und dadurch die Entdeckung ihrer Betrügereien recht muthwillig zu veranlassen. Demgemäß fand bei ihnen eine regelmäßige Buchführung Statt. Sie hatten ihr Schmierbuch, ihr Hauptbuch, ihr Korrespondenzbuch und ihr Kassenbuch, vielleicht auch jeder sein geheimes Buch. Ein solches kam bei der Verhaftung eines John Douglas, auch eines Bettelbriefstellers, zum Vorschein, der erst vor wenigen Monaten auf sieben Jahre nach Neu-Süd-Wallis transportirt worden ist. Zum Verständniß einiger daraus anzuführenden Stellen, die am geringsten seyn dürften, die Natur und den Zweck des geheimen Buchs zu erklären, bemerke ich wegen der vom Inhaber beliebten Kürze, daß dem Datum der Name der adressirten Person, diesem der fingirte des Adressirenden, hierauf die geschichtliche Fiction, dann das Resultat, endlich eine Notiz zur Nachachtung folgt. Also heißt es dort: „20. Juni. Herzog von Richmond, John Smith, ein Bein verloren, seit sechs Monaten außer Arbeit,

Digitized by Google

eine Frau und sieben Kinder, dem Hungertode nahe. Zwei Pfund. Nicht übel; hoffentlich das nächste Mal mehr. —

(Der Beschluß folgt.)

Reise zu Wasser von Paris an's Meer.

(Fortsetzung.)

Notre-Dame von Rouen ist nicht nur eine der größten und weitläuftigsten, sondern auch eine der reichsten und schönsten christlichen Kirchen, welche ich gesehen. Rollo wurde darin im Jahr 912 getauft; er ließ sie darauf ausbessern, denn sie drohete Einsturz; daher finden wir auch in einer Seitenkapelle Rollo's Grabmahl. Fünf Jahrhunderte später, nachdem die Eroberung der Normannen geschirmt war, fingen die Erzbischöfe, stolz auf ihre souveränen Herzoge, den ungeheuren Bau an, den wir noch heutzutage sehen und welcher langsam bis zum sechzehnten Jahrhundert fortgeführt wurde. Das Aeußere des Doms verkündet, trotz der häufig vorgefallenen Unterbrechungen, einen reinen gothischen Styl und eine eben so feine, zierliche Arbeit, wie am Straßburger Münster; es ist zwar nicht so elegant und vornehm, wie das der Kathedrale von Mailand — dazu fehlte das geeignete Material — aber es ist immer ein höchst schätzbares Monument. Die Hauptfaçade mit den Thürmen und drei Portalen kann zu den regelmäßigsten und musterhaftesten gezählt werden; sie ist sehr vollständig, imposant und reich an Details. Die Bildhauerarbeiten und Statuen an den Thüren des Portals und in den Galerien am Thurm sind von trefflichem Meisel. Der Mittelpunkt des Kreuzes trägt auf einem massiven viereckigen Thurmunterbau eine Laterne, von welcher unlängst noch ein hölzerner, mit Blei gedeckter, vierhundert Fuß hoher Thurm gen Himmel stieg. Am 15ten September 1822 zerstörte ihn der Blitz; an diesem Tage floß geschmolzenes Blei in den Gossen von Rouen; ein Stück von der Thurmspitze fiel auf das Dach eines benachbarten Hauses, von da durch Decken und Zimmerböden von drei Stockwerken hindurch bis in's unterste Geschoß, wo es noch ein tiefes Loch in die Erde schlug. Der vor zwei Jahren gestorbene Architekt Alavoine, welcher auch den Plan zu der auf dem Bastillenplatze zu errichtenden Julisäule geliefert, hatte den Auftrag erhalten, den zertrümmerten hölzernen Thurm durch einen andern höhern von Eisenguß zu ersetzen. Diese Masse, welche über eine Million Pfund wiegen wird, beginnt schon sich in die Luft zu erheben; aber ein durchbrochener Thurm von Eisenguß auf einer Kirche von durchbrochenem Stein kommt mir wie ein Anachronismus vor.

Vor diesem gigantischen Produkt der Dampfmaschinen erheben sich zwei schöne, bis zur höchsten Galerie vollendete Thürme, von welchen der eine lange Zeit hindurch der Butterthurm genannt wurde, weil man die Kosten seines Baues mit dem Ertrag der Dispensationen bestritten hatte, welche die Geistlichkeit denjenigen verkaufte, die während der Fasten Butter essen wollten. Gegenwärtig heißt dieser Thurm Georges d'Amboise, wahrscheinlich deßhalb, weil dieser Kardinal die Butterauflage ersonnen hatte. Er enthielt ehemals eine große Glocke, deren Gießer bei seinen Lebzeiten im Ruf der Zauberei stand und vom Teufel geholt wurde, wie die Sage berichtet. Trotz der Hülfe des bösen Feindes hatte diese Glocke nur einen höchst mittelmäßigen Klang; sie zersprang bei der Anwesenheit Ludwigs XVI. in Rouen; um ihren Rand herum stand geschrieben:

Je suis nommée Georges d'Amboise,
Qui bien trente six mille poise,
Et cil qui bien me poisera,
Quarante mille trouvera.

Während der französischen Revolution schmolz man die zersprungene Glocke zu Kanonen um. Die oben angeführte Strophe wurde von nachfolgendem Terzett abgelöst, welches man auf den bei dieser Gelegenheit geschlagenen, jetzt sehr selten gewordenen Denkmünzen liest:

Monument de vanité,
Détruit pour l'utilité,
L'an II de l'égalité.

Der Kardinal Georges d'Amboise, Liebling und Minister Ludwigs XII., hinterließ ein scandalöses Vermögen. Da er trotz aller seiner Intrigunen und Bemühungen dennoch nicht hatte Pabst werden können, so wollte er, wenn auch nicht der erste, doch wenigstens der reichste Kirchenfürst seyn. Indeß scheint er auf seinem Sterbebette Reue darüber empfunden zu haben, und er ließ Ludwig XII. zu sich rufen, um ihn wegen so großer Schätze um Vergebung zu bitten. Es handelte sich in der That um drei Millionen Goldunzen, welche Georges d'Amboise, Niemand wußte wie, zusammengescharrt hatte; und dabei waren die bedeutenden Einkünfte des erzbischöflichen Stuhls in Rouen noch nicht mitgerechnet. Beim Leichenzuge dieses geistlichen Rothschild sah man 28 Fürsten, 200 Edelleute, 1200 Prälaten und 11,000 Priester und Mönche.

Als merkwürdige Probe von der gesellschaftlichen Stellung der damaligen Künstler und als Gegenstück zu den Reichthümern, welche die Erzbischöfe erwerben konnten, führen wir Folgendes an. George d'Amboise hatte in seinem Testamente 2000 Sonnenthaler, d. h. etwa 4000 Livres nach damaligem Gelde, ausgesetzt, für welche Summe er ein marmornes Grabmal im Dom zu seinen Ehren aufzurichten befahl. Es ist dies das prachtvolle Mausoleum im schönsten Styl der Renaissance, welches man rechts vom Hochaltar im Hintergrund der Kathedrale bewundert, dem Monument des Großseneschals von Lyézé gegenüber. Der Maurermeister Roullant-le-Roux machte den Plan und die Zeichnungen dazu; er leitete die Arbeiten, welche

Digitized by Google

beinahe fünf Jahre dauerten, und erhielt für seine Mühe vierzig Sonnenthaler (80 Livres). Die Maurergesellen und Steinhauer hatten je fünf Sous täglich, der Bildhauer sechs und sieben und einen halben Sous. Der Bildhauermeister bekam allein zwanzig Sous für sich und seinen Handlanger. Das ist noch nicht Alles: der Neffe und Nachfolger von Georges d'Amboise I. fand es für gut, sich in dem Mausoleum, welches er seinem Oheim errichten ließ, einen Platz aufzubewahren. Anstatt einer Statue hatte also der Bildhauer nun zwei knieende Standbilder, eines für den Todten, ein anderes für den Lebenden anzubringen. Als man dieselben vollendet hatte, war Georges d'Amboise II. bloß Erzbischof. Da er später den Kardinalhut empfing, befahl er, sein Standbild als Erzbischof wegzunehmen, welches man in einen Winkel warf, um es durch eine Kardinalstatue zu ersetzen. Diese erste Statue und die seines Oheims waren indeß von Jean Goujon gearbeitet und hätten wohl Schonung verdient. Die Quittung für diese Statuen findet man in einem Ausgabebuch des Kapitels von Notre-Dame, wo es heißt: A Jehan Goujon, tailleur de pierre et masson, pour faire la teste des prians et sépulture de Monseigneur, pour faire asseoir icelle en la place où elle doibt demeurer par le marché de VI. april et par ses quittances XXX Ls. (30 Franken.) So bezahlte man zu Franz I. Zeit die Künstler; man frage einmal Herrn Bra oder Lemaire, wie viel sie für ihre Arbeiten in Versailles und an der Madelaine bekommen. Die Statue des Regenten in Versailles hat die Regierung mit 80,000, und das Basrelief am Giebelfeld der Magdalenenkirche mit 300,000 Franken bezahlt. — Das Innere des Doms bietet einen friedlichen Anblick. Mit tiefer religiöser Ehrfurcht betritt man sein heiliges Dunkel; die hohen, gen Himmel strebenden Säulen, die herrlich bemalten Fenster, 130 an der Zahl, welche nur ein schwaches Licht durchlassen, das altertümliche Grau, die vielen Wappen an Wand und Decke, die Grabtapeten machen einen großartigen Effekt. Der vergoldete Hochaltar enthält ein schönes Gemälde von Philipp von Champagne, die Anbetung der Hirten darstellend.

Wir brechen hier unsere Wanderung in Rouen ab, um sie ein anderes Mal fortzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstausstellung. Theater.

Die diesjährige Kunstausstellung ist an Anzahl wie an Gediegenheit der Werke hinter ihrer letzten Vorgängerin zurückgeblieben. Der Grund mag hauptsächlich in dem Umstande liegen, daß einer höchsten Bestimmung zufolge ausswärtige Künstler nur alle zwei Jahre zu Beiträgen eingeladen werden sollen, um den einheimischen Künstlern und den Schülern der Zeichenakademie ein unbeschränkteres Feld zur Entfaltung ihrer Kräfte zu gewähren. Den unserer Stadt angehörigen Künstlern darf der ausgezeichnete Freskomaler Neher aus München, welcher sich bereits Jahr und Tag in unserer Mitte befindet, mit um so mehr Recht beigesellt werden, da er sich fast ausschließlich mit Lösung der Aufgabe beschäftigt, die Hauptmomente aus den dramatischen und lyrischen Werken der großen Dichter Weimars für einheimische Zwecke, nämlich zum Schmuck des großherzoglichen Residenzschlosses, in Farben darzustellen. Die diesmalige Ausstellung brachte von ihm vier große Cartons aus Schillers Fiesko, Don Carlos, Wallenstein und Braut von Messina, nebst zwei kleineren zu den beiden letztern Tragödien. Nach dem einstimmigen Urtheil der Kenner lassen sie weder hinsichtlich der Auffassung und Composition, noch der Ausführung etwas zu wünschen übrig. Der thätige und geschickte Preller lieferte auch in diesem Jahr eine Anzahl werthvoller Erzeugnisse seines kräftigen Pinsels: zunächst den dithyrambsprechenden Entwurf zur Detoration des für Wielands Werke im Schlosse bestimmten Zimmers, dann ein großes Landschaftsgemälde in Oel, eine Waldpartie aus den Umgebungen der romantisch gelegenen thüringischen Bergstadt Ilmenau, durch Treue, Frische, Wahrheit und Schönheit des Colorits gleich hervorragend. Eben so zeugen mehrere landschaftliche Skizzen aus den Niederlanden, Italien, der Insel Rügen ꝛc. für das der deutende Talent des Malers. Von einem andern, ebenfalls sehr kunstfertigen einheimischen Maler, Adolph Kaiser, brachte die Ausstellung ein höchst gelungenes Oelgemälde, eine Felspartie unweit Karlsbad darstellend. Mehrere Porträts, Aquarell- und Kreidezeichnungen von Rembe, Luise Seidler, Heinrich Müller in Eisenach, landschaftliche Zeichnungen von Holdermann und Hrv. werthvolle Gemeldet von Martersteig aus Weimar und Schulz aus Karlsruhe, zwei Zöglingen der Düsseldorfer Malerakademie, und eine treffliche Büste von Adolph Straube aus Weimar. Schüler von David in Paris, gewährten den zahlreichen Besuchern Freude und Genuß. In hohem Grade fesselte die Aufmerksamkeit das berühmte Bild von Begas in Berlin: die Lurley, ein herrliches Werk in Erfindung, Gruppirung und Farbenschmelz; eben so fand das Gemälde von Buchmann aus München, Romeo's und Julia's Abschied, vielseitige Anerkennung. Einige Zeit vor Eröffnung der Ausstellung hatten auch wir Gelegenheit, Bendemanns Jeremias und Lessings Hussitenpredigt, von dem letzigen Besitzer, dem Kronprinzen von Preußen, auf den Wunsch der Frau Großherzogin zu öffentlichem Beschauung hieher gesandt, zu sehen und zu bewundern. Wie verschieden auch die Urtheile über den größern oder geringern Werth beider Schöpfungen ausfielen, so herrschte doch auch bei uns nur Eine Stimme über das seltene Talent und den hohen Beruf der genialen Künstler. — Das Theater geht seinen ruhigen, besonnenen Gang fort, das Werthvolle älterer Kunstperioden im Blick behaltend, ohne hinter den Anforderungen der vorwärtsschreitenden Zeit zurückzubleiben. Noch besitzt es tüchtige Kräfte, obschon der Mangel an wahrhaft ausgezeichneten dramatischen Künstlern in Deutschland auch die hiesige Bühne drückt. Das Preislustspiel: „die Vormundschaft," hat sich vor Kurzem auch hier, bei einer ziemlich gerundeten Darstellung, Geltung und Beifall zu verschaffen gewußt, mehr allerdings durch den gewandten und leichten, oft pikanten Dialog, so wie durch Raschheit und Lebendigkeit der Handlung, als durch Neuheit der Intrigue.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 4. November 1837.

Fuimus Troes, und somit schließt sich das alte Lied; aber Häuser, Familien und Menschen haben lang genug bestanden, wenn sie so lang standen, bis sie mit Ehren fielen, und jetzt habe ich's bis zu einem Hause gebracht, das einer domus ultima ähnlich genug sieht.

Walter Scott.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

Es wäre sehr weitläufig, zu erzählen, auf welche Weise mein Vater um sein Vermögen kam, genug, er kam um dasselbe. Unser letztes Besitzthum war ein Schloß, welches mein Vater mit großen Kosten auf einer ziemlich hohen Bergspitze erbauen ließ, indem er die Ruinen einer alten Burg wieder herstellte, welche die Sage als den einstmaligen Stammsitz unserer Familie bezeichnete. So sehr meiner Mutter die Ausführung dieser Idee mißfiel, so war sie doch zu gefällig, um meinem Vater zu widersprechen; sie setzte daher sich und ihre Familie geduldig auf die hartgepolsterten, hohen gothischen Stühle, da sie doch auf dem bequemsten Canapé hätte sitzen können, und kletterte täglich einmal einen beschwerlichen Bergpfad hinauf, während sie im Thal in ihrem eleganten Wagen die angenehmsten Fahrten hätte machen können. Mein Vater war aber auch für so viel Zuvorkommenheit nicht unerkenntlich; er ruhte nicht eher, als bis er meiner Mutter ein Bett verschafft hatte, das genau nach dem Muster des Bettes der Gemahlin Karls des Kahlen gearbeitet war; ebenso sah er es für einen Ehrenpunkt an, ihr eine Toilette zu geben, wie die Königin Brunhild sich einer bedient hatte. Aber er achtete wenig darauf, daß meine Mutter in jenem Bette nicht schlafen und vor diesem Spiegel ihren Anzug nicht mustern konnte. Ebenso fand er es für nöthig, in seinem Schlosse eine Kapelle und eine Bildergalerie anzulegen. In der ersteren säuerte an warmen Tagen die Wirthschafterin heimlich die Milch, und in die andere führte uns unsere Amme, wenn wir unartig waren, um uns mit den dort aufgehängten Bildern zu erschrecken. Wirklich bestand die ganze Sammlung aus jenen Vogelscheuchen der Kunst, welche die Kenner mit dem Namen altbyzantinische Schule zu bezeichnen pflegen. Jedes bemalte Täfelchen der Art, jede bunte Glasscherbe und jede gothische Rose wog mein Vater mit Gold auf. Er fühlte sich von einer wahrhaft königlichen Freigebigkeit beseelt, wenn zufällig sein Auge auf einen alten, morschen Tisch fiel, mit einer wurmzerfressenen Platte und plumpen, gedrehten Füßen, auf einen schmalen irdenen Krug mit einem Zinndeckel oder gar auf ein Crucifix von Ebenbaumholz, an dem ein schmächtiger Christus von Elfenbein hing. Diese Gegenstände wanderten zu ganzen Schaaren in unser Schloß, und er gab viel Geld aus, um den Leuten die Mühe zu ersparen, ihre Kramläden und Polterkammern durch einen Kehrichtträger vom alten Gerümpel reinigen zu lassen. Doch nicht die Burg allein, auch ihre Umgebung war nach dem Geschmack ihres Erbauers eingerichtet. Wir hatten Taubenschläge, die von fern täuschend kleinen Kapellen ähnlich sahen, und Hühnerställe

Digitized by Google

mit gothiſchen Eingängen. Wenn der Schlächter herauskam, um einen Ochſen zu ſchlachten, ſo mußte er ſein Opfer in einer düſtern Einſiedelei aufſuchen, die ihre zierliche Thurmſpitze aus dem Dickicht des nahen Wäldchens emporſtreckte; ſelbſt das Hundehaus erinnerte auf eine rührende Weiſe an die alte romantiſche Zeit.

Mein Vater hatte oft im frohen Uebermuthe geäußert, wie es völlig unmöglich wäre, die Burg einzunehmen; aber ſeine Gläubiger belehrten ihn eines andern. Ihre Art der Belagerung war eben ſo ſtill als nachdrücklich. Sie pflanzten kein Geſchütz auf und ließen auch keine „Söldnerhaufen,“ wie mein Vater ſich ausdrückte, gegen unſere Mauern anmarſchiren, und dennoch befanden ſie ſich eines ſchönen Morgens im Beſitz unſerer unüberwindlichen Veſte. Der Himmel weiß, wie ſie das anfingen, aber einigen friedlichen, in ſaubere ſchwarze Ueberröcke gekleideten Männern war gelungen, was kein Ritter der Tafelrunde des Königs Arthus zu Stande gebracht hätte. So wenig kann man ſich heutzutage auf alte gothiſche Schlöſſer verlaſſen.

Mein Vater mußte alſo ſeinen Stammſitz Leuten abtreten, deren Familien noch lange nicht zu der Ehre eines Stammſitzes gelangt waren. Er zog in ein beſcheidenes Städtchen unten im Thal, mit dem Vorſatze, ſeine Burg immer im Auge zu behalten, um ſie, wenn ſich Hoffnung dazu zeigte, wieder einzunehmen. Unterdeſſen ſetzten die Gläubiger einen Verwalter hinein, der als ein Mann von rohen Intereſſen nicht die mindeſte Ehrfurcht weder dem Bette der Gemahlin Karl des Kahlen, noch dem Putzkiſſen der Königin Brunhild bezeigte, ſondern dieſe Merkwürdigkeiten mit anderm alten Kram auf eine entfernte Thurmkammer ſchaffen ließ. Dieſer Zug eines wüſten, barbariſchen Sinnes ſchmerzte meinen Vater am tiefſten, und er konnte ſich nicht enthalten, darüber gegen meine Mutter in die bitterſten Klagen auszubrechen. Aber dieſe edle Dame war mit ganz andern, viel wichtigern Gegenſtänden des Kummers beſchäftigt, nämlich mit dem Schickſal ihrer Kinder, die ihr ſehr am Herzen lagen. Das zärtliche Gemüth dieſer guten Mutter litt die empfindlichſte Marter, wenn ſie ſich uns in Elend und Entbehrung dachte. Bei der Sinnesart und den Zerſtreuungen meines Vaters ſah ſie ſich in ihrem Herzen als die Hauptſtütze der Familie an, und obgleich ſie von dieſer ſtolzen Ueberzeugung gegen ihren Mann ſich nichts merken ließ, ſo nahm ſie doch im Verborgenen ihre Maßregeln darnach. Sie hatte ſich auf's Genaueſte von der Anzahl und der Beſchaffenheit unſerer Gläubiger zu unterrichten gewußt, und erfahren, daß eigentlich unſer Schickſal in den Händen eines reichen Kaufmanns lag, der in der benachbarten Reſidenz wohnte. Die Macht dieſes Herrn war im Stande, wenn er nach der vollen Strenge der Geſetze verfahren wollte, uns in das fürchterlichſte Elend zu ſtürzen. Meine Mutter erſchrack auf das Heftigſte, als ſie dieſen Umſtand erfuhr; zum Glück aber war ihr ſchon früher der Charakter dieſes drohenden Feindes ihrer Ruhe durch Hörenſagen bekannt geworden, und ſie faßte daher die Hoffnung, daß, wenn es ihr gelänge, kluge und vorſichtige Wege der Vermittlung einzuſchlagen, jener es nicht würde bis zum Aeußerſten kommen laſſen.

Mit dieſen Plänen beſchäftigt, machte ſie ihren Mann mit dem Wunſche bekannt, eine Fahrt in die Reſidenz zu unternehmen, worin mein Vater gern willigte, weil er den wahren Beweggrund deſſelben nicht ahnte. Sein Stolz hätte ſonſt den Abſichten meiner Mutter unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg gelegt, und ich bin überzeugt, daß dieſe treue und gehorſame Gattin zum erſten Mal in ihrem Leben, von den peinigendſten Umſtänden gedrängt, es wagte, hinter dem Rücken ihres Mannes und gerade gegen ſeinen Willen etwas zu unternehmen. Sie ſetzte ſich alſo mit mir und meiner Schweſter in den Wagen und fuhr mit bekümmertem Herzen den Thoren der Reſidenz zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Bettler.

(Beſchluß.)

25. Juni. Biſchof von London; William Anderſon, ein Geiſtlicher ohne Anſtellung, Frau ſeit drei Wochen todt, fünf kleine Kinder. Nichts. Iſt ein zu alter Vogel, ſich an einer Leimruthe zu fangen. Soll nächſte Woche mit einem Netze verſucht werden. — 28. Juni. Sir Peter Laurie; John Laurie, ein arbeitsluſtiger Schotte ohne Arbeit, vierzehn Tage von Waſſer und Brod gelebt, jetzt blos Waſſer. Verweis an die Mendicity Society. Iſt ein Filz und ein Schotte. Nicht ferner zu incommodiren. — Lodem. Lord Melbourne; Jane Simpſon, ein blinder Vater, die Mutter geſtorben, kein Geld zum Begräbniſſe. Fünfzehn Schillinge. Richtig vermuthet, hat für Mädchen eine offene Hand und Geld in der Börſe. — 30. Juni. Sir Peter Durham; Jack Scraggs, verlor unter ihm den rechten Arm und das linke Bein am Bord der Pallas, große Noth, nicht einmal Geld zu einem hölzernen Bein. Fünf Pfund. Braver Kerl. Habe ſeine Geſundheit in Madera getrunken. Soll in vierzehn Tagen wieder kommen. Werde nicht verfehlen. — 1. Juli. Sir Robert Peel; Samuel Downie, Gewürzkrämer, durch Anhänglichkeit an die Tories ruinirt, Kundſchaft verloren, weil für Sir Francis Burdett geſtimmt, ein Feind der Reform, das Herzblut für die Conſervativen. Lange Antwort mit zehn Schillingen. Dumm! mußte ja, daß er lieber nimmt

Digitized by Google

als gibt, ein Conservativer seines Geldbeutels. — 6. Juli. Lord Holland; Jonathan Manson, gleichsam ein Märtyrer der Reform, vertrauter Freund Muir's, Palmers und anderer schottischen Reformers, die 1794 für ihre Grundsätze gelitten, eine sterbende Frau und sechs gesunde Kinder, in Lumpen, ohne Bett und ohne Speise; von der äußersten Noth gedrängt, unter Thränen schreibend. Fünf Pfund und eine theilnehmende Antwort. Soll die Runde machen. — 8. Juli. Lord Brougham; bittet wie an Lord Holland. Verweisung an die Mendicity Society. Verwünscht die Mendicity Society sammt dem Lord! Wie ihm wohl die dortige Wassergrütze zum Mittagessen und die Treadmühle zur Verdauung behagen würde? Mag mit dem dürrbeinigten Burschen nichts mehr zu thun haben.“ u. s. w. u. s. w.

„Soll die Runde machen,“ hatte John Douglas bei der von Lord Holland empfangenen Antwort angemerkt, und in diesem, sich selbst in's Gedächtniß geschriebenen Vorsatze auf eine Bettelmethode gedeutet, die von sämmtlichen Genossen für eine so einträgliche erachtet wird, daß eine solche Antwort ihnen mehr gilt als die reichste beigeschlossene Spende. Sie kennen bereits oder erfahren mit leichter Mühe die politischen Anhänger und persönlichen Freunde des angesehenen Mannes, der in einer Aufwallung von Mitleid sich hat täuschen lassen. Unverweilt couvertiren sie das Schreiben, fügen einige Zeilen bei, machen damit die Runde und sprechen selten vergebens vor. Wer die Handschrift des angesehenen Mannes kennt, gibt in der Ueberzeugung, daß derselbe so nicht geschrieben haben würde ohne genane Kenntniß von der Thatsache, und wer sie nicht kennt, gibt, weil er sieht, daß Andere gegeben haben. In Underwoods, von dessen Geheimschreiber dem Gericht überlieferten Kassenbuche fanden sich zwanzig Personennahmt als Gescbenk des verstorbenen Grafen von Plowouth, und dann folgten dreiund zwanzig andere Posten, keiner unter zehn Pfund, mit der Randglosse, daß sie die Früchte des von dem gutmüthigen Grafen ausgestreuten Samens seyen. In der Masse ähnlicher, auf Täuschung berechneter und sie nur zu häufig bewirkenden Methoden zeichnen sich außerdem folgende zwei aus.

Ein Bettelbriefsteller nimmt ohne Weiteres Namen und Stand eines wohlhabenden Mannes an, und sendet als solcher eine Subscriptionsliste umher, an deren Spitze er selbst mit einer namhaften Summe steht und deren Ertrag zu Unterstützung einer unglücklichen Familie oder eines einzelnen Individuums bestimmt seyn soll. In gedrängter Kürze, aber nach Möglichkeit pathetisch, wird die Leidensgeschichte erzählt. Näheres ist beim Unternehmer der Subscription zu erfahren, der natürlich dieß aus Menschen- und Christenpflicht handelt, den Namen des Leidenden verschweigt, um dessen Gefühl nicht zu verletzen, und zu Annahme von Gaben unter dem Versprechen sich erbietet, sie auf das Gewissenhafteste zu dem angegebenen Zwecke zu verwenden und seiner Zeit öffentlich Rechnung darüber abzulegen. Ich weiß leider aus eigener Erfahrung, mit welch teuflischer Gewandtheit dieses Manöver ausgeführt werden kann. Bei der zweiten Methode werden zu Erreichung desselben Zweckes zwei verschiedene Mittel gebraucht, die jedoch in eines zusammenfallen. Der Spekulant kauft gedruckte Formulare, dergleichen die Obrigkeit sich bedient, wenn sie einem Steuereinnehmer gegen einen Steuerrestanten oder einem Hausvermiether gegen seinen säumigen Miethsmann einen Erlaubnißschein zur Auspfändung ertheilt, ein Act, mit welchem die Obrigkeit in England sich selbst nicht befaßt. Wie letztere, füllt der Spekulant die Formulare aus, schreibt dann an Personen, die im Rufe der Mildthätigkeit stehen, erzählt eine Reihe von Unfällen, die ihn und die Seinigen an den äußersten Rand des Elends gedrängt haben, und fügt als Belege neben einigen der bemerkten Formulare ein Zeugniß seines Kirchenvorstehers oder eines Arztes oder eines sonst glaubwürdigen Mannes bei, alles natürlich eigenes Fabrikat. Oder er kauft in üblicher Weise gedruckte Pfandverleihers-Zettel, schreibt in die leeren Räume, was dahin gehört, und sendet diese mit herzbrechender Bitte aus, ihn durch milde Beiträge in den Stand zu setzen, die aus Noth verpfändeten Gegenstände wieder einzulösen, damit er seine nackten Kinder kleiden und bei der strengen Kälte vor dem Erfrieren schützen könne, weßhalb sich von selbst versteht, daß die angeblich versetzten Sachen stets die unentbehrlichsten des Menschen sind. Eine vorzüglich dankbare Gelegenheit zu Aussschickung so bewaffneter Bettelbriefe zeigt sich der Genossenschaft, wenn das Feuer ihr den Gefallen thut, die Vorräthe eines bedeutenden Pfandverleihers in Asche zu legen, und die öffentlichen Blätter von dem Jammer und Wehgeschrei der Armen erzählen, die dadurch ihr bestes Eigenthum verloren haben. Es gibt dann gewiß in ganz London keine als mildthätig bekannte Matrone und keine alte Jungfer, auf deren Kasse nicht Sturm gelaufen wird; denn auch das darf zum Schlusse nicht unerwähnt bleiben, daß die Bettelbriefsteller mit richtigem Takte ihre Angriffe nach der geschlechtlichen Zugänglichkeit des menschlichen Herzens abzumessen verstehen.

W. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

Die große Oper. Das neueste Ballet.

Nun haben wir doch, was man nicht mehr gehofft hatte, einen Weinmonat. In der Umgegend von Paris ist man emsig mit der Weinlese beschäftigt, die hier aber nicht

Digitized by Google

die geringste Poesie hat, sondern das allerprosaischste Geschäft ist, das man nur sehen kann, weßhalb auch die Städter keinen andern Antheil daran nehmen, als sofern sie das Produkt der Weinlese verzehren, und auch dies ist nur Sache der ärmern Stände; denn alle andern trinken Weine besserer Gattung, welche weiter her kommen, vorzüglich aus Burgund und der Umgegend von Orleans. Ueberhaupt kommt wenig Wein vom Pariser Gebiete in die Stadt; das Meiste wird in den Schenken der nahegelegenen Dörfer, die schon bei den Pariser Barrieren anfangen, vergeht, und dorthin behibt sich das Stadtvolk haufenweise am Sonntag, und zum Theil leider auch noch am Montag. Unterdessen hält das schöne Herbstwetter noch viele reicheren Stadtbewohner auf ihren Landsitzern zurück, und deßhalb ist es in den größern Schauspielen jetzt noch nicht so voll, als es in dieser Jahrszeit sonst wohl zu seyn pflegt. Dies bemerkt man vorzüglich in der italienischen Oper, einem vorzugsweise von den Reichen besuchten Schauspiel, das bekanntlich seine bahlzährlichen Vorstellungen im Oktober beginnt und bis Ende März fortsetzt. Seit einigen Jahren, fährt sich diese, mit Ausnahme der Ehbre, vortreffliche Truppe wahrhaft exemplarisch auf. Anfangs Aprils geht sie alljährlich nach London, spielt dort den Sommer hindurch und findet sich pünktlich zu Ende Septembers hier wieder ein, ohne daß auch nur Einer fehlt. Die. Grisi ist nach wie vor Primadonna, Rubini, Lamburini. Tadlache sind noch immer die ersten Sänger, wie vor mehreren Jahren; und wenn auch von Zeit zu Zeit eine neue Sängerin oder ein neuer Sänger auftritt, sogar mit großem, im Ausländer erwordenen Ruhm, so sieht das Publikum doch bald den Abstand zwischen den ältern und den neu auftretenden Virtuosen. Auf diese Art sind Manche auf der bleßgen Bühne geschetzert, indeß die Aeltern im Besitz der Gunst des Publikums blieben und als erprobte Künstler reichlichen Lohn erhielten, mit welchem sie sich weidlich bei gnügen, anstatt in der Welt herumzuwandern und in allen Ländern ihr Heil zu suchen. Auch die Auswahl der dargestellten Stücke scheint diesmal wenig von der vorsichtigen abzuweichen. Bis jetzt wenigstens haben Rossini's, Bellini's und Donizetti's Opern hingereicht; jedoch heißt es, man studire einige neuern Opern ein, die in Italien gute Aufnahme gefunden haben; das italienische Urtheil wird aber nicht immer von den Franzosen bestätigt, und es könnte den fremden Stücken leicht gehen wie den fremden Virtuosen. Man hat sich Hoffnung gemacht, einmal wieder eine neue Oper von Rossini zu betommen; aber diese Hoffnung beruhte bloß auf dem Umstand, daß er auf einer Reise in Italien mit einem Dichter eine lange Unterredung gehabt, ja sich sogar mit ihm eingeschlossen habe, woraus man denn gefolgert, es sey die Rede von Texte einer neuen Oper gewesen. Seitdem, das heißt seit ungefähr sechs Monaten, hat man aber von der Sache nichts weiter gehört, und da Rossini nun schon seit beinahe zehn Jahren keine neue Oper mehr gesetzt hat, so steht schwerlich zu erwarten, daß er jetzt wieder Trieb zu neuen Compositionen fühlen wird. Paris ist für ihn geworden, was Capua für Hannibals Heer. Er hat sich an das hiesige Wohlleben gewöhnt, sich den Zerstreuungen hingegeben und sich damit begnügt, hier die Früchte seines Ruhms in Ruhe und Muße einzuernten. — Die große Oper hat in der letzten Zeit zwei große Ballette zu Tage gefördert, da sie aus Erfahrung weiß, daß schöne Ballette noch mehr Reiz für's Publikum haben, als schöne Opern, weil Federmann Augen hat, es aber Vielen an musikalischem Gehör und Geschmack fehlt, und weil überhaupt der Tanz in der Pariser Oper vollkommener ist, als der Gesang. Mit dem einen Ballette, die Mobicana, dessen Stoff aus dem bekannten Cooperschen Roman genommen war, hat sie aber nicht viel Beifall eingeerntet. Wilde, welche drohen, einen Weißen aufzufressen, machen nicht viel Eindruck, weil man wohl weiß, daß es mit dem Auffressen kein Ernst ist, und der Tanz der Wilden läßt sich nicht lange ansehen. Dieses Ballet ist daher auch bald bei Seite gelegt und dagegen ein anderes vorgenommen worden, auf welches die Direktion große Kosten verwendet hat. Diesmal wollte man uns etwas ganz Chinesisches geben; Landschaften, Pallaste, Häuser, Möbeln, Kleidung, Alles ist a la Chinoise. Auch das Stück steht zum Theil aus, als ob es von einem chinesischen Verfasser herrührte, so sonderbare Motive sehen die handelnden Personen in Bewegung. Seine hat ein Wanderville geschrieben: „die verwandelte Katze;“ dies hat jedoch mit dem Ballette wenig gemein. In letzterm kam es hauptsächlich darauf an, viel Tanz und Theatereffekte verbeizuführen. In so weit hat man den Zweck erreicht, und gewiß gehört das neue Ballet zu den prächtigsten, die man je hier aufgeführt hat, und dies will nicht wenig sagen; denn die Pariser Oper besitzt einen wahren Reichthum an großen Balletten. Auch hat das letzte den Vorzug, daß es keinem vorhergehenden gleicht. Aus all diesem folgt aber noch nicht, daß es ein wohlangelegtes Stück ist; es läßt sich im Gegentheil viel über die Alberntheit der Erfindung sagen; was ist z. B. läppischer, als die Hauptperson des Stückes, ein chinesischer Student, welcher den Weibern feind, aber seiner weißen Katze außerordentlich hold ist, in den sich eine Prinzessin verliebt, und dem man weiß macht, seine Katze habe sich in eine Prinzessin verwandelt? Auf Vernunft muß man freilich bei manchem Ballet Verzicht leisten, so auch hier, und es ist noch ein Glück, daß man vor lauter angenehmer Augenweide kaum daran denkt, der Verfasser habe sich ein wenig über sein Publikum lustig gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel in alcäischem Versmaß.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare Clio.
Quem Deum?

Horat.

Wen soll der Ode höherer Schwung zuerst
Verherrlichen? wen preisen die Harmonie?
Wen als die gegenwärt'ge Gottheit.
Welche die Aehren der Welt durchdringet!

Des Weltenschöpfers herrlichstes Bild ist sie.
Wo sie erscheint, ist Leben und Licht und Lust.
Sehnheit und Kraftgefühl der Körper,
Und für die Geister ein Sonnenaufgang.

Des Weltenschöpfers herrlichster Zweck ist sie.
Von ihrem Mitteln wimmelt die weite Welt:
Und Jugend ist ihr schönes Erbtheil,
Immer auf's Neue verjüngte Jugend!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Montag, den 6. November 1837.

Das Ewige ist seinem Wesen nach Wort; von ihm ist gegeben das Wort Honover, das vortreffliche, reine, heilige, schnellwirkende, das da war ehe der Himmel war und irgend ein Geschaffenes.

Zendavesta.

An Jakob Grimm.

Zuweilen soll die Heil'ge mit der Lilie,
Die Sängerin mit ihrem Engelchore
An lieben Kinderwiegen stehn, Cäcilie;
Da soll sie Töne aus dem Flötenrohre
Der Orgel locken, bis den holden Kleinen
Ein süßer Nachhall spielt im wachen Ohre.
Und von der Stunde sollen dann die Kleinen
Im Schlafe lächeln und noch im Erwachen
Fortlächeln, statt wie andere zu weinen.
Ist dieses wahr — und solche Wundersachen
Erzählt von Tasso man und andern Knaben,
Die nun Musik auf unsern Lippen machen:
So warst auch du in diesen Traum begraben
Und eingewiegt von solchen Engelchören,
So mußt auch du im Schlaf gelächelt haben!
Wie könnte sonst dein Ohr, wenn alle Röhren
Der ungeheuern Sprachenorgel brausen,
Den urgermanischen Accord erhören?
Wie könnt' es sonst jahrtausendlange Pausen
Und drauf die allgemeine Völkerfuge
Ertragen und ersterben nicht vor Grausen?
Und wie entkämst du im Entdeckungszuge
Den Felsen, die noch jetzt zusammenschlagen:
Dem alten und modernen Selbstbetruge?

Drum wird dich einst dein deutsches Volk befragen,
Wie einen Aeltervater, um sein Wesen,
Und Enkel werden zweimal gläubig sagen,
Wenn sie des Wortes Urgeschichte lesen
Und Gottes Offenbarung in den Worten:
Es sey im Anfang Gott das Wort gewesen
Und dieses Wort sey also Fleisch geworden! —
Denn ach, welch Kühne zogen schon von dannen,
Und thürmten Stein auf Stein zu Tempelpforten,
Und wollten eine Göttin dort umspannen,
Die, als die Wort- und Götterdämmrung graute,
Doch nur ein leeres Weltenbild gewannen:
Indeß dein Geist das Pantheon erbaute
Und ein Orakel ward und ein Prophete
Der scheinbar sonst verwirrten Sprachenlaute.

Wenn nun des Schülers andachtsvolle Rede
Dein Ohr erreicht, so muß im Ungemeinen
Einhergehn seiner tiefen Formen jede;
Denn seit er dich vernommen hat, erscheinen
Die Sprachen ihm theils als ein himmlischlichter,
Theils als ein trüber Spiegel des Dreieinen.
Du lächelst über mich, gestrenger Richter?
Doch höre nur zum allerersten Male,
Wie dies Gestalt gewann in deinem Dichter.

Digitized by Google

Ein Memnon klang, geweckt vom eignen Strahle,
Und rief sich selbst, und also rief in's Leben
Sich dieser Erste dreier Urvokale.
Ihm war, dem Alten, volle Macht gegeben,
Aus seiner Einzelheit herauszuschreiten
Und wieder in sich selbst zurückzustreben;
Doch er verließ die öden Ewigkeiten
Und trat hervor, nun aber klang dem Wanderer
Die Stimme wie die Stimme eines Zweiten;
Er schien sich ein Verklärter und Gewanderer,
Und doch als Zweiter in der tiefsten Aber
Entfremdet sich zu seyn, zu seyn ein Anderer;
Bis Beiden nun aus ihrem Götterhader
Ein Echo scholl, ein Reim aus Doppelworten:
Da ward der Vater wiederum zum Vater,
Da war aus widerstrebenden Accorden
Der Geisterdreiklang dieser Welt vermittelt,
Und also war das A das O geworden.

Wenn fromme Wuth als Frevel dies detitelt,
Du nennst es anders, der du vorempfunden,
Wie sich der Sprache tiefstes Wesen drittelt;
Ihr aber, die im All noch nichts gefunden,
Als nur die eigne Aermlichkeit und Weigerung,
Vernehmt, man gibt das Heil'ge nicht den Hunden.
Drum bleibt auch diese göttliche Bereicherung
Ein Räthsel euch und ewig euch verschlossen,
Das in Geschlecht, in Laut, in Zahl und Steigerung
Wie ein Krystall dreiseitig angeschossen.
Du aber, Geist mit lautbegabtem Ohre,
Vom Weltensang umfluthet und umflossen,
Dem alle Völker wie in Einem Chore
Die längstverschollnen Hymnen wieder singen,
Sey's auf der Leier, sey's am Haberrohre:
Vergönne mir, dies Lied dir darzubringen,
Laß, wie vom dreigearmten Wiesenbronnen,
Von seinem Dreiklang innig dich umschlingen,
Der auch sich selbst verlor, als er begonnen,
Bis er im Bruderlaut sein altes Leben
Nur um so schöner wiederum gewonnen.
Wie tief doch ein geheimnißvolles Streben,
Ein Opfern im Entstehen, wo wir fragen,
Erscheint, ein Werden und ein Aufsichgeben;
So daß man betend denken darf und sagen:
Der alte Lyriker, den die Maenade
Im Rausch des Seyns zerrissen und erschlagen:
Der Phantasus der Weltenliade,
Der erst den Orphischen Gesang gesungen,
Und drauf mit der Begeistrung Flammenrade
Entzückt sich durch die Himmel hingeschwungen
Und dort in eine Welt des Lichts zerschossen:
Aufsteh' er wiederum auf Menschenzungen!

Ja, wie sich Jener, den kein Raum umschlossen,
Im Stalle finden ließ in einer Krippe,
Damit wir würden seine Reichsgenossen:
So findet der sich auf der Menschenlippe,
Der sich im Epos von den Sonnenlichtern
Verlor, als wie in einer Aganippe —
So hört und liest sich selber Gott in Dichtern.

Ernst Ludwig Rochholz.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Es ist jetzt Zeit, daß ich von der Hauptperson dieser kleinen Geschichte spreche, die dazu bestimmt war, uns allen einen so wichtigen Dienst zu leisten. Ich nenne sie mit Stolz meine Schwester.

Zum Glück war die Familie, für die zu sorgen meine Mutter sich so heldenmüthig entschlossen hatte, nicht zahlreich; sie bestand nur aus mir und meiner Schwester. Diese hatte eben ihr siebzehntes Jahr erreicht und entwickelte die zarteste Blüthe von Schönheit und Jugend. Mein Vater hatte ihr in der Taufe den albernen Namen Fredegunde aufgeheftet; ja er war eigentlich Willens gewesen, sie Frisdewide zu nennen, weil dieser Name mit einem noch viel altertümlichern Klange seinem Ohr schmeichelte und ihn zugleich an die Heilige dieses Namens erinnerte, die in der Chronik des gelehrten Bischofs von Mainz eine so merkwürdige Rolle spielt; allein meine Mutter hatte sich seinem Ansinnen mit so vieler Kraft widersetzt, daß es bei jenem Namen geblieben war und mein Vater nur noch Gelegenheit gefunden hatte, die Namen Irmengard und Corisande als besonders wohlklingend hinzuzufügen. Die Einschränkung, die er sich hier hatte gefallen lassen, gab ihm Gelegenheit, bei mir, als dem später Geborenen, und noch dazu einem Knaben, seine volle Lust zu büßen. Ich prangte daher mit nicht weniger als sechs Namen, die alle den merkwürdigsten Ritterbüchern entlehnt waren, so daß man hatte glauben sollen, die berühmten zwölf Pairs seyen meine Pathen gewesen. Von unserer Wärterin, die sich keine Kenntniß der renommirten Helden des Mittelalters anmaßte, wurde aber meine Schwester ganz kurz Fredchen und ich Artel genannt, womit sie den herrlichen Namen Arthus verballhornte. Dieses Weib wurde von meinem Vater wegen ihres gemeinen Sinnes und ihrer stumpfen Fassungskraft mit der äußersten Verachtung behandelt, so daß selbst der Umstand, daß sie übrigens die Pflichten ihres Amtes mit der größten

Digitized by Google

Sorgfalt erfüllte, nichts dazu beitrug, sie in seinen Augen wegen jener elenden Verstümmelung so kostbarer Namen zu entschuldigen.

Meine Schwester hatte, wie gesagt, eben ihr siebzehntes Jahr und ich mein vierzehntes erreicht, als die Katastrophe von der Cinnahme unserer Burg sich ereignete. Ich artete mehr nach dem Charakter meines Vaters, sie nach dem der Mutter, und man muß gestehen, daß ihr Wesen dem zu Folge in's wahrhaft Liebenswürdige überging, ich jedoch bald sehr stark in's Unliebenswürdige ausartete. Dabei theilte ich meines Vaters Hang für das Mittelalter. Ich strebte, mich in den Sitten und Gebräuchen desselben zu befestigen, zum großen Kummer meiner Mutter, die nun die Thorheiten ihres Mannes ganz von Neuem wieder aufleben sah. Das Schicksal kam dieser guten Frau zu Hülfe; es hatte mich nicht zum alten Ritter bestimmt, und die Eroberung unseres festen Schlosses gab plötzlich meiner Erziehung eine völlig verschiedene und äußerst glückliche Richtung.

Als meine Mutter mit uns in der Residenz angelangt und bei einer Dame ihrer Bekanntschaft abgestiegen war, suchte sie auf das Angelegentlichste Nachrichten über das Haus des Baron Bändler, so hieß der Bankier, dem mein Vater schuldete, einzuziehen. Was sie hierüber in Erfahrung brachte, war nichts weniger als tröstlich. Ich werde mir später die Freiheit nehmen, das Porträt dieser sehr ehrwürdigen Sippschaft zu entwerfen, mit der wir jetzt in enge Berührung kommen sollten; für jetzt genügt es, zu bemerken, daß meine liebevolle Mutter, in Folge der eingezogenen Nachrichten, es für gut fand, dem Bankier, oder vielmehr dessen Gattin, einen Besuch abzustatten. Der Himmel weiß, wie schwer ihr dieser Schritt geworden seyn mag; doch ließ sie sich gegen uns nicht das Mindeste davon merken, nur nahm sie meine Schwester mit, gleichsam als fände sie es nöthig, sich mit einem sichtbaren guten Engel zu versehen, auf dem beschwerlichen Pfade, den sie zu wandeln hatte.

Man wird mir ohne Zweifel, wenn ich jetzt den Charakter meiner Schwester zu schildern unternehme, Parteilichkeit vorwerfen, und doch kann ich sehr ernstlich versichern, daß ich mit dem kältesten Blut und dem vollkommensten Gleichgewicht der Seelenkräfte daran gehe, das Bild eines höchst liebenswürdigen Mädchens zu malen, das zufällig meine Schwester ist. Soll dieser Umstand einen Grund abgeben, meine Wahrheitsliebe und meine Urtheilskraft in Zweifel zu ziehen? Dies wäre sehr ungerecht; die Liebe eines Bruders zur Schwester ist lange nicht so stürmisch, so übereilt und aus einem solchen Tumulte aller Gefühle entsprungen, wie jene Leidenschaft, der man einen blinden Gott zum Repräsentanten gegeben hat. Der Gott unserer Liebe trägt keine Binde; also darf man mir glauben, wenn ich versichere, daß Emilie (so nannten wir sie, wenn der Vater nicht gegenwärtig war) das sanfteste, zarteste, liebevollste Wesen war, das hundert Meilen in der Runde gefunden werden konnte. Seelen, wie die ihrige, hat die Natur offenbar dazu bestimmt, in dem chemischen Prozesse der Gesellschaft das Medium zu bilden, wodurch die vielen Säuren, Bitterkeiten und Salze mit einander verbunden werden. Nähme man diese weichen, warmen, süßen Seelen hinweg, so würde der alte Sauerteig in seiner ganzen Widerwärtigkeit daliegen, und alsbald in innerm Zwist und Hader auseinanderfallen. Deßhalb auch das Sehnen und Verlangen, diesen Seelen nahe zu kommen; Alles, was in sich Stolz, Bitterkeit oder Säure spürt, begibt sich unwillkührlich an die Seite dieser weichen Stoffe, und deßhalb werden die Theetische, die Salons, die Kaminecken und die Boudoirs, wo Wesen dieser Art sich aufhalten, nie leer; ja es gibt sogar Beispiele, daß man ihretwegen Bodentreppen erklimmt und sich in tiefe Keller herabläßt. Die Engländer nennen diese Eigenschaft temper und drücken damit etwas Unbeschreibliches aus. Wer kann auch die wahre Liebenswürdigkeit der Seele beschreiben? sie will empfunden seyn, und dann läßt sie in dem Gemüth ein Gefühl zurück, als hätte man eine gute Handlung begangen. Dabei muß man jedoch nicht glauben, als hätte Emiliens „Temper“ etwas Dumpfes, Trübseliges oder Langweiliges an sich gehabt; im Gegentheil, sie trug die volle Frische und Jugendlichkeit ihres glücklichen Alters zur Schau. So zart gebaut sie war, hatte ihr Auge eine Lebhaftigkeit und ihr ganzes Wesen eine Beweglichkeit, die eine hinlängliche Dosis Geist und Feuer verriethen; aber diese Heiterkeit artete nie in den ungestümen, wilden und erkünstelten Rausch aus, der oft als entzückende Jugendlichkeit gepriesen wird. Es war ihr unmöglich, zu glänzen, aber es war ihr eben so unmöglich, ihre Umgebung kalt und unbefriedigt zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Der Ostwind hört nicht eher auf zu wehen, als bis es regnet, das Weib nicht eher zu zanken, als bis es weint.

Der hat sich nicht die Zunge am Brei verbrannt, der sich mit einem Weibe zanken kann.

Gute Mädchen, artige Töchter, wo kommen denn die bösen Weiber her?

Fort mit dem Kehricht aus der Stube, fort mit den Mädchen aus dem Hause.

Digitized by Google

Lobe das Wetter- am Abend, die Braut im andern Jahr, den Schwiegersohn zu Hause im dritten.

Leicht sind der Wittwe Schuhe, in denen sie dem zweiten Manne entgegengeht.

Der bekommt ein ausgewähltes Weib, der eine übrig Gebliebene freit.

Man freut sich über die Vermählten, man beweint die Verstorbenen, beides ein Jahr lang.

Eine Base ist gut — am Ende der Landzunge.

Das Kind ist der Schuh des faulen Weibes und zügelt die rasche.

Das Geld zerreißt nicht den Beutel, noch zersprengt der Verstand dem Manne den Kopf.

Fern steht ein mutterloses Kind, wenn es auch neben der backenden Stiefmutter steht.

Der Thor hat immer sein Herz im Munde, der Kluge seinen Mund im Herzen.

Das Bier hat ein gutes Glück, man trinkt es ohne Durst, die Mädchen kein schlimmeres, denn sie werden ungeprüft geheirathet.

Gott (Jumala) gibt den Verstand, der Hopfen (Humala) nimmt ihn.

Das Schicksal geht vor dem Manne her, seine Gewohnheit in seinen Fußstapfen.

Der Arme lebt so wie nasses Holz brennt.

Im Morast ist ein großer Fuß gut, in der Kirche ein netter Schuh.

Wer ein Häuflein Geld hat, der hat ein Schock Freunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Dlle. Elsler als Kaze. Musik.

Eine Sonnenfinsterniß spielt in diesem Stücke eine bedeutende Rolle; denn bei diesem Ereigniß muß sich die Prinzessin selbst einen Gemahl wählen, wo sie denn natürlich den von ihr geliebten, aber nur seine Katze verehrenden Studenten wählt. Um diese Sonnenfinsterniß nun darzustellen, mußte natürlich eine Sonne erscheinen. Bisher hatte man es noch nicht gewagt, so viel mir bekannt ist, ein so mächtiges Gestirn auf der Bühne nachzumachen. Der Mond erscheint bereits in ältern Stücken, z. B. im Ballette Hero und Leander; so erhellt auch Mondschein den Klostergang in Robert le diable. Ferner ist das Funkeln der Sterne in der Oper: die Hugenotten, nachgeblidet worden. Nun war aber noch das Hauptgestirn, Helios selbst, darzustellen. Dies ist jezt geschehen, und zwar gar nicht übel. Man darf freilich nicht vergessen, daß es sich hier um eine Opernsonne handelt, die sich doch immer nur zur wahren Sonne verhalten kann, wie ungefähr die Decke des Opernsaals zum Firmament. Ein Laternenfest versteht sich von selbst in einem chinesischen Ballette, und gestanzt wird natürlich viel. Dlle. Elsler hat die Hauptrolle, nämlich die der angeblich aus einer Kaze in eine Prinzessin verwandelten Liebenden und Anfangs nicht Geliebten. Sie macht aber so viele liebliche Katzensprünge und Pfotenzierlichkeiten, daß der chinesische Student ganz natürlich seine Katzenliebe auf dieses zweibeinigte weiße Kätzchen überträgt; ich sage ganz natürlich, in der Voraussezung, daß man sich auf den Standpunkt des Dichters versezt. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was die Tagsblätter versichert haben, daß Dlle. Elsler zum Behufe ihrer Rolle ein großes Katzenstudium vorgenommen, deßhalb ihre natürliche Abneigung gegen Katzen überwunden und sich beinahe, wie der Student, ihr Theaterlieblhaber, wirklich in eine schöne weiße Kaze verliebt hat. Freunde des edlen, ernsthaften Tanzes wollen jedoch dieses Ballet nicht billigen, und meinen, Dlle. Taglioni würde sich nie zu solch einer Rolle hergegeben haben. Aber Grazie und Anmuth sind immer etwas Angenehmes, ja Aesthetisches, und darüber kann man leicht einige Katzensprünge verzeihen, besonders wenn sie mit so vieler Bedeutigkeit ausgeführt werden, wie hier. Dlle. Elsler hat sich in der Katzenschule, in welcher sie drei Wochen lang gewesen seyn soll, vortrefflich gebildet. Zwar haben die Zeitungen ganz ernsthaft einen faux pas von ihr gemeldet, welcher ihr einen Schnupfen, ein Fieber, vielleicht gar noch etwas Aergeres hätte zuziehen können, wie eben diese Zeitungen melden. Sie hat nämlich auf der Bühne im Springen einen Tisch umgeworfen, mit diesem einen Milchnapf, und die tolle Milch ist ihr den warmen Rücken hinunter gerieselt und hat sie erkältet; aber so etwas begegnet wohl einer Kaze, weßhalb auch alle Tagsblätter sie entschuldigen; der Tisch stand nicht auf festen Füßen; es ist seine Schuld, nicht die ihrige, daß er umgefallen ist. Die Musik zu diesem Ballette ist der erste Versuch, wenn ich nicht irre, eines jungen Tonkünstlers, Montfort, der erst vor einiger Zeit aus Italien zurückgekommen ist, und der nun zeigen muß, daß er seine auf Staatskosten unternommene Kunstreise gut genüzt hat. Es ist jezt Raum da für die jungen Tonkünstler, ohne daß sie sich nach der Errichtung eines neuen Opertheaters zu sehnen brauchen, wie sie lange gethan; denn alle alten und berühmten Tonkünstler sind von der Weltsbühne verschwunden; Lesueur ist vor Kurzem gestorben, und Berton, der sie Alle überlebt, ist zu alt, als daß er noch Opern setzen thunte. Deßhalb rühren auch alle neuen Operetten und Opern, welche in der letzten Zeit auf der Bühne der Opéra comique gegeben worden sind, von jungen Tonkünstlern her, als les Etats de Blois, L'an mil n. a., die ziemlich häufig gegeben werden, aber doch nicht das Aufsehen erregen, wie Boyeldieu's, Nicolo's, Methüls Operetten in ihrer Neuheit. Die jungen Tonkünstler wollten sich auch in der Kirchenmusik versuchen, und einige jüngere Pfarrer zeigten sich geneigt, den Gottesdienst damit zu schmücken; aber da ist der grämliche Erzbischof getommen und hat ihnen verboten, altweltliche Musik in den Kirchen aufführen zu lassen. Es ist schlimm, daß Paris einen Erzbischof hat, dem der Kunstsinn fehlt, und welcher sogar seine eigene Kathedrale, die doch sicher ein merkwürdiges Denkmal gothischer Bauart ist, in schlechtem Zustande läßt, als ob auch diese Kirche verfallen müßte, seit man ihm seinen daneben stehenden Pallast niedergerissen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 7. November 1837.

— Auf ihr Alle! wendet euch!
Richtet euch? streckt vor den Stachel!
Aristophanes.
Die Wespen.

Technische Reiseerinnerungen.

Von Dr. A. Poppe.

Die Stecknadelfabrik.

Wenn man sich unter den zahllosen Produkten der Fabrikindustrie etwas näher umsieht, so stößt man auf manche Fabrikate, welche sowohl dem Preise, als auch dem Zwecke und der Form nach beim ersten Anblick als so unbedeutend und geringfügig sich darstellen, daß man sich scheuen möchte, dieselben unter die Zahl der Nationalgewerbszweige einzureihen. Gleichwohl müssen auch sie, aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet, als wichtige Glieder jener großen Kette angesehen werden, welche den Wohlstand der Völker befestigt und zusammenhält. Unter die Fabrikate dieser Art gehört die Stecknadel, diese einfache, kleine, spitzige, dem schönen Geschlechte so unentbehrliche Waare. Sollte man denken, daß dieses unbedeutende, anspruchlose Ding, welches wir am Wege liegen sehen, ohne uns die geringe Mühe zu nehmen, es aufzuheben, das wir sprüchwörtlich in den Mund nehmen, wenn wir eine für uns möglichst werthlose Sache bezeichnen wollen, durch sechzig bis achtzig verschiedene Hände gegangen ist, ehe es als Waare in den Handel kam?

Beinahe alle Stecknadeln werden jetzt fabrikweise, und zwar in ungeheurer Quantität verfertigt; England allein erzeugt täglich fünfzehn Millionen Stecknadeln. Der Hauptgrund dieser enormen Produktion mag in ihrer großen Verlierbarkeit liegen. Alle Stecknadeln verschwinden, man weiß nicht wie. Niemand kann indessen hierüber genauere Auskunft ertheilen, als die Pariser Chiffonier's, welche den Straßenkehricht durchwühlen, und hauptsächlich auf das Verlieren ihren Erwerbszweig gründen. Ein fleißiger Chiffonier findet im Durchschnitt jährlich nur 350 Knöpfe und 1500 Haarnadeln; dagegen darf er sicher auf 40,000 Stecknadeln rechnen, welche sofort wieder im Handel als neue Waare erscheinen.

So einfach die Stecknadel aussieht, so interessant und merkwürdig ist ihre Fabrikation im Großen, indem wohl bei keiner andern Fabrik der Vortheil und die glänzenden Resultate einer zweckmäßig angeordneten Arbeitstheilung so auffallend hervortreten. Es dürfte daher nachfolgende Beschreibung einer Stecknadelfabrik, so wie ich in Köln Gelegenheit hatte sie zu sehen, für manche Leser und namentlich Leserinnen von Interesse seyn.

Die Stecknadelfabrik der Madame Reineter in Köln gewährt dem Freunde der Industrie besonders dadurch ein höheres Interesse, daß ein und dasselbe Fabrikgebäude alle Operationen, welche der rohe Draht bis zur fertigen Stecknadel durchzumachen hat, vereinigt und somit einen

Digitized by Google

bequemen und sichern Ueberblick über das Ganze gestattet. Allen Stecknadelfabriken, welche ich gelegentlich später sah, mangelte diese dem Betrachter so erwünschte Annehmlichkeit.

In der Regel weist der Fabrikherr den verschiedenen Arbeitern ihr verschiedenen Arbeiten an, gibt ihnen das Material dazu, und sie geben damit in ihre Hütten, verarbeiten den Draht, jeder der ihm angewiesenen Operation gemäß, und empfangen im Verhältniß der gelieferten Quantität ihren Lohn. Eine solche Fabrik bildet zwar auch ein Ganzes, aber ein Ganzes, dessen einzelne Theile im Umkreis von oft mehreren Stunden zerstreut liegen; daher es dem, welcher zum ersten Mal eine solche Fabrik sieht, schwer, ja oft unmöglich wird, einen richtigen Ueberblick und klaren Begriff von der Reihenfolge und dem Ineinandergreifen der verschiedenen technischen Akte, von der Art und Weise, mit welcher ein Arbeiter dem andern in die Hände arbeitet, zu erhalten. Im genannten Etablissement dagegen verfolgt man die progressive Umwandlung des Messingdrahtes in die zur Versendung fertige Stecknadel von Anfang bis zu Ende mit allen vorkommenden Nebenoperationen.

Im ersten Arbeitssaale beobachtete ich das Geraderichten, Zerschneiden und Zuspitzen des Messingdrahtes. Dieser ist, so wie er aus dem Drahtzuge kommt, ringförmig zusammengelegt, und muß daher, bevor er in die einzelnen Stücke, welche nachher die Stecknadeln bilden sollen, zerschnitten werden kann, ganz gerade ausgestreckt werden. Hiezu bedient man sich einer sehr einfachen Vorrichtung. Der Draht liegt, um eine Scheibe gerollt, auf einem Tische; mit Hülfe einer Beißzange wird er zwischen einer Reihe in den Tisch eingeschlagener Stifte gewaltsam hindurchgezogen, wodurch er seine Krümmung verliert. Die so vorbereiteten langen geraden Drahtstücke werden nun von demjenigen Arbeiter in Empfang genommen, welcher den ganzen Tag nichts weiter zu thun hat, als dieselben in lauter kleine Drahtstückchen oder Schäfte von gleicher Länge zu schneiden. Diese letzteren müssen indessen die doppelte Länge der daraus zu bildenden Stecknadeln haben. Wenn jedes Drahtstück einzeln abgemessen und abgeschnitten werden sollte, so gäbe dies eine entsetzlich langwierige, zeitraubende Arbeit, welche eine Legion Arbeiter in Anspruch nähme; allein ein bewundernswürdig einfacher Apparat, das Schaftmodel, setzt einen einzigen Arbeiter in Stand, die ganze Fabrik mit Nadelschäften zu versehen. Dieses Meßinstrument ist weiter nichts als ein viereckiges, mit einem Handgriff versehenes Stück Holz, welches, in gemessener Entfernung vom Rande, eine ebene Rückwand besitzt und seitwärts noch mit erhöhten Leisten versehen ist. Der Arbeiter nahm ungefähr achtzig Drähte auf einmal in die Hand, stieß ihre Enden, um sie in einerlei Fläche zu bringen, gegen die erwähnte Rückwand des Models, und schnitt sie mittelst einer kolossalen, an einen Block befestigten Scheere alle mit einem Ruck an der Kante des Models ab; so erhielt er lauter Nadelschäfte von gleicher Länge. Diese Operation wiederholte er in der Minute wenigstens zehn Mal, und lieferte daher in dieser kurzen Zeit den Stoff zu 1600 Stecknadeln.

Die rohen Stecknadelschäfte, welche dieser Arbeiter zubereitet, werden den Händen von vierzehn Zuspitzern übergeben. Vier Pferde setzen acht- und zwanzig in zwei Reihen vertheilte Spitzringe in ungeheuer schnelle Umdrehung. Diese die Stelle der Schleifsteine vertretenden Spitzringe sind stählerne Scheiben, deren Umfang, um eine rauhe Oberfläche darzubieten, feilenartig mit Querfurchen behauen ist. Jeder Arbeiter sitzt vor zwei Spitzringen, einem rauh und einem feiner behauenen; zwischen beide Daumen und beide Zeigefinger faßt er eine Partie von etwa dreißig Stecknadelschäften und drückt ihre Enden gegen die eine rauhere Scheibe, indem er mit vieler Geschicklichkeit jedes einzelne Nadelstück zwischen den Fingern hin und her rollt. Dann hält er die roh zugespitzten Schäfte gegen die zweite feiner behauene Scheibe, um der Spitze den gehörigen Grad der Feinheit und Politur zu geben. Nun kehrt er die Schäfte um und wiederholt mit den andern Enden den eben beschriebenen Prozeß. Ein Schleifer spitzte nach meiner Beobachtung in sechzehn Sekunden eine Handvoll Schäfte, oder etwa fünf-und-zwanzig Stück zu beiden Seiten, d. h. er versah innerhalb sechzehn Sekunden fünfzig Stecknadeln mit Spitzen. Acht Sekunden verstossen, bis er mit einer neuen Handvoll bereit war. Demnach wäre ein solcher Zuspitzer im Stande, in einem Tage, bei einer Arbeitszeit von acht Stunden, 60,000 Stecknadeln mit ihren Spitzen zu versehen. Dies stimmt auch wirklich mit den Angaben Anderer überein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Die seltsam überspannte Phantasie meines Vaters, die auf eine für uns so mißliche Art in's Leben getreten war, hatte sich in der Seele seiner Tochter zu einer sanften Poesie umgestaltet. Sie erfand und erzählte ganz niedliche Mährchen. Hätten wir gewußt, daß dieses Talent sie und entführen würde, wir hätten nicht mit so ausschweifender Freude ihren kleinen Erzählungen zugehört, die sie mir und einigen Kindern der Nachbarschaft oft in den Abendstunden vorzutragen pflegte. Ich sehe sie noch vor mir, wie sie in ihrem weißen Kleide, mit den bleichen, zarten Zügen, in der dunkeln Mauerblende in unserm

Digitized by Google

Burggarten saß, und während die niedersinkende Sonne ihre letzten Strahlen zu uns hinaussandte, dem kleinen Kreise ihrer Bewunderer eine Geschichte aus Tausend und Einer Nacht vortrug. Hätte ich damals ahnen können, daß sie für uns eine zweite Scheherazade werden würde?

Als sie auf Verfügung meiner Mutter in die Residenz abreiste, um lange Zeit in dem Hause des Bankiers zu bleiben, ergriff die ganze Umgegend der Burg und des Städtchens ein allgemeiner Schmerz. Unsere kleine, sanfte Fee ging von uns. Alte Grausköpfe, die wahrlich nicht an einem Uebermaß von Gefühl litten, sah man bei dieser Gelegenheit herumgehen und einander diese Nachricht mittheilen mit einer Miene, als wäre die beste Kuh aus ihrem Stalle gestohlen. Der Pfarrer und die Frau Kastellanin vergossen Thränen, und einen ganzen Tag lang war in dem Städtchen wirklich von nichts anderem die Rede als von der Abreise des Burgfräuleins. So nannte man meine Schwester.

Als die Kutsche, in der sie abfahren sollte, vor unserer Thüre hielt, brach, ich muß es gestehen, auch mir das Herz. Ich nahm der alten Magd, die laut heulte, das Bündel mit Emiliens Sachen ab und brachte es selbst in den Wagen, dann setzte ich mich zu ihr und faßte mit krampfhafter Zärtlichkeit ihre beiden Hände; ich fand sie kalt und zitternd. Der Wagen rollte jetzt aus dem Hofthore, die letzten Abschiedsworte der Eltern erstarben im Geräusch der Räder auf dem Pflaster, und ich, der ich die Schwester eine kleine Strecke Wegs begleiten durfte, fand erst auf der Landstraße Zeit und Kraft, meine Stimme zu erheben und unter heftigen Seufzern Worte hervorzustoßen, die mir schwer auf dem Herzen gelegen hatten. „Ach, Emilie," rief ich, „so gehst du nun von uns, um einer wide.wärtigen fetten Frau Geschichten zu erzählen! Wahrlich, es ist sehr fein von der Mutter gewesen, dir diesen Posten zu verschaffen! Was geht uns die Dame mit ihren schlaflosen Nächten an?" Meine Schwester wollte mich mit ihrer gewohnten sanften Stimme begütigen, allein der Erguß meines Zornes ließ so heftig, daß ich sie nicht zu Worte kommen ließ. „Sage mir nichts zu Gunsten dieses Krämerweibes, das jetzt die vornehme Dame spielt! Ich weiß recht gut, wie die Sachen zusammenhängen, aber eben so weiß ich, daß ich deinen Abschied aus dem väterlichen Hause nicht überleben werde. Jetzt weißt du, wonach du dich zu richten hast!" Bei diesen Worten brach ich in ein lautes, trotziges Weinen aus. Emilie that nichts dazu, mich zu beruhigen; entweder rührte sie dieser Beweis meiner Liebe und stimmte sie zu gleicher Trostlosigkeit, oder sie hielt es für unnütz, mit mir über ihre weitern Pläne und Aussichten zu streiten. Sie schloß mich, nachdem der erste heftige Anfall meines Schmerzes sich gelegt, auf das Liebevollste in die Arme, indem sie sagte: „Lieber Arthel, es gibt Verhältnisse und Lagen in der Welt, in die man sich fügen muß, ohne viel nach dem Warum und Wie zu fragen." Nachdem diese philosophische Sentenz über ihre Lippen gegangen, war auch plötzlich scheinbar alle Düsterheit von ihr gewichen; sie ward lebhaft und gesprächig und erzählte mir, indem wir an den einsam zerstreuten Landhäusern und Edelhöfen vorbeifuhren, eine Menge kleiner Geschichten, die mich allmählig so aufheiterten, daß ich gänzlich das mir gesteckte Ziel der Trennung vergaß und schon weit darüber hinaus gefahren war. Der Wagen hielt jetzt und ich stieg aus. Meine Schwester wünschte mir nochmals das beste Wohlergehn; sie gab mir sogar in der Schnelligkeit einige Verhaltungsregeln in Betreff meines Betragens gegen die Eltern; dann wandte sie sich ab, verbarg mit der einen Hand ihre Thränen und zog mit der andern den Kutschenschlag zu, um den Abschiedsmoment zu verkürzen. Bald sah ich mich nun allein auf der Landstraße, eingehüllt in den Staub des Wagens, der all meine Schätze, ja mein Leben selbst hinwegtrug. Ich glaubte, das kärtliche Mädchen würde noch einmal nach mir herausschauen, allein es geschah nicht; so wanderte ich denn in der trübsten Stimmung nach dem Städtchen zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Königin Victoria in Brighton.

Nächsten 7ten November werden — geliebt es Gott! — Ihre Majestät die Königin und Allerdurchlauchtigste Frau Mutter, die Frau Herzogin von Kent, den sogenannten Marinepallast in Brighton verlassen und ihre Residenz in London nehmen. Die guten Brightoner waren bei der Ankunft der allerdurchlauchtigsten und höchsten Herrschaften in der zweiten Hälfte des Septembers, was sie noch jetzt sind, entzückt über ihre junge Monarchin, und wohl hatten sie Ursache dazu. Brighton, jetzt die flotte, in ihrem neuern Theil prächtig gebaute Stadt, war vor Jahren ein ärmliches Fischerdorf, und wäre es wohl noch, hätte nicht Georg IV. sondererwerweise eine große Vorliebe für einen Ort gefaßt, dessen Umgegend Meilen weit aus dürrem, jede Cultur verspottendem, kaum einen Strauch hervorbringendem Sande besteht. Aber König Georg gefiel sich hier, brachte hier den größern Theil des Jahrs zu und erbaute gedachten Marinepallast, äußerlich eine Beleidigung der Baukunst, innerlich eine Winkelei und in seinem Namen ein Witzspruch, denn selbst von seiner höchsten Zinne vermag kein Auge die See zu erblicken. Die reichen und vornehmen Engländer sind ein loyales Geschlecht; der Geschmack ihres Fürsten ist der ihrige, und obschon Georg IV., wenn er sich aus seinem Pallaste erhob, Reiter voransendete, die Straßen menschenleer zu machen, so strömten doch die reichen und vornehmen Engländer von nun an nach Brighton, fanden es delightful und machten es fashionable. Wilhelm IV. theilte nicht die Liebhaberei seines Vorgängers; er gab unbedingt Windsor den Vorzug, und nichts beweist

Digitized by Google

wohl schlagender, daß man in Sachen des Geschmacks nicht streiten kann, als daß je ein Monarch lieber in Brighton als in Windsor residirt hat. Zu den guten Eigenschaften Wilhelms gehörte indessen auch Gutmüthigkeit: man sagte ihm, es würde ein Unglück für Brighton seyn, wenn er es aufgäbe, und so nahm er jährlich einige Monate lang seinen Aufenthalt im Marinepallaste, und die reichen und vornehmen Engländer fuhren fort, Brighton zu bevölkern, es blieb delightful und fashionable wie zuvor. Da starb König Wilhelm, und die guten Brightoner erschraken. Die Königin konnte leicht ihren Ort während einer muthmaßlich langen Regierung, wenn je, immer seltener besuchen, und Brighton mußte dann bald ausdörren, den vornehmen Engländern delightful und fashionable zu erscheinen. Die Angst stieg, als Königin Victoria ihren ersten Ausflug von London nach Windsor nahm, daselbst die herrliche Landschaft zu Roß durchstreifte und bei jeder Gelegenheit mit ihrem dortigen Aufenthalte sich zufrieden erklärte; der Zusammentritt des Parlaments nahte heran, es war vorauszusehen, daß die Königin während der Sitzung desselben in London verweilen würde, und immer noch ließ sich keine Anstalt zu einer Ueberfiedlung nach Brighton blicken. Endlich ging die Nachricht ein. Ihre Majestät habe sich entschlossen, Brighton zu besuchen. Einen Theil der Angst nahm diese Kunde den Einwohnern von der Brust; den übrigen vergaßen sie über den Vorbereitungen zum Empfang der Königin. Brighton hat nie einen festlichern Tag, nie mehr Triumphbogen und Blumengewinde gesehen, und die Einwohner haben sich nie sonderer geschmückt, nie kanter gejubelt, sich und ihre Häuser nie lustiger illuminirt, als an dem Tage, der Königin Victoria zum ersten Male in ihre Mauern führte. Schon im Allgemeinen liegt für jedes ritterliche Volk — und wer möchte dem englischen diesen Titel absprechen? — mehr poetischer Reiz in der Erscheinung eines weiblichen als eines männlichen Herrschers. Dazu zeigte sich König Wilhelm, der Siebzigste, nie zu Roß, selten in offenem, meist in verschlossenem Wagen, und dankte zwar denen, die ihm grüßten, jedoch auf eine Art, die nicht gemessener seyn konnte. Königin Victoria, die Achtzehnjährige, fährt und reitet aus; fährt sie, so geschieht es stets in offenem Wagen, meist in einem leichten Phaeton, von vier glänzend weißen Pferdchen — ponies — gezogen. Und das Geschirr der vier weißen Pferdchen ist von rothem Maroquin, reich mit Silber belegt, und die zwei Jockeis, welche die Sattelpferdchen reiten, sind zwei Bürschchen mit wunderhübschen Gesichtern, schlank und glatt wie Tannenbäumchen; sie tragen spiegelnde Stolpenstiefelchen mit funkelnden silbernen Spornchen, knapp anschließende weiße Casiminhöschen, rothe Jäckchen mit goldenem Besatz und schwarzsammtne Mützchen mit goldener Troddel. Gleich ihnen sind die zwei Vorreiterchen gekleidet, beide ebenfalls auf glänzend weißen Pferdchen. Und hoch zu Roß traben hinter dem Phaeton fünf oder sechs vornehme Herren des Hofstaats. Auf sie sieht Niemand. Aller Augen sind auf die Königin gerichtet, die, eine einzige Dame zur Seite, frische Rosen auf den Wangen, Freundlichkeit im Blick und außerdem den einfachsten und geschmackvollsten Anzug trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, October.

(Beschluß.)

Musard und Dufresne. Das Cornet à piston.

Für die musikalischen Abendunterhaltungen des nicht musikalischen Publikums sorgt noch immer der vielbesprochene Musard, der in manchen Zeitungen ganz übertriebene Lobsprüche erhält; diese rühren aber wahrscheinlich von den Spekulanten her, welche ihn vorschieben und sich auf seine und des Publikums Kosten zu bereichern suchen. Sie haben zu diesem Behuf einen prächtigen Saal nicht weit von dem elegantesten und besuchtesten Theil der Boulevards einrichten lassen, und hier gibt denn der Mann alle Abend seine Tanzmusik und auch einige andere Musikstücke zum Besten. Es ist ihm aber widerfahren, was er an einem Andern verübt hatte. Das erste Unternehmen eines täglichen Abendconcerts rührte nämlich von einem Manne her, welcher Musard zu diesem Zwecke als Orchesterdirigenten besoldete. Am Ende meinte Musard, es sey doch wortheilhafter, wenn er das Orchester auf eigene Kosten dirigire, trennte sich von dem Manne und legte somit ein zweites Abendconcert an; das erste, dem nun die Hauptstücke fehlte, nämlich Musard selbst, konnte sich nicht mehr halten, und der Unternehmer wurde bankerott. Nun hatte Musard einen Musikanten, der das damals eben neu aufgekommene Instrument Cornet à piston vortrefflich spielte, und daher zur guten Anfnahme der Musardschen Tanzmusik viel beitrug. Nachdem dieser nun zwei Jahre lang Musard fleißig unterstützt hat, ist ihm ebenfalls die Lust gekommen, Orchesterdirigent zu werden und ein tägliches Abendconcert zu unternehmen. An Capitalisten, welche ihm dazu die nöthigen Fonds vorgeschossen, hat es ihm eben so wenig gefehlt, als früher Musard, und so ist denn in einem mit großer Eleganz eingerichteten Saale ein tägliches Abendconcert entstanden, welches schon besser ist als das Musardsche; dem Dufresne, so heißt dieser neuaufgetretene Dirigent, fehlt die Tanzmusik, welche bei Musard die Hauptsache war, nur beiläufig erscheinen, und gibt auch Bruchstücke aus Beethovens Symphonien. Allmählich könnte er, wenn er es geschickt anfaßt, den Geschmack des Publikums umstimmen und verbessern; dann würde gewiß die einfältige Quadrillenmusik ganz wegfallen, und statt derselben würde man Abends für die Kleinigkeit von einem Franken (denn so viel kostet der Eintritt in beide Concertsäle) eine Auswahl classischer Tonstücke zu hören bekommen. Dies wäre ein Genuß, an dem es noch in dieser Hauptstadt fehlt. Die eigentlichen Concerte, die dann und wann stattfinden, sind wegen des hohen Eintrittspreises nur den Reichen zugänglich. Auch hier kann man das allgemeine Streben unserer Zeitgenossen nicht verkennen, alle Arten von Kunstgenüssen, die sonst nur Reichen zu Theil wurden, auch den Nichtbemittelten zu erreichbar zu machen und sie allmählich bis zu dem sogenannten Volke herabzuziehen. Jetzt sind beide Unternehmer mit der baldigen Ankunft des Walzerkönigs Strauß bedroht, welcher vielleicht ein drittes Concert anfängt, wofern nicht eines von den beiden ihn zu gewinnen sucht. Einen kühnen Versuch habe ich in dem Dufresne'schen Abendconcerte bemerkt; der Mann gibt nämlich mit einem seiner Tonkünstler auf Cornets à piston ein Duett aus der Rossini'schen Oper Tancred; er hat es so weit gebracht, daß sein Instrument gar nicht übel die Rolle der menschlichen Stimme übernimmt. Gesetzt nun, dieses würde weiter ausgebildet, so käme es vielleicht noch dahin, daß man ganze Opern auf Cornets à pistons hören könnte, und im Nothfall die menschlichen Stimmen und die so theuern Primi Tenore und Prime Donne entbehrlich würden. Dem Cornet à piston scheint in der Zukunft eine wichtige Rolle vorbehalten, falls es einer weitern Ausbildung fähig ist; dies ist aber noch eine Frage. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 8. November 1837.

— Words do well,
When she, that speaks them, pleases those that hear.
Shakespeare.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortsetzung.)

Es wird jetzt nöthig seyn, etwas von der edlen Dame zu sagen, die meine Schwester bei sich aufnahm, unter der Bedingung, daß diese ihr die schlaflosen Nächte verkürze. Man muß es dieser Frau gebührend nachsagen, daß sie das sanftmüthigste Geschöpf von der Welt war; auch hatte sie zu viel Fett, um viel Leidenschaften zu haben. Ihr einziges Trachten ging dahin, eine vornehme Miene in ihr rundes, lebhaft geröthetes Antlitz zu bringen. Kaum hatte der Bankier, ihr Mann, sein Adelsdiplom in der Tasche, als auch seine Gemahlin anfing, Chesterkäse zu essen und den Lord Byron zu lesen. Ihr Magen verdaute das Eine eben so wenig als ihr Geist das Andere; allein das machte durchaus nichts zur Sache; genug, daß Madame glaubte, jene beiden Dinge, der Chesterkäs und der Childe Harold, müßten nothwendig von einer Frau von Welt genossen werden. Der Baron nahm wenig Notiz von diesen vornehmen Ausschweifungen seiner Gemahlin; er ging nach wie vor dem Diplom seinem Erwerb nach, und hatte nur ein Kleinod, das ihm am Herzen lag, das war die Firma seines Hauses. Er hatte sich von jeher eine gewisse scharfe Unerbittlichkeit zu eigen gemacht, die ihn antrieb, jede Forderung mit Gewalt einzutreiben, wenn gelindere Mittel nichts fruchten wollten. Unser altritterlicher Freiherr hatte also von ihm Alles zu fürchten, und das Gewitter hätte ganz unfehlbar eingeschlagen und gezündet, wenn nicht meine liebenswürdige Schwester dieses Mal zum Ableiter sich hergegeben hätte. Meine gute Mutter wußte etwas von den Thorheiten der Baronin, sie wußte, wie sehr es dieser schmeicheln mußte, wenn sie Artigkeiten und Besuche von einer Dame empfing, die im Besitze eines guten Rufes und eines angesehenen Namens stand. Nur durch diplomatische Verhandlungen so zarter Art konnte dem Uebelstande abgeholfen werden.

Meine Mutter erschien bei der Baronin, und beide Frauen sprachen eine übermäßig lange Zeit über gestickte Ofenschirme, silberne Leuchter, Fußteppiche, Kaminvasen und Fenstervorhänge. Jedes Wort meiner Mutter fing die Baronin wie einen Orakelspruch auf. Zuletzt stockte aber diese geistreiche Unterhaltung, und ich weiß nicht, welch ein verwünschter Zufall die Rede auf meine Schwester und auf ihr Talent zum Erzählen brachte. Sogleich fing die dicke Dame Feuer und brachte die Bitte vor, meine Schwester möchte eine Probe ihres Talents auf der Stelle ablegen. Die gute Emilie war gerne bereit dazu. Die Neuheit der Erscheinungen, die sie heute zum ersten Male sah, die große, prächtige Stadt, das Gewühl auf

Digitized by Google

den Straßen, alles dieses hatte die lebhafte Phantasie des reizenden Mädchens ungewöhnlich angeregt, und sie brachte geschickt genug die eben bezeichneten Eindrücke im Kontrast mit der altertümlichen frühern Residenz ihres Vaters in einem niedlichen Geschichtchen zur Sprache. Die Baronin war außer sich vor Entzücken. „Ach," sagte sie, „wenn ich zu dem Glücke gelangen könnte, in meinem Salon ein solches Talent zu besitzen! Meine schlaflosen Nächte würden dann, anstatt eine Qual meines Daseyns zu bilden, den wahren Genuß desselben ausmachen."

Diese etwas lächerliche Uebertreibung überhörte meine Mutter keineswegs, obgleich sie sich die Miene gab. Sie daute im Stillen an ihrem Plane weiter. Doch warum soll ich weitläufig und gleichsam Schritt vor Schritt die ganze Verhandlung, die für mich ein so unangenehmes Resultat hatte, auseinandersetzen? Meine Mutter willigte in das Verlangen der Baronin, meine Schwester ihr auf unbestimmte Zeit zu überlassen, damit sie ihr Geschichten erzähle, und jene Dame übernahm dafür stillschweigend die Verpflichtung, den Bankier, ihren Mann, zu einer nachsichtsvollen Frist für meinen Vater zu stimmen. So war denn Alles ausgeglichen, und meine Schwester war die neue Scheherazade, die da Mährchen erzählte, nicht allein um sich, sondern auch um die Ihrigen zu retten, eine Handlung, die vielleicht nicht so poetisch wie die der morgenländischen Prinzessin war, dafür aber einen größern Schimmer von Tugend um sich verbreitete.

Die gute Emilie! Und was erzählte sie nun der reichen Bankiersfrau? Gewiß nicht sehr bedeutende Geschichtchen; allein welche noch so einfache Novelle erhält nicht Werth, wenn sie von den Lippen eines siebzehnjährigen Mädchens fließt, das den zartesten Sinn, die reizendste Naivetät mit einer ungewöhnlich lebhaften Phantasie verbindet, und das dazu noch von einer so graziösen Lieblichkeit der äußern Erscheinung begleitet wird? Ich werde mich wohl hüten, dem kalten Papier und der vielleicht wenig geneigten Theilnahme meiner Leser eine der kleinen Geschichten, die Emilie hinter der Astrallampe und auf dem weichen Canapé der Baronin erzählte, anzuvertrauen; sie möchten zu dürftig ausfallen. Nur einige Bemerkungen will ich beifügen, die der Gegenstand unwillkührlich hervorruft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Technische Reiseerinnerungen.

(Fortsetzung.)

Es wunderte mich, bei den Spitzringen keine Anordnung angebracht zu sehen, um die Arbeiter vor dem so schädlichen Feilstaub zu schützen. Daß es an Erfindungen, welche diesem Uebel vorbeugen sollen, nicht fehlt, war mir wohl bekannt; wahrscheinlich haben sie ihrem Zwecke nicht entsprochen. Indessen ist zu bedauern, daß der menschliche Erfindungsgeist, welcher zu Gunsten des Kraftersparungssystems und der körperlichen Bequemlichkeit der Arbeiter sich so außerordentlich thätig zeigt, bis jetzt noch kein befriedigendes Mittel ersonnen hat, um jenes Gift abzuwehren, welches der am Spitzringe Arbeitende mit jedem Athemzuge einschlucken und damit sein Leben verkürzen muß. — Die Zuspitzer übergeben die doppelt zugespitzten Nadeln einem andern Arbeiter, dessen Geschäft darin besteht, durch Halbiren dieser Drahtstücke den eigentlichen Stecknadelschaft, welchem nun noch der Kopf fehlt, zu bilden. Dies geschieht wieder, wie oben, auf sehr schnelle Weise mit Hülfe des Schaftmodels.

Aus dem zweiten Arbeitssaale tönte uns ein klapperndes Getöse entgegen. Hier erhält die Stecknadel ihren Kopf, dieses wesentliche Glied ihres einfachen Körpers. Wenn man eine Stecknadel näher betrachtet, so bemerkt man, daß Schaft und Kopf nicht aus einem Stück gearbeitet sind, auch wird ein feiner Riß, welcher rings um den Kopf in einer Schraubenlinie läuft, dem Auge nicht entgehen. Der Kopf muß daher vorher besonders zubereitet und dann erst an den Stecknadelschaft befestigt worden seyn. Die Zubereitung des ganzen Bedarfs an Stecknadelköpfen wird von wenigen Knaben mit unglaublicher Geschwindigkeit bewerkstelligt. Sie bedienen sich hiezu einer einfachen, dem gewöhnlichen Spinnrade ähnlichen Vorrichtung, welche aus einer kleinen Rolle und einem größeren Rade besteht, um welche wie beim Spinnrade eine Schnur geschlagen ist, so daß, wenn das große Rad von einem der Knaben umgedreht wird, auch die kleine Rolle sehr geschwind umläuft. Der zweite Knabe steckt in die Umdrehungsaxe der letzteren einen geraden, ziemlich dicken Draht, und befestigt an denselben einen feineren Messingdraht, den er so geschickt zu halten weiß, daß der erstere Draht, welcher sehr rasch mit der Rolle sich umdreht, von dem letzteren der Länge nach übersponnen wird, wobei eine Windung genau an die andere sich anlegt. Darauf streift derselbe Knabe mit geringer Mühe den übersponnenen Draht von dem andern herab und erhält dadurch eine dünne Drahtröhre von etwa zwei Fuß Länge, welche er sofort dem dritten Knaben übergibt. Dieser steht mit einer Scheere in Bereitschaft und schneidet mit großer Gewandtheit die Drahtröhre in lauter kleine Stückchen von gleicher Größe. Jedes dieser Stückchen bildet ein Drahtgewinde von zwei Windungen und verwandelt sich durch die darauf folgende Operation in einen Stecknadelkopf. In zwölf Sekunden war eine Röhre gebildet, welche Gewinde zu 300 Stecknadeln enthielt. Rechnet man, in Betracht des durch das Abschneiden und

Digitized by Google

Wiederaufnehmen des zu überspinnenden Drahtes und durch zufällige Umstände verursachten Zeitverlustes, dreißig Sekunden auf die Verfertigung der Röhre, so ist ein fleißiger Knabe im Stande, in einem Tage, bei achtstündiger Arbeit, zu 288,000 Stecknadelköpfen den Stoff zu liefern, folglich die ganze Fabrik zu versehen. Die Rinder, welche aus den Röhren die Gewinde aus freier Hand schneiden, hatten eine solche Uebung, daß sie im Mittel sechzig Schnitte in der Sekunde machten, wornach ein Kind in acht Stunden Arbeitszeit 28,800 Gewinde liefern kann.

Das Geklappen, welches mir, wie gesagt, schon von Weitem in die Ohren drang, rührte von einem Heer von Maschinen her, deren Anblick unwillkührlich an jene entsetzliche Kopfabschneidungsmaschine, die Guillotine, erinnert. Hier gilt es indessen, Köpfe anzusetzen, und zwar recht fest anzusetzen; denn eine Stecknadel, die den Kopf verloren hat, fällt überall durch und ist unbrauchbar. Das Aufköpfen der Nadeln wird durch ungefähr vierzig Knaben von sechs bis zehn Jahren besorgt. Jedes Kind sitzt vor seiner Wippe, deren Haupttheile ein kleiner Ambos und ein darauf passender, mittels eines Fußtrittes auf und nieder bewegbarer Stempel sind. In dem Ambos befindet sich ein halb kugelförmiges Grübchen von der Größe des zu bildenden Stecknadelkopfes und in dem Stempel ein korrespondirendes Grübchen, welche beide zusammen eine Form für den Nadelkopf abgeben. Neben sich hat das Kind zwei Behältnisse, wovon das eine mit den Nadelschäften, das andere mit den kleinen Drahtgewinden gefüllt ist. Es faßt mit dem stumpfen Ende des Schaftes ein Gewinde, führt den Schaft in die Form auf dem kleinen Ambos, schiebt das Gewinde bis an das äußerste Ende der Nadel und thut mit dem schweren Stempel drei bis vier Schläge darauf, welche hinreichen, nicht nur den Kopf zu befestigen, sondern auch demselben die bekannte Kugelform zu geben. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, welche die zarten Geschöpfe bei dieser Manipulation beweisen, ist wahrhaft bewundernswürdig; das Ergreifen des Nadelschaftes, das Fassen des winzigen Ringchens, das Zurechtlegen auf dem Ambos, die vier Schläge mit der Wippe, alle diese partiellen Akte, in welche sich die Operation des Aufköpfens theilt, sind das Werk von fünf Sekunden, wornach ein Kind in einer Stunde 720 Stecknadeln liefern kann. Der Grund, warum zu diesem Prozesse so kleine, zum Theil kaum sechsjährige Kinder genommen werden, liegt eben in der Natur des Geschäftes, welche zarte, gelenkige Hände und ein feines Gefühl in den Fingerspitzen verlangt, wie man es nur bei Kindern suchen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Zeitschriften. Böhmische Musiker und Priester in Amerika.

Die schon vor längerer Zeit angekündigte neue Zeitschrift: „Ost und West, Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.“ redigirt von Rudolph Glaser, herausgegeben von Jakob Sambs, ist mit dem Juli in's Leben getreten, und zeigt im Ganzen eine so anständige Haltung, so schätzbare Mitarbeiter auch aus dem Auslande, daß sie allerdings auf einige Aufmerksamkeit Anspruch zu machen ein Recht hat. Bis jetzt scheint ihr ein festes System zu fehlen, und aus den uns vorliegenden Blättern können wir noch den Umfang ihrer eigentlichen Tendenz nicht entröthsln. — In unserer ältern Zeitschrift „Bohemia“ hat sich Franz Schnalka förmlich als böhmischer Saphir installirt, und seinen Beruf mit einer Humoreske (das böhmische Bier), satirischen Pillen u. s. w. bewährt. Die vierte oder Notizenseite dieses Blattes hat in der letzten Zeit eine ganz veränderte Gestalt erhalten; denn nicht nur, daß die größern böhmischen Badeorte mehr oder minder ausführliche Berichte einsenden, es finden sich auch aus vielen andern kleinen Städten des Reichs Korrespondenzen, und da sieht es freilich sonderbar aus, wenn das Blatt neben einer andern deutschen Zeitschrift liegt, und man in dieser die Aufschriften Paris, London, Rom, Wien, Berlin ꝛc., dort aber Eyrndim, Cibogen, Falkenau, Leitmeritz, Saaz und Schlan liest. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein poetischer Patriot aus Bilin so beginnt: „Hieher, stolz zer Frauymann! der du dich brüstest, allein zu besitzen den Wein der Liebe und der heitern Laune, entsprossen der üppigen Rebe an der Ufer und der Marne! Ich beneide dich nicht um deiner Champagne perlenden Nektar, der, ein Trembling den Armen, seine Freuden nur beim üppigen Mahle des Reichen vergeudet. Hieher, wo die freundliche Najade ihren Wunderborn, der den Saft jeglicher Rebe in schäumenden Nektar umwandelt, unerschöpflich spendet für Reich und Arm, doch nicht bloß erheiternd im flüchtigen Rausche, sondern auch zu neuem, kräftigen Wallen das steche Leben erfrischend u. s. w.“

Interessant ist die Nachricht, daß eine Gesellschaft von Prager Musikanten, an deren Spitze ein tüchtiger Musiker Namens Lebet steht (Prague Company), die Compositionen von Strauß und Lanner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt macht; sie geben dort sehr besuchte Concerte und besorgen die Herausgabe der Tänze für die Musikalienhändler. Der „New-York-American“ vergleicht Strauß mit Futton und nennt die Galoppe einen Dampfzug, während ein anderer amerikanischer Journalist zu erklären versucht, warum gerade Prag so viele gute Musiker hervorbringe. Prag, meint er, liege zwischen Dresden und Wien und bilde die richtige Mitte zwischen diesen beiden deutschen Hauptstädten, von denen die erstere eine Stadt der Kunst (a city of art) und die letztere eine Stadt der Natur (a city of nature) sey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunst, und diese Vereinigung gerade sey es, die dem musikalischen Talente stets förderlich gewesen, und die unter Anderm auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Gestalt, sich auch über Nordamerika verbreitet hat. — Unter den Missionären in Nordamerika zeichnet sich einer unserer Landsleute, P. Johann Neumann, vortheilhaft aus, welcher vor zwei Jahren das Gelübde ablegte, sich dem amerikanischen Leopoldinenverein zur Verbreitung des Christenthums anzuschließen. In

Digitized by Google

dieser Absicht verließ er im Februar des vorigen Jahrs sein Vaterland, ging im April an Bord des Dreimasters l'Europe, und betrat am Frohnleichnamstage die amerikanische Erde, wo ihn der achtzigjährige Bischof von New-York auf's Herzlichste empfing und ihm am 26sten Juni die heiligen Weihen ertheilte. Hier sah New-York seit seiner Gründung die erste geistliche Primizfeier, bei welcher der neugeweihte Priester dreißig von ihm vorbereiteten Kindern das erste Abendmahl reichte. Tags darauf begab er sich in den ihm zugewiesenen Missionsbezirk, welcher in den Umgebungen des Niagara, zwischen dem Erie- und Ontariosee liegt. P. Neumann fand viele deutsche Ansiedler da, welche mit Freuden die lange entbehrten Tröstungen ihrer Religion empfingen, und sein Bestreben so lebhaft unterstützten, daß er bereits mehrere Schulen errichtet, den Bau von drei Kirchen begonnen und den vierten vorbereitet hat. Er wird in seinem Blockhause von den tief in den Wäldern wohnenden Kolonisten häufig besucht, und viele Andere, selbst Wilde, unternehmen unermüdet mehrere Tagereisen, um seiner Spur zu folgen; oft wird er auch mehrere Meilen weit an ein Sterbebette berufen, und so ist sein Leben eine beständige Wanderschaft. Bekennt man dabei, daß er ohne alles sichere Einkommen ist und nur von dem lebt, was ihm die Armuth seiner Gemeinden mittheilt, so ist es begreiflich, daß es ein höherer Geist seyn müsse, der ihn aufrecht erhält, und ihm sein Loos nicht nur erträglich, sondern selbst zu dem seligsten macht. Von diesem Geiste wünscht er alle seine Nachfolger beseelt, nur dann verspricht er ihrem Wirken einigen Erfolg. „Hier," sagt er, „darf das Herz des Seelsorgers an nichts Fremde haben, als an dem Seelenheil seiner Kinder. Liebt er Bequemlichkeit, Ehre, oder gar das Geld, so verliert er das Zutrauen; sein Wirken ist zu Ende." Obgleich auf diese Weise vielseitig in Anspruch genommen, verwendet er seine freien Stunden zu dem als Lieblosbuch betriebenen Studium der Botanik, das in einer ganz neuen Pflanzenwelt ganz neue Reize findet. Er sammelte bereits Mehreres von dem Seltensten, und gedenkt es gelegenheitlich seinem Vaterlande als einen Beweis seiner Anhänglichkeit zu verehren. Ein zweiter böhmischer Missionär, P. Clemens Hammer, hat sich auf dem Wege nach Amerika am 29sten Juli dieses Jahrs zu Havre eingeschifft. Er bringt den Gläubigen der andern Hemisphäre manche erfreuliche Gabe aus dem Vaterlande, unter andern ein großes Altarblatt von Kadlik mit.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Königin Victoria. Vorbereitungen auf den Lord Mayorstag.

Häufiger noch reitet die Königin aus, und von den verschiedenen Pferden, welche in tüchtiger Schule für die königliche Jungfrau abgerichtet, aber keineswegs zu unerschütterlicher Gelassenheit niedergeritten worden sind, scheint sie am liebsten einen Eisenschimmel die lange, gekräuselte, schwarze Mähne zu klopfen. Und wenn das Thier dann stolzer den feinen Mohrenkopf beißt, das silberne Gebiß beißt, daß der weiße Schaum herabtropft, und wie auf Springfedern die kleinen Hufe treten, so sieht man, der Eisenschimmel weiß, daß eine Königin, und fühlt, daß eine gesittete Reiterin ihn zügelt. Ein bis zum Boden niederreichendes Kleid von feinem grünen Tuch umfließt ihre zarte, aber volle Gestalt; in der nationalen Kunst, den schwarzen Hut beruht aufzusetzen, weiterer die Tochter einer deutschen Mutter sicherlich mit der edelsten Engländerin, und kein Schleier fällt vom Hute nieder, und der einzige Juwel an der Person der Königin ist ihre Jugendblüthe. Die Natur hat ihr einen hohen Wuchs verliehen, allein zu Roß erscheint sie gleich hoch mit der Herzogin, ihrer Mutter, die, eine hohe Frau, ihr meist zur Seite reitet, und saß so edel, daß von den zwölf und mehr vornehmen Herren ihres Gefolges mancher auf seinem Pferde doppelt statt umherzubammeln scheint. Und wo immer Menschen versammelt stehen, die Königin erwartend, da sind die Kutscher und Jockei's angewiesen, langsam zu fahren, da muß auch der Eisenschimmel den Scheitt zähmen, und die Königin dankt, zur Rechten und zur Linken, mit gleicher Huld dem Edelmanne und dem Bauer.

Am 15ten November steht die Eröffnung des Parlaments bevor, und da mit dieser die Londoner Season beginnt, so wird London in seiner ersten Season unter der neuen Regierung endlich einmal eine vernünftige haben, eine aus der guten alten Zeit, wo die Menschen, um sich zu amüsiren, nicht die glühenden Sommer-, sondern die kühlen Wintermonate in den hiesigen Salons zubrachten. Die Season wird dessenungeachtet eine sehr glänzende werden; die ers wähnte Loyalität der vornehmen und reichen Engländer wird sich aufs Neue bewähren. Was im Jahr 1838 abscheulich gemein — shocking vulgar — gewesen wäre, nämlich sich vor Weihnachten in London bliken zu lassen, wird im Jahr 1837 durch die Königin zur Eleganz gestempelt werden. Ob das Jahr 1838 in die bisherige Unvernunft zurückfinken oder die neue Regierung auch den Ruhm gewinnen wird, die Londoner Season vernünftig zu machen, möchte vor der Hand allerdings ungewiß seyn. Genug, es ist jetzt die Absicht der Königin, wie es früher der Wunsch der Herzogin von Kent war. Allein vor Eröffnung des Parlaments ist noch ein wichtiger Tag, der 9te November. Es ist kaum zu glauben, wie viele Köpfe und Hände dieser Tag bereits seit Wochen in Thätigkeit setzt. Man nimmt ein Zeitungsblatt zur Hand, und ein Avertissement nach dem andern und ein Artikel nach dem andern handeln vom 9ten November. Eine Menge Neugierige suchen in der City Fenster zu miethen, die Häuserbesitzer in den betreffenden Straßen bieten ihre Fenster an, und die geforderten und bewilligten Preise des tragen die und da fünf Guineen für den Kopf. Dann benutzt jeder Krämer den 9ten November, um unter dieser interessanten Rubrik sich und seine Waaren einem vorgeblichen Publikum in's Andenken zu rufen, und es ist lächerlich, aber wahr, daß selbst ein Bandagenfabrikant zu solchem Reizmittel gegriffen hat. Wo ein Artikel und der City steht, da steht gewiß auch etwas vom 9ten November. Bald werden die Handbesitzer bedauren, an jenem Tage weder Bänke, Stühle, Tische und dergleichen vor ihre Häuser zu stellen, noch Gerüste zu erbauen oder früher erbaute stehen zu lassen. Bald werden sie erinnert, ihre Fensterbrüstungen, Altangeländer und die steinernen Einfassungen ihrer Dächer, nach Vorschrift einer unter Wilhelm III. ergangenen Parlamentsakte, zu untersuchen und nöthigenfalls zu repariren. Bald spricht der Lord Mayor ihnen seine feste Ueberzeugung aus, daß Jeder die Fronte seines Hauses mit Teppichen und Blumengewinden behängen und Abends festlich erleuchten werde, von Seiten eines oberstes Magistrats eine höchst artige Manier, seinen Willen kund zu thun. Bald werden die Straßen angezeigen, durch welche am 9ten November weder Pferde, noch Wagen, noch Karren, sondern bloß Menschen passiren dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 9. November 1837.

— Tantum series juncturaque pollet.
Horat.

Technische Reiseerinnerungen.

(Beschluß.)

Von hier trat ich in ein anderes geräumiges Zimmer, wo die Köpfe an die Schäfte nicht angeschlagen, sondern angegossen werden. Dieses seltener angewendete Verfahren ist zwar viel leichter und produktiver als ersteres, liefert aber ein weniger dauerhaftes Fabrikat. Auch hier finden wieder dreißig bis vierzig Kinder Beschäftigung. Jedes Kind hat eine Form vor sich, welche zum Gießen von fünfzig und mehr Köpfen auf einmal eingerichtet ist. Damit der Guß festhält, sind die Schäfte vorher an derjenigen Stelle, wo der Kopf hinkommen soll, durch eine der oben erwähnten Wippe ganz ähnliche Vorrichtung rauh geschlagen worden. Das Kind nimmt nun eine Handvoll Nadelschäfte und bringt sie auf die eine Hälfte der Form in Rinnen, welche dicht neben einander liegen und sich in halb kugelförmige Grübchen endigen; sodann deckt es die zweite korrespondirende Formhälfte, welche durch Charniere mit der ersteren verbunden ist, darüber, so daß nun das stumpfe, rauhgeschlagene Schaftende von einer kugelförmigen Höhlung umgeben ist, welche nur noch durch die Masse ausgefüllt werden darf. Ueber alle diese kleinen Höhlungen geht eine Rinne, von deren Grund kleine Gießlöcher in die einzelnen Grübchen gebohrt sind. Wenn alle Formen zum Gusse bereit stehen, so füllt ein erwachsener Arbeiter die Composition, deren Bereitung ein Geheimniß ist, aus dem Schmelztiegel in einen Trichter mit feiner, durch eine Art Hahnen verschließbarer Mündung. Er hält die Trichteröffnung über die nächste beste Form, öffnet den Hahnen und fährt in einem Striche über alle Gießlöcher in der Rinne hinweg, wodurch sich alle Kopfhöhlungen füllen. Dies ist das Werk einer Sekunde. So schnell wie möglich eilt der Mann nun zu einer zweiten, dritten, vierten Form und füllt sie auf dieselbe Weise. Der Knabe aber schlägt, sobald der Guß erkaltet ist, die Form auseinander, nimmt die nunmehr mit Köpfen versehenen, zum Theil noch an einander hängenden Stecknadeln heraus, trennt das überflüssige Metall und bereitet die Form zu einem zweiten Gusse vor. Von der ungemeinen Produktivität dieser Methode kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß der erwähnte Arbeiter in Zeit von zwei Minuten an 2000 Stecknadeln mit ihren Köpfen versehen hatte.

Nun ging es in den letzten Arbeitssaal, worin ich gegen fünfzig Kinder von acht bis zwölf Jahren, und zwar zum größten Theile Mädchen, mit Aufstecken der Stecknadeln auf Briefe in emsiger Thätigkeit erblickte. Mit dieser Arbeit, welche mit großer Behendigkeit und Geschicklichkeit gehandhabt wird, schließt sich die Kette der verschiedenen technischen Akte, welche den rohen Draht in zweckmäßig

Digitized by Google

geordneten Uebergängen allmählig in die zur Verpackung fertige Stecknadel umwandeln. Jedes Kind hat vor ſich eine Art Mulde, in welcher die Stecknadeln verworren durcheinander liegen. Wenn es nun jede Stecknadel einzeln aufſuchen und an's Papier ſtecken wollte, ſo würde dieſe Operation vielleicht mehr Zeit und Arbeit koſten, als die Verfertigung der Stecknadel vom Anfang bis zum Ende. Daher kommt es erſtens darauf an, die Stecknadeln ſo zu ordnen, daß eine gewiſſe Quantität auf einmal bei den Köpfen gepackt werden könne, zweitens, dieſelben in größeren Partien zu zehn oder zwölf auf einmal auf das Papier zu ſtechen, und zwar in gleichen Diſtanzen. Zu dem Ende iſt das muldenförmige Behältniß, worin die Stecknadeln liegen, um ein Axe drehbar, und der Boden deſſelben iſt reihenweiſe von mehreren ſchmalen Ritzen durchbrochen. Indem das Kind die Mulde einige Male hin und her ſchwingt, gerathen die Nadeln in die Ritzen, können aber nicht ganz durchfallen, ſondern bleiben an den Köpfen hängen, die Spitzen nach unten gekehrt; nun packt es mit dem Daumen und dem Zeigefinger eine Anzahl Nadeln und legt ſie in gehöriger Ordnung auf den eigentlichen Aufſteckapparat, welcher eben ſo einfach als ſinnreich iſt. Er beſteht aus einem horizontalen meſſingenen Lineal, ſo lang als die Breite des Briefs und ſo breit als zwei Drittel der Stecknadellänge, welches ſeiner Breite nach mit ſo vielen kleinen, gleichweit von einander abſtehenden Rinnen verſehen iſt, als der Brief Stecknadeln in einer Reihe enthalten ſoll. Vor dieſem Lineal iſt eine Vorrichtung, welche das Papier an der Stelle bricht und einklemmt, wo die Nadeln durchgeſtochen werden ſollen. Das Kind nimmt alſo, wie oben bemerkt, eine Anzahl von etwa dreißig Nadeln aus der Mulde und ſtreicht ſie über das Meſſinglineal, wobei jede Nadel in eine Rinne ſo zu liegen kommt, daß alle Köpfe über die eine Kante des Lineals hervorſtehen. Auf dieſe Weiſe liegen durch einen Strich alle Stecknadeln in Reih und Glied ſo neben einander vor dem Papiere, daß es nur eines leichten Drucks mit der Hand auf die Köpfe bedarf, um zehn bis zwölf Stecknadeln auf einmal auf den Brief zu ſtechen. Dieſe einzelnen Manipulationen gehen ſo raſch vor ſich, daß im Durchſchnitt jedes Kind in einer Minute einen Brief liefert. — In demſelben Saale bemerkte ich außerdem noch mehrere Knaben, welche das ganze Quantum der producirten Stecknadeln noch einmal beleſen und die fehlerhaften Stücke ausſondern; andere waren ausſchließlich damit beſchäftigt, die krummen und verbogenen Nadeln auf einem kleinen Amboſe wieder gerade zu klopfen.

Mit der Stecknadelfabrikation vereinigt dieſes Etabliſſement auch noch die Fabrikation der Häftchen und Haarnadeln, aber in einem beſchränkteren Maßſtabe. Das Häftchen geht durch drei Hände; ein Knabe zerſchneidet mit Benutzung des Schaftmodels den Eiſen- oder Meſſingdraht in Stücke von gehöriger Länge, ein zweiter Knabe bildet mittelſt eines einfachen Inſtruments an beiden Enden des Drahtſtückes ein kleines Oehr, der dritte Knabe endlich biegt den Draht nur noch um einen dünnen Cylinder, um das fertige Häftchen zu erhalten. Das zugehörige Häkchen durchläuft auf ähnliche Weiſe vier Hände, ehe es vollendet iſt. Die Fabrikation der Haarnadel iſt noch einfacher; die geraden Drahtſtücke werden zuerſt an beiden Enden auf dem Spitzringe flach zugeſpitzt, dann in der Mitte umgebogen.

In hohem Grade befriedigt verließ ich das Etabliſſement. Wenn man, wie ich, kurz vorher eine Fabrik, wie die des John Cockerill in Seraing geſehen hat, ſo ſollte man kaum denken, daß die Fabrikation einer Waare, deren geringer Einzelwerth zum Sprüchwort geworden iſt, das Intereſſe noch anzuregen im Stande ſey. Aber eine Stecknadelfabrik beſitzt einen eigenthümlichen, ich möchte ſagen verführeriſchen Reiz, der einen induſtriöſen Kopf leicht zu ähnlichen Unternehmungen hinreißen kann. Man ſieht das Ganze beinahe ausſchließlich durch Kinder betrieben, welche hier eine, ihrem zarten Alter und ihren Kräften angemeſſene Beſchäftigung finden und dabei einen geringen Arbeitslohn in Anſpruch nehmen; man überzeugt ſich mit eigenen Augen von den unverkennbaren Vortheilen einer ſelbſt bis auf die kleinſten Details ausgedehnten Arbeitstheilung; das Auge ſieht ſich vergebens nach großen complicirten Maſchinen um, man erblickt nur höchſt einfache, aber unendlich viel leiſtende Apparate zur Unterſtützung der Handarbeit; der zu verarbeitende Stoff iſt wohlfeil, der Abſatz der Waare muß ſehr bedeutend ſeyn, denn in unzähliger Menge geht die Stecknadel aus den letzten Händen hervor; kurz, es vereinigt ſich hier Alles, was den techniſchen Nachahmungstrieb zu erwecken im Stande iſt.

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Fortſetzung.)

Wir haben eine ſolche Menge von Novellen, warum ſchreibt man nicht ſolche, die beſonders zum mündlichen Vortrag in einer gebildeten, heitern Geſellſchaft geeignet ſind? Warum verzichtet der Dichter auf dieſe ſo reizende Beihülfe, die ihm der graziöſe und lebhafte Vortrag eines jungen Mädchens gewähren muß? Welches Rührer muß eine kleine, ſcherzhafte Geſchichte erhalten, wenn ſchöne Lippen mit dem ſüßeſten Lächeln die Perioden runden und der Glanz ſchöner Augen mit dem Glanz geiſtreicher Effektſtellen zuſammentrifft? Und dann ein bequemer Fauteuil, eine duftende Taſſe Thee, ein brennender Kamin, ein warmer Teppich und eine im verhüllten Glanze ſchimmernde Lampe — was können dieſe Dinge nicht bewirken, um,

Digitized by Google

zusammengenommen, selbst die schalste Erzählung amusant erscheinen zu lassen? Aber freilich, unsere unendlich langen Novellen werden sich nie vortragen lassen; es müßten jene kurzen, niedlichen Geschichtchen seyn, wie Boccaz sie erfindet und erzählt, nur sittsamer, einem Salon unserer Tage angepaßt. Es müßten jene witzigen, halb albernen, halb spöttischen Mährchen seyn, wie Lafontaine sie erzählt, nicht ernsthaft genug, um den Versand noch zu rufen, und nicht frivol genug, um die Phantasie durch unnütze Sprünge zu ermüden. Wie die Stücke des Gozzi müßten diese Geschichten Platz für den Improvisator lassen, um manchen muthwilligen Scherz, manche dreiste, lustige Anspielung auf den Zuhörerkreis einzuflechten; es könnten sogar zwei Erzähler sich in eine Novelle theilen und Einer den ernsten Theil, der Andere den scherzhaften übernehmen, ein junges Mädchen die Schilderungen der Liebe vortragen und so gleichsam den lyrischen Theil mit einem sanften Organ hervorheben, und den derbern Stoff, die Satire, den Humor dann ihrem Nachbar abtreten. Was ließe sich nicht Alles machen, um die Langeweile eines „Abends nach der Mode“ ein wenig zu verscheuchen!

Aber ich kehre wieder zu meiner kleinen Scheherazade zurück. — Es waren einige Wochen vergangen, in denen sie der schlaflosen Baronin Geschichtchen erzählt hatte, da ereignete sich das Wunder, daß der Salon dieser Dame, der sonst durch Oede und Verlassenheit einen niederschlagenden Anblick darbot, sich nach und nach zu beleben anfing, und daß da Gruppen sich zusammenfanden, von denen man nicht begriff, wie sie gerade in dieses Haus kamen. Es waren lebhafte Frauen, geistreiche Männer, und dann jene geheimnißvollen Wesen, die im Rufe stehen, durch ein bloßes Zeichen, ein kleines hingeworfenes Wort, einen halbdeutlichen Wink ganze Stadtviertel in Bewegung zu setzen. Man wußte zum bewundern genau die Stunde anzugeben, wo diese Wesen in diesem oder jenem Hause sich befanden. Waren es Männer, so zog ein ganzer Schwarm ihrem Frack, der Form ihres Hutes, der Farbe ihrer Handschuhe nach, waren es Damen, so hing der Blick von hundert Frauen unausgesetzt an den Puffen ihrer Ermel, an den Federn ihres Hutes, an dem Ueberzuge ihrer Mäntel. Immer waren aber diese geheimnißvollen Wesen der Gegenstand der Aufmerksamkeit von Tausenden. Sie konnten sich vor ihrem zahlreichen Cortege nicht in Sicherheit bringen; das Schicksal hatte sie einmal aus der Menge herausgerissen und sie trugen die ganze Last der Mode und der Berühmtheit. Von diesen Wesen fanden sich nun einige in dem Salon der Baronin Bändler ein. Wo gab es jetzt eine glücklichere Frau als sie! Man sprach jetzt von ihr, man sprach jetzt von ihrer Haube, auf der ein Bouquet gelber Rosen prangte, man sprach jetzt von ihrem Service und ihrem Kaminschirm. Es wurde Mode, im Zimmer der Baronin zu einer gewissen Stunde zu sitzen und Geschichten anzuhören. Man stritt sich um einen Stuhl, um ein gepolstertes Tabouret, als wären außerordentliche Vergünstigungen daran geknüpft. Wer nah am Kamin saß, wurde beglückwünscht, wer alle Abende kommen durfte, war ein Gegenstand des Neides, wer auch nur an der Thüre ein bescheidenes Plätzchen fand, konnte vom Schicksal für begünstigt gelten. Und alle diese bewundernswürdigen Wirkungen brachte meine gute Schwester hervor. Sie erzählte, und — die halbe Stadt hörte ihr zu. Aber sie hätte unmöglich alle Abende erzählen können, wenn sie auch dazu in ihrer unerschöpflichen Phantasie Stoff gefunden: es fanden sich bald welche, die ihr die zu schwer werdende Bürde abnahmen.

Zu den ausgezeichneten unter den Remplaçans der schönen Emilie gehörte ein junger Dichter, ein Talent von ausgezeichnetem Rufe; nach ihm eine Marquisin, die kleine Geschichten, untermischt mit Gesang, vorbrachte; dann ein alter Obrist, der hie und da ein munteres Jagdabenteuer einschalten durfte, ein Diplomat, der in der Manier des Freiherrn von S—a Hofanekdoten, ziemlich stark gefärbt, vortrug, und noch manche Andere. Aber sie Alle erkannten die schöne Emilie als ihr Oberhaupt. In der That, die dicke Baronin konnte jetzt immerhin schlaflose Nächte haben, sie beklagte sich nicht mehr darüber, denn sie war eine Femme du monde geworden, und ein solches Vorrecht erkauft man nie zu theuer.

Mein Vater spürte die auffallendsten Vortheile von dieser Umwandlung. Er hatte es jetzt plötzlich mit einem Gläubiger zu thun, der mit sich handeln ließ. Mein Vater dachte sogar daran, sein altes Schloß wieder zurück zu erobern. Meine Mutter sah sich von Neuem mit dem Bette Karls des Kahlen und der Toilette der Königin Brunhild bedroht, in mir erwachten wieder alle Träume der Ritterwelt. Der Schluß jedoch dieser kleinen anspruchlosen Geschichte beweist, daß sich Zustände, die einmal da gewesen, nie wiederholen. Meine Schwester war wider Willen in's Haus der Baronin gezogen, und man hätte jetzt durch die härtesten Zwangsmittel sie kaum wieder daraus entfernen können. Sie war umgewandelt und auf die Seite unserer Feinde getreten; mit Einem Worte, Gustav, der Sohn des Bankiers, hatte sich ihr Herz zu eigen gemacht. Man erzählt nicht ungestraft drei Jahre hintereinander Liebesgeschichten: endlich verstummt die Beredsamkeit der Lippe vor der des Herzens. Wie rührend wußte Emilie die Geschichte Aschenbrödels zu erzählen, eines armen, verlassenen Kindes, das seinen Schuh und sein Herz verliert. Wie erschütternd klangen in ihrem Munde die Klagen des Mädchens, und wie glänzend trat aus dem Hintergrunde ihres wundervollen Bildes der schöne Prinz hervor, der Aschenbrödel zu Glück und Ehren bringt. Gustav zögerte nicht einen Augenblick, sich die Rolle des Prinzen zuzueignen. Er sah im Spiegel seine

Digitized by Google

dunkeln Locken, das zarte Oval seines Gesichts und dessen etwas bleiche Farbe, und gerade so hatte Emilie den Prinzen geschildert. Von dem Momente dieser Entdeckung an gab er einen aufmerksamen Zuhörer im Salon seiner Mutter ab, und Emilie ihrerseits versäumte nicht, am Fenster zu stehen, wenn er gegen Mittag auf dem schönen neuerkauften Pferde dahersprengte. Auch die äußern Umstände paßten so ziemlich auf das Märchen von Aschenbrödel. Zwar war die schöne Emilie nicht verwaist, sie mußte nicht in der Küche das Geschirr reinigen, während ihre Schwestern auf den Ball fuhren; allein sie war dessenungeachtet die Arme und Gustav der Reiche.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

(Beschluß.)

Vorbereitungen auf den Lord Majorstag.

Bald wird männiglich aufgefordert, in jenen Straßen sich anständig zu verhalten, nicht zu drängen und zu schlagen, und vor allen Dingen sich nicht zu verirren. Bald wird bekannt gemacht, daß für den 9ten November die Polizei durch besonders verteilte Constabels verstärkt und angewiesen worden sey, wider etwaige Ruhestörer und unordentliche Personen mit Nachdruck zu verfahren, sie ohne Ansehen des Ranges und Standes zu verhaften und auf vierundzwanzig Stunden einzusperren. Und die Sheriffs und Aldermänner in der City sind seit lange nicht so trübig gewesen, und in den gemeinen Rathsräumungen dieser Herren ist seit lange nicht so wenig geschlafen, so lebhaft gesprochen und eine solche Quantität schlechter Späße gemacht worden, als seit es die Berathung der Feier des 9ten November gilt. Comite's aller Art, aus ihrer Mitte erwählt, sitzen von früh bis Abend; das eine hat darauf zu sehen, daß die ermüdeten Straßen wohlgepflastert und gehörige Massen gelben Sandes zum Ueberstreuen vorhanden seyen; ein anderes hat die Reparatur des Stadtschwertes zu besorgen, an dessen mit guten Perlen besetzter Scheide, sonderbar genug, gerade die kostbarsten sich unlängst absentirt haben; ein drittes leitet die Ausschmückung des großen Saales in Guildhall und erbrtert die Frage, ob Galerien gebaut und ob, im Fall der Bejahung, auch andere Damen als die Verwandten der Magistratsherren eingelassen werden sollen; ein viertes wählt die trudigsten, besonnensten und stärksten Klopper für die jüngsten, sodaßsten und des Reitens am wenigsten unkundigen Mitglieder des gemeinen Raths, deren Pflicht es ist, am 9ten November zu Roß zu erscheinen; ein fünftes kostet die Meine, die am 9ten November in Guildhall aufgesetzt werden; ein sechstes ordnet die Schüsseln für das Bankett an besagtem Tage; ein siebentes verfaßt die Adressen, Reden und Trinksprüche, die beim Mahle überreicht, gehalten und ausgebracht werden sollen, und ein achtes, nennt es zehntes beaufsichtigt das Decken der Tafel, die Ab- und Einlesirung des Silbergeschirrs und die muthmaßliche Raschheit der Dienerschaft. Dies nur eine Probe von der Zahl der sinenden Comite's und ihrer Geschäfte. Sie alle zu nennen, ist schon deshalb unmöglich, weil fast jeder im täglich versammelten gemeinen Rathe anstaumende Gedanke die Wahl eines besondern Ausschusses zur Folge hat. Schon ist in der Bankettshalle die Decke weiß getüncht, die Wände sind mit frischer Steinfarbe angestrichen, die Säulenknäufe neu vergoldet und die vierzehn darüber aufgestellten Schilde blank geputzt. Schon strahlen Gog und Magog, die beiden gigantischen, weltberühmten Citybelden, in verjüngtem Glanze. Der Schneider hat ihnen neue Kleider angezogen, der Waffenschmied neue Rüstungen gegeben, der Maler ihre Gesichter überpinselt und der Vergolder dem Einen die Lorbeerkrone und dem Andern den Helm mit dem Eichenlaubkranze in frisches Gold getaucht. Nur Schwert und Streitart fehlen ihnen noch, und der betreffende Ausschuß ist zur Zeit klart in Zweifel, ob es nicht ziemlicher, sie für den 9ten November gar nicht zu bewaffnen; sein Bedenken soll in einer besondern Rathsversammlung erörtert werden. Der Beschluß hingegen, neue Dielen und neue Teppiche zu legen, war ein so einhelliger, daß die das Comité bildenden, zufällig aus Holz und Teppichhändlern bestehenden Mitglieder auch sofort die Anschaffung — auf gemeine Kosten — übernommen haben. Kurz, nach den Vorbereitungen zu urtheilen, wird es am neunten dieses Monats in der City ungehemmt Spektakel geben. An diesem Tage soll geschehen, was seit 1761 nicht geschehen ist: der Lord Mayorstag soll durch die Gegenwart derjenigen verherrlicht werden, die jetzt Englands Krone trägt. Georg III. war der Letzte, der in gebachtem Jahr dem Guildhallschmause beiwohnte. Sein Thronnachfolger, Georg IV., erhielt keine Einladung der Art. Er hatte als Regent an dem im Jahr 1814 dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen gegebenen Bankette Theil genommen, und da dieses Bankett die City mehr als 25,000 Pfund Sterling gekostet, so achtete man ihn bei seiner Thronbesteigung für abgespeist. Dann kam Wilhelm IV., und daß dieser durch anonyme Drohungen sich vom Erscheinen abhalten ließ, ist eine Thatsache, an welche ich nicht zu erinnern brauche, und welche sein dereinstiger Geschichtschreiber Mühe haben wird, mit seinem gerühmten feinmännischen Muthe zu vereinigen. Außer diesen zwei Fällen kennt die englische Geschichte nur noch einen, daß ein König aber England geherrscht, ohne einmal am Lord Mayorstage — dem alten Style nach am 29sten October — mit dem Lord Mayor gespeist zu haben. Dies war Jakob II., und der Grund seiner Abneigung, als weil die Krone zwei Jahre vor seiner im Februar 1685 erfolgten Thronbesteigung der City ihren Freiheitsbrief genommen und er gesinnt, ihn ihr zurückzugeben. Aber so glänzend auch die Anstalten sind, welche zu Königin Victoria's Empfang jetzt getroffen werden, es dürfte doch den Herren des gemeinen Raths schwer genug fallen, ihre Prostamation wahr zu machen, daß der jetzige Glanz jedem frühern übertreffen solle, ja schwer genug, auch nur manchen frühern zu erreichen. Im vierzehnten Jahrhundert speiste mit Henry Picard an dessen Ehrentage Eduard III. In vollem Königsschmuck begleiteten ihn Johann, König von Frankreich, David, König von Schottland, und Peter, König von Cypern. Ein Jahrhundert später bewirthete der fabelhaft reiche gewordene Whittington Heinrich V. Das kostbarste Gewürzholz forderte im Kamine, und in das fodernde Feuer warf Whittington eine Verschreibung des Königs über 60,000 Pfund Sterling. Und wieder ein Jahrhundert später speiste Königin Elisabeth mit Sir Thomas Gresham, und was trank dieser auf der Königin Gesundheit? die pulverisirte Perle, die der Königin zu hoch im Preise gestanden. - Nun, es wird sich zeigen, ob die Herren des Raths etwas im Schilde führen, was solche Vorgänge überwiegen kann. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 10. November 1837.

Have you a mind to sink?

Shakespeare.
The tempest.

Atlantiſche Skizzen.

Von Guſtav v. Heeringen.

I.

Dunkelblau war der Himmel, dunkelgrün der Strom, und ein Nachmittag, hell glühend, wie ein reiner Diamand, ohne Zittern der Luft, ohne jene elektriſche Schwüle, wie ſie den heißen Tagen des Nordens eigen iſt, lachte über dem Tajo und umarmte die ſchönen, weichen Küſten von Eſtremadura. Wie lieblich das Grün ihrer Haine und Berge gegen den Himmel abſtach, wie feierlich die marmornen Dome von Liſſabon emporragten! Unter mir rollte der Strom und trug mit unzufriedenem Rauſchen das überladene Boot, auf welchem nebſt mehreren andern Paſſagieren und zahlloſen Kiſten, Koffern und Ballen auch ich und meine wenigen Habſeligkeiten ſich befanden. Um eine dieſer letzteren hatte ich, im Boote liegend, meinen Arm geſchlungen; ſie war rauh, haarig, voller Leben, Beweglichkeit und Appetit nach Roſinen und Maiskörnern, Orangen und Mandeln, von denen ſich ein großer Vorrath in einem ſchönen bunten, von Aloefäden geflochtenen Handkorb befand, der auch einen Theil meines Gepäckes bildete und ein Geſchenk Mariquinhas war. Gewöhnliche Menſchen würden das armlange Subjekt, deſſen Kopf meine Hand ſo gemüthlich ſtreichelte, ſchlechtweg einen Affen genannt haben, mir war es mehr: es war in dem Augenblick der Theilnehmer meines Schickſals. Er ſtammte aus Mariquinhas Loja und koſtete mich zehn Cruſados. „Macacc," flüſterte ich in ſein Ohr, während ich ihm eine Mandel zu verſpeiſen gab, „ich habe dein Schickſal an das meinige geknüpft, und du mußt Portugal mit mir verlaſſen, dieſes Land der Sonne und der Orangen und der Granaten. Schwillt dein Herz nicht vor Wehmuth, Macacc? Sieh dich noch einmal um nach Mariquinhas hoher Stadt! Winke ihr mit deiner ſchwarzen Hand ein Lebewohl! Wie ihre Thürme allmählig verſchwinden! Schon iſt Alfama nicht mehr ſichtbar und O Mejo tritt in den Hintergrund. Bald wird dieſes ganze prachtvolle Bild nur noch unſerer Erinnerung angehören." Macacc, der noch kein Deutſch verſtand, ſchien wenig von dieſer elegiſchen Klage gerührt, ſondern ſah mich, da ſeine Mandel eben verſpeiſt war, mit jenem menſchlichgemeinen Ausdruck und der Geberde an, welche da ſagt: Es iſt alle, gieb mehr her! Irmao, Mariquinhas Bruder, ein brauner, ſchöner achtzehnjähriger Burſche mit offener Bruſt und ſchwarzen, fliegenden Locken, der auf dem höchſten Ballen Platz genommen hatte, ſo daß es ausſah, als ſey er der König des Boots, lächelte auf uns, die wir zu ſeinen Füßen gelagert waren, mit einer Art von königlicher Anmuth nieder. Er verſtand und ſprach

Digitized by Google

franzöſiſch, aber mit dem tiefen, dunkeln, ſüdlichen Accent von Portugal. Wenn er es redete, glichen ſeine Worte einer bekannten Landſchaft, die man durch ein rothgefärbtes Glas betrachtet. „Wie muß ich ihn regieren, mit Milde oder mit Strenge?“ fragte ich zu ihm hinauf, indem ich auf meinen Schickſalsgefährten wies, und Irmao erwiderte: „Nach den Umſtänden, mein Herr.“ — „Sehr richtig, Irmao, und der iſt ein wahrer Philoſoph, der ſich am beſten in die Umſtände fügt; meinen Sie aber nicht, daß die unſrigen recht ſchlimm werden könnten, noch ehe wir Belem erreichen? Das Boot geht zu tief, wir haben keine Hand breit Bord und der Strom iſt unruhig.“ — „Senhor, das iſt er immer hier. Wir ſind auf der Höhe von Pamplia und Alcantara. Aber meiner Treu, das Boot geht tief und die Barqueiro's ſind ſo ſtill!“

Das war gegründet. Ernſt und düſter verrichteten die Schiffer ihre Arbeit und antworteten nicht ein einziges Mal auf tauſend Fragen, welche vier bis fünf im Boot befindliche Damen, die vor Angſt vergingen, bald in franzöſiſcher, bald in portugieſiſcher Sprache unaufhörlich an ſie richteten. Offenbar hatte das Boot zu viel geladen; es war dem Sinken nahe und wir befanden uns, je mehr wir uns Belem näherten und je ſtärker die Wirkung des nahen Meeres in immer höheren Wogen ſichtbar ward, in wirklicher Gefahr. Verſchiedene Wellen ſtürzten in unſer Boot, welches bald emporgehoben, bald in die Tiefe geworfen ward. Die Seekrankheit meldete ſich bei den Damen, und indem ſie ihre widrigen Empfindungen ihrer Furcht beigeſellte, machte ſie ihren Zuſtand in der That qualvoll. Sie lagen einander weinend in den Armen oder beſtürmten die Barqueiro's mit den ſüßeſten Namen, ſie zu retten, im Fall das Boot ſänke. Dieſes Ueberladen von Booten, welche Paſſagiere mit ihrem Gepäck an Bord eben abſegelnder Schiffe bringen, iſt gar nichts Seltenes und rührt von der Habſucht der Schiffer her, die zuletzt am wenigſten dabei wagen. Sie ſind alle geübte Schwimmer, haben ihren Lohn vorweg und wiſſen ſich zu tröſten, wenn ohne ihre Schuld ein Unglück geſchah. Es ſind übrigens die ehrlichſten Leute von der Welt, die niemals einen Paſſagier, der ſich ihnen anvertraut hat, beraubten und über Bord warfen, was ſie doch auf der ungeheuren Fläche des Tajo, wo Niemand ihr Verbrechen entdecken würde, ſo füglich könnten. Mehr als einmal bin ich aus dem Pallaſt von Neceſſidades nach Pampulia hinunter gegangen und habe mich hier in dieſem öden Hafen voller Winkel, Vorſprünge und Treppen dem erſten beſten braunen Kerl anvertraut, der mich, wenn eben Ebbe war, anpackte, auf ſeine Schultern ſetzte und ſo durch das ſeichte Waſſer nach ſeinem Boote trug. Ein Ruck ſeiner herkuliſchen Geſtalt, ein Stoß von ſeinen Fäuſten, ein Schlag mit der Ruderſtange, und es war geſchehen um den vorwitzigen Fremdling mit ſeiner goldenen Uhrkette und dem Aeußern, welches eine ziemlich volle Börſe verſprach. Doch niemals kommt ein ſolcher Fall vor, und das verdient laut geprieſen zu werden. Jetzt aber theilte ſich die Angſt der Frauen und das beſorgte Weſen einiger Männer endlich auch mir mit, vielleicht in Folge der erſten Spuren von Uebelbefinden, erzeugt durch das Schwanken des Fahrzeugs.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Mährchenerzählerin oder die neue Scheherazade.

(Beſchluß.)

Der Liebeshandel ging zwei Jahre im Geheimen fort, dann wurde er laut. Guſtav ward um meine Schweſter, und mein Vater erſchrack nicht wenig, als er um ſeine Einwilligung erſucht wurde. Er verweigerte ſie in den beſtimmteſten Ausdrücken. Meine Mutter war untröſtlich, denn ſie hatte ihrerſeits gegen dieſe Heirath nichts einzuwenden. „Warum,“ rief ſie, „ſoll ein junger Mann von Bildung, von untadelhaftem Betragen Emilien nicht heirathen?“ — „Aber, meine Beſte,“ erwiderte mein Vater, und in ſeinem Antlitz lag der ungemeſſene Stolz eines Mannes, der eine Stammburg beſeſſen hat, „kann ich dieſen Ritter, den ein Geldſack zum Ritter gemacht hat, kann ich ihn wohl einſt mit meiner Friedewide, oder Fredegunde, wie du ſie nennſt, auf die Burg hinaufführen, wenn ſie einmal wieder mir gehört? Müßte ich dann nicht erröthen und erſchienen nicht alle meine Pläne und Ausſichten als eine zweckloſe Spielerei? Nein, nein; es iſt ganz gut, daß meine edle Tochter dieſen Leuten etwas erzählt hat; der Adel kann dem Bürger ſchon was erzählen, er hat Erinnerungen, Traditionen, die jenem fehlen; aber weiter darf es nicht gehen. Eine Heirath hier zu ſtiften, wäre ſehr thöricht, und alle Ritterbücher und Turnierordnungen ſind dagegen.“

Dieſe Sprache meines Vaters zeugt von ſeiner gänzlichen Abgeſchiedenheit von der Welt. In Wahrheit lebte er auch ganz ſeinen Grillen und Abenteuerlichkeiten; er war um dreißig Jahre in ſeinem Ideengange zurück geblieben; man nannte ihn im Städtchen nur den alten Ritter. Er war der alte, verknöcherte Adel im Gegenſatz zu Emilien, die den modernen Adel, den Adel der Geſinnung, die ſchöne Hinneigung für die lebendigen Weltintereſſen bezeichnete. Und in der That, dieſes Bild iſt paſſend: wenn wir unſere alten köſtlichen Erinnerungen, unſere geweihten Traditionen, unſere Folianten mit ehrenwerthen Namen und Thaten nur dazu anwenden, daß

Digitized by Google

sie dem frischen Leben als bunter, farbenvoller Teppich dienen, wenn wir manche Beispiele alter Zeit als ein lustiges Geschichtchen im Salon und nicht als eine zänkische Streitfrage auf dem Markte der Politik behandeln, so gewinnen die Gegensätze sogleich ein verträglicheres Ansehen, ja sie hören zuletzt ganz auf Gegensätze zu seyn.

Meine Mutter gab es auf, diese und ähnliche Ansichten meinem Vater beizubringen, aber sie wollte auf der andern Seite weder Gustav noch Emilien unglücklich machen. Der Lebensweg meiner Schwester nahm jetzt etwas von dem Ungewöhnlichen und Romantischen an, das immerdar in ihren Erzählungen geherrscht hatte. An einem Abende, als wieder im Salon die Gesellschaft sich versammelte, machte Emilie ihr altes Recht geltend. Sie erzählte unter veränderten Namen ihre eigene Geschichte. Sie selbst machte sich zur Prinzessin, Gustav zum Prinzen, und eine böse und eine gute Fee arbeiteten abwechselnd an Vereinigung und Trennung des Liebesbündnisses. Nie hatte Emilie so anmuthig erzählt, ihre Stimme, ihr Mienenspiel hatten noch nie einen so weichen Zauber entfaltet, aber sie erzählte ja auch die Geschichte ihres eigenen Herzens, eine Geschichte, die ein Mädchen nie schlecht erzählen wird. Gustav hörte aus der Ferne zu, seine innere Bewegung war so heftig, daß er fürchtete, sie würde ihn verrathen, wenn er näher käme. Der Kreis der Zuhörer lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit. Diejenigen, welche um das Geheimniß wußten, erriethen in dem poetischen Spiele, wo das Mährchen aufhörte und die Wirklichkeit begann; die Nichteingeweihten fanden die Erzählung ganz besonders rührend, ohne angeben zu können, worin dieses Rührende bestand.

An diesem Abend war zufällig ein wirklicher Prinz, nicht bloß einer im Mährchen gegenwärtig. Er sah die schöne Scheherazade zum ersten Mal, und er fand, daß der Ruf nicht zu viel von ihr gerühmt. Er kannte ihre Geschichte, und wußte auch, daß die Weigerung des Vaters die Quelle ihres Unglücks ausmachte. Es war sonst nicht seine Sache, sich in Liebesangelegenheiten zu mischen, allein hier empfand er einen unwiderstehlichen Drang dazu. Als meine Schwester ihre Erzählung beendet hatte fand die Gesellschaft sich zu zerstreuen begann, fand er eine ungezwungene Gelegenheit, mit Emilien zu sprechen. Mit jener Leichtigkeit, die in der großen Welt erreicht wird, und in die sich bei einem edlen Charakter so schön die Sprache des Vertrauens und Gefühls kleidet, kündigte er sich ihr als den Vertrauten ihres Geheimnisses an. „Ich stehe leider nicht mit der guten Fee in Verbindung, von der Sie Hülfe erwarten,“ sagte er; „allein ich kann vielleicht, wenn Sie mich dazu autorisiren, mit Ihren Freunden gemeinsam wirken, um die nachtheiligen Zurüstungen der bösen Fee unwirksam zu machen.“ — Emilie erröthete, und der Prinz nahm dieses Erröthen für ein Zugeständniß, und hielt sich von diesem Augenblicke an für berechtigt, für das Glück meiner Schwester zu sorgen.

Er benutzte seine Macht, um eben so vorsichtig als sicher zu gehen. Zuerst forschte er die Gesinnung des alten Bankiers aus und fand, daß er von seiner Frau beherrscht wurde, und die Baronin günstig zu stimmen, konnte nicht schwer fallen. Die größte Schwierigkeit blieb übrig, die hartnäckige Weigerung meines Vaters zu besiegen. Mit der Zustimmung der Eltern Gustavs versehen, ging er daran, den alten Ritter auf seine Seite zu bringen. Es gelang ihm, und zwar durch folgendes Mittel.

Der Prinz gab einen glänzenden Maskenball. So wenig dies auch im Geschmack der Zeit war, so hatte sich dennoch ein Theil der Gesellschaft entschlossen, in die alten grauen Zeiten des Ritterthums zurückzukehren. Aus einem hellerleuchteten Saal, wo eben die frivolen Arien Rossini's verklangen, und in geläufigen Phrasen eine moderne Conversation hinschwirrte, öffnete sich mit einem Male der Zugang zu einer düstern Klause des neunten Jahrhunderts. Es war das Gemach des getreuen Eginhards, des Lieblings Karls des Großen. Man sah den blühenden Jüngling vertieft in Bücher und Papierrollen; Zitherklänge erschollen und weckten ihn aus seinen Träumereien. Die schöne Emma erscheint, und eine verliebte Scene geht in blühender Sprache an den Zuschauern vorüber. Ein Page des Kaisers überrascht die Liebenden, und dieser, dem Verrathe und allen seinen Folgen preisgegeben, zittern für ihr Leben. Sie machen Versuche, sich zu retten; ein mißgünstiges Geschick vereitelt diese. Die finstersten, drohendsten Gewölke scheinen sich über ihren Häuptern zusammenziehen zu wollen, da erscheint der Kaiser. Sein Antlitz ist ernst, aber es ist der Ernst eines Vaters, nicht der des beleidigten Kaisers; jenen kann man zu besänftigen hoffen, dieser bleibt auch der rührendsten Bitte verschlossen. Eginhard sinkt vor dem gewaltigen Helden auf die Knie, Emma umfängt ihn mit den rührendsten Liebkosungen einer Tochter. Karl zürnt nicht; sein Ernst galt nur dem strafbaren Verschweigen einer Leidenschaft, die er nicht für strafbar hält, obgleich sie gegen die Gesetze des Bestehenden sich auflehnt. Er gibt die glückliche Emma ihrem Eginhard, und der Erzbischof Turpin segnet den Bund ein.

Diese Bilder in ihrem alterthümlichen Rahmen verfehlten ihre Wirkung auf das Publikum nicht, besonders auf den Ritter nicht, der sich in das Land seiner Träume versetzt sah. Man überließ es ihm, über die Bedeutung dieser Scenen nachzudenken, und erst einige Wochen darauf begann der Prinz seine Brautwerbung. Mein guter Vater war jetzt in der That in eine schlimme Falle gerathen: seine Zusage geben, dieß seinem Stammbaum einen unedlen Zweig einpfropfen, sie versagen, war eine Beleidigung für den Prinzen und für das Andenken des großen

Digitized by Google

Karl. Das Letztere erschien meinem Vater besonders bedenklich. Er schwankte einige Zeit, und endlich — gab er seine Zusage. Meine Mutter und unsere Freunde triumphirten. Ich sah meine Person, als ich meinen neuen Schwager zu Gesicht bekam, verliebte mich in dessen schöne Reitpferde, in sein neumodisches Kabriolet und in tausend andere, sehr wenig mittelalterliche Dinge dergestalt, daß ich ebenfalls unbedenklich auf die Seite der „neuen Zeit“ trat, und mein Vater auf diese Weise seinen letzten Bundesgenossen einbüßte.

Man muß es dem Zartgefühl Gustavs nachsagen, daß er sehr eifrig daran ging, die Burg wieder in den frühern Zustand, wie mein Vater sie verlassen, zu setzen; allein es zeigte sich das Wunderbare, daß der „alte Ritter“ selbst nicht mehr hinauf wollte. Sey es nun, daß er sich im Geheim schämte, die alten Träume so öffentundig fortzuträumen, sey es, daß er die heiligen Gemächer seines Stammsitzes nicht im Gefolge seiner neuen Nachkommenschaft beziehen wollte; kurz, er blieb unten im Thale, und man sah ihn einige Monate nach der Hochzeit Emiliens in die Stadt ziehen und nichts mitnehmen als einen mäßigen Wagen, der mit einigen Lieblingseinrichtungen bepackt war.

Die neue Scheherazade war so glücklich, als es schwerlich die alte gewesen seyn mag. Die Baronin, zufrieden, den kostbaren Juwel, der ihrem Hause seinen Glanz verschafft, bei sich zu behalten, gab es jetzt auf, den ihr gänzlich unverständlichen Childe Harold zu lesen, da sie sich jetzt für völlig gesichert im Gebiete der Mode hielt. Sie ging sogar noch weiter und versuchte jetzt selbst Geschichtchen zu erzählen, allein der Effekt, den ihr Talent hervorbrachte, war in der That fürchterlich. Der Salon wurde innerhalb weniger Tage so leer, wie er früher nie gewesen war. Die Baronin erschrak und war klug genug, sich ein pythagoräisches Stillschweigen aufzuerlegen, um nur nicht durch eigene Thorheit die Früchte so vieler Jahre klüglich einzubüßen. Sie fing jetzt wieder an, über schlaflose Nächte zu klagen, und die schöne Emilie hatte jetzt wenig Zeit und Lust, sie ihr zu verkürzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Theater.

Fast alle hiesigen berühmten Theaterdichter bereiten etwas Neues für den künftigen Winter vor, was um so nöthiger ist, da das Odeontheater wieder eröffnet wird und neue Stücke braucht. Die classischen Dichter jammern schon entsetzlich darüber, daß diese Bühne den sogenannten romantischen Neuerern, den ästhetischrevolutionären Dichtern preisgegeben werde, wodurch denn vollends der gute dramatische Geschmack verderbt werden müsse. Dadurch lassen sich jedoch die kühnen Neuerer nicht abschrecken und entwerfen in ihrem Wetteifer teufe Plane, die wir bald werden zur Ausführung kommen sehen. So ist viel von einem Trauerspiel „Kaligula“ von Alex. Dumas die Rede, das am Théâtre français einstudirt wird, und von dessen Inhalt ein Tagblatt etwas verrathen hat. Im Prolog soll uns die Bühne das schweigerische Rom zur Nachtzeit darstellen, mit seinen Greueln, die aber wahrscheinlich wohl ein wenig mit dem Schleier der Finsterniß werden bedeckt werden. Dann soll der Tag erscheinen und, wie das angeführte Tageblatt sich ausdrückt, Horazische Scenen an die Stelle der Inornatischen treten. Das römische Volk sollen wir sehen, wie es seine und sich bezeigte, und einen kaiserlichen Aufzug im Hintergrund: Kaligula auf einem Triumphwagen, der von als Horen gekleideten Frauen gezogen wird. Auch ein Elephant soll bei dem Zuge erscheinen, man sagt nicht, in welcher Rolle. Dies Alles ist nur Vorspiel; denn nun erst beginnt das eigentliche Stück. Im ersten Aufzug soll die Handlung in einem römischen Hause vorgehen, und die Bühne so antik aussehen, daß es einem Heine oder Böttiger Freude gemacht haben würde. Im zweiten Aufzug will uns der Dichter in die Pracht des kaiserlichen Pallastes versetzen; sogar sollen wir durch die Fenster die Herrlichkeiten der Siebenhügelstadt erblicken können; unter diesen Fenstern aber wird der Volksaufruhr furchtbar brausen. Der dritte Aufzug wird die Wohnung des Republikaners Eherea darstellen; in den beiden letzten geht die tragische Handlung in den Pallast zurück, und hier sollen wir ein echt antikes Gastmahl nicht zu schmecken, wohl aber zu sehen bekommen; und wenn der Dichter zuvor zweideutlich und dann horazisch war, so soll er hier ganz petronisch werden. Ueberhaupt soll während der ganzen Darstellung das Auge eben so sehr als der Geist befriedigt werden; und bei alle dem soll der Dichter die strenge alte Regel der classischen Einheiten möglichst beobachtet haben, so daß ihm die Dichter auf der classischen Schule bisonal nicht viel werden anhaben können. Wir werden nun sehen, ob alle diese Versprechungen in Erfüllung gehen. So schön auch die Dekorationen geschildert werden, so sind diese doch immer im Théâtre français nur Nebensache. Nicht so in der Oper, wo sie, in dem chinesischen Ballette zum Beispiel, beinahe die Hauptsache sind, wenigstens fast eben so wichtig, als der Tanz der Dlle. Elsler, welche auf dem Theaterzettel nicht mehr Therese Elsler, sondern Dlle. Elsler l. genannt wird, wahrscheinlich seitdem sie in dem genannten Ballette eine chinesische Prinzessin geworden ist. Ihre Schwester, die im zweiten Aufzuge des Ballets tanzt, aber nicht als Prinzessin, heißt nach wie vor Fanny Elsler. Von dieser hat das Tageblatt Figaro eine so in's Einzelne gehende „plastische“ Beschreibung geliefert, daß ein Bildhauer nach derselben im Nothfall eine Bildsäule der Dame verfertigen könnte. „Gewöhnlich sind,“ sagt Figaro, „die anscheinend sodnen Schauspielerinnen plastisch; nicht so Fanny Elsler: sie steht in ihrer vollen Jugend und Schönheitsblüthe, und hat den Vortheil, nicht schon von unsern Großvätern bewundert worden zu seyn; sie ist groß, geschmeidig und gut gebaut; Hände und Füße sind zart; ihre Beine sind die einer antiken Statue, und verdienen in Gyps gegossen zu werden; ihre Arme sind rund und haben nichts mit den elenden Extremitäten ihrer Gefährtinnen gemein, welche an schreckliche Magerteit den Scheeren eines Krebses gleichen; ihre Brust scheint ziemlich gerundet, was im Reiche der Sprünge etwas Seltenes ist.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 11. November 1837.

Das narbenvolle Antlitz unseres Trabanten bleibt, wie der auffallendste, so der für den Menschen interessanteste Gegenstand am Nachthimmel.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Im Gebiete der Himmelskunde haben wir diesmal sogleich zweier wichtigen Erscheinungen Erwähnung zu thun: des lange erwarteten Beer-Mädler'schen Commentars zu der in diesen Blättern vielfach angeführten Mondkarte, und des als Manuscript gedruckten, und durch besondere Gunst zugekommenen Berichts des Dorpater Astronomen Struve an den russischen Cultminister v. Uwaroff über Doppelsterne. Die erstere dieser beiden Erscheinungen anlangend, liegt der betreffende schöne Quartband * endlich vor uns; und da wir, nach seinem Umfange, nicht einmal vielen unserer Leser die unmittelbare Beschäftigung damit zumuthen dürfen, so wird es angemessen seyn, über seinen interessanten Inhalt hier auszüglich Einiges beizubringen.

Dieses für die Kenntniß des Mondes classische Werk zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erstere der mathematischen und physikalischen Selenographie, die zweite aber der Topographie der uns zugewendeten Mondhalbkugel, nach den vier Quadranten, aus denen die zugehörige Karte besteht, gewidmet ist. In jenem ersteren physikalischen Theile ist sogleich ganz neu die Bemerkung, mit den für ihre Richtigkeit geführten Beweisen, daß es in den Polargegenden des Mondes so hohe Berge gibt, daß die Gipfel derselben ewigen Sonnenschein haben, wiewohl sich die Sonne wegen der dortigen äußerst geringen Schiefe der Ekliptik nur unbedeutend über den Aequator erhebt; bloß bei Mondfinsternissen, wenn sich die Berggipfel mit in den Erdschatten eintauchen, büßen sie auf kurze Zeit die Beleuchtung ein. Ueberhaupt verursachen die überaus bedeutenden Ungleichheiten der Mondoberfläche auf den meisten Punkten derselben entsprechende große Verschiedenheiten in der Tagesdauer, und der Gipfel des hohen Mondgebirges Huygens z. B. wird neun Stunden früher als sein Fuß von der Sonne erreicht, gleichwie umgekehrt viele von den großen Mondgruben so tief sind, daß aus diesem Grunde, in Verbindung mit ihrer Lage, weder Sonne noch Erde jemals darin erblickt werden. Diese Umstände müssen auch große climatische Unterschiede für sehr geringe Entfernungen hervorbringen; und Alles, was die Erde an ihren Gebirgen Aehnliches zeigt, muß

* Der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, oder allgemeine vergleichende Selenographie. Mit besonderer Beziehung auf die von den Verfassern herausgegebene Mappa selenographica, von Wilhelm Beer und Dr. Johann Heinrich Mädler. Berlin, Schropp, gr. 4. mit Stahlstichen, Preis 7 Thaler preuß.

Digitized by Google

weit hinter dem Monde zurückbleiben. Die höchste aller gemessenen Mondhöhen ist der südwestliche Wall des Gebirges, welches den Namen Newton trägt: sie beträgt 22,350 Fuß, und wenn dies nicht höher als manche Erdberge erscheint, so muß man dagegen in Betracht ziehen, daß der Monddurchmesser nur etwa 460 Meilen, also wenig über ein Viertel des Durchmessers der Erde (von 1720 Meilen) beträgt, so daß die dortigen Berge, nach diesem Verhältnisse, fast viermal höher als unsere Berge sind. Eines der wichtigsten Resultate dieser großen Arbeit über den Mond ist aber der von den Autoren geführte Beweis, daß der Erdtypus auf der Mondfläche nicht wiederkehre und daß sich die Natur, diese reiche Bildnerin, dort in ganz abweichenden Formen gefallen habe. Das Element des Wassers, in der irdischen Bedeutung des Wortes, existirt z. B. auf dem Monde höchst wahrscheinlich gar nicht, und die Mondluft ist der unsrigen auch nicht vergleichbar. Die Strahlensysteme des Mondes ferner, diese großen, besonders von den Gebirgen ausgehenden Lichtadern, welche jede Mondkarte zeigt, werden nur immer räthselhafter, je mehr man sie betrachtet, indem die Erde gar nichts Analoges darbietet. Die von früheren Astronomen behauptete Schneebedeckung der Mondpolarzonen leugnen unsere Beobachter ebenfalls; dagegen sehen sie an mehreren Stellen der Mondoberfläche ein unverkennbares lichtes Grün (was ist dies aber?). Die Leser werden fragen, ob denn alle die Vervollkommnungen unserer Fernröhre, von denen in diesen Blättern so viel und so ehrend die Rede gewesen ist, noch nicht hinreichen, um wenigstens in das topographische und physische Detail dieses nächsten aller Weltkörper einzudringen? Allein man ermesse, daß der Mond beiläufig 50,000 Meilen von der Erde entfernt ist, und daß also eine 50,000malige Vergrößerung angewendet werden müßte, um uns die Gegenstände so groß erscheinen zu lassen, wie wir sie in der Entfernung von einer Meile sehen würden. Unsere Fernröhren, in ihrer heutigen Gestalt, gestatten aber, bei der Anwendung auf den Mond, höchstens eine 300malige Vergrößerung, wenn, in Folge der Beschaffenheit unserer Atmosphäre, nicht Alles ganz undeutlich werden soll; wie kann man da kleinere Objekte, Kunstgegenstände, Bewohner u. s. w. zu erblicken hoffen?

Aus dem oben erwähnten Bericht Struves über die Doppelsterne, auf welchen wir nun übergehen, theilen wir Folgendes mit. „Ich erlaube mir," heißt es im Verlauf dieses Berichts, „der Vollständigkeit wegen einige allgemeine, auf den hier zu behandelnden Gegenstand der Doppelsterne Bezug habende Sätze vorauszusenden. Die Fixsterne sind Himmelskörper, die mit eigenem Lichte leuchten, d. h. Sonnen. Unsere eigene Sonne, in eine etwas über drei Millionen mal größere Entfernung gerückt, würde nur noch so hell gesehen werden, als der Stern erster Größe Arcturus. Die verschiedene Helligkeit, in welcher uns die Fixsterne erscheinen, hängt zwar auch von ihrer Größe und leuchtenden Kraft ab, wird aber offenbar vorzugsweis durch die verschiedene Entfernung bedingt, in der sie sich von der Erde oder unserm Sonnensystem überhaupt befinden. Im Allgemeinen sind also die helleren Sterne die uns näheren, und die schwächsten diejenigen, deren Entfernung von uns am größten ist. Die Eintheilung der Fixsterne nach Graden der Helligkeit ist bekannt. Sterne sechster Größe werden noch mit dem bloßen Auge gesehen; Sterne zwölfter Größe sind die lichtschwächsten, welche ein mächtiges Fernrohr noch am Himmel entdecken läßt. — Schon das unbewaffnete Auge sieht an mehreren Stellen des Himmels einige Fixsterne so nahe an einander, daß man sie nur mit Mühe von einander trennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ein lauter Schrei begrüßte in diesem Augenblick ein anderes Boot, welches in geringer Abweichung von unserer Fahrlinie uns entgegen ruderte. Es kam von Belem, vermuthlich von unserm Schiffe, und seine Führer mochten schon an unserer langsamen Bewegung — wir durften der Schwere wegen kein Segel aufziehen — und an unserer ganzen Erscheinung bemerken, was uns Noth that, so daß es kaum des allgemeinen Anrufs bedurft hätte, um sie zum Herbeirudern zu bewegen. Bald befanden wir uns in vollkommener Sicherheit am Bord einer großen, schönen, leeren Gondel, in welcher wir unserm beladenen Boot vorausfuhren, das, bedeutend erleichtert, nun auch schneller und besser dem Thurm von Belem zuruderte.

Alter Thurm von Belem, Wächter und Schlüssel des Tajo! noch sehe ich deine ernste, bleiche arabische Gestalt aus den Fluthen emporsteigen und von der einen Seite den Strom bewachen, von der andern hineinragen in das unermeßliche Meer. Unheimlich ist deine Erscheinung, denkt man der Qualen, die du in deinem Innern verbirgst, deiner Kerker, deiner Wassergewölbe, deiner Folterbänke! Du bist wie ein Gedanke Philipps, groß und despotisch. Viele Thürme habe ich gesehen auf deutschen Bergen, auf den Rebenhügeln von Frankreich und den Felsenküsten von England, aber keiner ist dir ähnlich. Wenn jene Ritter sind mit zierlichem Waffenschmuck, mit Schild und Pickelhaube, bist du ein Sultan, der sich auf spanischer Erde verspätet.

Digitized by Google

Das Schiff, welchem wir zusteuerten und das segelfertig vor Belem lag, war eine französische Handelsbrigg und führte einen etwas anmaßenden, aber sehr schönen Namen. Es nannte sich die Rose des Tajo. Wer kann einer Französin etwas übel nehmen? Dazu hatte die Brigg einigen Grund, eitel zu seyn; sie war leicht, schön, schlank und elegant gebaut, und daß sie noch in bester Jugendzeit stand, sah man schon in der Ferne. Wie schön geschweift ihre Seiten waren, wie zierlich ihr Schnabel, wie sie so ganz darauf eingerichtet schien, ihre Bestimmung zu erfüllen, d. h. die Fluthen des Oceans rasch und kühn zu durchschneiden. Noch vom Anker gehalten, bewegte sie sich schon mit einer Art von Grazie; sie tanzte auf den Wellen wie eine lebenslustige Jungfrau, die vor dem Beginn des Reigens ihre Glieder bereits nach dem Takt der Musik wiegt. Von ihrem Hackbord wehte die große dreifarbige Flagge und lustige Wimpel flatterten auf ihren Masten, kokettirend mit den Winden, welche von Mittag bliesen und, abgekühlt in den algarvischen Gebirgen, Frische und Wohlgeruch athmeten. Wir legten bei der Rose an und stiegen auf einer zierlichen, für die Passagiere niedergelassenen Treppe an Bord.

Der Kapitän empfing uns; ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, groß, hübsch und mit jenem Ausdruck, welcher ihn zum bon garçon stempelte, wie er in den Hafencafé's von Lissabon hieß. Sein Lieutenant, sein erster, sein zweiter Steuermann, seine Matrosen, seine ganze Mannschaft — Alle waren junge Leute mit frischen, hellen, kummerlosen Antlihen, wie man sie gerne sieht, vorzüglich wenn man zu Schiffe geht. Mir ward ganz wohl zu Muthe; ich roch keinen Dampf, keine Maschine schüttelte dieses Segelfahrzeug und machte mich krank; ich hörte kein englisch reden, kein breites, seekrankes Yes traf mein Ohr; dafür das leicht hin und wieder fliegende Oui der Franzmänner, Weisungen, mit Bonmots ertheilt, Befehle mit Lachen gegeben und dingenommen. Auf dem Verdeck und in den Kajüten herrschte ganz jenes geschäftige, fast ängstliche Treiben, welches der Abfahrt eines großen Schiffes überall voran geht, nur daß es hier unter der Einwirkung französischer Elemente stand. Zahllose Boote umkreisten die „Rose des Tajo," stießen an oder stießen ab; Waarenballen und Gepäck wurden emporgewunden, in die untern Räume geschafft, gefragt, gerufen, geschrieen und gelacht. Ringsum erscholl „Monsieur, Madame oder Mademoiselle," selten noch ein „Senhor oder Senhora" von den Lippen eines Barqueiro oder Gallego, welcher seine Bezahlung empfing, oder der portugiesischen Douaniers, die noch am Bord waren, oder der Freunde und Bekannten der Abreisenden, welche Letztere bieher begleitet hatten; dazwischen die anordnende höfliche Stimme des Kapitäns und seiner Offiziere, die Scherze der Matrosen, die sie mitten in der strengsten Uebung des Gehorsams nicht unterließen. War das Leben auf dem Verdeck munter und bewegt, so war es dies nicht minder unten in den Kajüten, wo die Passagiere sich begrüßten und in den ihnen angewiesenen Kojen sich einrichteten, so gut sie konnten. Es ist mit diesen letztern eine eigene Sache und das Gefühl ganz eigenthümlich, mit welchem man den sargartigen Schrank betrachtet, der auf ungewisse Zeit der Schauplatz unserer Leiden und unserer Ruhe seyn wird, und in welchem ausgestreckt, von zerbrechlichen Wänden umgeben, wir über die Tiefen und Schrecknisse des Oceans hinwegschweben sollen. Der meinige war bald ausgefunden, in Besitz genommen, und ich eilte auf das Verdeck zurück mit heimlich blutendem Herzen; denn dieses hohe, unglückliche Lissabon und sein Himmel und seine dunkeln, schönen Gestalten waren mir in die Seele gewachsen. Noch einmal mußte ich die Janqueira hinaufschauen, noch einmal den weißen Ajudapalast begrüßen mit seinem Garten voll Palmen, und Alcantara, an welches das göttliche Thal gleichen Namens mit seinem Aquäduct sich anschließt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geisterseher.

Man sagt, wir gehn nicht auf geheurem Boden,
Wir theilen ihn mit finstrer Wesen Schaar,
Wir sehen unsre Füße durch den Oden
Der Gräulichen und werden's nicht gewahr.
Es wandelt aufgerichtet, ohne Schritte,
Geht fest vor dir und langsam durch die Luft,
Es dringt bereits bis in des Lebens Mitte,
Und haucht es an mit kaltem Leichendust.
Es lispelt dir in's Ohr erstorbne Worte,
So laut um dich des Tages Stimmen schrein:
Ist offen wohl des Schattenreiches Pforte,
Und schwärmen Geister bei uns aus und ein?
Ich weiß es nicht. Doch wenn der blaue Himmel
So plötzlich oft sein Angesicht versteckt,
Wer ahnt, was dann für scheußliches Gewimmel
Der Erde Blüthengarten ausgeheckt?
Und sahst ihr nie die Nacht zusammenbeben,
Als wie ein irres Weib in jähem Schreck?
Sie möchte fliehn und kann sich nicht erheben,
Starrt tausendbangig nur auf Einen Fleck.
Wohl denen, die nicht schau'n noch denken können,
Was eine milde Hand mit Dunkel deckt!
Ist wohl sein Licht dem Seher zu mißgönnen,
Dem nach dem Haupt der heil'ge Wahnsinn leckt?

Ludwig Seeger.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Fanny Elsler. Der Mularsche Proceß.

Der Topus des Kopfes scheint dem Figaro nicht so grasisch, wie man behauptet; „sie besitzt ein äußerst schönes Haar, das gänzlich ohne Naturstörung auf beiden Schläfen in Locken herabwallt; aber dies dunkle Haar der Südländer flicht zu sehr von ihrer ganz germanischen Gesichtsbildung ab; solche Haare gehören nicht zu solch einem Kopf; und eben so wollen sich ihre schwarzen Augen, die wie zwei Sterne an einem Krystallhimmel glänzen, mit der Nase gar nicht vertragen, die wiederum, so wie die Stirne, ganz deutsch ist. Man hat Fanny Elsler eine nordische Spanierin genannt, und ihr dadurch ein Compliment zu machen geglaubt. Hierin liegt aber gerade ihr Fehler; ihr Lächeln, ihre weiße Haut, der Zuschnitt ihres Gesichtes, ihre ruhige Stirne verrathen eine Deutsche; allein ihr Haar, ihre kleinen Füße, ihre niedlich zarten Hände, der etwas kühne Zuschnitt ihrer Taille gehören einer Spanierin an; zwei Naturen und zwei Temperamente liegen bei ihr miteinander im Streite; besser wäre es, wenn ihre Schönheit sich nur für Eine Nation entschiede u. s. w.“ Ich führe hier nur einige Züge dieses trostlosen Porträts an, dessen Verfasser mit dem Rathe endigt, Dlle. Elsler solle ihre Fingerspitzen nicht allzusehr mit Rosenroth färben, „indem diese Sorgfalt gar nicht nöthig sey.“ Man sieht hieraus, wie genau die Personen, welche hier auf die Bühne treten und herüber sind, in den Tagesblättern geschildert werden. — Wenn man von den Notabilitäten spricht, welche hier öffentlich auftreten, so fällt Einem auch immer der Name Mulard ein; denn der Mann tritt alle Abend in seinem schön geschmückten Concertsaal auf, läßt sich in den Zeitungen tüchtig ausposaunen und kommt Einem auch noch auf andere Art vor Gesicht oder in's Gedächtniß. So hat er auch Schriftsteller werden wollen und so eben eine „Abhandlung über musikalische Composition“ herausgegeben, wiewohl er nie etwas Anderes componirt oder vielmehr arrangirt hat, als Tanzquadrillen. Aus seiner Abhandlung wird man daher so wenig die Tonkunst lernen, wie aus seinen Quadrillen. Dann ist neulich sein Name häufig in einem sonderbaren Processe vorgekommen, der am Handelsgericht geführt wurde, und worüber sich die Journale nicht wenig lustig gemacht haben. Man wird sich aus der Carnevalszeit noch erinnern, wie einmal Mulard mit seinen Musikanten auf einen Opernball berufen wurde, und daselbst eine so gewaltige Erschütterung in den Gemüthern der Tanzenden bewirkte, daß sie wie bedrückt umhertaumelten und aus Dankbarkeit den Mann im Triumph auf den Schultern umhertrugen, wodurch er nun vollends in die Mode kam. Es hieß damals, man habe es dem Opernbirektor Duponchel sehr übel genommen, daß er den sonderlichen Rumor gelitten habe, und er soll zu 10.000 Franken Geldbuße verurtheilt worden, aber nicht von einem öffentlichen Gerichte, sondern von einer Commission de surveillance, wovon bisher Niemand gehört hatte. Dies sollen so sonderbar, daß Manche es nicht glauben wollten. Der neulich am Handelsgericht geführte Proceß hat den dunkeln Vorgang nun völlig aufgeklärt. Es hat sich nämlich ergeben, daß, als Duponchel die Opernbirektion übernahm, ihm eine Aufsichtscommission beigegeben wurde, welche das Recht haben sollte, ihm im Falle der Uebertretung der ihm vorgeschriebenen Bedingungen Geldbußen bis zu 10.000 Fr. aufzulegen. Nun hatte Duponchel die Unternehmung der Opernbälle an einen gewissen Mira abgetreten, und Mira war es, der Mulard berief. Duponchel sah vorher, daß es Lärm geben würde, und rief die Polizei. Der Polizeipräfekt verbot den Mularschen Ball, aber Mira bewirkte einen Gegenbefehl vom Minister des Innern, und der Ball fand wirklich statt. Darauf nun mußte die Aufsichtscommission Duponchel an 10.000 Fr. Geldbuße, und Duponchel wandte sich an Mira, um die 10.000 Fr. wieder zubekommen. Dieser aber wies ihn lachend ab, und somit kam die Sache neulich vor's Handelsgericht. Hier machte sich Mira's Advokat über Duponchel lustig, daß er in seiner Einfalt eine Summe von 10.000 Fr. an Leute erlegt, welche gar keinen legalen Charakter haben; Mira, sein Client, habe den Ball mit Erlaubniß der Regierung gegeben, und folglich sey er Niemand Rechenschaft schuldig. Das Gericht erkannte dieses für richtig, und wies Duponchel mit seiner Klage ab. In der That war dieser Proceß und überhaupt der ganze Vorgang voll von Ungereimtheit. Der bloße Name Mulard bewirkt einen panischen Schrecken; der Polizeipräfekt verbietet sein Erscheinen in der Oper und der Minister des Innern erlaubt es. Eine Commission, die sich mehr Macht zueignet, als sogar das Polizeigericht besitzt, fordert dem Opernbirektor, welcher alles Mögliche gethan hat, um den Ball zu verhindern, eine bedeutende Geldsumme ab, und Duponchel ist so gut und gibt sie her, fordert sie aber einem Andern wieder ab, welcher ihm ein Schnippchen schlägt und dem die ordentlichen Richter Recht geben, so daß Duponchel den Spott der Tagesblätter noch in den Kauf erhält. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 264.

Die Liebe.

Räthsel in alcäischem Versmaße.

5.

Sie bent die Hand der andern Unsterblichen,
Die, hohes Vorrecht! selber sich preisen darf;
Sie thut es in gerechtem Stolze,
Daß sie die Pforten des Himmels öffnet.

Sie lichtet Nacht, sie gießt um des Lebens Grau
Die Regenbogenfarben, die bunten, her,
Daß schöner Zeit verschwundne Wonnen
Sich, im Gemüthe, verklärt erneuen;

Wirft ihre Fackeln selbst in die dunkle Nacht
Zukünft'gen Lebens, das noch im Chaos ruht;
Weiß in den Geistes Schacht zu dringen
Und in der Tiefe das Gold zu finden,

Das erst nach langen Jahren unendlicher
Mühsal und Arbeit Philosophie entdeckt;
Sie hat gemünzt es und verschenket
Schon an die Kinder der goldnen Zeiten.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 13. November 1837.

Die gute That, das schöne Wort
Es stirbt unsterblich, wie Er sterblich starbe.
Goethe.

Die Säule.

Jskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegereile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital,
Doch schien's, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statue habe.
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand;
Sein Mund, vom heil'gen Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert.

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschiednen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wesir:
Jskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthselding'ge Deutung.

Da sprach der weise Stagirit,
Der immer ihm zur Seite schritt;
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was sich vor dir entfaltet.

Die Säule Jethi' matali' —
Den Griechen ist Orakel sie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheits- und Prophetengabe.

Des großen Mannes Geist und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule sich geschwungen,
Der fühlt sich bald davon durchdrungen.

Der Schrift bedarf solch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte spricht;
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

Unwiderstehlich faßt's den Geist,
Dem es in Herrlichkeit sich weist:
Dem Todten muß, was lebt auf Erden,
Zum Dolmetsch der Bewund'rung werden.

Digitized by Google

Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeist und Wissenschaft,
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So sind die Säulen auch verschieden.

Verschiedne Zungen reden sie,
Wie sie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große seines Lebens
Verschieden in der Art des Strebens.

Und also Wunscherfüllung auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch, *
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben."

Jetzt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der weise Deuter hat geschwiegen,
Der König stand mit ernsten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Einst solche Säule schmücken werde?

Manfred.

* Der prosische Sprachgebrauch nämlich; wie denn überhaupt diese Mittheilung auf einer orientalischen Sage aus „Istenders" name beruht.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In der Nähe des hellsten Sterns der Leier z. B. gewahrt ein scharfes Auge einen Stern länglichter Form, in welchem es eine solche Vereinigung zweier Sterne ahnt, eine Ahnung, welche durch die gewöhnlichsten Fernröhren bestätigt wird, die diesen Stern in zwei sehr nahe stehende verschiedene Sterne auflösen. Man könnte daher diesem Stern den Namen eines Doppelsterns beilegen; gewöhnlich aber nennt man nur diejenigen Sterne so, die auf den ersten Blick ganz den einfachen Sternen gleichen und sich erst durch mächtigere Instrumente trennen lassen. Ihr scheinbarer Abstand darf dann 32 Sekunden nicht übersteigen. Denken wir uns mit diesem scheinbaren Halbmesser von 32 Sekunden um einen Stern einen Kreis beschrieben, und in diesem Kreise noch zwei oder mehrere andere Sterne, so heißt eine solche Sternvereinigung hienach ein dreifacher oder vierfacher Stern. Der hellere Stern eines solchen Sternsystems wird Hauptstern, der schwächere (oder die schwächern) Begleiter genannt. Die Erscheinung eines solchen Doppelsterns kann einen zweifachen Grund haben. Bei der unendlichen Menge von Sternen, welche sich in den Tiefen des Himmels neben und hinter einander finden, wird es sich treffen, daß zwei Sterne, der eine vielleicht in sehr weiter Entfernung hinter dem andern, doch nahe in derselben Gesichtslinie zusammenfallen. Sie bilden dann zufällig einen Doppelstern, und dergleichen Doppelsterne heißen optische, eben weil ihr so nahes Beisammenerscheinen nur eine Täuschung des Auges ist, welches das auch noch so weit hinter einander Stehende an derselben scheinbaren Innenfläche der eingebildeten Himmelskugel neben einander zu sehen wähnt. Wenn dagegen zwei Sonnen von so geringem gegenseitigen Abstande zugleich dieselbe oder fast dieselbe Entfernung von der Erde haben, so muß angenommen werden, daß ihr Zusammensein nicht bloß durch einen Zufall veranlaßt werde, daß sie vielmehr ein System bilden, in welchem eine Wechselwirkung stattfindet, die derjenigen analog ist, welche sich zwischen unserer Sonne und ihren Planeten zeigt, kurz, daß dort Sonnen um Sonnen, oder mehrere Sonnen um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt kreisen. Dergleichen Sternsysteme nun nennen wir, im Gegensatze jener optischen, mit Recht physische Doppelsterne. Die astronomische Wichtigkeit beider Arten von Doppelsternen leuchtet bald ein. Bei einem optischen Doppelstern muß sich die scheinbare Stellung der beiden Sterne gegen einander ändern, so wie die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne einen andern Standpunkt im Weltenraume einnimmt, und zwar desto mehr, je näher der eine und je entfernter der andere Stern ist. Wir besitzen daher in den Stellungsveränderungen der optischen Doppelsterne ein Mittel, und zwar das geeignetste, um die (jährliche) Parallaxe des nähern Sterns, d. h. um die Entfernung desselben von unserm Sonnensystem zu erforschen. Schon Galilei machte hierauf aufmerksam, und Herschel d. Ae. erneuerte den Vorschlag, die Veränderung im gegenseitigen Abstande der beiden Sterne eines optischen Doppelsterns, nachdem die Beobachtung aus dem einen oder dem andern Punkte der Erdbahn angestellt wird, zur Bestimmung der Entfernung der Fixsterne anzuwenden. Hier eröffnet sich also eine große Aussicht für die Sternkunde. Von noch höherer Bedeutsamkeit sind aber die physischen Doppelsterne. Finden sich zwei Sonnen durch Anziehung verbunden, so müssen Bewegungen in geschlossenen Curven erfolgen. Die frühere Astronomie kannte solche Bewegungen nur in unserm Planetensystem; die Doppelsterne zeigen sie uns in der unermeßlichen Entfernung der Fixsterne. Wenn Newtons Gravitationsgesetze die erhabenste Entdeckung sind, die der menschliche Verstand in Jahrtausenden gemacht hat, so entscheidet es sich jetzt, ob diese Gesetze nur unserm Sonnensysteme, für welches sie ursprünglich gefunden, oder vielmehr dem ganzen Weltall angehören, und es beginnt eine ganz neue Epoche für die Sternkunde.

Digitized by Google

Struve legt ſodann dem Miniſter Rechenſchaft von den auf der Dorpater Sternwarte zur praktiſchen Verfolgung der eben entwickelten Ideen theils begonnenen, theils ſchon vollendeten Arbeiten ab, deren ſyſtematiſche und ausführlichere Darſtellung mit allen Reſultaten unzähliger Nachtwachen ſich in dem von uns angekündigten großen Werke des Verfaſſers über Doppelſterne finden wird. Um einen allgemeinen Begriff von den zu dieſem Werke gemachten Vorarbeiten zu geben, führen wir an, daß, Behufs der Beſtimmung der Doppelſterne, eine Durchmuſterung aller Sterne (einſchließlich derer achter Größe), welche ſich vom Nordpol bis zum fünfzehnten Grade der ſüdlichen Abweichung, alſo auf faſt zwei Dritteln der ganzen Himmelskugel finden, unternommen wurde (indeß die in Dorpat unſichtbare Umgegend des Südpols von Sir John Herſchel am Vorgebirge der guten Hoffnung revidirt wird), daß dabei, mit Hülfe des Suchers, alle dieſe einzelnen Sterne in das Feld des Refractors gebracht und weit über 10,000 Mikrometermeſſungen ausgeführt worden ſind.

Es iſt den aſtronomiſchen Beobachtungen eigenthümlich, daß die Wiſſenſchaft meiſt erſt in ſpäter Zukunft den größten Nutzen von ihnen gewinnt, wenn ſie mit erneuten, gewöhnlich noch vollkommneren Beobachtungen verglichen werden. Da Alles in der Aſtronomie darauf ankommt, Bewegungen zu erkennen, ſo kann es ſeyn, daß, wenn dieſe ſehr langſam erfolgen, manche Beobachtung erſt nach Jahrhunderten, ja vielleicht Jahrtauſenden fruchttragend wird. Wo aber die Veränderungen raſcher erfolgen, da kann auch eine, nur wenige Jahre umfaſſende Beobachtungsreihe zu bedeutenden Entdeckungen führen. Für die Doppelſterne beſitzen wir die Meſſungen, welche vor etwa einem halben Jahrhundert vom ältern Herſchel, dem Gründer dieſes Theils der Aſtronomie des Fixſternhimmels, angeſtellt worden ſind. Sie geben das Fundament unſerer jetzigen Kenntniſſe in dieſem Gebiete ab, welche ſich von Jahr zu Jahr durch neues Material erweitern und vervollkommnen; und durch Vergleichung dieſer Beobachtungen mit ſeinen eigenen iſt es Struve gelungen, die Umlaufszeiten mehrerer Doppelſterne mit großer Sicherheit zu beſtimmen. Dieſe Sternſyſteme ſind:

γ in der Krone,	Umlaufszeit	43 Jahre.
ε im Krebs,	„	56 „
ξ im großen Bären,	„	60½ „
p im Schlangenträger,	„	80 „
σ in der Krone,	„	200 „
Caſtor,	„	215 „
γ in der Jungfrau,	„	513 „

Es iſt merkwürdig, daß hier Sonnen um Sonnen in einer kürzern Zeit kreiſen als der Planet Uranus braucht, ſeinen Umlauf um unſere Sonne zu vollenden, wozu bekanntlich 84 Jahre gehören. Wir müſſen daraus ſchließen, daß entweder dieſe Sonnen näher an einander ſtehen, als Uranus unſerer Sonne ſteht, oder daß die Summe der Maſſen zweier ſich ſo raſch umkreiſenden Sonnen bedeutend größer iſt als die Maſſe unſerer Sonne (indem ſich bekanntlich die Anziehungen und alſo die Beſchleunigungen direkt wie die Maſſen und umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalten).

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Das Treiben auf dem Verdeck hatte ſich verdoppelt, als ich nach kurzer Abweſenheit wieder hinauf kam; vom Vorderdeck her ertönte das mir ſchon bekannte geſangartige Schreien der Matroſen, womit ſie das Emporwinden des Ankers begleiten. Eben ſtiegen die Douaniers die Schiffstreppe hinab in ihr Boot, ein allgemeines Abſchiednehmen fand ſtatt — mein Herz ſtand ſtill. Mit einer Art von Angſt ſuchten meine Augen Irmao. Was ging Irmao mich an, der gemeine Knabe, der Mariquinhas, einer Obſthändlerin, Bruder war? Dennoch bebte ich, er könne mich ohne Abſchied verlaſſen haben. Dem war nicht ſo: ich ſah ihn auf dem Verdeck am Rand eines Bootes knieen, in deſſen Innerem er dem Affen neben mehreren Hammeln, mit Zuſtimmung des Steuermanns, einen Wohnplatz bereitet hatte; er befeſtigte dort die kleine Kette Macacc's, und Thräne auf Thräne rieſelte über ſeine Wangen. „Irmao," ſagte ich, „warum weinen Sie?" — „J'ai pitié de ce pauvre Macacc," erwiderte er; „car il mourra dans votre pays." — „Irmao, es iſt Zeit, daß Sie mich verlaſſen, leben Sie wohl!" — „Viva! viva!" ſagte der redliche Burſche und ergriff meine Hände. — „Sagen Sie Mariquinha, daß ich ihr Andenken mit in die Ferne nehme. Glück und Segen auf ſie und auf Eure Orangen und auf Eure Affen und auf Eure ganze Loja, die ich nicht wieder betreten werde! — Adieu! mein Junge, Adieu!"

Er verließ mich und ſtieg hinab in eines der abſtoßenden Boote. Bald rauſchte und brauste es über unſern Häuptern; es war das Spiel der aufgerollten Segel mit der Briſe; die Wogen des Meeres oder des Tajo ſchlugen heftiger gegen unſern Kiel, und mit einem Male ſchien die Lage des Thurmes von Belem eine andere. Das Schiff war in Bewegung, wir reiſten ab. Näher trat uns das Fort von Bagio, welches auf einer Felſenklippe Belem gegenüber ſchon im Meere liegt, und indem wir raſch um die Landſpitze bogen, erhoben ſich über uns, auf der terraſſenförmigen Küſte, die Mauern des Caſtells von San Juliao. Wie laut waren dieſe Mauern, wie brüllten die Kanonen des Caſtells von San Juliao, von Bagio,

Digitized by Google

von San Sebastiao auf der äußersten Spitze von Almada, von Belem, als ich wenige Monate früher einfuhr in den Tajo! Wir segelten die grüne Küste entlang, bedeckt mit Hainen und Wäldern von Oliven, Orangen und Korkeichen; schon zeigte sich in der Ferne die Stadt Cascaes, aber die Quinta's von Lissabon hatten noch nicht aufgehört, und noch immer leuchteten hoch über Alles hinweg und weit in das Meer hinaus der Pallast von Ajuda und die marmornen Domkuppeln von Estrella. Ich hatte noch keine Augen für etwas Anderes um mich her, meine Blicke hingen an diesen leisten Scheidegrüßen, welche Lissabon mir nachsandte. Auf dem Hinterdeck stehend, kümmerte ich mich wenig um das, was auf dem Schiffe geschah, meine Seele war noch am Lande, und wie man im Augenblick der Trennung einen Freund noch einmal umarmt und an die Brust schließt, so umarmte ich im Geist dieses schöne, seltsame Portugal, dessen Freund ich geworden war. So heiß, so glühend, so schön und so unglücklich! Dieses Lächeln des Todes auf einem olympischen Antlitz — ewig werde ich es sehen. — Portugal, lebe wohl!

Die Sonne sank, es mochte halb acht Uhr Abends seyn; schnelles Dunkel umhüllte den Horizont, der Azur des Himmels erlosch und allmählig stiegen die weißen Streifen und Punkte von Lissabon in die Nacht hinab. Ich sah sie nicht wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Seit der Anwesenheit der portugiesischen Ambassade in unsern Mauern im Winter 1835 — 36 hat sich nichts hier ereignet, was meine Feder mehr zu einem kurzen Bericht für diese Blätter aufgefordert hätte, als gegenwärtig das Verweilen einer jungen Dame in unserer Mitte, welche aus einer größern Stadt, als Coburg ist, hieher kam, aus der Stadt des Glanzes, des Luxus und der Moden, aus der Stadt der Weltereignisse, deren Pulsschlag die andern Städte des Erdtheils nachgehen müssen, sie mögen wollen oder nicht. — Pariserinnen machen in der ganzen Welt einiges Aufsehen, selbst wenn sie, geringern Standes, in einem Salon der Provinz oder sonst wo erscheinen; hat nun aber eine Pariserin gar noch Rang, hohen Rang, den höchsten irdischen, ist sie eine Königstochter, so läßt sich wohl annehmen, daß ihre Erscheinung an einem deutschen Hof und in einer deutschen Residenzstadt der fünften, sechsten Classe ein Ereigniß von Interesse seyn muß. Die Zeitungen haben die Ankunft Maria's von Frankreich, der neuvermählten jungen Herzogin von Würtemberg, in Coburg gemeldet. Ihr Gemahl, Bruder der der regierenden Herzogin von Sachsen-Coburg-Gotha, führte sie hieher in die Arme einer zärtlichen Schwester und in den Kreis neuer Verwandten, deren in der That sehr herzlicher und liebevolle Empfang der jungen Fürstin wohlgethan und ihr über das erste bange Gefühl, welches den Eintritt einer Neuvermählten in den Familienkreis ihres Gatten, selbst unter königlichen Verhältnissen, zu begleiten pflegt, hinweggeholfen haben muß. Es war vergangenen Montag um 3o\ten v. M. Abends neun Uhr, als die erlauchten Reisenden von Würzburg, wo die letzte Nachtstation gehalten worden war, hier eintrafen. Eine Deputation zu ihrer Bewillkommnung war ihnen noch der nächsten bayerischen Grenzstadt, Lichtenfels, von Seiten unsers Herzogs entgegengeschickt worden; eben davin hatte sich der Herzog Ernst von Würtemberg, Bruder des Neuvermählten, begeben, der einige Tage früher von Paris hier angekommen war. Staatsminister und Diener zu Pferde, der Marstall des jungen Fürsten, in reicher Livrée, waren desselben Weges gezogen, und es gewährte einen ganz glattlichen Anblick, als der Wagenzug mit seinen Laternen und die Vorreiter mit ihren Fackeln unter dem Hörnerklang der Postillone durch die Dunkelheit heranrasselte. Das Schloß, besonders der Flügel, in welchem das junge Ehepaar seine Residenz nehmen sollte, war glänzend erleuchtet; die Umgebungen des Schloßes dagegen weniger, fast gar nicht, was in der That mangelhaft erschien; denn eine Linie brennender Pechfackeln von der äußersten Grenze der Anlagen bis zu den Pforten der Residenz, wie sie den ähnlichen Empfangsfestlichkeiten in der Nacht gebräuchlich sind, würde gewiß einen sehr guten Effekt gemacht haben. Aus welcher Ursache sie hier fehlten, ist mir nicht bekannt. Eine Menge Neugieriger hatten sich in den untern Hallen des Schlosses versammelt, wo die Wagen vorfahren mußten und wo die Flügel der großen Treppe ausliefen. Man hatte Mühe, sie zurückzudrängen, um den Vorreitern Bahn zu machen, welche jetzt heransprengten, und denen die schönen Wagen folgten, welche aus Frankreich kamen und die edelste Tochter Frankreichs in sich bargen. Sie befand sich in einem der ersten an der Seite ihres Gemahls; die Karosse hielt, leicht und kräftig sprang der Herzog aus dem geöffneten Schlage, und von seinem Arm unterstützt, angestrahlt von Fackellicht und zahlreichen Kerzen, beobachtet von hundert Blicken, setzte die Enkelin Ludwigs XIV. den zarten Fuß auf die Schwelle eines deutschen Fürstenhauses, das ihre zweite Heimath zu werden bestimmt ist. Man sah die Züge ihres edlen, feinen, geistreichen Antlitzes, welches die Bedeutung des Momentes und das ganz Herzen fesselnde Bild wohl erhöhte; ein schönes Auge, welches mit soll wehmüthigem Blick um Liebe in der Fremde bat — wie gerne gewährten wir ihm diese Bitte — und eine Gestalt, biegsam, leicht, schwebend, die sich jetzt in die Arme der Schwester des Gemahls neigte, an eine liebreiche, gütige Brust, in welcher die wärmsten und edelsten Gefühle wohnen, und hier fast Minutenlang ruhen blieb. Wie bereit diese stumme Begrüßung war, mit welcher mächtigen und innerlichsten Stimme sie redete! „Schwester," schien sie zu sagen, „nimm mich auf! Sieh, ich habe meine Schwestern und meinen königlichen Vater und meine königliche Mutter und meine Brüder und mein Frankreich verlassen, um dem zu folgen! Ich habe Opfer gebracht, meine Schwester, und mein Auge, das dich zum ersten Male sieht, muß mit Gewalt eine Thräne zurückdrängen, die es benetzen möchte, die dich, Gütige, aber zu kränken fürchtet. Glücklich bin ich, denn ein liebendes Weib, das dem Gatten folgt, ist immer glücklich; aber es zieht in diesem Augenblick ein Schmerz durch meine Seele, den ich verbergen muß und den ihr wohl Alle nicht ahnet. Schicksalsvoll sind die Schöpfer, in denen mein Fuß bis dahin gewandelt hat; wieß ein Schicksal warter meiner auf dieser Schwelle?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 114. u. liter. Anzeige von Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 14. November 1837.

— Wie die Segel weiß die Schwingen breiten,
Die Küste seinem Blick entflieht, da bracht'
Den Elementen er zuletzt noch gute Nacht.

Byron.
Childe Harold.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ich bin auf wenig Segelschiffen gefahren und habe daher keinen bestimmten Maßstab für die Schnelligkeit. Aber die Rose des Tajo, wie leicht, wie sicher durchschnitt sie die Wellen! Es ist bekannt, wie hoch dieses Meer geht und wie gewaltig es seine unermeßlichen Fluthen bewegt. Aber mochte die Woge noch so groß und zürnend seyn, welche gegen den Kiel der Rose anrollte, gewissermaßen mit Lächeln stürzte sie sich hinein, theilte sie, riß sie auseinander, so daß perlenweißer Schaum hoch empor spritzte, und kam gebadet, benetzt wie mit Thau, siegreich wieder hervor. Die Nacht hatte mir den Anblick der estremadurischen Küste entzogen; trauernd verließ ich das Deck und ging hinab zur Ruhe. Aber diese Ruhe war nur unvollständig und kurz; die Luft der Kajüte drückte mich, die nahe Nachbarschaft fremder Menschen über und unter mir in den Kojen erschien mir verdrießlich, und der erste Widerstand der menschlichen Natur gegen die Bewegung des künstlichen Gebäudes, in welchem eingeschlossen man dem fremden Element dahingegeben ist, fing an, sich in meinem Innern zu regen. Es mochte Mitternacht seyn, als es mich nicht länger in meinem Wandschranke duldete. Mühsam und vorsichtig stieg ich über die beiden andern hinweg, die sich unter mir befanden, und war erst auf der Hälfte Weges, als eine grimmige Hand mein Bein erfaßte. — Qui vive? brüllte es mit einer Löwenstimme aus dem Innern des Schrankes hervor, wo derjenige lag, der mein Herabklettern hinderte. „Scélérat! tu veux mon sang, mais c'est le lion qui coulera!“ Mit diesen Worten sank die Gestalt, welche sich halb aufgerichtet und mich gepackt hatte, langsam zurück; ich merkte nun, daß ich es mit einem Träumenden zu thun hatte, und setzte ein wenig ärgerlich meinen Weg fort. Ich hatte zwar am Abend schon mehrfache Bekanntschaften gemacht, doch wußte ich nicht genau, wer die Koje unter mir eingenommen hatte und wer mein Träumer war. Unter nicht sehr freundlichen Gefühlen, erzeugt von den ersten Regungen eines unvermeidlichen Uebels, kam ich auf das Verdeck und setzte mich, in meinen Mantel gehüllt, unfern vom Steuermann auf eine Bank nieder.

Die frische Seeluft, welche mich balsamisch anhauchte, verwebte mit ihrem süßen Athemzug alle feindseligen oder zürnenden Gedanken aus meiner Seele, und erweckte dagegen jene sanfte Melancholie, welcher wir Deutsche uns in sternhellen Nächten so gern hingeben. Der Himmel war mit Tausenden von Lichtern besäet und leuchtend von jener ruhigen, ewigen und überirdischen Schönheit, die unsere Seelen überwältigt, indem sie sie erhebt. Ich dachte an Gott und betete leise mit wahrer, inniger Andacht. Dabei

Digitized by Google

waren meine Hände nicht gefaltet, und ich bat um nichts und flehte um nichts, weder mit eigenen, noch mit fremden Worten; denn die Begebenheit unserer Kirchengebete ist meinem Herzen immer fremd geblieben; aber jede Fiber meines Gehirns und jeder Aderschlag meines Bluts durchströmte einige Minuten lang das Entzücken eines göttlichen Wesens. Es ging jedoch bald vorüber, wie denn ein langes Gebet ein Unding ist und nichts Seltsameres erfunden werden konnte als eine stundenlange Andacht, und die Beachtung des zunächst Liegenden trat wieder an seine Stelle. So ist denn der kleine Raum wieder leer, den ich auf der Mutter Erde einnahm, sprach ich zu mir, und nicht einmal ein Plätzchen für meine Gebeine würde ich in Europa versperren, wenn es diesem wogenden Meere etwa gefiele, mich mit sammt dem Brette zu verschlingen, auf welchem ich schwimme. Wenn es geschähe, würde wohl kaum eine Welle darum höher aufrauschen, und in wenigen Jahren wären wir Alle, die hier am Bord sind, vergessen und verschmerzt. Denn die Menschheit selbst ist ein Meer mit auftaubenden und niedergehenden Wellen, eine Generation verdrängt die andere, und den Wogenwechsel nennt unsere Sanduhr Menschenalter und Jahrhunderte. Wie die Brandung herüber donnert von der Küste, wie es braust und rollt in der Tiefe und die Welten über mir so still sind! Aber auch sie haben sicher ihre Töne, ihre Melodien, ihren Donnerklang, nur mein irdisches Ohr vernimmt ihn nicht. Sollte wohl jenseits des Todes — Was wohl der Steuermann dort von diesen Dingen halten mag? er steht so ernst, so feierlich am Compaß, wie ein Lenker der Schicksale. „Pilot," wendete ich mich an ihn, „die Nacht ist schön." — „Den Teufel ist sie! sie ist viel zu windstill, mein Herr. Wir kommen nicht von der Stelle, die Segel schlaffen mehr und mehr; gestern Abend war's besser." — „Darf ich Sie mit einem Gespräch belästigen, Pilot?" — „Warum nicht, mein Herr? es wird mir ein Vergnügen seyn, mich mit Ihnen zu unterhalten," erwiderte der Franzose, denn die Franzosen sind höflich und verbindlich, selbst auf dem Meere, in der Nacht, am Compaß. „Es ist wahr, Pilot, der Wind geht nicht stark; aber wenn plötzlich sich ein Sturm erhöhe und wir im Meer unsern Untergang fänden?" — „Ah bah, welche Voraussetzung! Aber wenn es geschähe, so wäre es Schade um das schöne Schiff. Es ist noch neu und die schönste Handelsbrigg, welche von der Rhede von Havre ausläuft." — „Gewiß wäre es Schade, aber um die Menschen auch, Pilot. So viel ich sehe, sind Sie noch jung, wie fast Alles auf diesem Schiffe: möchten Sie schon sterben?" — „Dazu habe ich auf Ehre nicht die geringste Lust." — „Glauben Sie, Sie verzeihen die Dreistigkeit meiner Frage, glauben Sie an Unsterblichkeit?" — „Hm, sind Sie ein Priester? ein Abbé vielleicht?" — „Das nicht, aber dennoch möchte ich wissen, welche Ansicht Sie von der Unsterblichkeit unserer Seele haben, die uns in der Kindheit schon gelehrt wird." — „Mein Herr, ich bin 1814 geboren und habe noch wenig darüber nachgedacht, was nach meinem Tode mit mir geschehen wird. Ich denke, es wird mir nicht anders ergehen, als allen denen, die vor mir gestorben sind, und das sind parbleu! nicht Wenige, mein Herr! Ihr Loos wird auch das meinige seyn, ein anderes mag ich nicht!" — „Das ist recht gut, aber zu allgemein. Ich wünschte —" — „Ich wünschte, mein Herr," unterbrach mich der junge Steuermann mit einiger Ungeduld, „daß Sie den Schiffsjungen bemerkten, der schon eine Weile neben Ihnen steht und Absichten auf den Hühnerstall zu haben scheint, zu welchem Sie ihm den Zugang versperren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Aus diesem und andern Umständen folgert die Conjecturalastronomie zwar nur hypothetisch, aber nicht willkührlich, daß sich z. B. in dem vorstehend angeführten Doppelsterne des großen Bären, dessen dort angegebene Umlaufszeit von 60½ Jahre ganz besonders genau bekannt ist, zwei Sonnen durch Anziehung zu einem Systeme vereinigt finden, deren Masse 117 und 42, also zusammen 159 mal so groß ist, als die Masse unserer Sonne. Legt man diesen beiden Sonnen gleiche Dichtigkeit mit letzterer bei, so sind die Durchmesser derselben 4"/10 und 3"/2 mal größer als der Sonnendurchmesser. Die Form der Bahn bei diesem Doppelstern ist elliptisch und die Excentricität sehr bedeutend. — Mit dieser Citation, welche einen ganz neuen Einblick in die Wunder der Fixsternwelt gewährt, und welcher wir Interessanteres und Erhabeneres nicht weiter zur Seite zu setzen wissen, schließen wir unsern Auszug aus diesem merkwürdigen Bericht, der zugleich einen Maßstab zur Beurtheilung des jetzigen blühenden Zustandes der Astronomie im russischen Reiche * abgibt.

* In diesem Bezuge erhalten wir so eben eine Mittheilung über den Fortgang der Arbeiten an der in unsern Blättern vielfach erwähnten Hauptsternwarte unsern Petersburg. Zu diesen Arbeiten, zur Anschaffung der Instrumente u. s. w. waren im verflossenen Jahre 570,746 Rubel angewiesen. Im Hauptgebäude wurden zunächst nur die nothwendigsten Constructionen fortgeführt; dagegen ist ein Theil der zu Wohnungen bestimmten Flügel in den äußern Umrissen vollendet. Eben so fleißig und mit dem besten Erfolge wird in München bei Oertel und Utschneider, in Hamburg bei Repsold und in Wien bei Pistl an den bestellten Instrumenten fortgearbeitet; Manches ist schon wirklich abgeliefert, und so dürfen wir hoffen, diese für die Wissenschaft sehr viel versprechende Anstalt bald eröffnet zu sehen.

Digitized by Google

Wir haben in unsern frühern Berichten ausführliche Nachricht über die merkwürdigen Sternschnuppen- und Feuerkugelnächte des 12ten und 13ten Novembers gegeben, und das Phänomen, wie es bis jezt beobachtet worden, in allen seinen Einzelnheiten beschrieben. Indeß bleibt uns, was die Regelmäßigkeit seiner alljährlichen Wiederkehr in jenen bestimmten Nächten betrift, nachträglich zu bemerken, daß dasselbe auch schon in den Jahren 1684, 1781, 1791, 1799, 1803, 1813, 1818-1819, 1820, 1822, 1824, 1825, immer zu derselben Zeit, beobachtet worden ist. Da also an der Periodicität gar nicht mehr zu zweifeln ist, so gewinnt die Hypothese, welche diesem Phänomen seinen Platz in derjenigen Region des Weltenraums anweist, in der sich die Erde bei ihrem Umlaufe um die Sonne gerade zu jener Zeit befindet, an Wahrscheinlichkeit. Unterdeß will man aber gefunden haben, daß um die Zeit des 10ten Augusts mit ziemlich gleicher Regelmäßigkeit eine ähnliche Erscheinung wiederkehre. Der Breslauer Astronom Boguslawski fordert daher Anfangs jenes Monats die Astronomen auf, ihre Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zu widmen, um so mehr, als in den bevorstehenden Novembernächten gerade Vollmond einfällt, welcher die Beobachtungen vereiteln wird. Vereinte mehrfache Beobachtungen könnten uns vielleicht einigen Aufschluß über die Höhe, Entfernung, Größe, Bahnlänge und Geschwindigkeit dieser Meteore geben, und somit einen Theil des geheimnißvollen Dunkels aufklären, welches dieselben noch umringt. In der That sind uns einige Berichte über die Resultate der Augustbeobachtungen zu Gesicht gekommen, wodurch die Voraussezung des Breslauer Astronomen bestätigt zu werden scheint; indeß muß natürlich die Wiederkehr des Vorgangs abgewartet werden.

Einiges Aufsehen hat in der lezten Zeit ein Versuch des Licencianten Lau zu Hamburg gemacht, die Erscheinung des Zodiacallichts der Sonne durch eine neue Hypothese zu erklären. Viele Leser werden schon bemerkt haben, daß zuweilen, wenn die Sonne eben auf- oder untergegangen ist, ein weißliches Licht von ihr ausgeht, welches sich am Horizont schief aufwärts in der Richtung des Thierkreises (Zodiacus, daher der Name) erstreckt und spiz ausläuft; um die Zeit der Nachtgleiche ist diese Erscheinung, aus nachher zu erörternden Gründen, in unsern Breiten am besten zu beobachten. Man hat dieses Licht bis jezt einer selbst leuchtenden, oder von der Sonne erleuchteten Atmosphäre zugeschrieben, von der wir annehmen, daß sie den Sonnenkörper in Gestalt eines sehr abgeplatteten, gleichsam linsenförmigen Sphäroids umgebe, welches nach der Richtung des Sonnenäquators, der mit der Ekliptik fast zusammenfällt, die größte Ausdehnung habe. — Gegen diese Annahme erklärt sich nun aber unser Hamburger Beobachter. „Ich habe," sagt er, „diese Erscheinung in Brasilien häufig beobachtet; sie zeigt sich im April und Mai als ein Lichtkegel am Himmel, welcher seine 20 bis 25 Grad breite Basis an demjenigen Punkte des Westhorizonts hat, wo eben die Sonne untergegangen ist. In unsern Breiten sehen wir das Zodiacallicht selten und immer sehr undeutlich, welcher Umstand daher rührt, daß wir eine lange Dämmerung haben, deren Licht jenes Licht absorbirt. In den tropischen Ländern dagegen senkt sich die Sonne fast und zuweilen ganz senkrecht unter den Horizont, daher sie sich in weniger Zeit tief untertaucht, so daß der Uebergang von Tag zu Nacht kurz ist; die Dämmerungen sind also auch kurz, und das Zodiacallicht kommt besser zu Gesicht. Merkwürdig ist es, daß dies Phänomen an gewisse Jahreszeiten gebunden scheint, denn noch „nie" (?) ist es im Sommer oder Winter gesehen worden. Aus allem diesen ziehe ich nun den Schluß, daß das Zodiacallicht nicht, wie bisher angenommen worden, die Sonne atmosphärenartig, in Gestalt einer Linse, umgibt, sondern daß dasselbe ein „Lichtschweif" ist, der seine Basis an der Sonne und seine Spize in der Richtung des Sternbildes des Krebses habe. Vorzüglich interessant ist dieser Lichtschweif der Sonne, weil er zu der Annahme einer Bewegung der Sonne durch den Weltenraum (vergl. unsern vorigen Bericht) führt, und selbst dazu dienen kann, die Richtung dieser Bewegung zu erforschen."

(Die Fortsezung folgt.)

Moden.

Der Zeitgeist ist gegenwärtig ein turbulenter Kannegießer, ein Alles versuchender Poet, ein Alles wissender und an Allem verzweifelnder Schönegeist; er ist aber ein ganz phantasieloser Schneider: wenn er bei der männlichen Tracht für Groß und Klein nach demselben albernen Muster zuschneidet, so dispensirt er sich auch bei der weiblichen von der poetischen Thätigkeit; er macht den elektrischen Alterthümler, nimmt die Ehronik des Oeil de Boeuf zum Musterbuch und impft das bauschigte Halstuch Marie Antoinettens auf das Mieder der Pompadour. — Wir haben schon öfters auf die historische Bedeutung der fast alle Sphären durchdringenden Gleichförmigkeit der männlichen Kleidung aufmerksam gemacht, und der Gegenstand verdiente wohl einmal aus dem Gesichtspunkt der modernen Philosophie besprochen zu werden. Die männliche Welt, wenigstens im Sonntagspuz, ist nach Schnitt und Stoff gleichförmig uniformirt, wie das Fußvolk großer Heere; je vornehmer einer ist, desto ängstlicher sucht er, wenigstens auf dem öffentlichen Platz, in der Masse unterzugehen. Auch im vorigen Jahrhundert herrschte im Schnitt ein ziemlich durchgreifendes System, aber desto ausgesprochenere Abstufung in Stoff und Zierrath. Jezt erscheint nur noch das Landvolk in manchen Provinzen Deutschlands und Frankreichs als ein farbloses Ueberbleibsel einer Zeit, wo man die Qualität der Menschen nach Spizen und Tressen und der Feinheit des Tuchs schäzte, und solch ein bäurischer Kirchgänger mit dem breieckigen Hut, dem plumpen, weitschößigen Rock, dem umfangreichen Brustlatz und den schweren Schnallenschuhen gleicht dem Peter in Swifts Mährchen von der Tonne, dem man die Gallonen vom altväterlichen Rock getrennt, das

Digitized by Google

Geschmeide abgenommen und den Puder aus den Haaren gekämmt — ein abgeblaßtes Bild eines vornehmen Herrn von ehedem. — Der reine Geld und Stutzer war sonst keine unbedeutende Macht in der Gesellschaft, er war mehr in der Literatur, als in der Wirklichkeit verspottet und verachtet; jetzt aber hat er keine soziale Bedeutung mehr, und an seine Stelle sind die Kleinmeister der Literatur getreten, welche vor dem ganzen Publikum ihre gespreizte Geistestoilette machen. Es gibt keine tonangebenden Marquis mehr, welche im Salon die Manschetten über die Finger zupfen und sich die Locken kämmen, dafür schöne Geister, welche der Lesewelt mit ihren Brillanten die Augen blenden und mit dem rothen Absatz in den Koth treten. Inwiefern diese Verschmelzung der verschiedensten Stände in der äußern Erscheinung mit den übrigen Richtungen der Zeit Schritt hielt und die Zukunft vorbedeutet, ist in einem flüchtigen Journalartikel nicht zu untersuchen; das Geschick, welches aus Völke und Bedienstleider regelt und gegenwärtig Alles in Einen Model giebt, ist übrigens Schuld, daß auch hier im Fache männlichen Modewechsels wenig zu besprechen übrig bleibt; denn der Kampf der männlichen Eleganz gegen die Weltkleiderordnung ist nur ein kleinlicher Guerillakrieg mit lauter ephemeren, selten wissenswürdigen Resultaten. Wir machen diesmal, als auf den eigentlichen Charakter des gegenwärtigen Modewesens, nur darauf aufmerksam, wie der natürliche Trieb der höhern Stände zu körperlicher Ausdehnung sich immer mehr vom Pomp zur Eleganz flüchtet und damit auch wieder ein Geburtsrecht in Anspruch nimmt; denn un homme devient riche, il nait élégant. Wir zeigen an einem Beispiel, wie diese Eleganz, der spiritus familiaris der bene nati, während sie die äußern Formen in nobler Einfachheit umschreibt und ihre Farben dämpft, von der Oberfläche nach innen bis auf die Haut dringt. Da, wo die verschiedenen Schichten künstlicher Körperhülle aufhören und das Gebiet allgemeiner menschlicher Gleichheit beginnt, liegt bei Vornehm und Gering ein Kleidungsstück, das bisher im größten Theil seiner Erstreckung ziemlich unfprundlos war. Das Hemd hatte noch viel von Gemeinmenschlichen seiner Nachbarin, der Haut; es war ein ziemlich republikanisches Sagum, ein Bischen feiner, ein Bischen gröber, und nur an den Bedeutsch gegen die Außenwelt, an Hals, Brust und Handgelenk, aristokratische Prätensionen entfaltend. Die Nätherin fertigte Hemden zum Voraus, und hielt sich nur an Classen nach Größe und Halsweite wie ein Militschneider. Dem ist nicht mehr so: auch das Hemd der vornehmen Welt ist nunmehr völlig in den Kreis der Eleganz gezogen worden. es erfordert seine eigene Spezialität, wie die Franzosen sagen, einen Manschettenschneider. Das Signal dazu hat der berühmte Pariser Schneider Longueville gegeben, an dessen Buben, d. h. Magazinsenstern, seit einiger Zeit in großen Buchstaben zu lesen steht: Modes en chemises. Er nimmt das Maß mit der größten Umsicht, die Notizen, die er niederschreibt, gleichen der Aufstellung einer schwierigen algebraischen Aufgabe, und um ein Hemd zu schneiden, braucht er vier Stunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

(Fortsetzung.)

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Möge die erhabene Frau verzeihen, wenn ich ihre Empfindungen zu interpretiren mich hier unterstanden habe; ich vermuthe, daß sie immerhin die Wahrheit in etwas berühren. Nach den Begrüßungen mit dem Herrn des Hauses, dem regierenden Herrn Herzog, und seinen Söhnen (welche Letztere, kürzlich von einer Reise nach Italien zurückgekehrt, eine kurze Zeit hier verweilten, jedoch schon wieder nach Bonn abgereist sind) ward Maria von Frankreich am Arm der Herzogin die Treppen hinaufgeführt, umgeben vom ganzen Hof, welcher in Gala versammelt war und die Fürsten und Fürstinnen bis an den Eingang des Silberbaus geleitete, wo die Galerie der wärtemergischen Gemächer beginnt. Im Gefolge der Königstochter befand sich eine Dame, deren Namen an Napoleonische Zeiten erinnert: die Herzogin von Massa. Da nun Herr und Diener dieses Hofes sich bestrebt hatten, dem königlichen Gast einen freundlichen Eindruck zu bereiten, so wäre es wohl zu erwarten gewesen, daß auch der Himmel, oder wenigstens unser Wetter ein etwas sonniges tägliches oder festliches Antlitzen angenommen hätte; aber der deutsche Himmel, die deutschen Wetterzyklen wissen nun einmal nichts von Galanterie. Vielmehr kehrten sie, wie man zu sagen pflegt, völlig das Raube heraus, und zeigten sich so ungeschlacht, so unerträglich, daß man in der That Ursache hatte, sich ihrer zu schämen. Ortsunkhe erschütterten die Gebäude. Regenfluthe strömten, grau, übernächtig und löschpapieren blickte der Himmel mit erblindetem Auge auf die nasse Erde herab, und was unsichön und traurig in Stadt und Umgebungen aussah — es fehlt an Beispiel, ja in den freundlichsten Orten nicht ganz — das hatte doppelt und dreifach diesen Charakter im Lichte des traurigsten Morgens, der jemals aufging. Der November, der vor der Thüre stand, klopfte, nicht mit leisem Finger, nein, mit der starrsten Faust an, und die arme Prinzessin, an die Fenster ihres Zimmers tretend und hinausschauend, hat sicher im Stillen geseufzt, ohne daß es Jemand vernahm: Oui, c'est l'Allemagne! Erst Nachmittags klärte sich der Himmel ein wenig auf und ließ einen Sonnenstrahl aus zerrissenen Wolken auf unser That fallen; im Licht desselben machte das junge fürstliche Ehepaar eine Spazierfahrt durch die Stadt in einem sehr schönen offenen Phaeton, von Dienern zu Pferde gefolgt, wie denn überhaupt die Equipagen des Herzogs Alexander eben so reich als geschmackvoll sind. Mit ihrem sinnigen Künstlerauge schaute seine Gemahlin um sich, und wäre ich der Erbauer von Coburg gewesen, so würde ich mich vor dem Urtheile dieses Auges und vor der unwillkührlichen Parallele, die es ziehen mußte, ein wenig gefürchtet haben. Diese Herrengasse, unsere Rue Rivoli, dürfte vor dem Zudrang überreicher und genußsüchtiger Engländer, die jene oft kaum anzunehmen vermag, noch eine Zeitlang ziemlich sicher seyn; unsere Reisengasse tritt hier in den Rang der Rue Castiglione, unsere Spitalgasse in den der Rue de la Paix, und zum Place Vendôme selbst unserm Salzmarkt nichts als die Säule. Uebrigens unsere Stadt in Ehren; sie ist alt, winkelig, aber hat manches stattliche und ansehnliche Haus, und zeigt bereits den Charakter jener alten, wohnlichen, guten Städte, welcher in der Erscheinung Nürnbergs seinen Glanzpunkt erreicht. Unsere Umgegend ist eine der lieblichsten, voller Fruchtbarkeit und Anmuth, und hat noch jedem Fremden gefallen; aber um ihren Reiz würdigen und empfinden zu können, muß man auf unsere Berge klettern und bei frühlichem Sonnenschein auf die schönen Thäler herabschauen, die ihren Fuß umkränzen; solches ist indessen beim jetzigen Wetter kaum möglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 91 u. Prospekt der deutschen Viertel-Jahrsschrift.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Mittwoch, den 15. November 1837.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln,
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen.
Goethe.

Todesluſt der Elemente.

So höre denn, du gutes Kind,
Die Elemente, welche blind
Noch immer ſind und nichts als ſind!

Ich Thau, den einſt das Blumenheer
Gefangen nahm, ich weinte ſehr,
Da ließ man wieder mich in's Meer.

Ich Sandkorn, das im Meer verſchwand,
Mich nahm ein Fiſchlein bei der Hand
Und zog mich wiederum an's Land.

Ich war ein Hauch aus einer Gruft,
Ich ward ein friſcher Roſenduft,
Nun bin ich wieder reine Luft.

Und ich, ein Strahl, der geſtern nur
In hochgeflammte Tulpen fuhr,
Bin heute wieder Licht und pur.

Glückſeliges, das nach und wird,
Als Nachtigall um Blumen girrt
Und endlich ſich in Gott verirrt!

Ernſt Ludwig Rochholz.

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Irrthümlich in der obigen Explication iſt die Behauptung, daß das Zodiacallicht nie zu anderer Zeit als der der Nachtgleichen erblickt werde. Wir finden eine Beobachtung von Caſſini vom 4ten December 1687, alſo aus der Zeit der Sonnenwende, wobei er das Thierkreislicht überdies zugleich um 6½ Uhr Abends nach Sonnenuntergange und am folgenden Morgen um 4 Uhr 40′ vor Sonnenaufgange ſah,* wornach die Sonne alſo einen doppelten „Lichtſchweif“ haben müßte. Legt man ihr nun einen ſolchen bei, wie denn wirklich auch Kometen mit einem Doppelſchweife an entgegengeſetzten Enden des Kerns beobachtet worden ſind, ſo erklärt dieſe Annahme die Erſcheinung freilich eben ſo gut, als die obige Hypotheſe einer linſenförmigen Geſtalt der Lichtſphäre der Sonne, welche letztere Hypotheſe indeß, wie geſagt, bis jetzt ziemlich

* Auch de la Caille, in ſeiner bekannten afrikaniſchen Reiſe, bemerkt ausdrücklich, daß, da in der heißen Zone Aequator und Ekliptik mit dem Horizont ſo große Winkel machen und die Dämmerungen ſo kurz ſind, der Zodiacalſchein ziemlich das ganze Jahr durch Morgens und Abends ſichtbar iſt und zuweilen ſenkrecht auf dem Horizont und im lebhafteſten Glanz erblickt wird.

Digitized by Google

allgemein angenommen worden iſt. Der Grund endlich, weßhalb das Zodiacallicht in unſern Breiten Abends am beſten um die Zeit der Frühlings-, und Morgens dagegen um die Zeit der Herbſtnachtgleiche erblickt wird, worauf wir zurückkommen wollten, liegt darin, daß die Ekliptik in beiden Fällen hinreichend hoch über unſerm Horizont ſteht und die Dämmerungen dann zugleich kurz genug ſind, um das Sichtbarwerden der Erſcheinung zu begünſtigen.

Wir machen den Schluß des aſtronomiſchen Theils unſeres diesmaligen Berichts mit einer aſtronomiſch-mediziniſchen Bemerkung, deren Mittheilung wir einem zu achtungswerthen Gelehrten und zu unbefangenen Beobachter verdanken, als daß wir die Conjectur von der Hand weiſen könnten. Der Mondtopograph Mädler ſchreibt nämlich: „Der diesjährige Monat Auguſt zeichnete ſich in ſeiner zweiten und dritten Woche durch eine Heiterkeit aus, welche nicht allein wegen ihrer langen Dauer, ſondern auch wegen des hohen Grades der Luftdurchſichtigkeit als ungewöhnlich für unſer Klima daſteht. Ganz ähnlich zeigte ſich der Oktober 1831. Damals wie jetzt konnten gerade während der heftigſten Cholera die trefflichſten aſtronomiſchen Beobachtungen gemacht werden, wie ſie mir außerdem nie ſo lange hinter einander gelungen ſind. Beſonders merkwürdig aber war in dieſen verhängnißvollen Zeiten die auffallende Lebhaftigkeit der Morgen- und Abendröthen. Wahrhaft ſtaunenerregend zeigte ſich z. B. die Morgenröthe am 19ten Auguſt, wo der ganze öſtliche Horizont gleichſam in Feuer zu ſtehen ſchien; eine herrlich heitere Nacht war vorausgegangen. Sollte in dieſem zweimaligen Zuſammentreffen einer ganz außergewöhnlichen Luftdurchſichtigkeit mit der ſtärkſten Cholera nicht etwas mehr als Zufall liegen?“ — Die Beobachtung ſchließt ſich ſehr gut an die in unſerm vorigen Berichte mitgetheilten Bemerkungen würtembergiſcher Aerzte über die abnorme elektriſche Beſchaffenheit des Luftkreiſes in der Nähe ſolcher Orte an, wo die Cholera eben heftig wüthete. Wären wir nur über die Beſchaffenheit und den Einfluß der Miasmen einigermaßen genauer unterrichtet! Daß ſich ſolche, der Geſundheit ſchädliche Subſtanzen in der Atmoſphäre befinden, welche beſtimmte Krankheiten erzeugen und durch die Luft verbreiten, iſt auf keine Weiſe zu bezweifeln; auch iſt es mindeſtens höchſt wahrſcheinlich, daß dieſelben in wirklichen, höchſt fein vertheilten Stoffen beſtehen, deren Urſache und Quelle ſich zuweilen ganz beſtimmt nachweiſen läßt, ohne daß es noch gelungen wäre, ſie an und für ſich ſelbſt ſinnlich darzuſtellen. Dieſe Miasmen machen ſich ſelten durch einen übeln Geruch bemerklich; im Gegentheil iſt die Luft, wie z. B. die aria cattiva Roms, oft mit den angenehmſten Blumendüften geſchwängert, „et tout cela,“ wie ſich Frau von Staël in der Corinne darüber ausdrückt, „c'est la mort!“ Bei dieſen ganz eigenthümlichen Verbindungen der Miasmen mit der Luft und ihren beſondern Einflüſſen darauf, könnte das Choleramiasma alſo, nach Mädlers Hypothese, allerdings die gleichzeitig beobachtete normalwidrige Luftheiterkeit verurſacht haben. Ich habe dieſe ganz ungewöhnliche Durchſichtigkeit der Luft an meinem Wohnorte (Landsberg a. d. Warthe in der Neumark) auch beobachtet und dieſelbe, ohne an einen Zuſammenhang mit der Cholera, welche damals in hieſiger Gegend nicht graſſirte, auch nur zu denken, doch augenblicklich für ganz unnatürlich erkannt. — Wenn dieſe Andeutungen auch nicht gleich zu einem beſtimmten Reſultate führen, ſo erfüllen ſie die Seele des Denkers doch wenigſtens mit der Ahnung einer neuen Seite des Naturgeheimniſſes.

Den phyſikaliſchen Theil unſers diesmaligen Berichtes können wir ebenfalls durch eine ſehr intereſſante Mittheilung über Anwendung ganz neuer Mittel zur Telegraphie eröffnen, wozu die Idee von dem berühmten Geometer Gauß ausgegangen iſt, und mit deren praktiſcher Ausführung man ſich jetzt gleichzeitig in Deutſchland und England beſchäftigt. Um mich über dieſen Gegenſtand, welcher höchſt wichtig zu werden verſpricht, mit den Leſern ſo gründlich unterhalten zu können, als es derſelbe verdient, muß ich zuvörderſt an den Wechſelbezug zwiſchen Elektricität und Magnetismus erinnern. Aus meinen frühern Vorträgen iſt bekannt, daß durch Elektricität eine Menge magnetiſcher Erfolge hervorgerufen werden können, und daß man den Zuſammenhang dieſer, folgergeſtalt durch Elektricität hervorbringbaren Erſcheinungen mit dem Namen des Elektromagnetismus belegt. Dagegen iſt aber kürzlich durch den bekannten Naturforſcher Faraday dargethan worden, daß umgekehrt auch der Magnetismus in einem geeigneten Leiter eine elektriſche Strömung veranlaßt, und dieſe Umkehrung des obigen Elektromagnetismus nennt man Magnetelektricität.

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

„Hühnerſtall?“ rief ich; „wahrhaftig, es piept und gackert unter mir! jetzt erſt bemerke ich es.“ — „Monsieur, je vous demande excuse,“ fing die Stimme des Schiffsjungen an, „levez vous un peu; ich muß ein Huhn haben; eine Dame in der Kajüte iſt krank geworden und verlangt Hühnerſuppe.“ — „Doch nicht Mademoiſelle Juliette?“ fragte der Steuermann raſch. — „En effet, ich weiß es nicht, mein Herr,“ war die Antwort des Mouche, während welcher ich mich erhob und nun erſt bemerkte, daß der Sitz, auf welchem ich geruht hatte, ſich empor heben

Digitized by Google

ließ, wie eine Klappe, und der Himmel eines Behältnisses war, in welchem eine Schaar gefiederter Individuen sich befand. Sie schienen zusammengekauert, in Schlaf versunken, während der Mouche sich über sie beugte und mit todbrohenden Blicken in ihre geöffnete Hürde hinabsah. Er war jetzt ihr Schicksal; ahnungslos schlummerten sie, die Unschuldigen, und die Hand des Todes, welche Eines von ihnen forderte, war schon ausgestreckt. „Dieses nicht, Mouche!“ rief ich, als ich sah, daß der Bursche ein schneeweißes ergriff, dessen Farbe jetzt sein Verderben zu werden drohte, da sie offenbar im Halbdunkel die Hand des Mörders angelockt hatte; „ein anderes, Mouche “ — „Ein anderes? und warum denn?“ fragte der Knabe verwundert. — „Weil, weil — Sehen Sie, wie schön weiß es ist! Ich dächte das dauerhaft, das braune.“ — „Und nun nehme ich gerade das weiße!“ rief der Junge, und er packte es lachend, erhob sich, zeigte mir sein muthwilliges, rundes Gesicht und einen Mund, in welchem Reihen von Perlen glänzten, und ließ den Deckel der Hürde fallen. Darauf ging er nach der Gegend des Deckes, wo die Küche war, und ich hörte das bedauernswerthe weiße noch eine Minute lang unter seinen Händen weinen, bis es still ward. Es war nur ein Huhn, aber das Schlachten eines Thiers in meiner Nähe greift mir jedesmal in die Seele.

Dicht beim Hauptmast, in der Mitte des Schiffs, lagen verschiedene Boote, Segelstangen, Taue, und in einem der ersteren wohnte Macacc, mein Unterthan aus Mariquinhas schöner Orangeloja. Wo sollte ich hin? Der Pilot schien wenig Gefallen an der Unterhaltung über die Unsterblichkeit seiner Seele zu finden, mein Sitz auf dem Hühnerstall hatte seit dem Zuspruch des Mouche seine Gemüthlichkeit für mich verloren; denn ich sah ein, daß es in der That keinen Ort in der Welt gibt, wohin nicht unpöbliche ein tragisches Schicksal dringen kann. So ging ich an der Küche vorüber, in welcher bereits ein lustiges Feuer prasselte, und näherte mich Macacc's Residenz, die sich durch allerlei wunderliche Töne schon von ferne kund gab. Ich mußte über einige Segelstangen und Taurollen steigen, um über den Rand des Bootes schauen zu können, in welchem sich Irmaos Zögling befand. Da saß er, nachlässig Rücken und Haupt an die weiche, wollige Brust eines Hammels gelehnt, der diese Vertraulichkeit mit Resignation oder Nachsicht duldete. Macacc hatte die Augen geschlossen, schlief jedoch nicht, sondern blinzelte zuweilen mit jenem äffischen Ausdruck, der so sehr an das Menschliche grenzt, daß er mir in der That wie ein kleiner, unglücklicher Sünder erschien, der zur Strafe den Thieren beigesellt ward. Indessen kannte er bereits die Annehmlichkeiten und Schwächen seiner Gefährten und wußte als echter Philosoph Nutzen daraus zu ziehen. Weich mochte sich's ruhen an der Brust des geduldigen und gefahrlosen Hammels, doch Macacc unterbrach einige Male diese Ruhe, um zu einem langhaarigen, schwarzen, zottigen Ungeheuer hinzuspringen, welches einen Sack zu bewachen schien, in dem ein Loch war, aus welchem schöne dunkelgelbe große Körner rollten, wenn die Pfote des Affen hineingriff. Ob er dieses Loch selbst effektuirt hatte, ist nicht ermittelt worden, aber er machte es sich zu Nutze, und niemals, ohne dabei das langhaarige Thier zu zupfen, welches vor dem Maissacke lag. Es war dies, wie ich am Morgen erfuhr, eine brasilianische Ziege, das Eigenthum eines Herrn aus Fernambuco, der sich am Bord befand und dessen ich später noch erwähnen werde. Einige Zeit unterhielt mich die kleine Spitzbüberei Macacc's, die Geduld der Hammel, über die er wegsprang, wie über unbedeutende Hindernisse, oder sich ihrer als Kissen bediente, das Kopfschütteln der gewaltigen Ziege, wenn sie von dem Losen gezupft ward, und das Durcheinanderschreien einer ganzen Kolonie von Papagaien und andern Vögeln, die sich in einer ungeheuren Voliere befand, welche ihren Platz unweit vom Boote hatte. Dann aber lehnte ich mich, diesem thierischen Treiben den Rücken kehrend, gegen die Brüstung des Bords und schaute durch die krystallne Nacht in der Richtung des schönen Landes hinaus, welches mein Auge nicht mehr erreichte. Steige noch einmal vor mir auf, Portugal! riefen alle Stimmen meiner Seele; Land der Sonne und der paradiesischen Thäler, sende mir noch Einen aromatischen Gruß! Noch Einen Seevogel mit weißen Fittigen schicke mir herüber, Roca von Lisboa, damit ich ihm sagen kann, wie sehr ich dich geliebt habe!

„Le vent s'anime!“ ertönte es mit einem Male vom Steuerbord her, und fand in allen Richtungen des Schiffes, welches plötzlich lebendig zu werden schien, sein Echo. Die Segel rollten und schwellten sich, Matrosen kamen hervor, es wurde gepfiffen, Befehle gegeben und an den Segeleinen gezogen. In der That kam aus der Richtung von Afrika ein starker, schwellender Luftstrom, der sogar die Falten meines Mantels erfaßte; er hatte Lustanien im Vorbeistreifen berührt und erschien mir als der aromatische Bote, um den ich gebeten. Mitten in der Bewegung, welche die Brise auf dem Deck verursachte, kam der Mouche aus der Küche, mit einem kleinen Porzellannapf in der Hand, und eilte der Treppenthüre der Kajüte zu. Aber Eile ohne Vorsicht führt nicht immer zum Ziel, und letztere ist keine der Kardinaltugenden eines französischen Schiffsjungen. Mouche in seinem Dienstfeifer stieß gegen einen Matrosen, es klirrte, da lag der niedliche Napf zerbrochen auf den Bohlen, und der arme kleine Nervengrist des weißen Huhns, sein gekochtes Leben, spritzte nutzlos vergossen um die Füße des Buben. Er stand einen Augenblick betroffen, aber lange Verlegenheit ist ebenfalls nicht Sache eines Mouche. Mit Einem Wurf waren die Scherben über Bord und mit Einem

Digitized by Google

Sprung der Knabe bei meinem verlassenen Sitze, den er hastig öffnete und ein neues Opfer daraus hervornahm. „Diesmal, mein Herr,“ sagte der kleine Teufel lachend, indem er an mir vorübering, „diesmal ist es das braune! Regarden bien!“ Er hielt mir das laut piepende Ding eine Sekunde lang dicht vor die Augen und schnitt ihm dann den Hals ab. Zehn Minuten darauf erhielt endlich die kranke Dame ihre Stärkung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Coburg, November.

(Beschluß.)

Ankunft der Herzogin Maria von Würtemberg.

Wie weit der Herzog und seine junge Gemahlin ihre Spazierfahrt ausdehnten, weiß ich nicht; Abends erschienen sie im Theater, und es brauchte kaum bemerkt zu werden, daß unser ohnehin sehr kleines Schauspielhaus (welches bald durch ein neues ersetzt werden wird) gedrängt voll war. In den Logen, fast nur vom Adel eingenommen, befanden sich Herren und Damen im Hofstaat. Trotz dem aber, und obgleich die sonst recht hübsche herzogliche Loge neu dekorirt worden war, hatte das Ganze einen Charakter von Kleinheit, und an die Pariser Schauspielsäle beim Erscheinen der französischen Königstochter mich zu denken, war fast unmöglich. Ein donnernder Tusch aus dem Orchester begleitete Ihren Eintritt, und ein dreimaliges Hoch! von Seiten des Publikums, welches in die freundigste Bewegung gerathen war, begrüßte die Fürstin, die sich zu wiederholten Malen dankend verneigte. Sie war einfach, aber mit Grazie gekleidet. — Die Vorstellung eröffnete ein Festspiel, dessen, so wenig Geschmack ich sonst dergleichen Dichtungen abgewinnen kann, ich hier doch lobend erwähnen muß, und ich fühle mich versucht, seinen Inhalt kurz anzugeben. Wir sahen eine Schäferin in einer ländlichen Gegend, beschäftigt, einen Kranz zu winden, den sie für die edle Herrin bestimmt, welche von den lauten Ufern der Seine in unser stilles Thal gekommen ist. Ein Schäfer naht, und auf seine Frage gibt die Jungfrau näheren Aufschluß über das Fest, welches unser Thal feiert, und über die reizgeschmückte, sinnige Königin dieses Festes. Freundin, Beschützerin der Kunst, selbst Künstlerin, blieb ihr Busen bis dahin so kalt wie der Marmor, aus welchem ihre zarte Hand göttliche Gebilde formte. Aber ein Liebesgott, der einst aus derselben hervorging, beseelte sich plötzlich, spannte seinen Bogen und verwundete das Herz seiner Schöpferin, so daß es für einen Fürsten zu fühlen begann, welcher Krieger ist, und dessen Name auf den Feldern des Ruhmes genannt wird. Der Schäfer, der solches angehört hat, gibt sich jetzt als den Genius des Sehnen zu erkennen, welcher überall den Spuren der Fürstin folge. Auf seinen Wink verschwindet die Landschaft und ein Tableau zeigt sich, bestehend aus Genien unter einem breifarbigen Zelte, welche Wappen und Namenszüge verbinden, worauf der Vorhang niedergeht. „Ein besonderes Verdienst dieser kleinen Dichtung, deren Verfasser Professor Mitscherlich in Gotha sein soll, war ihre Einfachheit und ihre edle Sprache. Die beiden redenden Personen, von Dem. Brâge und Herrn Hinz dargestellt, entsprachen ihrer Aufgabe vollkommen durch ein edles, gehaltenes und einfaches Spiel. Herr Hinz ist, beiläufig gesagt, ein sehr talentvoller, fleißiger Schauspieler, der die Gunst des Publikums in hohem Grade besitzt und sie verdient; auch Dem. Brâge, eine Berlinerin, ist auf dem besten Wege, Ausgezeichnetes zu leisten, und dabei von günstigen Naturgaben sehr freundlich unterstützt. Die Oper, welche auf dieses Festspiel folgte, war eine ganz neue, der Freischütz; denn eine schöne Musik wird einem künstlerischen Ohre immer neues Entzücken bereiten. Wenn es die Absicht der Intendanz war, ein echtdeutsches Produkt der französischen Königstochter vorzuführen, so konnte sie keine bessere Wahl treffen: im Freischützen ist Deutschland, lebt, singt und athmet Deutschland. Die Musik, die heitere, liebliche, gemüthliche, tiefe Musik, von diabolischen Blitzen durchzuckt, ist unsere Seele. Dann dieses Jagdwesen, dieses Vogelschießen, die Bergknappen, die Mitdichtergeschichte, der gnädige Herr Graf, der Teufel, die Volksschlucht, das ganze, ängstlich gedrückte, schwärmerische Weben der folgenden Akte, ein unangenehmes, kreuzweichen, welches nicht auch zuhalten wäre, wenn es nicht zuweilen von göttlichen Melodien durchzogen würde — es ist Deutschland. Ich gestehe, daß das Scheiten Samiels über die Bäume, dieses leibhaft tigen Teufels mit Feuerangen, der seine Beute, den Jäger durschen, umkreist, diese scheußliche Larve, immer meine tiefste Indignation erregt. Es ist die Karrikatur des Romantismus, es ist das, was ein Ausländer für unsere Poesie halten könnte, ein Gedanke, der mich erröthen macht. Uebrigens war die Oper mit neuen Dekorationen und neuem Kostüm ausgestattet und wurde recht gut gegeben. — Der nächste Tag war zu einer großen Vorstellung bei Hofe bestimmt; eine leichte Unpäßlichkeit des regierenden Herzogs verantaßte jedoch die Entscheidung derselben bis zum folgenden Tage. Gestern Abend fand sie in den schön erleuchteten Staatssälen des Schlosses statt, und mehr als hundert Personen, Herren und Damen, hatten die Ehre, von dem Herzog selbst seiner erlauchten Verwandten vorgestellt zu werden. Es ist sonst nicht meine Sache, bei den Einzelnheiten einer Toilette zu verweilen, aber bei dem Anzug einer Prinzessin von Frankreich, einer Enkelin Ludwigs XIV. in Coburg, erlaube ich mir eine Ausnahme zu machen. Maria von Orleans trug während dieser Cour ein Kleid von rothem Atlas, mit Spitzen und Schleifen geschmückt, welch letztere von diamantenen Agraffen gehalten wurden. Das seidene Band, welches die Damen als Schärpe zu tragen pflegen, war hier dicht mit Diamanten besät, die den zarten und schlanken Leib der Fürstin wie ein Gürtel von Sternen umgaben. Zwei Schnüre der größten, aneinander gefügten Diamanten wiegten sich auf ihrem Busen; ähnliche umflungen ihre Stirne, flochten sich durch ihr Haar, und Aehren von Brillanten zitterten blitzend über ihrem Scheitel. Es war ein wahrhaft königlicher Schmuck, der trotz seines großen Reichthums den Charakter einer großartigen Einfachheit hatte. Die Fürstin war durchaus nicht das, was man gepuzt nennt, und was in Deutschland fast immer gleichbedeutend mit verpuzt ist; kein Flitter, kein Tor, kein Überflüssiger, sich ausbreitender Zierrath, nichts schmückte sie, als das ätherische Leuchten und Strahlen jener Juwelen, und das Diamantenband, welches sie umfing, schien der Gürtel der Grazien. An Jeden der ihr Vorgestellten richtete sie einige Worte in französischer Sprache; man sagt, sie verstehe die deutsche gut, ohne daß ihr jedoch das Sprechen derselben geläufig sey; wie gerne ist das zu glauben! Nach der Vorstellung war Tafel im Rittersaal unter Begleitung zweier Musikchöre. — Was in den nächsten Tagen geschehen wird, um die junge Königstochter von den Ufern der Seine Paris vergessen zu machen, dars über werde ich weiter berichten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 16. November 1837.

Das römische Reich — daß Gott erbarm!

Schiller.

Andrea Ganelli.

Eine Skizze von A. Freiherrn v. Sternberg.

Die Geschichte dieses Menschen, der Verse machte und an einem Glase vergifteter Limonade starb, mag anziehend genug erscheinen, um ihr ein vorübergehendes Interesse zu weihen. — Er kam als ein bildschöner Knabe nach Deutschland mit einem Trupp Emigrirter, die ihn in der Gegend von Trier absetzten und ihn seinem Schicksal überließen. Ein junger Edelman, auf der Jagd begriffen, von lustigen Genossen umschwärmt, findet ihn am Wege und macht ihn ohne viele Umstände zu seinem Diener. Andrea folgt seinem neuen Herrn in den erzbischöflichen Pallast, wo jener in Leichtsinn und großer Verschwendung lebt. Andrea lernte so einen deutschen Fürsten kennen, und einen geistlichen Hof, zwei merkwürdige Dinge, die auf einen jungen Franzosen ihren Eindruck nicht verfehlen konnten.

Wie grau, wie alterthümlich, wie großartig und wie prächtig war der erzbischöfliche Pallast zu Trier! Wenn man in's Thor einschritt und die oben übereinander gekreuzten Bischofsstäbe betrachtete, die seitdem die rauhe Hand der Zeit zerbrochen, konnte man sich eines geheimnißvollen Schauers nicht erwehren. Das alte Deutschland mit seinen Verfassungen, bürgerlichen Kriegen und endlosen Feierlichkeiten, die Kaiserkrönungen zu Frankfurt, das Reichskammergericht zu Wetzlar, der Mummenschanz der alten Stadt Köln und das lübische Recht, all dieses hing an den zwei Bischofsstäben über dem Thore des erzbischöflichen Pallastes zu Trier. Jene Kammern und Säle, jene dunkeln Corridore und Treppen, jene seltsamen Erker und geheimnißvollen Stübchen waren die kleinen deutschen Staaten, die verworrenen und seltsamen Verhältnisse, und all die wunderlichen Sonderbarkeiten des alten deutschen Reichs. Andrea Ganelli trat in Deutschland ein durch dieses Thor, und es war gleichsam die neue Zeit, die mit frischen Blumenwangen und schwarzen Glanzlocken in der Gestalt eines jungen Franzosen von achtzehn Jahren einschritt in das uralte Germanien. Ganelli träumte noch von Frankreich. Es fiel ihm beim Anblick des Schlosses das alte Louvre ein, und im Gefühl des Heimathlichen, das ihn umwehte, achtete er nicht darauf, daß völlig fremde Gesichter ihn umstanden und völlig fremde Laute an sein Ohr schlugen. Ein fürstlicher Kammerdiener schritt an ihm vorüber, das Gedränge im Hofe beugte sich vor demselben, und an diesen krummen Rücken merkte Andrea, daß er in Deutschland sey; denn in Frankreich fing man damals an, gerade und aufgerichtet zu gehen, sogar in der Nähe fürstlicher Kammerdiener. Der Satrap merkte sich Andreas geraden Rücken und warf einen Groll auf ihn.

Digitized by Google

Der Baron, der unsern Helden in Dienst genommen hatte, besaß am Rhein bedeutende Güter, deren Einkünfte er am Hofe des geistlichen Fürsten verzehrte. Er hatte Jagden, Liebeshändel und Duelle. Seinen Frack und seine Schuhschnallen verschrieb er aus Paris, denn er behauptete, das deutsche Genie auf seinem Culminationspunkt sey höchstens fähig, ein erträgliches Beinkleid zu machen; seine Beine überließ er Deutschland, während seine edlern Theile in französische Seide sich hüllten. Sein Haupt trug stolz jene Fülle leichter, gefälliger Locken, die das alte System der Allongeperrücken erschüttert hatten und dazu bestimmt schienen, langsam auf den Weg der Natur wieder einzulenken. Andrea erhielt das Geschäft, die Frisur à la Rousseau alle Morgen neu aufzulegen, während sein Herr dabei die „nouvelle Héloïse“ las, von der er lediglich nichts verstand. Die Ideen, sonst Geschöpfe von so schnellem Fluge, waren diesmal unbegreiflich langsam gegangen; sie hatten noch nicht den Rhein passirt, und die Stürmung der Bastille in Paris erzählte man sich in Deutschland als ein seltsames Mährchen, ähnlich den Abenteuern Candide's, wie er den Einsturz Lissabons erlebt. Man dachte nicht an die Möglichkeit eines Erdbebens; man tanzte, spielte und mußzirte in den Palästen, deren Mauern und Boden man für unerschütterlich hielt.

Andrea Ganelli hätte hier sehr vergnügt leben können, wenn er nicht zum Unglück ein Franzose gewesen wäre, und noch zu viel größerem Unglück Verse gemacht hätte; aber diese beiden Eigenschaften brachten ihn schnell um die einträgliche Stelle beim Baron. Er machte sich über dessen Aufgeblasenheit und Unwissenheit lustig, über sein Lesen der nouvelle Héloïse und endlich über seinen schlechten Geschmack in der Wahl seiner Liebschaften. Diese kleinen Bosheiten, die ihm den Hals brachen, waren in die niedlichsten Epigramme gekleidet, die man sich denken konnte, und wohin bringt ein Epigramm nicht? Andreas Epigramme flatterten eben so unter die seidenen Mantillen der Damen wie unter die schwere, ernsthafte Toga der Prälaten, und endlich flatterte auch eines der dreisteſten dieser Geschöpfe dem Baron an die Nase. Er erstaunte über die Kühnheit der Verse, und wollte nicht glauben, daß sie von seinem Kammerdiener herrührten. Er ließ ihn vor sich kommen, und Andrea, weit entfernt seine Autorschaft abzuleugnen, erschien vor seinem Richter mit der impertinenten Miene eines neuen Philosophen, der sich berufen fühlt, der Welt eine andere Gestalt zu geben. Die Unterhandlung war schnell abgemacht, Andrea bekam seinen Abschied und die Epigramme flogen in den Kamin. So weiß ein deutscher Herr sich zu helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Gauß, welcher sich, wie die Leser wissen, zu Göttingen mit Versuchen über den tellurischen Magnetismus beschäftigt, verfolgte jene Entdeckung von Faraday, indem er, nach der Vorschrift dieses Naturforschers, seine aufgehängten Magnetstäbe mit sogenannten „Multiplicatorens,“ d. h. mit vielmal gewundenen Metalldrähten umgab, und dann eine fernere Verbindung aus solchem Drahte herstellte, welche bis auf eine Länge von 9000 Fuß fortgeführt wurde. Dabei ergab sich nun das äußerst merkwürdige Resultat, daß der angegebenermaßen durch den Magnet im Multiplicator erregte und auf den Leitungsdraht übergeführte elektrische Strom diesen Draht, trotz dessen Länge von 9000 Fuß, in ganz unmeßbar kurzer Zeit durchlief; und auf diese unendliche Schnelligkeit des magneto-elektrischen Stromes ist nun der Plan der neuen Telegraphie gebaut. Zuvörderst muß aber noch bemerkt werden, daß die Erregung des elektrischen Stroms nicht auf die magnetische Einwirkung eingeschränkt ist, sondern daß der Erfolg ganz der nämliche bleibt, wenn man diesen Strom auch durch andere Mittel, z. B. eine Volta'sche Säule u. s. w. hervorruft. Somit denke man sich nun z. B. 25 Kupferdrähte, welche die 25 Buchstaben des Alphabets repräsentiren, und durch welche man, nach Maßgabe der auszudrückenden Worte, successiv den elektrischen Strom leitet, so wird letzterer einen Draht nach dem andern blitzschnell durcheilen und sich am andern Endpunkte desselben durch ein Knistern, oder einen Funken, oder ein anderes elektrisches Zeichen ankündigen. So wird man, der Reihe nach, die verschiedenen Buchstaben des betreffenden Wortes, und ferner der ganzen beabsichtigten Mittheilung erfahren. Wir wählen diese Art von Einrichtung nur beispielsweise, um uns recht deutlich zu machen; die Form wird vielleicht sehr verändert werden können, der Gedanke bleibt der nämliche.

Auf diese oder ähnliche Art nun haben die englischen Mechaniker Winston und Stephenson eine Vorrichtung zu dieser neuen Telegraphie angefertigt, mit welcher zunächst zwischen London und Birmingham, auf eine Entfernung von etwa 25 englischen Meilen, Versuche angestellt worden sind, von denen uns ein Reisender versichert, daß sie ein befriedigendes Resultat gegeben haben. Gleichzeitig geht, wie wir erfahren, der Professor Alexander zu Edinburgh damit um, eine solche elektrische Telegraphenverbindung zwischen London und Edinburgh zu Stande zu bringen. Um die Metalldrähte vor äußern störenden Einflüssen zu schützen, macht er mehrere Vorschläge;*

* Bei dem Apparate von Winston und Stephenson sind die Drähte zu diesem Zweck in Hanfschläuche eingeschlossen.

Digitized by Google

auch will er Zwischenstationen errichtet wissen, um die Drähte neuerdings mit elektrischer Materie zu versehen (was nach unserm Dafürhalten gar nicht nöthig seyn wird). Die Kosten Eines Drahtes von London nach Edinburgh sind zu 1000 Pfund Sterling angeschlagen, was also für die 25 Drähte der 25 Buchstaben des Alphabets 25,000 Pfund Sterling geben würde. Die Umhüllung, die eventuellen Zwischenstationen und andere Nebenausgaben sind zu 75,000 Pfund berechnet, wornach die Gesammtausgabe für die ganze Bahn von London bis Edinburgh höchstens auf 100,000 Pfund steigen möchte, als so viel oft eine einzige Eisenbahnmeile kostet. „Personen," sagt der vor uns liegende Bericht über diesen Gegenstand, „die sich an beiden Endpunkten der leitenden Drähte befänden, hätten so gleichsam eine Unterredung mit einander, und zwar in jeder beliebigen, auch der weitesten Entfernung, und eine Ausbreitung dieses Systems über das ganze Königreich dürfte eine totale Veränderung des Geschäftsbetriebs herbeiführen." Daß man die Sache in England als sehr ernsthaft betrachtet, geht aus der Ueberweisung an eine besondere Prüfungscommission hervor, welche jetzt ernannt ist, um Experimente an metallenen Conductoren von mindestens 100 Meilen Länge anzustellen. Aendert eine solche Länge nichts im Durchströmen des elektrischen Fluidums (und wir halten uns fest überzeugt, daß sich dies so befinden wird), so scheint der Erfolg des Plans gesichert.

Die Versuche sind übrigens nicht auf England eingeschränkt geblieben. Man meldet uns, daß Professor Steinheil zu München jetzt ebenfalls bemüht ist, diese von Gauß aufgestellte Idee einer Telegraphenkorrespondenz durch das magneto-elektrische Fluidum praktisch zu verwirklichen, und daß zu diesem Zwecke am genannten Orte eine Drahtverbindung zwischen den Frauenthürmen über die Isar und der Bogenhauser Sternwarte ausgeführt worden ist. Man soll sich, wird hinzugefügt, in München damit geschmeichelt haben, durch dieses Mittel „das Neueste aus Lissabon in zwei Sekunden nach Petersburg zu bringen." In Thesi ist dies, wie unglaublich es klingt, vollkommen richtig; es wird Alles auf die praktische Ausführung ankommen.

Die Ufer des Genfer Sees sind am 22sten Juli der Schauplatz einer fürchterlichen Naturerscheinung geweſen, welche man sonst gewöhnlich nur auf dem Meere wahrzunehmen pflegt, nämlich einer sogenannten Wasserhose (trombe de mer). Am genannten Tage Vormittags gegen neun Uhr sah man unsern Bevay den See in Unruhe gerathen und sich in feinem Wasserstaube zu einer bedeutenden Höhe erheben. Bald nachher faßte ein Westwind die sich also bildende Wassersäule und trieb sie gegen die Bevayse, einen kleinen, unsern Bevay in den See ausmündenden Bach, dessen Laufe sie mehrere Minuten lang folgte, wobei sie sein sämmtliches Wasser auffog. Zunächst entstand nun ein Wirbelwind, mit dem sich diese Wassersäule gegen die Berge bei Blonay zog, wobei unterwegs große Verwüstungen angerichtet und die stärksten Bäume entwurzelt wurden. Nach etwa einer Stunde löste sich das Phänomen in einen heftigen Platzregen auf.

Eine Beschreibung dieses Meteors findet sich schon bei Lucrez (De rerum natura. lib. VI. vers. 423 ff.); in den neuern Seereisen wird dasselbe sehr häufig erwähnt. Die entstehende Wassersäule hat gewöhnlich die Form eines umgekehrten Kegels, dessen, zuweilen über hundert Fuß im Durchmesser haltendes breites Ende sich trichterförmig gegen eine Wolke ausbreitet, indeß die Spitze in das Wasser taucht. Das Meer scheint darunter gleichsam aufzuwallen und einen Rauch von sich zu geben (wie oben), welcher in die Wassersäule hinaufsteigt. Die Stellung der letzteren ist zuweilen lothrecht, zuweilen aber auch schief. Besteht der sich bildende Wasserkegel aus dichtem Wasser, so ist er durchsichtig; meistens aber findet er sich hohl und auswendig von einem feinen Wasserdunste umgeben, wodurch das Ganze trüb und undurchsichtig wird. Den Schiffern drohen dergleichen Wasserhosen die größte Gefahr, da sie bei ihrem Fortgange, welcher von einem wirbelartigen Drehen begleitet ist, alles in ihren Bereich Kommende zerstören, beim Zerplatzen aber eine ganze Fluth von Wasser ergießen. So führt der bekannte englische Seemann Dampier an, daß 1674 an der Küste von Guinea eine solche Wasserhose nahe beim Schiffe zerplatzte und eine solche Menge Wasser wie eine große Last in das Meer zurück fallen ließ, daß, wenn das Schiff davon betroffen worden wäre, es unfehlbar gesunken seyn würde. Die Schiffer pflegen daher mit Kanonenkugeln auf solche Meteore zu feuern; der italienische Naturforscher Beccaria führt aber an, daß sie sich auch zerstreuen, wenn man Messer- oder Degenklingen (wohl überhaupt Metall) daran bringt. Dieser Umstand spricht für die, von den besten Naturforschern aufgestellte Behauptung, nach welcher sich das Entstehen der Wasserhose aus einer elektrischen Anziehung zwischen einer Wolke und dem Meere erklärt. * Die Wirbelbewegung, wodurch dieses Meteor eine so ungeheure Gewalt ausübt, muß dabei in die Kategorie der Wirbelwinde gesetzt werden, welche wir bei Gewittern auch oft entstehen sehen, und als elektrischer Natur betrachten müssen, ohne ihren nähern Zusammenhang mit dieser großen Naturpotenz angeben zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ich beziehe mich zur Bestätigung dieser Erklärung auf einen Versuch. Das Wasser drehe sich, wenn der Knopf eines elektrisirten Leiters darüber gehalten wird. Dieser Versuch ist leicht zu wiederholen.

Digitized by Google

Finnische Sprüchwörter und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Ederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Es ist keine Sitte in der Tasche, keine Ehre im Beutel, er mag leer oder voll seyn.

Kriegers Weib, Fischers Hund haben es beide schlecht).

Die Messerscheide am Gurt bewegt sich bei der Arbeit für den Herrn, die Eldbogen bei der Arbeit für sich selbst (für sich arbeitet man besser).

Die Kirchenart und der eiserne Spaten (das Geräth des Todtengräbers) bezahlen die Schulden des armen Mannes.

Da ist ein Dorf, wo ein Hahn kräht; ein Hund bellt auch im Moor.

Fremdes Land Heidelbeere, eigen Land Erdbeere.

Besser im eigenen Land aus Birkenrinde Wasser trinken, als im fremden Lande Bier aus Krügen.

Besser ist das Eigene von Stroh, als das Fremde von Wolle.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Der Friedhof. Kirchen. Theater.

Die langen Vormittage — man speist nicht vor vier Uhr — begünstigen hier die Wanderungen, ich kann nicht sagen, in's Blaue, denn das ist hors de saison, da man hier am lieblichsten Herbstmorgen kaum weiter fährt, als die Hand reicht. Mich führte mein Weg hinaus in die große Todtenstadt. Der neue Friedhof ist nun auch schon wieder zum alten geworden, und bald in diesen weiten Räumen kein Plätzchen mehr zu finden. Gewaltig hat die Sense hier gemäht, besonders in der Cholera-Erntezeit. Aus Gesundheitsrücksichten wäre keine wiederholte Ausdehnung, sondern eine Verteilung der Stätte wünschenswerth, die zu nahe dem Kreise des Lebens liegt; und doch, wie schwer wäre es, das neue, schöne Leichenhaus aufzugeben! Von lebenden Wesen regte sich nichts auf all-n diesen Gräbern. Die Tage Aller-Heiligen und Aller-Seelen waren vorbei, an denen der stille Hof zum Corso des eleganten München wird, zum Stapelplatze aller neuen Hüte und Winterroletten, zum Weltblatte, in welchem oft der erste Faden künftiger Carnevalsintrigue angeworfen wird, gleich dem alten Weibs-sommer, der verblüht durch die Luft gleitet. Nur die und da sah man auf einem Hügel eine einsame Blume liebenden Gedächtnisses grünen. Die Honneurs des Orts machten einzelne Seelennonnen, die wie Künstein unverschlichen. Ich habe oft gesehen und gedacht, daß sie bei Wartung ihrer Todten mit diesen lesen und plaudern, fast wie Mannen mit Kindern: „schau, da hast á schöne Blum'! du liegst g'nieder, armer Narr ꝛc.“ Die Sitte gefällt mir, daß man beim Herabsenken aus dem Leichenzug dem Himmel noch einmal das Antlitz der Schläfer zeigt, ehe sie die Erde für immer zudammt. Dort waren jetzt zwei Greise, die, wie mit Bedacht, tief aufgruben, und zwei kleine bleiche Kinder, also die beiden äußersten Lebensgrenzen. Unter einem großen Kreuze sieht das Häuflein der barmherzigen Schwestern, die treuen Mägde, um ihr heiliges Banner versammelt, wie Krieger, welche unter ihrer Fahne begraben sind. Die Münchner grauen Schwestern haben sich zur Cholerazeit bewährt, die meisten bis zum Opfertode. Eine schöne, echt christliche Anstalt! Es beweist der Welt, das Strahlende zu schwärzen, und so wird behauptet, eine dieser Nonnen sey wegen leichtsinnigen Wandels der Barmherzigen in die Hände gefallen. Dürfte denn eine fröhliche Ansnahme den Märtyrerinnen ihre Palme rauben? Jedenfalls mag es aber den guten Sitten angemessen seyn, wenn endlich das Institut der barmherzigen Brüder neben jenem der Schwestern in Wirkung tritt. — Alle neuern Denkmale des Friedhofs, deren sich nicht wenige von allen Seiten erheben, sind entschieden gothisch, zum Theil recht ansprechend in edler Einfachheit, und durch Schwantbalers Rietes geschmückt. Ich verweilte an dem Grabe der Gräfin Saporta. Ihr Herz, dies edle, treue Herz, kam von Hellas, um den alten Platz im Vaterlande und in der Nähe der Lieben wies der einzunehmen — hier ist not where we live, but where we love; ich kann kaum sagen: es ruht hier, da es im Grabmale, doch, von allen Seiten frei, den Stürmen ausgesetzt ist — unheimliche Allegorie! Ich sah in diesem Momente, wie ein Ossianisches Wolkenbild, die unvergeßliche Gestalt verähergleiten, sah die seelenvollen, gütestrahlenden Augen, wie sie hier einst zu uns blickten, und wie sie wohl dort zum letzten Male auf das Parthenon schauten. (Die Fenster der Gräfin in Athen hatten die Aussicht nach der Akropolis.) — Unterwegs trat ich in die Spitalkirche, die, so klein sie ist, den größten Zutauf aus allen Ständen hat; hier ist das fromme München. Die Wanderung durch Kirchen, zumal in Bayern, ist auch ein geschichtlicher Kursus. So kam ich heute auch in das protestantische Gotteshaus: ein würdiges Gebäude. Diese Protestanten werfen dem hiesigen Gottesdienste vor, daß er mit dem neuen Baue auch mehr Glanz und zu viel Äußerwerk angenommen. In evangelischen Ländern kann man etwas Zutbat schon besser vertragen, weil oft in dieser Hinsicht zu wenig geschieht; die hiesigen Lutheraner aber werden durch den Luxus des katholischen Ritus zu dem andern Extreme getrieben. — Die Allerheiligentotenfeste mit ihren Gestalten auf Gethgrund, mit ihrem Marmorschmucke ist nun vollendet und wirklich märchenhaft schön, eine reiche Nachahmung der Pauliniſchen des Vatikans, ganz im Style der alten Basiliken. Der ganze Himmel ist offen, auch strömt alles Volk herbei. — Der Abend brachte im Theater Kreuzers Nachtlager von Granada: schöngedachte Musik, guter Gesang, anständiges Spiel der Hasselt, würdige, glänzende Ausstattung des Ganzen; eine prächtige Mondbeleuchtung hat das hiesige Theater, mit der ich ganz zufrieden bin, und ich verstehe mich darauf. Gestern gab man aus dem Cyclus der Hohenstaufen: Kaiser Friedrich und sein Sohn. Ich bin undankbar für Raupachs guten Willen. Karl Devrient (Friedrich) offenbarte Meisterkunst, spielte den gemüthlichen Familienvater, und war doch auch wieder Kartenkönig. Die Dahn (Margaretha) ist eine hübsche, aber ermüdend unruhige Erscheinung. — Die Anstalt ist seit der zweiten Auflage des herrlichen Theaterbaus nervfrei und die Beleuchtung zu schwach für den Raum. Ich finde das Haus immer zahlreich besucht. Ohnehin ist jetzt noch ziemlich Ode in der Gesellschaft, und Ruth beginnt erst, sobald Alles das Winterquartier bezogen. Immer bleibt jedoch der Körper der Gesellschaft in ungezählte Coterien zersammlen, die, gleich den getrennten Theilen einer Schlange, auf eigene Rechnung fortvibrieren; denn leben kann man so etwas nicht immer heißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstbl. Nr. 92 und Intelligenzbl. Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Freitag, den 17. November 1837.

— Das Meer, es ist der Wein, der Alles trägt,
Weil Gott mit ihm die Rippe selbst sich einst benetzt.
Welttheile sind nur Schaum in ihm.
E. L. Rochholz.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In einer englischen Zeitschrift, dem Globe, wird die Hoffnung auf einen künftigen sechsten Welttheil sehr entschieden ausgesprochen. „Im Südmeere," heißt es nämlich daselbst, „zeigt sich eine außerordentliche Erscheinung, welche unserm Neu-Süd-Wales eine noch viel größere Wichtigkeit zu verleihen verspricht, als dasselbe bis jetzt hatte. Ein sechster Welttheil bildet sich in der Nähe, gewissermaßen unter unsern Augen. Das stille Meer ist in dem ungeheuren Raume von beinahe 50 Grad Länge und eben so viel Breite mit zahllosen, im Entstehen begriffenen Inseln besäet. Dieselben bilden sich aus Corallenbänken, welche unaufhörlich aus der nicht zu messenden Tiefe des Meeres emporsteigen. Die Vereinigung solcher Corallenmassen gewinnt bald die Gestalt einer Insel, die den Samen verschiedener Pflanzen theils durch Vögel, theils durch das Meer selbst erhält. Sobald das Wasser die neue Insel verläßt, zeigt sich die üppigste Vegetation auf derselben, und sie constituirt nun den Mittelpunkt eines Kreises, welcher auf dieselbe Weise täglich an Ausdehnung gewinnt. Die riesige Macht der Natur scheint eine ganz besondere Thätigkeit in diesen Regionen zu entwickeln; und geht es ihr zu langsam, so nimmt sie zu vulkanischen Erhebungen des Meerbodens ihre Zuflucht. Vom Süden Neuseelands an bis zum Norden der Sandwichsinseln sind die Gewässer außerordentlich reich an dergleichen jungen Formationen, welche einst Sitze der Civilisation werden werden."

Um die Natur dieses wunderbaren Prozesses aufzuklären, müssen wir uns mit einigen Worten über die Corallen verbreiten. Man nennt Corallen überhaupt diejenigen Pflanzenthiere, welche horn- oder kalkartig aufschießen und Löcher und Zellen bilden, dergestalt, daß ein solches kalkartiges Gewächs immer neue Zweige hervortreibt, welche das junge Thier darstellen. Der äußern Gestalt nach gleichen sie blätterlosen Bäumen; sie setzen sich auf allen festen Gegenständen, die sie im Meere antreffen, an, sind aber mit denselben nicht durch Wurzeln verbunden, sondern gleichsam aufgeleimt. Die Rinde dieser Korallenstauden ist meist röthlich und besteht aus sehr zarten Häuten, in denen sich eine Menge rother Körnchen finden, welche den animalischen Bestandtheil dieses Pflanzenthiers ausmachen. Was dasselbe unter dem hier aufgestellten Gesichtspunkte besonders merkwürdig macht, ist sein unbeschreiblich schnelles Entstehen, sobald sich nur ein passender Gegenstand dazu findet, und sein riesenmäßiges Anwachsen. In Westindien finden sich Schiffswracke oft binnen einiger Monate ganz damit überzogen, und alsbald wachsen die Corallen dann zu

Digitized by Google

ganzen Bänken und ungeheuren hoch aus dem Meere emporragenden Bäumen an. Die Natur ſcheint ſich dieſer ſtillen Schöpfungsgewalt zu bedienen, wo ſie größere Hilfsmittel nicht aufbieten will; peragit tranquilla potestas, quod violenta nequit. Freilich ſcheint aber, nach den Bemerkungen des Globe, die, wenn wir ſo ſagen dürfen, „coralliniſche“ Thätigkeit in der Südſee gegenwärtig ausgezeichnet energiſch zu wirken; und man möchte annehmen, daß die Vorſehung ihre beſondern Gründe habe, für das ſich übermäßig mehrende Menſchengeſchlecht ſchon jetzt auf neue Wohnſitze zu denken. Man ſieht, wie viel wir wiſſen und wie viel mehr wir nicht wiſſen.

Das Gebiet der antediluvianiſchen Naturgeſchichte iſt in den letzten Tagen durch ſo manchen Fund, durch ſo manche lehrreiche Unterſuchung bereichert worden, daß wir uns zwiſchen der Menge dieſes Stoffs und der Enge unſerer Blätter in Verlegenheit befinden. Wir beſchränken uns diesmal auf einen einzelnen Gegenſtand, auf eine Vergleichung der Hölzer jener vorſündfluthlichen und unſerer jetzigen Welt, worüber der Breslauer Naturforſcher Göppert in ſeinen Studien zur Kenntniß der foſſilen Hölzer höchſt intereſſante Andeutungen gemacht hat. Göppert hat ſich überzeugt, daß man aus der Lage und Beſchaffenheit der Gefäße Gattungscharaktere zu entnehmen vermag, nach denen ſich die Hölzer der Jetztwelt und hiernächſt auch die der Vorwelt claſſificiren laſſen. Bei den bloß verkohlten oder gebrannten Hölzern kann man dieſe Unterſuchungen meiſtens ohne große Schwierigkeiten anſtellen; bei den verſteinerten Hölzern dagegen, bei denen oft das Schleifen nothwendig wird, um die innere Structur verfolgen zu können, muß man auf Mittel denken, dieſe Operation zu umgehen oder zu erleichtern. Vor allem kommt es darauf an, ſich möglichſt gleiche und dünne transverſale und eben ſo winkelrechte Longitudinalſplitter zu verſchaffen, wozu man bei den in Chalcedon leicht, bei den in Hornſtein verwandelten Hölzern aber ſchwieriger gelangt. Oft reicht Kneifzange und Meiſel hin, um transverſale Splitter zu bekommen, welche nicht erſt geſchliffen werden dürfen, ſondern bei denen man mittelſt eines guten Mikroſkops die Mündungen der Holzzellen und Gefäße auch ſo zu unterſcheiden vermag. Bei den Longitudinalſchnitten dagegen iſt das Schleifen in den meiſten Fällen nothwendig, obwohl zuweilen auch ungeſchliffen ſolche Splitter hinreichen, um wenigſtens die Nadelhölzer (Coniferen) von andern Baumarten zu unterſcheiden. Die bei weitem größte Zahl der foſſilen Hölzer beſteht nun aus Nadelhölzern. *

(Der Beſchluß folgt.)

* Dieſer Umſtand ſcheint ebenfalls für die niedrigere Stufe zu ſprechen, auf welcher ſich die Vorwelt im Vergleiche zur Jetztwelt befunden hat. Die Nadelholzer nehmen nur einen untern Rang unter den Bäumen ein. Ihr Stamm beſteht aus concentriſchen Schichten ohne Schrauben- oder Treppengänge; es fehlt demſelben, gleich den Zweigen, in der Regel das Vermehrungsvermögen. Die Blätter ſind wenig ausgebildet, lederartig, meiſt fadenförmig (Nadeln) und fallen nur bei ſehr wenigen Arten periodiſch ab. — Zu wie viel zierlicheren, ausgebildeteren Formen iſt die Natur im Alt der Jetztwelt vorgeſchritten.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Am churfürſtlichen Hofe hielt ſich ein Mann auf, der mit krummem Rücken und zitternden Beinen hinkmſchlich, der auf einem Auge blind und auf beiden Ohren taub war. Er war ein Krüppel und hatte nur anderthalb Sinne, aber mit dieſem Reſt ſorgte er trefflich für die Sinne Anderer. Alle Welt ſuchte dieſe tauben Ohren, um durch ſie das feinſte Geflüſter hinter dem erzbiſchöflichen Stuhle zu erlauſchen, dieſes eine Auge nahm man in Anſpruch, wo hundert Augen vergeblich ſich anſtrengten, etwas zu ſehen, und mit dieſen lahmen Beinen lief der Verrath und die Intrigue ſchneller durch die dunkeln Corridors des alten Schloſſes, als wenn die zierlichen Beine des ſchönſten Pagen ihnen zu Trägern gedient hätten. Aber wie machte das der Doktor Bunzelius? Dieſes Räthſel zu löſen, hat ſeine Schwierigkeit: nur ſeine vertrauteſten Genoſſen wußten, daß dieſer edle Herr, wenn er fünfzig Meilen vom Sitze des Erzſtiftes entfernt war und er nicht mehr nöthig hatte, der Doktor Bunzelius zu ſeyn, daß er dann vortrefflich hörte, ſehr gut ſah und mit dem geradeſten Rücken und den beſten Beinen von der Welt herumlief. Je näher er aber wieder dem Orte ſeiner Wirkſamkeit kam, deſto gekrümmter wurde ſein Rücken, deſto ärger plagte die Gicht ſeine Beine und deſto lauter mußte man ſchreien, um von ihm verſtanden zu werden, bis er in die Thore von Trier als vollkommener Krüppel einfuhr, als Doktor Bunzelius, als der Liebling der vornehmen Taugenichtſe und der galanten Frauen von Stande. Dieſes allmächtige Genie ſah ſich von Zeit zu Zeit nach getreuen Helfersbelfern um und glaubte einen ſolchen in dem Exkammerdiener gefunden zu haben. Trotz dieſer Ueberzeugung ging er dennoch ſehr vorſichtig beim Anwerbungsgeſchäfte zu Werke.

Eines Tages trat er in die Stube Ganellis, als dieſer eben ein paar Verſe recitirte. „O!“ rief der Doktor plötzlich und ſtampfte mit dem Fuße, „welch elender Reim war das! Wie das holpert und hinkt! das muß anders werden!“ Andrea ſah den Doktor betroffen an. „Ihr habt gehört?“ rief er; „ich dachte, Ihr wäret taub?“ Der Doktor machte mit ſeinem Körper eine Schlangenbewegung, blinzelte mit den Augen und räuſperte ſich. „Taub?“ ſagte

Digitized by Google

er endlich. „Nicht so ganz, mein Sohn. Es kommt auf die Stellung der Gestirne an, ob ich höre. Auch die Metalle äußern ihren Einfluß." — „Das ist ja höchst wunderbar." — „Ja," entgegnete der Doktor und weidete sich an der unschuldigen Miene des Jünglings, „es gibt viel wunderbare Dinge in der Welt. So zum Beispiel bist du jetzt aus dem Dienste gejagt, weil sich das Wunder ereignet hatte, daß der Diener klüger war als der Herr." — „Da habt Ihr Recht, Doktor!" lachte Andrea. „Freilich habe ich Recht," entgegnete dieser trocken, „aber du hattest Unrecht. Hättest du, wie ich, die Gestirne und die Metalle gehörig auf dich einwirken lassen, so säßest du noch in deiner Stelle." — „Ich glaube Euch zu verstehen, alter Herr." — „Das soll mir lieb seyn, dann tritt von dem Dienste des Barons in den meinigen." — „Gut, da habt Ihr meine Hand." — „Aber noch Eins!" rief der Alte. „Keine Epigramme mehr, außer dann, wenn die Gestirne es erlauben!"

Andrea sagte lachend zu, und von dieser Zeit an war er in die Geheimnisse des Doktor Bunzelius eingeweiht. Diese bestanden in nichts geringerem, als ein Register über die Schulden, die Liebeshändel, die Erbschaften, Zänkereien und geheimen, ehrgeizigen Pläne des sämmtlichen Hofpersonals und des Adels der Stadt zu führen. Bunzelius sammelte die Notizen und Andrea führte darüber Buch. In der geheimen Kanzelei des Doktors wurden Briefe geöffnet und sehr behutsam wieder versiegelt, Kistchen aufgebrochen und über ihren Inhalt Rapport abgestattet. Nie wurde etwas entwendet; der Doktor stahl nur die Geheimnisse der Brust, die Brillanten, die darauf flimmerten, ließ er unangetastet. Er eignete sich Bekenntnisse zu, welche ihm Tausende auf die Hand legten, allein er griff nicht den kleinsten Theil dieser Summen selbst an. Dennoch flossen ihm reichliche Goldquellen, die er mit Andrea theilte. Beide machten zusammen ihre nächtlichen Gänge. Wer die Straßen einer alten deutschen Stadt kennt, der sieht deutlich den Schauplatz der neuen Thätigkeit unseres Helden vor sich. Wie dunkel, grau und abenteuerlich hängen die hohen Giebel in das dunkle Bett der engen Gasse hinein! Der Strahl einer einsamen Laterne bricht sich zögernd und ängstlich an den tausend vorspringenden Ecken und schwarzen Wänden, ehe er auf den Boden des holperigen Pflasters niedersinkt. Eine dumpfe Kellerluft herrscht fortwährend in diesem engen Behälter. Nur spärlicher Lichtschein belebt die Fenster an beiden Seiten, und von ferne tönt eine elende Drehorgel durch die Stille. Es ist zehn Uhr, und kein Wagen läßt sich mehr hören, und kein Fußgänger betritt mehr das Pflaster. Das ist eine alte Stadt zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Nichts war dem Doktor Bunzelius gleichgültig, nichts geringfügig. Den Giebel eines Hauses betrachtete er eben so genau, als das Profil eines Menschen. Er schüttelte Geheimnisse aus einer alten Dachrinne und klopfte Antworten aus morschem Gemäuer. Andrea begleitete ihn in die niedrigsten Kneipen, wie in die verborgensten Winkel, und was sie dort erlauschten, kam oft den Prunkgemächern zu gut. Niemand legte sich Zwang vor dem Doktor an, denn Jedermann war fest überzeugt, daß er stocktaub sey. So schlich der Alte herum, gleichsam das Gewissen der Stadt und des Hofes, bald schwankend geliebt, bald eben so schwankend gefürchtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Der Spätherbst bildet immer die entscheidende Epoche für die weibliche Toilette. Die vorangehenden Sehnen rüsten sich zum hervorstehenden eleganten Winterfeldzug; es dauert till sich darum, zu bestimmen, was in Sachen der Hüte, Hauben, Mäntel, Shawls, der Zenge zur vollen Toilette u. s. w. für die nächste Zukunft Rechtens seyn soll. Und der Beschluß kommt zu Stande ohne Versammlung, ohne Abstimmung, wie durch eine Ausgießung des Geistes, der, ein Widerspiel des evangelischen Wunders, die Scheeren aller Modisten die hellen Pfade führt. Die erste entscheidende Winterevolette ist wie ein Volkslied, das Niemand gemacht hat, das aber Jeder, wie er meint, hätte machen können, und das er trillert, bis es gemein geworden. Der poetische Genius der Moden zeigt sich aber seit Jahren nichts weniger als fruchtbar an neuen Bildern und Wendungen; er begnügt sich, dem vorigen Jahrhundert nachzudichten, und fliegt, wie schlechte Poeten die Flocken ihrer Vorbilder, den Blumenschmuck von den Bildern der Urgroßmütter, um ihn den Rosen der Enkelinnen einzuweben. Jede Kunstperiode wurzelt in einer Nothwendigkeit der Zeit, die ihr nicht erlaubt, aus sich selbst herauszugehen; und jede, auch die schlechte, bloß auf Nachahmung gestützte, entwickelt einen eigenthümlichen Character, der freilich erst der Folgezeit, früher oder später, klar und greifbar wird; eben so ist auch immer dafür gesorgt, daß die Launen der Mode nicht in's Maßlose wachsen, und wenn auch eine Zeit, wie die gegenwärtige, vorzugsweise auf die Formen einer unliebenswürdigen Vergangenheit zurückgreift, so bleibt doch des von der laufenden Cultur Aufgedrungenen genug, daß sie sich auch in ihrem weiblichen Costüm mit einem fest unterscheidenden Bilde in die Geschichte einzeichnet. Dieß Bild in seiner Eigenthümlichkeit kommt aber den Zeitgenossen, eben weil sie selbst darin stecken, nie zur Anschauung; der Bild des Mitlebenden und Mitbildenden verwirrt sich im Einzelnen und Zufälligen, und so kommt es, daß jede raisonnirende Zeit — und die unsrige ist dieß in hohem Grade — sich selbst in Kunst, Literatur, Costüm den Character abspricht, oder den beliegt, gar keinen zu haben. Doch schon nach kurzer Frist tritt für den rückwärtsgewandten Blick das Bild eines eben abgelaufenen Modecyklus in deutlichern Umrissen hervor; oft reicht eine Generation hin, um über das Gemeinschaftliche, das eigentlich Bezeichnende einer Periode in der Perspektive ein Urtheil zu fällen. Wollen sich die Leserinnen hievon überzeugen, so studiren sie,

Digitized by Google

die ältern die Tracht ihrer Rosenzeit, die jüngern die Tracht ihrer Mütter. Ich denke, eine Dame des Jahrs 1857, welche von ihrem Spiegel weg die Modejournale aus der Zeit der Napoleonschen Herrschaft durchmustert, muß denselben Eindruck bekommen, wie einer, der einen Roman des jungen Deutschlands oder eine lyrische Sammlung aus der modernen schwäbischen Schule aus der Hand legt und sofort in Gellert oder Gleim blättert, oder in Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Ueberhaupt können wir das fleißige Betrachten alter Modebilder allen denjenigen empfehlen, welche nicht gemeint sind, sich, wie der Lakai die Livree, die willkührlichsten Launen der Mode aufdrängen zu lassen, sondern gerne das Unabweisliche, von der Sitte des Tags Gebotene mit den Vorzügen und Gebrechen ihrer Persönlichkeit in Einklang bringen möchten. Jene Bilder predigen laut, daß das wahrhaft Wohlanständige, das auch dem unbefangenen, ferne stehenden Auge gefällig Erscheinende nie ein Uebertriebenes, über den natürlichen Körpermaß zu weit Hinausgreifendes ist; sie zeigen, als deutliche Warnungstafeln, wie die ihrer Zeit bewunderten und verbreitetsten Formen häufig zum Gespötte der unmittelbaren Folgezeit werden, welche nicht daran denkt, daß ihre eleganten Capricen denen, die nach ihr kommen, nun nichts malerischer erscheinen werden. Es gibt aber Eleganz weiblichen und männlichen Geschlechts, denen die artistischen Beilagen der Modejournale die wichtigsten Erzeugnisse der zeichnenden Kunst sind; ihnen gilt die neueste kokette Ausgabe eleganter Menschheit im petit courier des dames, und aus ihm in allen Modezeitungen der Welt, für die duftigste Blüthe des ganzen Menschengeschlechts. Jene Frauenbilder mit den herrlichen großen Augen und dem diminutiven Mund, die so himmlisch treffirt sind und so unmöglichen Füßchen unter der Robe hervorstecken, haben für manchen jungen Mann einen unnennbaren Reiz, und für manches junge Frauenzimmer ist der Herr mit dem süßsauersanchotischen Gesichtsausdruck und dem interessant geschnittenen Barte, der, so reizend auf die neueste Ottomane hingegossen, das Lockenhaupt stützt, ein Ideal edler, schöner Männlichkeit. Wer sich vom absoluten Werthe solcher Vorstellungen überzeugen will, blättere rückwärts in den Annalen der Mode: wie sonnell wird das süße Ideal zur widrigen Karrikatur! Modische Gestalten, die man vielleicht selbst vor fünfzehn, zwanzig Jahren mit dem Gefühle des Neides oder des Verlangens betrachtet, jedenfalls aber bewundert hat, treten einem jetzt grauenhaft, unendlich abgeschmackt, Wachsfigurenartig entgegen, und das elegante Mannsbild, bei dessen Betrachtung bereinst der Brust der Mutter ein leiser Seufzer sich entwinden, ist in den Augen der spötischen Tochter ein unaussprechlicher Strohmann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Im länast bestehenden Abendklub bei Havard vereinigen sich alle Geistesnotabilitäten dieser Männerwelt jedes Standes ohne alle Prätention, und Fremde sind hier immer willkommen, wenn sie in Kopf und Herzen, nicht in der Tasche, ein gewisses Patent tragen. Diese kleine Republik des Geists betrauert seit dem Cholerazeiten ein werthes Mitglied in dem Direktor (des Kupferstichkabinets ꝛc.) v. Brulliot, einem Niederländer, dessen genialer Humor elektrisch wirkte, und der, ein Jüngling an Wärme und Begeisterung, zu einer Zeit, wo so viele Jünglinge Greise sind, in vielen Nachtsänzen heiterer Stunden mit uns fortlebt. — Die Galerie Leuchtenberg ist ein wahres Juwel für München, zuhen knüpft sich ein Zauber der Persönlichkeit daran: der Name Eugène Beauharnais hat einen rührenden Klang, eine Magie, die keine Kronen geben oder nehmen konnten. Honneur et fidélité heißt auch auf Thorwaldsens Meisterwerk der Wahlspruch. Canova ist nicht so groß wie jener im Gedanken, in der Erfindung, bewunderungswerth aber in Behandlung des Marmors. Welche zarte Weichheit bei seinen Grazien mit den allerliebsten Modejournalgesichtern! Vor diesen, wie vor so manchem Andern, drängten sich heute die Beschauenden. Wenn ich öfters fremde Zugvögel sehe, die nur durch die Säle drängen, um da gewesen zu seyn, fällt mir der Tourist ein, der, ich weiß nicht, in welchem Museum Roms, die Nase tief im Katalog, ohne den tragischen Gegenstand zu betrachten, sich stolich damit begnügte, die betreffende Nummer jedesmal durch ein Kreuz zu bezeichnen. Indem er ein neues dito einträgt, fragt er, um ja keinen Moment zu verlieren, nach irgend einer renommirten Statue: „neben Ihnen,“ lautet die Antwort, und Jener gönnt sich nicht Zeit, aufzusehen, streift mit der Hand flüchtig über den nahen Marmor und zieht, von dem Daseyn des Meisterwerks authentisch überzeugt, das verhängnißvolle Kreuz, gemüthsruhig fortfahrend im Texte — ist dies nicht Fabelon? — Für den Kunstverein ist die Etagione noch nicht günstig. Ich bemerke ein Nachstück von Ruben; Münker, die, durch einen zufällig und von Amtswegen vorübergehenden Priester bei Werken der Finsternis überrascht, reuig zu seinen Füßen niedersinken. Es ist viel Gutes darin, aber die Persönlichkeit des Geistlichen zu sehr hervorgehoben, er tritt zu sicher auf. Nur die Kirche wirft durch ihren Diener; hier ist kein Heiliger, der eine That vollbringt, also das Ganze zu historisch gehalten für ein Genrebild. Von Frisch hängt ein kleines Stück da: eine Kuppel Hunde, die vor einer verschlossenen Thüre zusammenstehen — entrée défendue. Ehemals mußte man in innerer Begeisterung aus sich heraus, jetzt rennt man in allen Gassen umher, zerbricht sich den Kopf, etwas Neues aufzufinden, und malt das Erste, Beste, wenn es nur die Leute lachen macht. So würdigt sich die Kunst zum Balazzo des Publikums herab. — Die meisten Landschaften sind nur Copien, ängstliche Porträts, nicht Stimmungen der Natur, nicht ihr Geist, nur der Buchstabe. Bei Kaisers Bildern (seine vorliegende Marktapelle ꝛc.) ist schon mehr dieses Große, Ganze der Auffassung, etwas Poetisches, Junges, aber er verfällt doch auch oft in störende Kleinlichkeit. — Der Portier der Pinakothek mahnt an die schabewahrenden Riesen unserer Kindermährchen, wie der Glanz des Innern an ihre kühn gerrämten Wunder. Heil König Ludwig, der dies Ideal eines Kunsttempels schuf! Alles ist hier so vortheilhaft plaziert, daß manches Alte, an dem man sonst vorübergeht, als neu in die Augen fällt, und das Schöne schöner erscheint, wie vom Rosenfinger einer Fee berührt. So bekommen Ehrfteine erst ihren rechten Glanz durch die geeignete Fassung. Ich mußte mich einmal nach Herzensinst ungestört in diesen Räumen ergehen, und weihte ihnen mehr als einen halben Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt
für
gebildete Leſer.

Sonnabend, den 18. November 1837.

— Miß Blafordine, die Blonde und Kalte,
Sieht mit dem lächelnden Stolz, den Venus auf Ida gefühlt,
Wie herrlich Blond in Blond auf ihrer Stirne ſpielt.

Wieland.
Der neue Amadis.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Aber unſerm Andrea gefiel auf die Länge dieſes Leben nicht; er war zu etwas Höherem berufen: er ſollte die Liebe und die deutſche Poeſie kennen lernen. Auf ſeinen Zügen mit dem Doktor hatte er ein hübſches Mädchen öfters geſehen, eine Blondine, die Eindruck auf ſein Herz gemacht. Die alte Luſt an Verſen erwachte neu, und er machte deren einige, trotz des Verbots des Doktors und der Geſtirne. Die ſchöne Emma verſtand es nicht, durch ein Bischen Koketterie und Laune einen Liebeshandel in die Länge zu ziehen. Ihr ſchwaches Herz wurde durch das Vergnügen, einen Anbeter zu haben, ſo angegriffen, daß es den Widerſtand ſogleich vergaß. Dies war freilich unſerm kleinen Stutzer nicht recht, er hätte gern mit einer ſchwierigen Eroberung geprahlt; allein die blonde Emma war dagegen wieder ſo gut, ſie hatte ſo viel Zärtlichkeit und Ergebung, daß man ihr den Fehler, keine Fehler zu haben, nothwendig verzeihen mußte. Die einzige Schwachheit, die dieſes vortreffliche Mädchen hatte, war, daß ſie mit wahrhaft abgöttiſcher Hinneigung an der Pflege ihrer langen gelblichen Locken hing. Unermüdet flocht, band, knüpfte und löste ſie dieſe zarten Ringe. Sie wickelte ſie ein und wickelte ſie wieder los, ſie duldete nicht, daß ein heißes Eiſen, noch weniger daß der falſche und todte Blumenguß einer Pomadebüchſe dem jungfräulichen Golde in die Nähe kam; es mußte in ſeinem urſprünglichen Glanze leuchten, ſo wie es auf der urſprünglichen Friſche einer jungfräulichen Wange lag. Andrea machte über dieſe Schwachheit ſeiner Geliebten Epigramme, aber ſie blieben ganz ohne Wirkung, denn die blonde Emma las keine Epigramme, ſie las überhaupt nicht, außer in den Augen ihres Freundes. Wo ſie eines Buches habhaft werden konnte, prüfte ſie die Dicke des Papiers, ob es wohl tauge, um daraus Haarwickeln zu machen. Dieſe verderbliche Richtung gegen die Literatur hatte ſie ſchon ſehr frühe angenommen und beharrte darin eigenſinnig trotz der Vorſtellungen Andreas.

In einer ſolchen Stunde, wo Emma wieder endlos mit ihrem Haar beſchäftigt war und Andrea ſich ennuyirte, griff er die auf dem Boden herumliegenden Papierwickeln auf, und indem er ſie ſorgſam auseinander glättete, paßte er die einzelnen Stücke aneinander, begierig, aus den Fragmenten einen Sinn herauszufinden. Es war ein deutſches Gedicht und eines von den vielen, die die blonde Emma ihrer Zerſtörungswuth geopfert. Andrea hatte hinlänglich deutſch gelernt, um die Verſe, die er zuſammengeſetzt, zu verſtehen; er fand ſie ſehr ſchön. Er ſetzte immer neue zuſammen und ſeine Freude wuchs mit jeder

Digitized by Google

Strophe, die er dem Staube und der Erniedrigung abkämpfte. „Ach!“ rief er endlich und seine Wange glühte, „wer iſt der Deutſche, der ſo zärtlich fühlt und ſo ſchöne Bilder braucht? Ich muß ihn kennen, er muß mein Freund werden!“ Die blonde Emma erſchrack, als ſie von Verſen hörte, denn ſie fürchtete, das Geſangbuch zerriſſen zu haben, eine unverzeihliche Sünde; ſie lief alſo ſchnell hin, um nach dem Reſte des unglücklichen gevierttheilten Buches zu ſehen und kehrte beruhigt zurück, als ſie auf dem noch erhaltenen Titel einen ihr gänzlich fremden Namen entdeckte. Es war Wielands Oberon. So war denn Andrea mit einem deutſchen Poeten bekannt geworden. Er las ihn in ſeinen müſſigen Stunden, er überſetzte ihn und freute ſich kindiſch über die ſchöne Rezia, den getreuen Hüon, den derben Scherasmin und über den ganzen Hof zu Babylon.

Mittlerweile kamen die Franzoſen über den Rhein. Die deutſchen Biſchöfe und Erzbiſchöfe flohen aus ihren Schlummerſtühlen, das Geklimper der Guitarren erſtarb, die Kaſtratenſtimmen der Oper ſchlugen ihre letzten Triller, ein ganzer Haufe Tänzer und Tänzerinnen brach aus den geöffneten Thoren und zerſtreute ſich in alle Welt. Die Landſtraße wirbelte mitleidig ihren Staub zu dichten Wolken empor, um die Götter eines geſtürzten Olymps vor den frivolen Blicken des Volks zu verhüllen. Der alte Vater Rhein ſah das unruhige Leben an ſeinen beiden Ufern und ſchüttelte bedenklich das Haupt. Auch der Churfürſt verließ ſein altes Haus. Er war ein milder, freundlicher Herr, und es that ihm innerlich wehe, ſeine Angehörigen und ſeine Stadt zu verlaſſen. Aber die äußerſte Verwirrung war plötzlich über alle Gemüther, alle Verhältniſſe eingebrochen. Niemand konnte ſich zurecht finden; man blieb auf der Straße ſinnend ſtehen und hatte den Weg zu ſeinem eigenen Hauſe vergeſſen. Man beſuchte die Gärten, die ſchattigſten Plätze, die verſteckteſten Lauben, aber nicht, um ſich mit einem vertrauten Freunde zu letzen, um das Geflüſter der Liebe lauſchenden Ohren zu verbergen, ſondern lediglich, um eine Kiſte mit Silbergeräth in den ſichern Schoß der Erde zu verſenken. Man begrub um die Wette ſilberne Kannen und goldene Hoffnungen, denn was war zu hoffen, was zu erwarten? — die Politiker prophezeiten eine allgemeine Umwälzung, und man glaubte ihnen. Unſer Andrea flüchtete aus den Thoren von Trier mit einem kleinen Ränzel auf dem Rücken, in welchem ein Sonntagsrock und die Ueberſetzung des Oberon ſteckten. Mit der letzteren hoffte er ſich durch die Welt zu ſchlagen, ein zweiter Ritter Hüon. Er zog gegen das nördliche Deutſchland. Von der ſchönen Emma und dem Doktor Bunzelius hatte er nicht Abſchied genommen, denn beide waren ſchon lange vor ihm entflohen, ſo ſehr fürchtete die Eine für ihre blonden Locken, und der Andere für ſein eines übrig gebliebenes Auge.

In der Gegend von Fulda trifft unſer Held auf einen Landsmann. Er ſieht nämlich eine abenteuerliche Figur auf der Spitze eines Hügels ſtehen, von dem aus zwei Wege ſich trennen. Andrea hört das Selbſtgeſpräch des Fremden, er betrachtet ſeine Geſtalt und ſieht, daß nur wenige ärmliche Lumpen einen langen, hagern Körper umhängen, dem es nicht an einer gewiſſen eigenthümlichen Großheit und Würde fehlt. Ein Profil mit gebogener Naſe und hervortretendem Kinn zeichnet ſich ſcharf gegen den Abendhimmel ab, die dürre Hand, die ſich erhebt, hält etwas ſehr zierlich mit Daumen und Zeigefinger und ſcheint unſchlüſſig, wohin ſie den erfaßten Gegenſtand werfen ſoll. Andrea nähert ſich und grüßt ehrfurchtsvoll, denn ſein Herz ſagt ihm, daß er einen Unglücklichen vor ſich habe. Der Fremde macht eine Verbeugung und beginnt gleich darauf, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſein früheres Monolog. Andrea bemerkt, daß es eine Münze iſt, die jener in der Hand emporhebt. „Was wollen Sie damit?“ fragte er; „etwa prüfen, ob Sie dort über den Fluß hinüber werfen können?“ — „O nein, mein Herr,“ entgegnete der Lange, „ſo kindiſch bin ich nicht; im Gegentheil, Sie ſehen mich hier in einem ſehr ernſten Geſchäfte. Dieſes iſt mein letzter Sous, der mir von einem Vermögen von vier Millionen Franken übrig geblieben. Ich habe nichts mehr, es iſt mir ganz gleich, wohin ich mich wende: dieſes Geldſtück ſoll mir den Weg zeigen zu meinem Glück. Ich werde es in die Luft ſchleudern und dann ſehen, gegen welchen von jenen beiden Wegen es niederfällt.“ Andrea trat zur Seite und der Graf warf. Das Geldſtück fiel gegen den Weg rechts hin. „Ach!“ rief unſer Held, „das iſt auch meine Straße. Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Graf, ſo bleiben wir beiſammen. Ich trage unerſchöpfliche Erwerbsquellen bei mir, und es wird mir eine Ehre ſeyn, wenn Sie mich von der Laſt meiner Reichthümer etwas befreien wollen.“ Dieſer Scherz lockte dem Grafen ein trübes Lächeln ab; er ſah, daß ſein Geſährte eben ſo arm, eben ſo verlaſſen, aber auch eben ſo entfernt von niedriger Geſinnung war wie er ſelbſt, und dieſe Betrachtung beſiegelte ſchnell den Bund der Beiden. Sie wanderten zuſammen die Straße weiter, der Eine franzöſiſche Verſe, der Andere deutſche vor ſich her ſingend.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beſchluß.)

So ward z. B. durch genaue Unterſuchung kleiner geſchliffener Flächen ermittelt, daß der große urweltliche verſteinerte Stamm des Dresdner Muſeums Nadelholz

Digitized by Google

und nicht, wie man bisher gewähnt hat, eine Eiche ist; daß die zahlreichen, bei Buchau in Schlesien, in älterem Kohlensandstein vorkommenden, bisher zu den Palmen gerechneten Stämme ebenfalls Nadelhölzer sind, und daß dieselbe Art auch am Kiffhäuser und in Ilmenau angetroffen wird u. s. w. Eines der schönsten Exemplare versteinerter, urweltlicher Hölzer besitzt die Sammlung der Universität Berlin, nämlich einen fünfjährigen, mit der Rinde noch bekleideten, in Hornstein verwandelten Nadelholzstamm, welcher auf der horizontalen Fläche noch deutlich das Mark und den Uebergang desselben in die Markstrahlen, im Longitudinalschnitte aber die Anbildung, und zwar wie wir sie bei den Nadelhölzern der Jetztwelt sehen, deutlich erkennen läßt. — Der schlesische Naturforscher verbindet mit diesen Mittheilungen die Bitte, ihm Exemplare von Braunkohle, versteinerten Hölzern, aber auch von selteneren Hölzern der Jetztwelt zu weiterer Vergleichung mitzutheilen.

In der Gewerbswissenschaft erwähnen wir, als besonders ausgezeichnet, der Fortschritte in der Anfertigung von Rubinglas, Millefiori und künstlichen Rubinen. Hinsichtlich des erstern werden diejenigen, welche sich für gewerbliche Produktionen interessiren, bemerkt haben, daß dergleichen Gläser von einer schönen, tiefen Purpurfarbe jetzt ein sehr häufig vorkommender Handelsgegenstand zu werden anfangen. Es ist dies nicht etwa bloße Modelaune, sondern ein wirklicher Fortschritt des guten Geschmacks; man kann in der That nichts Reizenderes sehen, als Gefäße von diesem Rubinglase; und zwei Vasen davon z. B., welche, gefüllt mit weißen Rosen, in diesem Augenblick vor meinen Augen stehen, gewähren einen sehr schönen Anblick. Nun ist die Kunst, dem Glase diese brennende Farbe zu geben, freilich schon seit längerer Zeit geübt worden; wer hätte, als Beweis dafür, namentlich die prachtvollen Rubingläser im grünen Gewölbe zu Dresden nicht gesehen? Allein die Anfertigung ward in der spätern Zeit als ein Geheimniß einiger böhmischen Glashütten betrachtet, obgleich man im Allgemeinen recht gut wußte, daß dies Glas seine Farbe einem Antheile von „Goldpurpur des Cassius“ * verdanke. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen machte daher im Jahr 1833 die Erfindung einer vollkommen sichern Methode zur Bereitung des Rubinglases durch Goldpurpur zum Gegenstand seiner Preisaufgabe, und Dr. Fuß von der chemischen Fabrik zu Schönebek bei Magdeburg erwarb diesen Preis, indem er ausfand, daß, wenn man dem Glase Goldauflösung und Zinnoxyd in richtigem Verhältnisse zusetze, sich während des Schmelzens der Goldpurpur selbst und somit die Rubinfarbe bilde. Der Gewerbsverein hat das Verfahren öffentlich bekannt gemacht, und seitdem produciren mehrere preußische Glashütten Rubinglas, welches besonders auch noch in der Art angewendet wird, daß man damit weißes Glas fein überzieht, wodurch rosenfarbene Gläser erhalten werden, welche, wie wir erfahren, während der letzten Badesaison besonders in den böhmischen Bädern viel Glück gemacht haben. — Millefieri dagegen ist eine Glasart, welche man dem Mosaik vergleichen möchte, da sie eine Vereinigung zarter farbiger Punkte, tausendfacher Blumen (woher der Name) und anderer phantastischer Gebilde darstellt. Diese Glasart (von der in unsern Blättern schon einmal die Rede gewesen ist) ward früher auf den venetianischen Glashütten der Insel Murano gefertigt, und stand in hohem Preise; das Geheimniß war aber ganz verloren gegangen, bis der oben erwähnte Chemiker Fuß dasselbe auch wieder aufgefunden hat. Jetzt verfertigt man das Millefiori auf der schlesischen Glashütte der Gebrüder Matterne; und da es sich zu allen Arten von Bijouteriearbeiten vortrefflich eignet, so nützen wir diese Veranlassung, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf zu richten. — Die künstlichen Rubinen endlich sind eine Erfindung des französischen Chemikers Gaudin, welcher der Pariser Akademie Proben davon vorgelegt hat, die nichts zu wünschen übrig lassen. Er verfertigt sie, indem er vor dem Knallgasröthrohr Ammoniak, Alaun und chromsaures Kali zusammenschmilzt. Die also dargestellten künstlichen Steine haben die Härte, Farbe, Unschmelzbarkeit der echten Rubinen, ritzen Bergkrystall, Topas ꝛc., schneiden den besten Gußstahl, und können selbst von Kennern von den orientalischen Rubinen nicht unterschieden werden.

* Dieser Cassius, den man für einen Römer halten möchte, war vielmehr ein Hamburger Arzt aus der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und erfand den hier in Rede stehenden Goldpurpur, welcher weiter nichts ist, als eine innige Vermischung des metallischen Goldes mit Zinnoxyd, wodurch ein feines Pulver von Purpurfarbe entsteht. Das Detail der Zubereitung gehört nicht hieher.

Lenz und Herbst.

An Friedrich Rückert. 1835.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil dir selbst im Kreis der Jahre
Schon dein Lebensherbst genaht;
Mir behagt der Lenz, der frühe,
Weil ich noch im Lenze blühe
Und mein Hoffen ist die Saat.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil er dir in greise Haare
Neue Jugendkränze flicht;
Mich erfreut der Lenz, der frühe,
Weil er mir für meine Mühe
Einen gleichen Lohn verspricht.

Digitized by Google

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil dir so der wunderbare,
Ew'ge Frühling näher steht;
Mir noch frommt der Lenz, der frühe,
Denn des Tages Hitze sprühe,
Eh' des Abends Kühlung weht!

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Weil du deinem Hausaltare
Hundertfältig Korn gemäht;
Mein noch ist der Lenz, der frühe,
Und ich flehe: O verglühe
Eher nicht, als ich gesät.

Dir gefällt der Herbst, der klare,
Mir der Frühling, doch gewahre
Ich, was jener die bescheert,
Hör' ich deinen Lorbeer rauschen,
Denk' ich: könnt' ich dennoch tauschen!
Solch' ein Herbst ist Kronen werth.

Lebrecht Drewes.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

(Beschluß.)

Kunst. Manhart.

Respekt vor meinem Cicerone, den ich der Güte des Galeriedirektors verdankte! Es war ermüdlich, an jenem so viel Wärme und frische Begeisterung zu finden, da solche Auffeher gemeinhin gleichgültig am Gittlichsten vorbeigehen, durch Praxis so abgestumpft für Schönheit und Entzücken, wie Aerzte, Leichenfrauen u. dgl. für Mitleid und Graus. Vorzüglich freute mich an besagtem Führer, daß er fromm durch die Kunst geworden war, d. h. von innen heraus. — Die Verklärung der Mutter Gottes von Cignani, und die zweite, bekannte von Guido Reni — herrlicher Gegensatz! Erstere im Augenblicke, wo sich Maria von der Erde aufs schwingt — welche Begeisterung, welche Sehnsucht! letztere im Augenblicke, wo die Madonna zum Himmel schwebt — ganz Heiligkeit. Glorie, alles Irdische völlig abgestreift. Dann wieder Cignani's Magdalena, auch in Begeisterung, Sehnsucht emporblickend, und doch wie verschieden von Maria! Correggio's Ecce Homo ist eine ganze Bibel. Er ist es, der unsere Sünde auf sich genommen hat, die ganze Last des Weltschmerzes liegt auf ihm; welch Leiden in Liebe! Und Liebe, die heiligste, rührendste Mutterliebe ist es auch, die gegenüber in der kleinen Madonna Raphaels sich zum Kinde neigt, ihre ganze Welt in ihm, die ganze Welt in ihm umfassend; diese beiden Bilder sind eine Religion. In der Seitengalerie reiht Zimmermann die Kunstgeschichte dar; es ist wohl fadelerter Geschmack, daß mich die Fresken so schnell und sehr ermüden, und il y a de quoi hier in München. Mir ward die Ehre, in diesen heiligen Hallen dem Erzherzog Franz Karl zu begegnen, der am gleichen Morgen auch eine Kunstwallfahrt angetreten hatte, hieher und in die Glyptothek. — Ich rieche gerne Weihrauch; was mich aber am heutigen Sonntag eigentlich in die Michaelskirche zog, war der Militärprediger Manhard, der noch nicht lange hier den Gottesdienst versieht, aber Aufsehen macht durch seine gute Kanzelrede und durch die Freisinnigkeit, mit der er einges fleischte Vorurtheile angreift. Manhard mag an des Mannesalters letzter Grenze stehen; er agirt wohl zu viel, man sieht, daß Gewandtheit, Geschmack ihm fehlen; so rein die Diktion, so fehlerlauft die Aussprache, und doch — merkwürdiger Contrast! — im Vortrag, in der Stimme, den Modulationen der Töne so viel Gefühl, Wahrheit, Ausbildung, daß der Redner, abstrahirt vom Dialekt, entweder der größte Künstler, oder ein echter, frommbegeisterter Christusjünger ist. In alle Seelentiefen dringt das, obschon mißtönende Wort, das vom Herzen kommt, zum Herzen geht. Mich rührt, daß an diesem armen, vergessenen Feldpater, der bis jetzt in irgend einem finstern Winkel Bayerns unerkannt lebte, nun spät die inwohnende Kraft sich kund gibt. Das ist Tobiad, dem der Engel Gottes das Gesicht gibt. Das heutige Evangelium war weniger geeignet, den Petrus, als den Johannes zu zeigen, ich hätte ihn aber mögen donnern hören. Doch hatte er auch heute Momente, wo er sich den zahlreichen Zuhörern als Sohn des freieren Jahrhunderts erwies. Manhards Zukunft soll nicht sicher seyn, er auch jetzt immer noch dürftig leben; der, den du predigst, hatte ja auch auf Erden nicht wohin sein Haupt legen! Nach der Predigt begann die Militärmesse: es hat etwas Ergreifendes, wenn die Trommeln gerührt werden, bei der Wandlung ꝛc.; nur störte mich die lustige Opernmusik, eine Scene aus dem Freischütz. Um zwölf Uhr ist in der Metropolitankirche und bei den Theatinern die elegante Messe. In letzterer Kirche versammelt sich im Allgemeinen das weniger solidbesaßbionable Publikum, und dann speit das dreifach gedeckte Thor die elegante Foule aus, welche sofort den Hofgarten überschwemmt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 270.

Die Poesie.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

I.

Mit Ernst im Antlitz nahet die Dritte sich,
Fast ihre Feindin, wenn die Unsterblichen
Sich hassen könnten, nach dem hohen
Sinn in dem Spiele des Lebens forschend.

Nicht Regenbogenfarben genügen ihr,
Sie sucht des reinen Lichtes gewobnten Quell,
Wo nicht gebrochen, noch gebogen
Glänzen der ewigen Sonne Strahlen.

Sie wohnt in Fernen, welche des Menschen Blick
Mit seinem Fernrohr künstlich erspähen kann:
Doch schickt sie denen, die sie suchen,
Strahlen des ewigen Lichts hernieder.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Montag, den 20. November 1837.

Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte unerbittlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn. —

Schillers Wilhelm Tell.

Die Rache.

Es saß auf Tibets altem Thron
Dharma, der Freund der schwarzen Mächte.
Er sprach des Volkes Glauben Hohn,
Ermordend Buddhas * fromme Knechte.
Das Beil fiel nieder Streich auf Streich,
Das Feuer der Verfolgung brannte,
Daß man aus Furcht im ganzen Reich
Die heil'gen Namen nicht mehr nannte.

Von diesen Greueln endlich hört
Ein frommer Siedler im Gebirge;
Der Einsame war ungestört,
Vergessen blieben vom Gewürge.
Dem Tsoktu brennt sein großes Herz,
Daß Buddhas Ehre so versinket;
Im Traume stellt sich seinem Schmerz
Der Gott dar, der ihm Beistand winket.

Kohlschwarz färbt er sein milchweiß Pferd,
Bei Dharma Zutritt zu gewinnen,
Sein Kleid hat rasch er umgekehrt,
Das weiß ist außen, schwarz von innen.

Die falt'gen Aermel bergen leicht
Den Bogen sammt den sichern Pfeilen.
Den Königshof hat er erreicht
Und steht um Vorlaß ohne Weilen:

Er zieh' herbei aus fernem Land,
Dem König Ehrfurcht zu bezeugen.
Man sieht ihn drei Mal, bis zum Sand
Die Stirne senkend, sich verbeugen:
Beim ersten legt er auf den Pfeil;
Das zweite hilft den Bogen spannen;
Beim dritten hat den Flügelteil
In's Herz gejagt er dem Tyrannen.

„Der Wind wühlt Staub auf; der verschlingt
Das Wasser; Wasser löscht das Feuer;
Der Vogel Garudi bezwingt
Des Meeres Drachenungeheuer.
Smaragde aus der Berge Schacht
Kann scharfer Diamant zernagen;
Buddha besiegt der Schimmus Macht —
So hab' den König ich erschlagen."

Rasch kehrt er um sein schwarz Gewand
Und schwingt, umrauscht von weißen Falten,
Sich auf sein Roß und sprengt's vom Rand
Des Ufers in den Strom, den kalten.

* Buddha, der indische Sonnengott.

Digitized by Google

Am andern Ufer klimmt empor
Auf weißem Roß der blanke Reiter;
Die Sonne, die den Glanz verlor,
Scheint über Tibet wieder heiter.

G. Pfizer.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

„Mein Gott,“ ſagte der Graf, „es ſind ſchon zwei Tage, daß ich nichts gegeſſen habe; es wird endlich Zeit ſeyn, daß ich etwas Warmes in den Mund bekomme.“ Andrea rezitirte ihm die Verſe aus dem Oberon vor, wo die bald verſchmachtete Rezia auf der wüſten Inſel plötzlich geſtärkt und getröſtet wird. Indem er noch in der Deklamation begriffen war, ging ein Mann vorbei, der ſich freundlich umſah und nun ſtehen blieb, als er die bentſchen Verſe hörte. Als unſere Freunde herau kamen, wollte er weiter gehen, allein er blieb immer wieder ſtehen, und hörte immer aufmerkſamer zu, und lächelte immer freundlicher; zuletzte grüßte er ſogar. „Sie ſind Franzoſen, meine Herrn?“ fragte er. „Ja, mein Herr, wir ſind Bourboniſche Lilien, die in fremden Boden verpflanzt worden.“ Der Mann lächelte. „Steht nicht geſchrieben,“ ſagte er, „daß Gott der Herr die Lilien auf dem Felde kleidet? mit den Bourboniſchen Lilien ſcheint er aber nicht ſo gnädig zu verfahren.“ — „Wollen Sie ſpotten, mein Herr?“ — „Um Gotteswillen, nein!“ rief jener faſt ängſtlich, „wer könnte über das Unglück ſpotten? zumal, wie dürfte es Einer wagen, der ihm ſo nahe geſtanden hat, wie ich ſelbſt? Jener Dichter, deſſen Verſe Sie eben herſagten, hat mich vor Unglück und Armuth geſchützt.“ — „Voltaire?“ fragte der Graf; — „Wieland?“ rief Andrea. „Der Letztere,“ entgegnete der Mann. „Ich bin ein Buchdrucker, meine Herrn, und wohne in jenem Städtchen, deſſen rothen Dächer über das niedrige Laub der Nußbäume herüberleuchten. Wenn Sie mit mir gehen und heute Mittag meine Gäſte ſeyn wollen, ſoll es mir eine Ehre und ein Vergnügen ſeyn.“ Andrea ſtieß den Grafen an und machte ihm begreiflich, daß er dieſes Eſſen Oberon zu verdanken habe. „Wer iſt Oberon?“ rief jener. „Wird er mir meine vier Millionen Franken, mein himmliſches Weib, mein ſchönes Schloß am Ufer der Rhone wieder ſchaffen?“ — „Noch mehr als das,“ entgegnete Andrea, „Oberon wird uns lehren, ein Leben ohne Schloß, Weib und Gold erträglich zu finden.“ Der Graf ſchüttelte das Haupt.

Der Mann, bei dem ſie jetzt einkehrten, war ein Buchhändler und Buchdrucker zugleich. Er hatte in Dürftigkeit angefangen und war nach und nach zu einem kleinen Beſitzthum gelangt. Ueber ſeiner Hausthür ſtand der Vers:

Du dunke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.

Ueber Tiſch kam Andrea mit ſeiner Ueberſetzung des Wieland hervor. Der Buchhändler freute ſich über dieſe Arbeit und gab Hoffnung, daß ſie verkauft werden könnte. „Sind die gegenwärtigen Zeitläufte,“ ſagte er, „auch nicht ſehr günſtig für die belles lettres, ſo wohnen hier in der Gegend herum doch manche vornehme Herrſchaften, die ein Buch wie das Ihrige kaufen und vielleicht ſogar die Koſten für den Druck hergeben dürften.“ Dieſe Worte des Herrn Petermann entzückten unſern Andrea. Er ſah ſich ſchon gedruckt, Schriftſteller und von bedeutenden Perſonen geſchätzt und geſucht. Der Graf, dem er ſeine Hoffnungen mittheilte, ſagte: „Was iſt ein Schriftſteller? Ein Weſen, von dem ich gelegentlich ein paar gute Gedanken borge, und das ich dann bei Seite werfe, wie ein altes Kleid. Ich habe dieſe Herrn zu Dutzenden in meinem Salon gehabt, und kann nicht ſagen, daß nur Einer derſelben mir achtungswerth erſchienen. Sie füllten meine Ohren mit Verſen und ich ihren Magen mit Saucen. Eine ſchöne Frau und eine Note von hundert Pfund äußerten erſtaunlichen Einfluß auf die Geſinnungen dieſer Menſchen.“ — „Ach,“ rief Andrea, „auf dieſe Weiſe wäre in der ganzen Welt nichts Achtungswerthes.“ — „Das ſage ich ja eben. Uns allen ſteht ein fürchterlicher Moment bevor, wir mögen nun reich, ſchön, geiſtreich, von Tauſenden angebetet ſeyn, gleichviel, der Moment des Todes. Wer kann dieſem entgehen? Alle Spielereien von Achtung, Tugend, Weisheit gäbe ich hin, wenn ich damit nur von einer ſchmerzhaften Nervenzuckung mich loskaufen könnte. Aber wenn wir auf unſerm Todtenbette liegen, verlaſſen uns die Verſe der Dichter, verlaſſen uns die ſchönen Frauen und verläßt uns die Religion. Es iſt nichts wirklich und gewiß, als daß ich ſterben muß.“

„Du dunke Gott, wenn er dich preßt,
„Und dank ihm, wenn er dich wieder entläßt.“

ſagte Petermann, der unvermerkt zu ihnen getreten war und jetzt zwiſchen den Sprechenden ſtand. Die Abendſonne warf ihre Glut über das kleine Haus, die nahen Gebüſche und leuchtete in die enge Gaſſe hinein; in den Bäumen rauſchte der Abendwind. Die drei Männer ſtanden bei einander und eine lange Pauſe herrſchte. Dann fing Petermann an, religiöſe Troſtgründe vorzubringen; der Graf fiel ihm in die Rede. „Laſſen wir das!“ rief er. „Sie reden ein zu barbariſches Franzöſiſch, als daß ich Ihnen folgen möchte, und redeten Sie auch mit den Zungen der Engel, ich würde Sie doch nicht verſtehen. Aber ſehen Sie hier, zehn geſunde Finger, ſie ſind mein

Digitized by Google

Eigenthum, ich habe sie noch Niemanden verkauft, Sie sind der Erste, dem ich sie anbiete. Stellen Sie mich bei Ihrem vermaledeiten Druckerkasten an, und Sie sollen sehen, daß ich meinen Mann stehe." — „Topp!" rief der Buchdrucker, „da sind wir ja verbündete Leute." Der Graf murmelte vor sich hin: „Es geschieht ja nur wegen der Todesangst, denn sonst hätte ich ja — sterben können."

Andrea richtete sich in einem kleinen Bodenstübchen im Hause Petermanns ein und dachte nun ernstlich daran, ein großer Mann zu werden. Der Buchhändler hatte ihm eine vornehme Herrschaft in der Nähe genannt, und er machte sich eines Morgens auf den Weg nach dem hoch und schön gelegenen Schlosse. Er langte dort in den ersten Nachmittagsstunden an. Es war eine starke Hitze; die Rideaux der Fenster waren geschlossen, auf dem Hofe spazierte einsam ein prächtiger Pfau, und ein kleiner, in rothen Sammt gekleideter Lakai dockte auf dem Piedestal einer wettergrauen, verstümmelten Statue. In der Entfernung blickten die dunkeln Buchen des alten Schloßgartens durch das Gitterthor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tartarische und kleinrussische Sprüchwörter. Anhang zu den finnischen Sprüchwörtern und Gnomen.

Mitgetheilt von Karl Sederholm, Prediger der evangelischen Gemeinden in der Umgegend von Mostau.

Versteh dich selbst, so wirst du Gott verstehen.

Der Regen erfrischt das Gras, den Menschen das Gebet.

Der Herr verspracht mir einen Pelz, doch auch sein Wort ist warm.

Versteck es, lieber Gott, damit es der Teufel nicht sieht.

Wenn der Großrusse sagt: es ist trocken, so schürze dich bis an's Ohr.

Bete zu Gott, aber erzürne auch den Teufel nicht.

Wo der Teufel nicht fertig wird, da schicke ein Weib hin.

Dem Reichen wiegt der Teufel die Kinder.

Herrenhöflichkeit reicht nur bis zur Schwelle.

Den Höckrigen macht das Grab gerade.

Wenn nur Honig da ist, ein Löffel findet sich.

Befreunde dich mit dem Großrussen, aber halt' einen Stein im Busen.

Liebe dein Weib als deine Seele, aber schüttle sie wie einen Birnbaum.

Wenn der Abt zum Glase greift, greifen die Mönche nach dem Krug.

Füttere den Wolf wie du willst, immer steht sein Sinn nach dem Wald.

Moden.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Bemerkungen sollen nur einige der Formen besprechen, denen die Herrschaft für diesen Winter gesichert scheint. — Am meisten Aufsehen vielleicht machte die Regeneration der großen Mantille, des Mantelet. Das Mantelet ist seiner Natur nach ein Mittelding zwischen Shawl, Umschlagtuch und Mantel, wird aber durch seinen dieser drei ersetzt. Es ist ein altvätterisches, aber eben darum modefähiges Kleidungsstück, und die Laune der Pariserinnen hat sich dieses Jahr daran gemacht, diese „precieuse coquetterie" so umzugestalten, daß der Urtypus kaum mehr kenntlich ist. Der neue Schnitt läßt sich im Allgemeinen so bezeichnen: die Pelerine fällt hinten sehr weit herab und ist oval zugeschnitten, wie der Chorrock des Messe lesenden Priesters; statt die Arme hemmend zu bedecken, ist das Kleidungsstück bis über das Ellbogengelenk ausgeschnitten, so daß der Anfang der Taille sichtbar wird. Von hinten nimmt sich das Ganze aus wie ein Shawl. Es wird aus dunkelm Stoff gemacht, watirt, mit natürlichem oder künstlichem Pelz besetzt, und ist warm und leicht zugleich. — Pelzwerk wird Allem nach stark getragen werden, schon weil die russischen Formen bei den Uebertleidern vorherrschen; indessen kann überall der Sammt den Pelz vertreten. Der Pelz zu großer Toilette ist übrigens so kurz, daß die Garnitur des Kleides vorsieht. — Im Fache der Kleidungsstücke, welche man unter dem allgemeinen Namen Mantel zusammenfaßt, zeigte sich schon seit einigen Jahren die Neigung, von den maßlosen, futtermattigen Formen zu passenderen, kleidsameren umzukehren: dieses Jahr hat sich diese Richtung vollends entschieden, und die Mäntel verdienen jetzt kaum diesen Namen mehr, sofern sie sämmtlich Ermel und eine Taille haben, und so genau anliegen wie ein Ueberrock. — Unter der ganzen Aristokratie der weiblichen Kleidungsstücke ist die Familie des Cachemirschawls die vornehmste und reichste. Ihre Herrschaft ist eine unerschütterliche, auf innern Werth gegründete. Die Qualität einer Dame misst sich am sichersten, sicherer als nach Juwelen, nach dem Sortiment von Shawls ab, die sie nacheinander, zu Hause, im Wagen, am öffentlichen Ort, auf ihren Schultern zu bewundern gibt. Ein echter Shawl dient nie aus, nur tritt er, wenn er nach Farbe und Dessin nicht mehr zum „Distinguirtesten" gehört, in die Competenz des Neglige zurück. Grün und schwarz, bisher die Hauptfarben, werden von roth und gelb verdrängt; das Dessin besteht durchgängig aus Palmen, Bändern, Schlangenlinien und ist sehr reich; die teppichartige Form ist desinitiv verworfen. — Unter den wandernden Motiven, welche gegenwärtig der Tracht unserer Mütter und Großmütter entlehnt werden, bemerken wir auch das bauschige Halstuch, wie es kurz vor der Revolution getragen wurde. Es wird entweder vom Leib des Kleides bald bedeckt, oder geht ganz darüber her. Man verfertigt diese Halstücher aus Linon, den zu diesem Zweck weder Gaze, noch Mousseline ersetzen soll. Man erinnert sich, daß dieses Kleidungsstück seiner Zeit bis an das Kinn heraufreichte und einen Riesenkropf bildete, der alle natürlichen Auswüchse freundlich unter seine Hülle nahm. So weit scheint man es vor der Hand nicht treiben zu wollen; indessen sind mit dieser Neuerung sogleich die Aktien aller Frauenzimmer gestiegen, welche bei einer Halsdraperie zu gewinnen haben. Manche lieben an diesem Halstuch besonders, daß es nicht zerknittert werde, weil es

Digitized by Google

schon zerknittert ist, und finden es, sehr offen ungelegt, äußerst geschickt. — In den Stoffen der Kleider ist man noch entschiedener zum Geschmack des vorigen Jahrhunderts zurückgekehrt, als im Schnitt. Der volle großmütterliche Blumenstor erscheint sich wieder auf den Boden der Entelinnen. Zu halber Toilette erhält den Vorzug die Wollmousseline mit eingewobenen Blumen und Laubwerk von Seide; der Grund ist bald in unentschiedenen Farben aller Nüancen, und die Dessins sind meist genaue Nachbildungen alter Muster. Dasselbe ist bei den schweren Seidenzeugen zum vollen Fuß der Fall, und all diese façonnirten Atlasse, diese neuaufgelegten Pekins, Bongrans, Armures, und wie sie alle heißen, mit ihren tausenderlei Blumen und Schnörkeln, ihren matten und glänzenden Streifen und schillernden Netzen, sind lauter, vom modernen Geschmack in der Zeichnung kaum modificirten Copien einer Pracht, welche die ältesten unserer Zeitgenossen eines Tags ein Ende mit Schrecken nehmen sahen. Im Schnitt dagegen wagt man sich nicht ganz so weit vor, oder vielmehr zurück. Man fühlt, daß der Typus der Zeit, welche man sich einmal zum Muster gewählt, ohne Puderfrisur und Reifrock doch nur unvollständig reproducirt ist; man scheut sich, die Büste gar zu sehr zu degarniren, und bleibt so im Meisten auf halbem Wege stehen. Es ist der Weise, wie sich das Costüm überhaupt zu entwickeln pflegt, ganz angemessen, daß eine Zeit, welche so entschieden die Tracht einer ältern copirt, in denjenigen Momenten, gegen welche sich der allgemeine Geschmack doch zu sehr sträubt, keine herrschende, durchgreifende Form aufbringt. So kommt es, daß namentlich der Ermel, und eben damit zum Theil auch der Leib seinen legalen Umriß gewinnen kann; er ist so ziemlich der individuellen Laune und dem Geschmack preis gegeben. Dieses Verhältniß ist denjenigen, welche den Verstand oder den Muth haben, ihren Körper zu studiren, willkommen und förderlich; es ist aber verwirrend und ärgerlich für solche, welche gewohnt sind, das nächste beste Modebild für einen verbindlichen Kabinetsbefehl anzusehen oder sich blindlings der Distretion ihres Schneiders zu überlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die allgemeinen Wahlen. Die Journalistik.

Zu Paris, so wie in ganz Frankreich, ist man jetzt mit den Deputirtenwahlen beschäftigt. Alles läuft dabei sehr rasch ab, und die Polizei hat nichts zu besorgen. Hier kommt es nicht einmal zu einem Streite, viel weniger schlägt man Mäntel todt, wie zu Barcellona; aber bessenungeachtet herrscht ein reger Wetteifer unter denjenigen, welche sich berufen fühlen, in der Deputirtenkammer die Angelegenheiten des Vaterlandes zu besorgen. Freilich ist dies das ehrenvollste, obwohl nicht das leichteste Amt. Gelehrte, Künstler, angesehene Beamte, Leute, welche von ihrem Vermögen gemächlich leben, Alle treten auf und bewerben sich um die Volksgunst. Magendie läßt seine Kranken und seine medizinischen Forschungen bei Seite, um das Recht zu erwerben, in der Versammlung der Deputirten zu sitzen. Davib legt den Meisel nieder und wird Politiker. Mauves von Paris, Staatsrath, Bankier u. A. setzen ihre politischen Glaubensbekenntnisse auf und treten in die Reihe der Candidaten und Sollizitanten. Dies beweist, daß die Ehre, der Repräsentant seiner Mitbürger zu seyn, immer höher geschätzt wird. Die großen Tagblätter haben in dieser Zeit mehr Gewicht als sonst, nicht als ob sie, wie man irrig glaubt, den Ton angäben, sondern weil sie aussprechen, was eine Partei, eine Klasse, eine gewisse Anzahl von Bürgern wünscht oder will, und weil man nur durch diese Organe die öffentliche Meinung eigentlich erfährt, wie es mit der Gesinnung der Stadt- und Landbewohner steht, welche Männer von ihren Mitbürgern unterstützt worden, welche nicht. Daher haben die Journalisten jetzt vollauf zu thun. — Ich habe früher der 40 Francsjournale erwähnt, welche sogleich ziemlich starken Absatz erhielten, besonders in nicht sehr bemittelten Häusern, in denen man wohl 40 Franken aufbringen kann, aber nicht das Doppelte, welches der gewöhnliche Preis der ältern Tagesblätter war. Die Journale, deren Lektüre nun einmal in einem Staate, wo sie sich frei aussprechen können, ein unentbehrliches Bedürfniß der Bürger geworden ist, drangen also in Häuser und Klassen ein, wo sie sonst nicht gehalten wurden, oder wo man nur die kleinern Spottblätter las, deren täglich mehrere erscheinen, und die zuweilen lustige Einfälle zum Besten geben, aber sonst auch nichts. Die ältern Blätter trafen nun auch Maßregeln, um ihre Abonnenten nicht zu verlieren. Einige wurden größer, kommten also weit mehr liefern, andere gaben Beilagen mit interessanten Aufsätzen. Berühmte Schriftsteller wurden zu Redaktoren angenommen, und einige Blätter betamen dadurch ein neues Interesse; denn bei dem angenommenen großen Format konnten sie Alles verhandeln und alle Stände befriedigen. Handelsleute, Industrielle, Börsenmänner, die ele. ganze Welt u. s. w. Aber die 40 Franczeitungen hatten die ökonomische Welt für sich, die nur oberflächlich wissen will, was am politischen Horizont, im Theater u. s. w. vorgeht, und sich daher leicht mit einem Blatte im alten Format begnügt. Indessen fangen die Unternehmer doch an einzusehen, daß es bei den immer steigenden Forderungen, welche die Leserwelt an ein Pariser Tagblatt macht, nicht wohl möglich ist, dasselbe für den Preis von 40 Fr. zu liefern; denn nicht allein soll das Blatt gut gedruckt, sondern auch gut geschrieben seyn, nicht allein die politischen Neuigkeiten so früh und ausführlich liefern, als die andern, sondern auch eine große Mannichfaltigkeit darbieten, die Leser mit den Vorgängen in der Dramatik, der Kunst u. s. w. bekannt machen, kurz, die Leser so unterrichten, daß sie in der Unterhaltung über Tagesbegebenheiten nicht zu stocken brauchen. Zur Abfassung eines solchen Blattes gehören aber tüchtige Leute, die in Paris gut honorirt werden müssen, wenn sie sich mit diesem Geschäft befassen sollen. Daher hat auch eines der 40 Frankenblätter bereits gestanden, es könne den bisherigen Preis nicht mehr beibehalten, und müsse ihn künftig auf 60 Fr. erhöhen. Wenn das Journal la Presse, das zuerst erschienene wohlfeile Blatt, nicht auch schon seinen Preis erhöht hat, so soll dieses daher kommen, weil der Unternehmer, Emile Girardin, und seine Frau, Delphine Gay, und wahrscheinlich auch die Schwiegermutter, Sophie Gay, diejenigen Aufsätze selbst schreiben, welche in andern Blättern am theuersten honorirt werden. Indessen sind doch auch einige ältere Blätter so klug gewesen und haben den Preis von 80 Fr. herabgesetzt. Wahrscheinlich werden sich allmählich die beiden Gattungen auf halbem Wege entgegenkommen und die Differenz ausgleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 21. November 1837.

High sunny summits, deeply shaded dales,
With various prospects gratify the sight,
And scatter fit attention on delight.
Parnell.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

Reise von Christiania über Ringerige nach Kongsberg.

Das schönste Augustwetter begünstigte meine Fahrt in's Innere Norwegens. Mein Fuhrwerk war das dort zu Lande allgemein übliche Carriol, das sich vor den zweirädrigen schwedischen Karren vortheilhaft auszeichnet. Es ist ohne Zweifel eines der zweckmäßigsten Fuhrwerke für Bergländer, zugleich leicht und solid, einfach und bequem. Auf der eisernen Are, welche die beiden nicht sehr hohen Räder verbindet, ist eine etwa zwölf Schuh lange Gabel vom Holze junger Eschen oder Vogelbeerbäume befestigt, welche die Breite von ungefähr vier Fingern und nur eines starken Daumens Dicke oder Höhe hat. Auf dieser Gabel sitzt der Kasten des Fuhrwerks auf, der mit seinem hintersten untern Theile bis auf einen Schuh gegen die Are hinreicht, so daß also der darin Sitzende die Stöße der Are nicht fühlt, indem er zwischen dieser und dem Punkte am Kummt des Pferdes, wo die vordern Enden der Gabel befestigt werden, auf den elastischen Stangen gewiegt wird. Man hat in neuerer Zeit dem Hintertheile des Kastens bei eleganteren Corriols eine liegende Feder untersetzt, weil die Schwingung natürlich gegen den festen Punkt der Are hin am meisten gehemmt ist; allein das meinige, das eine solche Feder nicht hatte, schien mir auch ohne sie bequem genug. Der Kasten selbst ist schmal und unbedeckt, für eine einzige Person eingerichtet, die darin, etwa wie in einem lappländischen Schlitten, halb sitzt, halb liegt, indem die Beine ganz zu strecken Raum genug ist. Zu Unterbringung des Gepäckes ist das Sitzkästchen und der Platz unter den Beinen bestimmt, auf welchen man ein mäßiges Felleisen der Länge nach aufschnallen kann, ohne in jener halbliegenden Stellung gehindert zu seyn. Für den Fall, daß das Gepäck den innern Raum mehr ausfüllen sollte, oder daß man die Lage zu ändern wünschte, sind zu beiden Seiten des Kastens auf den Gabelstangen Haltpunkte für die Füße angebracht, häufig in Form von Pantoffeln, dergleichen man im Orient als Steigbügel angewendet sieht. Hinter der Are ist an den äußersten Theilen der Stangen ein kleines Brettchen befestigt, zum Sitz für den begleitenden Postjungen bestimmt. Ist die Witterung gut, so läßt sich nichts Angenehmeres denken, als in solchem Carriol, behaglich hingestreckt, mit einem jener muntern und gutmüthigen kleinen norwegischen Rosse, deren Sicherheit und Ausdauer bewundernswerth ist, rasch durch Thal und Berg zu rollen; denn außer der Leichtigkeit des Fuhrwerks macht auch dessen schmale Spur es zum Gebrauch im Gebirge besonders geeignet, während zugleich die Niedrigkeit

Digitized by Google

der Räder das Umfallen erschwert. Bei schlechtem Wetter, dem ich Gottlob nie darin ausgesetzt war, wird die Sache etwas bedenklicher; doch ist durch das Spritzleder das Gepäck und der untere Theil des Körpers bedeckt, und für Kopf und Oberleib hat man eigenthümliche Verwahrungsmittel, die in zweckmäßiger Einfachheit zum Ganzen stimmen. Man schützt nämlich die Schultern mit einem rund geschnittenen Kragen von weichgegerbtem, wasserdichtem Rennthierleder, der über den Rand des Carriolkastens hinausgeht und den Regen darüber hinablaufen läßt; der Kopf wird durch einen Hut von Leinwand mit wasserdichtem Ueberzuge, wie ihn die Matrosen zu tragen pflegen, vorn mit einem kleineren, hinten mit einem größeren, den Nacken bedeckenden Stülpe, hinreichend verwahrt.

Wer nun in Norwegen von irgend einem Seeplatze aus in's Innere zu reisen gedenkt, muß sich ein solches Carriol nebst Pferdegeschirr entweder kaufen oder miethen, da er im Lande selbst ein Reisefuhrwerk zu finden nicht hoffen kann, eben weil man gewohnt ist, daß Jedermann sein eigenes mitbringt. Der Preis ist gering; ein hübsch lackirtes Carriol nebst Geschirr kostet neu nicht mehr als sechzig Thaler, und es hält in der Regel nicht schwer, in den größeren Seestädten auch schon gebrauchte Fuhrwerke dieser Art, wenn gleich nicht viel wohlfeiler, zu kaufen, da die Reisenden, welche z. B. zu Christiania ankommen, um zu Lande nach Bergen oder Drontheim zu gehen und dort wieder zur See das Land zu verlassen, am Abgangsorte diese Equipage, und zwar zu ziemlich guten Preisen, wieder zu verkaufen pflegen. Ich meinerseits, dessen ganzer Aufenthalt in Norwegen nur auf eine Woche berechnet war, zog es vor, mir dies Reisebedürfniß miethweise für je zwei Mark täglich zu verschaffen.

Zuerst ging die Fahrt rasch zwischen den freundlichen Landhellen am nordwestlichen Ufer des Christiana-Fjord hin bis zu einem Dorfe, bei welchem sich der Weg rechts in's Gebirge wendet. Es ist dies die große Straße nach Bergen, eine der beiden Hauptstraßen Norwegens, deren andere die nach Drontheim ist. Die Berge, einförmig mit Tannen und Fichten bewachsen, auch durch Gestalt nicht bemerkenswerth, gewähren doch von Zeit zu Zeit nach Außen einen weiten Blick auf die tief liegenden Meeresbuchten, oder ziehen das Auge nach Innen hinüber in ein freundliches Gebirgsthal. Ein solches ist nahe bei Jonsrud, wo links in ein kleines romantisches Thälchen ein Bach sich zieht, der die Eisenwerke von Bärum in geringer Entfernung von der Straße treibt. Ueberall in Norwegen findet man Bergwerke, Hütten und was sonst damit zusammenhängt, denn der Boden ist reich an Metallen und der Bergbau ein Regal.

Hinter Jonsrud, der ersten Station, die hoch auf einem Wiesenhange steht, wartet sodann des Reisenden eine großartige Ueberraschung. Während er denkt, nach der eben geschehenen kurzen Unterbrechung wieder in den einförmigen Tannenwald hineinziehen zu müssen, öffnet sich vor ihm eine gewaltige Schlucht. Tief unten breitet sich das gelobte Land Ringerige aus, zu dem in der Spalte des Gebirges eine jäh abfallende und lange Steige, von einem Bache begleitet, durch den dunkeln Wald ihn führen soll. Dies ist der berühmte Standpunkt von Brokleven. Zwischen Bergen eingeschlossen, lachte über die Baumgipfel die genannte Provinz herüber, ein hügeliges, fruchtbares Land mit grünen Matten und gelben Getreidefeldern, zerstreuten Gehöften dazwischen, durchzogen von dem köstlichen Tyrifjord, einem Binnensee von lieblich wechselnder Form der Ufer. Lebhaft mahnte es mich an einzelne Theile der Schweizerkantone Appenzell und St. Gallen. Vielleicht ließe sich die Gegend noch besser dem Plateau des Schwarzwaldes bei Freudenstadt am Knieb is vergleichen, wie denn überhaupt die runde Form der Berge in dieser Nähe von Christiania, die dunkle Bewaldung durch Nadelholz und die kleinen, wasserreichen, frischgrünen Schluchten dazwischen dem Charakter dieses süddeutschen Gebirges nahezu entsprechen. — Ich verließ das Carriol und ging langsam den Berg hinunter; dann fuhr ich rasch durch die lieblichen Gründe, die durch den Genuß im Fluge an Mannichfaltigkeit gewinnen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea stand lange in Gedanken und athmete die Stille und die aristokratische Luft dieser Umgebung ein; dann wagte er es, mit der gehörigen Vorsicht sich dem Gitterthor zu nähern. Es war nur angelehnt und er trat in den Garten. Die dunkeln Buchengänge warfen fast einen nächtlichen Schatten; Alles war stille, nach der Schattenseite zu stand ein Fenster offen und ein leiser Windzug spielte mit einem gelbseidenen Vorhang, den er wie ein Segel hinaus trieb und wieder zurückschlug. Im Fenster saß eine ältliche Dame und las in einem Buche. Aus der Tiefe des Zimmers wurde jetzt zur Klavierbegleitung ein Gesang hörbar. Es waren Verse aus der „schönen Müllerin“ von Paesiello:

„Mich fliehen alle Freuden,
Ich stets' vor Ungeduld,
An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe schuld.“

Der junge Franzose horchte noch auf diese klagenden Töne, als er plötzlich bemerkte, daß die ältliche Dame, vom Buche aufsehend, ihn scharf fixirte. Er trat jetzt hervor und machte seine grüßende Verbeugung. „Wer seyd „Ihr?“ fragte sie; „was wollt Ihr?“ Er gab ihr den

Digitized by Google

Brief des Buchhändlers. Sie entfaltete das Schreiben, und während sie las, kam ein allerliebstes Mädchen und guckte ihr über die Schulter; ein großer Mann mit einem fetten Gesichte voll gesunder Freundlichkeit zeigte sich neben den Frauen. Der Gesang hatte aufgehört, die dunkeln Augen des jungen Andrea sahen unverwandt auf die Gruppe und besonders auf das schöne Kind von achtzehn Jahren, das eben über die Liebe sich beklagt hatte und doch so gänzlich unbekannt mit ihren Leiden zu seyn schien. Diese Stirne war so klar, diese zarte Linie des Profils noch so unberührt zart, das Auge noch so voll lecker Frische, daß man deutlich sah, wie hieran noch kein Schmerz gerührt. „Was gibts?“ fragte sie, „und was will der Mensch da?“ Die Dame mit dem Buch gab ihr den Brief. „Der Herrenhuter Petermann,“ sagte sie, „unten im Städtchen, hat zwei Emigranten bei sich aufgenommen, von denen dieser Einer ist. Der Vater wird für sie in Anspruch genommen; aber du lieber Gott, man kennt ja diese Leute nicht. Es kommen ihrer so viele seit der letzten Zeit, viel zu viele.“ — „Still, Tante!“ sagte die Junge leise, „merken Sie nicht, daß er Deutsch versteht? Wie abscheulich, wenn wir ihn kränkten! Wollen wir ihn in einer halben Stunde wieder bestellen, wo der Vater ihn wird sprechen können?“ Sie rief darauf zum Fenster hinaus und bat, Andrea möchte so lange im Garten spazieren gehen, bis man ihn rufen werde.

Sie verschwand mit dem dicken schwarzen Herrn in der Tiefe des Zimmers, die Tante fing an zu lesen und die Dekoration am Fenster zeigte ganz wieder die erste Scene; auch der Gesang ertönte von Neuem. „Mein Himmel!“ rief Andrea bei sich, indem er in eine geschnittene Tarusallee einbog, „wie wunderlich sind diese alten Schlösser in Deutschland! In ihnen singt man noch von den Qualen der Liebe, während man jenseits des Rheins mordet. Hier wandeln im kühlen Schatten die alten, gefälligen Thorheiten, während dort im heißen Brande zertrümmerter Städte neue, wilde Ideen mit einander streiten. Der Pfau schreit, der Kakai gähnt, die schöne Müllerin singt und der Abbé nimmt behaglich eine Prise — das ist die Physiognomie von Deutschland am Ende des achtzehnten Jahrhunderts!“

Er hatte in diesen Träumen noch nicht lange geschwärmt, als er zu dem Baron hinaufgerufen wurde. Dieser ältliche Herr legte es darauf an, Friederich den Großen zu imitiren. Er war eben so kurz, schneidend und ungefällig in seinen Fragen, eben so stolz in seinen Rathschlägen und so impertinent in seinen Anreden. Auch blies er die Flöte und machte französische Verse. Andrea mußte ihm von seinen frühern Schicksalen erzählen, und er erzählte so launig und so lebhaft, daß der Baron mit Theilnahme zuhörte. „Sie haben Talent,“ sagte er endlich, „ich muß das wissen, und ich sage, Sie haben Talent; dies merke ich, ohne daß ich Ihre Verse gelesen habe. Wir Deutsche verstehen nicht zu sehen, und darum auch nicht zu erzählen. Es kann Einer zwanzig Jahre am Hofe zu Trier gewesen seyn, und weiß doch nicht zu sagen, von welcher Farbe das Sammtkäppchen ist, das Ihro Hochwürden auf dem Kopfe trägt, noch wie oft diese oder jene Dame in die Wochen gekommen ist. Ein Franzose ist kaum einen Tag bei uns und weiß das Alles. Darum wird es auch dem lieben Herrgott so schwer in Frankreich, es so zu machen, daß man ihm nicht in's Detail seiner Haushaltung hineinsieht.“

Diese Bemerkungen wurden in einem sehr eleganten Französisch schnell hingeworfen, und Andrea ergötzte sich daran. In einer kurzen halben Stunde sprach der Baron mit eben solcher Schnelligkeit die Literatur, die Religion und die ganze deutsche Staatsverfassung durch, dann erhob er sich und machte seinem Zuhörer ein Entlassungszeichen. Als dieser in der Stadt von seinem Empfang auf dem Schlosse erzählte, rief Petermann: „Alles, was Sie da sagen, deutet auf höchst günstige Stimmung. Sie werden sehen, der Baron läßt Sie nicht mehr von sich. Wenn wir nur unsern dürftigen Grafen eben so wohl placiren könnten; denn ich kann nicht leugnen, daß die schaurige Stille, mit der er am Druckertasten arbeitet, mir manchmal schwer auf die Seele fällt. Es ist jetzt, als wenn der böse Geist in Person meine Kalender druckte, und schwerlich können gute Jahre aus solchen Händen hervorgehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich, wie ich als Jüngling in meiner Vaterstadt einen Offizier bedauerte, den die Natur und sein Dienstrock dazu verurtheilten, beständig einen schreienden Farbenkontrast hervorzubringen. Sein stark gefärbtes, bläulichrothes Gesicht war seitlich vom einem rothen Backenbart, unten aber vom scharlachrothen Kragen der Uniform eingerahmt. Wie ersprießlich wäre dem Mann ein hellblauer oder schwarzer Kragen gewesen! Dieser Unglückliche fiel mir ein, als ich vor einem Jahr auf einem rheinischen Dampfboot ein deutsches Frauenzimmer kennen lernte, die Tochter eines ziemlich hoch gestellten Staatsdieners, welche bei blondem Haar und sehr starkem Teint einen feuerrothen Hut, und zum Ueberfluß ein Unschlagetuch mit verschiedenen rothen Schattirungen trug. Der Offizier, dachte ich, greift gewiß vor dem Spiegel seinem Souverän, dessen Laune ihm einen Scharlachkragen aufgezwungen, und das Mädchen hier macht ganz gemüthsruhig und unbefangen die Honneurs ihrer natürlichen und künstlichen Reize, weil sie sich einer eingebildeten Ordonnanz unterworfen und damit alle Ansprüche, welche sie an die Welt und die Welt an sie hat, erfüllt zu haben meint. Es fällt ihr nicht ein, daß die Uniform, die sie wohlgefällig selbst gewählt, für eine ganz andere Waffen-

Digitized by Google

gattung im Heere der Schönen angeordnet war. Wir möchten hiemit unsere Landsmännınnen auf eine Klippe aufmerksam machen, an welcher, wie unser Modesystem einmal ist, das ernstliche, ja verdienstliche Streben nach Eleganz nur zu oft scheitert. — Eine elegante Frau, in der höchsten Bedeutung des Worts, umgibt sich mit Allem, was der Luxus und die Verfeinerung des Jahrhunderts bietet. Unter dem Einfluß des allgemeinen Zeitgeistes, dem auch sie gehorcht, wählt sie aus der Masse des Gebotenen, nach angeborenem und angebildetem Takt, das, was ihrer Individualität am besten zusagt, und hilft dabei in engerem oder weiterem Kreise den Geschmack ihrer Umgebung bestimmen. Der Gebrauch theilt ihre äußere Erscheinung in mannichfache Phasen, und sie weiß jede, das ganze, das halbe Negligé, den Anzug für den Wagen, das Kleid zum Morgenspaziergang, die halbe, die ganze Toilette, in ihrer Eigenthümlichkeit zierlich zur Anschauung zu bringen und das Ganze zu wohlgefälliger Harmonie zu verschmelzen. Dies ist gleichsam, zwischen Cervet und Coucher, ihre tägliche Umdrehung um sich selbst; sie durchläuft aber auch eine jährliche Bahn um das Gestirn der Eleganz; sie legt, wie die Erde, mit jeder Jahreszeit einen alten Schmuck ab, einen neuen an; unendlich reicher, als ein langweiliger Trabant der Sonne, der jährlich zur selben Zeit dieselben Blüthen treibt, bekleidet sie sich jedes Jahr mit einer frischen Flora, und beschämt durch die wundervollsten Gebilde aus Papier, Sammt und Gaze unsern Herrgott selbst. Solche Eleganz, in unbeschränkter Uebung, ist natürlich nur die Sache weniger durch Geburt oder Glück hochgestellter Weiber, und selbst diese müssen jedenfalls von der Natur gut bedacht seyn, um einer wirklichen Definition des modischen Lebens in vollem Maße nachzukommen: „le principe de la vie elegante est une haute pensée d'ordre et d'harmonie destinée a donner de la poésie a toutes choses.“ Von jenen Höhepunkten der weiblichen Menschheit läuft das Geschlecht in immer größer werdenden Massen auseinander, und die Modecompetenz, der Anspruch an eine geniale Mannichfaltigkeit der äußern Erscheinung wird, je weiter abwärts, immer geringer. Jedermann fühlt und weiß, daß das Negligé der einen Frau bei einer andern zur halben Toilette, bei einer dritten zum vollen Putze wird. Damit erhält die weibliche Tracht ein oberflächliches Ansehen von Gleichheit, während sie an sich, der demokratischen männlichen gegenüber, sehr aristokratisch ist. Man sollte nun meinen, jede Frau könnte nach ihren Mitteln und in ihrem Kreise die Poesie der Eleganz für sich üben, und den Gemeintypus der Tracht in ihrem Putz harmonisch und gefällig zur Anschauung bringen. Dies ist aber leider nicht der Fall.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die kleinen Blätter.

Es ist vorherzusehen, daß hier, wie in England und Belgien, die Herabsetzung des Zeitungsstempels wird beantragt werden; und wird einmal die Stempelauflage vermindert, so können auch die Journale sogleich ihre Preise herabsetzen. Es liegt Liberalität genug im jetzigen Regierungssystem Frankreichs, daß es die Journale nicht mehr zu fürchten und ihre Verbreitung zu erschweren braucht. Es wird von nun an auch immer schwerer, die Entwickelung der Journalistik zu hemmen; denn sie hat einen solchen Aufschwung genommen, und ist dergestalt in die Gewohnheiten der Nation eingedrungen, daß diese ihrer nicht mehr entbehren kann. Neben den großen, Alles umfassenden Tagesblättern nehmen sich die täglichen Flugblätter sonderbar aus, deren es über ein halbes Dutzend gibt, die speziellen Blätter nicht gerechnet, welche sich mit Moden, Industrie, Kunst, Wissenschaft ꝛc. abgeben. Da ist ein Charivari, das witzigste unter den kleinen Blättern, ein Figaro, der schon fünfe oder sechsmal umzugehen und immer wieder aufzustehen ist, ein Corsaire, ein Tamtam, sogar ein Abbe, dessen Stiche aber unbemerkbar bleiben. Alle diese kleinen Blätter machen sich über die Tagesbegebenheiten und die eben auf der Weltbühne thätigen Personen her, und zwar so lange, als die Rede von ihnen ist; daher dauern solche Witzeleien zuweilen Monate lang. Mittunter kommt manches Spaßhafte zum Vorschein; aber im Allgemeinen ist dieses lange Hin- und Herzerren eines Namens, einer Handlung oder einer Begebenheit für gesetzte Leser sehr ermüdend. Freilich hat man die leichten Witze des vorigen Tages schon vergessen, wenn ein Blatt mit neuen Witzen ankommt. Gegenwärtig beschäftigen sie sich hauptsächlich mit den Deputirtenwahlen, und schon seit einem Monat beuten sie diesen, freilich an komischen Elementen reichen Stoff sehr fleißig aus. Eines derselben macht sich über die vorigen Deputirten lustig, welche vor einigen Monaten noch so vornehm auf die übrige Welt herabsahen und jetzt so demüthig vor den Wählern stehen, die schönsten Versprechungen machen und die liebenswürdigsten Herren geworden sind. Ein anderes schildert den Besuch eines vornehmen Kandidaten bei einem Gewürzkrämer, der nun auch seine Würde fühlt und seinen Etkenen fühlen läßt, und daneben sich freut, daß seit der Auflösung der Kammern seine Kunden sich vermehren, weil man sich um sein Votum bewirbt. Ein anderes Blatt liefert einen Auftritt in einer Schusterbude. Der Meister ist auch Wähler; eine Dame bestellt Schuhe, und läßt nebenbei merken, wie sehr sie wünschte, der Meister möchte einem Manne, den sie für den ersten Advokaten von Paris ausgibt, sein Votum geben, wo denn der Irrthum des Schusters, welcher glaubt, es soy von den Füßen, von Maß und von Leder die Rede, zu drolligen Quiproquo's Anlaß gibt. Einige dieser Scenen sind wirklich sehr lustig ausgeführt und können als echt komische Auftritte gelten, aus denen man sich so ziemlich die Sitten der jetzigen Zeit abstrahiren kann, wenn man den Blättern nur ihre Uebertreibung zu Gute hält. Unter diesen Flugblättern erreichen einige schon beinahe die Größe eines politischen Tagblattes, und sind größer und theurer als manche deutsche Zeitung. So kostet das Abonnement des Figaro 72 Fr. jährlich; dafür bekommt man, wenn man auch nur auf drei Monate pränumerirt, acht Bände Balzacscher Romane mit in den Kauf, a titre de prime gratuite, wie die Anzeige desagt. Mich dünkt, Balzac muß sehr ungehalten darüber seyn, daß man seine Schriften als Köder gebraucht, um Abonnenten zu angeln, und man könnte die Anzeige für eine Ironie halten, wenn nicht schon ähnliche Sachen in Paris versprochen worden wären, um Pränumeranten zu gewinnen. Wahrscheinlich besitzt der Herausgeber oder Verleger des Figaro einen Vorrath von Exemplaren Balzacscher Romane und sucht sich derselben vermittelst seines Figaro zu entledigen, oder umgekehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 93 und liter. Anzeige von Friederich Fleischer in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Mittwoch, den 22. November 1837.

French are those arts that mind to mind endear;
They please, are pleas'd, they give to get esteem.
Goldsmith.

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Andrea dachte jetzt daran, daß man den Buchhändler oben auf dem Schloſſe einen Herrenhuter genannt, und er verlangte zu wiſſen, was dieſer Ausdruck bedeute. — „Ach ja," erwiderte der Mann mit ſeiner gewohnten, ſanften Freundlichkeit, „man iſt mir oben nicht gut, weil ſie glauben, daß ich zu einer Sekte gehöre. Allein wir Herrenhuter ſektiren nicht. Wir haben uns nur als eine kleine Gemeinde vor der großen Schalkheit der Zeit gerettet und ſuchen das urſprüngliche Wort in ſeiner Wahrheit bei uns lebendig zu erhalten. Wer zu uns treten will, der iſt uns willkommen, wer uns verlaßen will, den halten wir nicht. Wir ſind gehorſame Bürger des Staats, in dem wir leben, und das weltliche Geſetz iſt über uns wie über jedem Andern."

Der Franzoſe hörte ihn aufmerkſam an und Petermann fügte zuletzt lächelnd hinzu: „Uebrigens, ſollte ich meinen, haben Sie mir keine beſondere Laune angeſehen. Ich bin fröhlich mit den Fröhlichen; ich kann den weltlichen Witz, ſogar den ganz boshaften, verſtehen, obgleich ich ihn ſelbſt nicht übe. Sie ſehen es ſelbſt an den Büchern, die ich drucke, daß mein Geſchmack das ebenfalls gefällig und ſchön findet, was die Welt ſo nennt." — „Lieber Petermann," rief Andrea und ſchloß den Buchhändler in ſeine Arme, „Sie ſind ganz mein Mann! Mögen Sie thun, was Sie wollen, den heiligen Auguſtin oder den Ovid verlegen, gleichviel: Sie haben uns bei ſich aufgenommen, da Sie uns unglücklich und verlaſſen ſahen; dies iſt ein Zeichen, daß Sie es mit Gott und der Welt gut meinen, Sie mögen nun Herrenhuter ſeyn oder nicht."

Andrea war zur Mittagstafel auf's Schloß geladen worden; er begab ſich hin. Er fand Geſellſchaft und die ſtrengſte Etiquette wurde beobachtet. Andrea, der ſich deſſen nicht verſah, hatte ſich in den Kopf geſetzt, die junge Baroneſſe zu Tiſch zu führen, weil er ſehr richtig ſchloß, daß ſie ihm die angenehmſte Tiſchnachbarin ſeyn würde. Sie ſah ihn groß und verwundert an und ſchob leiſe ſeinen angebotenen Arm zur Seite. „Aber, mein Herr, das geht nicht." Sie war ſo unendlich liebenswürdig, eine ſo holde Röthe bedeckte ihr Antlitz und ihre Stimme ſchwankte ſo rührend, wie ſie dieſe wenigen Worte ſprach, daß Andrea erſt lange nachher merkte, daß ſie ihn eigentlich beleidigt hatte. Munter, wie er war, tröſtete er ſich bald mit einem Epigramm, das er während des Eſſens componirte. Ein Mann von mittleren Jahren ſaß ihm gegenüber mit einem feinen, lächelnden Geſichte und ſehr ſchönen dunkeln Augen, die er von Zeit zu Zeit auf unſern Jüngling richtete. „Wie gefällt Ihnen Deutſchland?"

Digitized by Google

fragte er endlich. „Dem Vertriebenen," antwortete Andrea, „muß schon das Land wohlgefallen, das ihn gastfreundlich aufnimmt. Der Widerruf des Edikts von Nantes hat die Franzosen Deutschland schon kennen gelehrt." — „Es wäre Schade, wenn es nur bei solchen Anlässen geschähe," erwiderte der Fremde. „Könnte es nicht seyn, daß Sie freiwillig herüber kämen?" — „Nein, nein, mein Herr, das kann nie seyn. Der Franzose verläßt sein Land nur, um zu siegen, oder um — vor einer augenblicklichen Unbequemlichkeit zu flüchten." — „Wir Deutsche gehen überall hin, wo wir etwas Gutes zu finden hoffen." — „Freilich, deßhalb kommen Sie auch zu uns nach Frankreich. Das ist Alles ganz in der Ordnung." — „Reizt Sie denn nichts an unserer Staatsverfassung, an unserm Leben, an unserer Literatur?" — „Ich wüßte nicht; wo ich hinkomme finde ich französische Sitten, französische Speisen, französische Verse." — „Sie haben Recht, aber wir haben auch deutsche Dichter." — „O ja wohl — Wieland!" Der Fremde blickte schnell und wie überrascht auf, senkte dann sein Auge wieder, und Andrea glaubte eine leichte Befangenheit über sein Antlitz gleiten zu sehen. Eine Pause entstand und der Fremde schien keine Lust zu haben, das Gespräch fortzusetzen. Erst gegen das Ende der Tafel fragte er: „Wenn es nicht indiscret wäre, sich nach Dingen zu erkundigen, die einen nichts angehen, so möchte ich wohl wissen, was Sie auf jenen Zettel geschrieben haben, der neben Ihrem Teller liegt." — „Sie können dessen Inhalt erfahren," erwiderte Andrea. „Er besteht sich auf die junge Dame des Hauses, die ich zu Tische führen wollte, ohne die Gesetze des Herkömmlichen zu kennen, die man bei solchen Gelegenheiten in Deutschland beobachtet. Da lesen Sie." — Der Inhalt der Verse war wesentlich dieser: Du, schönes und reizendes Geschöpf, dessen Vater ein Philosoph ist, du solltest dich über die kleinlichen Gesetze der Convenienz frei erheben. Zur Strafe, daß du mir die Gunst verweigert hast, dich zu Tische zu führen, verspreche ich hiemit, daß ich nicht eher ruhen werde, als bis ich dich zum Altar geführt habe. — „O!" sagte der Fremde lachend, „das ist ganz vortrefflich, aber zugleich sehr keck. Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Unternehmen, das wahrlich eben so verwegen ist als irgend ein Paladin am Hofe des großen Karl eines ausgeführt." — „Und Sie sollen sehen, ich verspreche nicht zu viel!" rief Andrea. — „Ich nehme Sie beim Wort," sagte Jener. „Bedenken Sie, daß Sie an mir jetzt einen scharfen Beobachter haben werden, der Sie verspottet, wenn Ihre Ritterthat nicht gelingt. Vor allen Dingen bitte ich mir Ihren Namen und Ihre Freundschaft aus, junger Mann." — „Ich heiße Andrea Ganelli, und Sie, mein Herr?" — „Wieland."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen auf einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Bald hinter der zweiten Station führt der Weg über einen engen Arm des Tyrifjord, über den eine Brücke von der einfachsten Construktion, eine gewiß uralte Art von Hängebrücken führt. Zwischen zwei rohen, von unbehauenen, regellos auf einander gehäuften Stämmen gebildeten Pfeilern gelangt man auf einen schwimmenden Knüppeldamm, der jenseits der Mitte der Ueberfahrt wieder zwischen zwei ähnlichen Pfeilern durchführt, welche, wie jene am Einfahrtspunkte, bestimmt scheinen, die Floßbrücke, die sich durch ihre Schwimmkraft allein nicht zu halten vermöchte, durch ein Hängwerk, dessen ich mich jedoch im Einzelnen nicht mehr erinnere, zu unterstützen. Dennoch drückte selbst mein leichtes Fuhrwerk die Fahrbahn unter die Fläche des Wassers hinab. Für eine Hauptstraße möchte eine andere Brücke zweckmäßiger seyn; für den Landschafter wird man keine passendere finden.

Gegen Mittag erreichte ich Klätten, einen einzeln stehenden Hof an der Straße. Von hier ist Hönefos (der Hühnerwasserfall) nur dreiviertel Stunden entfernt, und zu ihm war eigentlich für heute meine Wallfahrt gerichtet. Nachdem ich daher in Klätten Mittag gemacht hatte, wanderte ich zu Fuß von der bisher befahrenen großen Straße ab. Der Weg geht zwischen Wiesen von Hügel zu Hügel, an einzelnen Gehöften vorbei, bis er endlich zu einem Punkte führt, wo er sich durch einen Wald rasch in's Thal senkt, vorher aber die Gesammtansicht des von dem nahen, gegenüber liegenden Abhang der Berge herabrauschenden Wasserfalls gewährt. Dieser ist von ganz eigenthümlicher Art. Weder sehr steil, noch in einer geschlossenen Masse stürzt der Fluß, der ihn bildet und Aaterselv heißt, von der Höhe, vielmehr dehnt er sich über einen schrägen Hügel breit aus, indem er sich zwischen zahllosen Felsen schäumend einen Weg sucht. Zu seinen beiden Seiten liegt das Dorf Hönefos, dessen Theile durch eine lange hölzerne Brücke verbunden sind, die in Form eines ∞ quer über den untern Theil des Falles selbst sich hinzieht. Die seltsame Form dieser Brücke rührt daher, daß auf einer großen Anzahl von Felsen mitten im Wasserfall größere und kleinere Sägemühlen stehen, zwischen welchen sie die Communikation zu vermitteln hat. Hinter den weißen Gewässern heben sich Wiesenhügel, von waldigen Höhen überragt, und dunkle Tannenberge schließen etwa in der Entfernung von einer Stunde die Aussicht. Sandabstürze unterbrechen da und dort das Grün, und im Vordergrunde fließt links an Wiesen und Aeckern hin, die nun Gehöfte sich reihen, in niedrigem Bette der Fluß nach Süden.

Digitized by Google

An Menschenfaltigkeit fehlt es diesem Bilde, wie man es von dem Standpunkte, auf dem wir weilen, über die Häupter der Birken und Tannen hin erblickt, keineswegs; seinen besondern Charakter schließt aber der Hünefos, namentlich für einen Myops, wie ich bin, erst in der Nähe auf.

Nichts Ansprechenderes ist mir bekannt, als die vereinte rührige Geschäftigkeit der Mühlen und des Wassers. Von Balken und Brettern leicht und durchsichtig gebaut, fassen diese Mühlen mit kleinen Rädern da und dort die zwischen den Felsen luftig hinunterrauschenden, vielfach sich trennenden und wieder vereinigenden Bäche auf, welche wie im Spiel die leichte Arbeit verrichten. Da braucht es keiner sorgfältigen Spannung des Wassers; wie muntere Kinder die Eltern und größeren Geschwister bei der Arbeit umspringen, so fließen unbenutzt die kleinen Bäche überall, kreuz und quer neben den beschäftigten frei dahin. Die einfachen Wasserleitungen, die dennoch nothwendig sind, dienen nur dazu, überall noch besondere reizende Partien hervorzuheben. So findet das Auge bei jedem Schritt auf dem Gange über die Brücke einen neuen Haltpunkt, und ein Maler würde für alle Arten von Wasserfällen und Mühlenpartien hier unerschöpfliche Studien im Kleinen finden. Im Ohre mischt sich das Getöse des Wassers mit dem der arbeitenden, überall sichtbaren Sägen, deren eifrige Emsigkeit und gedankenlose Hast, neben dem spielenden Schäumen, das etwas Lebendiges und Geistiges hat, einen komisch-ernsthaften Eindruck macht. Es ist, als ob das flüssige Element sich im Vorüberrauschen nur den Spaß machte, die alten steifen Mühlwerke außer Athem zu jagen, und der klingendlöschende Ton der schneidenden Sägen nimmt sich wie ohnmächtiges Geifern kindischer Greise aus, das dann wieder die Wirkung zu haben scheint, den regen Muthwillen der ewig sich verjüngenden Wellen in unauslöschlichem spöttischem Gemurmel und übel unterdrücktem Lachen zu erhalten.

Fröhliche Kinder und erwachsene Stumpfheit begleiteten mich auch in anderer Gestalt; denn eine Schaar munterer bettelnder Kleinen und ein großer, langer Cretin, nur mit einem Hemde begleitet, auf spinnendürren Beinen einherwankend, ein wahrer Neuholländer, wie sie uns Dumont d'Urville vorführt, bildeten mein Gefolge. Arm scheinen die Leute hier zu seyn, doch zufrieden; nur der Krämer, in dessen Schenke ich durch einen Schluck des heimischen Cognacs mich erquickte, klagte darüber, daß die Deutschen in den Bergwerken, wobei er wohl an Modum dachte, das wir später erreichen werden, so viel verdienen. Ein ungerechter Neid, denn die deutschen Bergwerksbesitzer geben den Norwegern mehr Verdienst und zahlen regelmäßiger als die einheimischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Der Oktober. Beatificationen.

Der Oktober ist der Festmonat des römischen Volkes. Er ist die gesegnete Zeit für die Frauen der Minenti, für Lohnkutscher und Speisewirthe; denn ginge auch der letzte Bajocco drauf, die erstern müssen umherfahren und sich gütlich thun. Wo nur irgend Villa, Vigne oder freier Raum ist, innerhalb und bei der Stadt, hört man an Sonn- und Donnerstagen das Tamburin und das Jauchzen der Tanzenden. So ist die Zeit der Weinlese vorübergegangen, die, des zu unbeständigen und feuchten Sommers wegen, weder reichlichen, noch vorzüglichen Ertrag lieferte. Das herrlichste Wetter hat den ganzen Monat über Volksbelustigungen und Landpartien begünstigt. Bei diesem tiefblauen, klaren Himmel, dem frischen Rasen, dem in allen Farbenabstufungen spielenden Laub, bei diesem magischen Sonnenlicht, das glühende, purpurne Tinten auf Gebirge und Ruinen wirft, deren Umrisse sich bis zur einbrechenden Nacht scharf und deutlich zeichnen, mußte auch das ernste Rom zur Freude und zum Genuß gestimmt werden. Vorübergegangene Uebel werden leicht vergessen, namentlich von dem Südländer, der zwar oft lange und heimlich mit den Menschen, seiten aber über eine gewisse Zeit hinaus mit dem Schicksal grollt. Sind auch die Aussichten für die nächste Zukunft eben nicht die erfreulichsten, so ist man doch die schlimmste Furcht quitt, die zwei Jahre lang wie der Alp auf der Brust gelegen, jeden Bissen im Munde vergällt, und das Ausbleiben der Pisser rari, sogar den Verlust eines Carnevals verschuldet hatte. Allmählich kehrt Alles wieder in die alte Ordnung und die frühern Verhältnisse zurück. Wer noch in den Städtchen des Latiner Gebirges geweilt, bezieht die Winterquartiere; die Künstler stellen die Staffelei wieder auf, die Musen sind geöffnet, und man vermißt nur noch die gewohnten Gäste, die Engländer, die man täglich in schwerbepackten Reisewagen über Ponte molle rollen zu sehen hofft. Diese Hoffnung steht so fest, daß die Hauseigenthümer im Durchschnitt zum mindesten ein Drittel mehr für ihre Wohnungen verlangen, als in gewöhnlichen Jahren. — Von den Höhen steigen die zahlreichen Heerden herab in die Campagna, die, wenn der Himmel heiter und der Boden trocken ist, nun wieder von Reiter wie den Spaziergänger einladet. Jetzt aber sagen heftige Regengüsse den nahenden Winter an.

In Rom fehlt es zwar das ganze Jahr hindurch nicht an Kirchenfesten; in der gegenwärtigen Zeit aber gibt es deren mehr als gewöhnlich. In der Peterskirche fanden ganz kürzlich zwei Seligsprechungen statt. Beide Selige gehören dem Dominikanerorden an, und haben in Peru gelebt. Der Erste von ihnen, Juan Massias, war 1585 zu Rivera in Estremadura geboren, von vornehmen, aber armen Eltern, wie das in Spanien und Polen am öftesten vorkommt. In seiner Kindheit hütete er die Schafe und hatte dabei Erscheinungen und Unterredungen mit den Heiligen. Als er größer geworden, begleitete er einen Kaufmann von Sevilla nach Santa Fe de Bogota, und begab sich von da nach Lima, wo er wieder seinen frühern Stand ergriff, bis Erscheinungen ihn mahnten, in den Orden des h. Dominikus zu treten. Dies that er in einem Alter von 57 Jahren und wurde Pförtner im Magdalenenkloster. Daß er alle Tugenden übte und allen Versuchungen widerstand, versteht sich von selbst. Er starb im Jahr 1645, und Wunder geschahen an seinem

Digitized by Google

Grade und durch sein Bildniß. Der zweite Selige war Martin de Porres, ein Zeitgenosse des Erstern, wie er Lateinbruder, und zu Lima geboren und gestorben. Man wird uns sein Leben erlassen, nur muß eines seiner Wunder angeführt werden: eine Reliquie von ihm hatte die Kraft, einer Frau, die ein Auge verloren hatte, ein neues einzusetzen. — An solchen festlichen Tagen zeigt die Peterskirche sich in ihrem vollen Glanze. Das Wetter war sehr günstig; von der Engelsbrücke an waren die Straßen und der schöne Platz mit Menschen gefüllt, darunter viele Landleute, aber meistens mit Sandalen bekleidete Siecleri, in ärmlicher, schmutziger Kleidung, nicht die anmuthigen, heitern, geschmackvollen Trachten und die blühenden Frauengesichter, denen man um Ostern zu begegnen pflegt. Die Lebensbeschreibung des Seligen und sein Porträt wurden überall feilgeboten. Vor der großen Loggia an der Façade war ebenfalls dessen Bildniß ausgehängt, aber vor der Feierlichkeit noch durch einen Teppich verdeckt. Ueber der mittlern Thüre sah man ein Gemälde mit der Darstellung eines Wunders; zu beiden Seiten waren Inschriften angebracht. Seltsam war eine derselben am ersten Tage: Juan Massiat schien von sich zu sagen, er habe das Heil erlangt, „quoniam non novi literaturam.“ So war eine Stelle der Psalmen übersetzt und angewandt, die etwas himmelweit Verschiedenes sagt. Die Kirche selbst war festlich ausgeschmückt: bei der Menge von Farben und Gold sind die rothen Seidentücher, womit man die Pfeiler zu behängen pflegt, weniger baroc, als dies z. B. in St. Maria Maggiore der Fall ist, wo man die herrlichen weißen Marmorsäulen dieser schönsten Kirche Roms auf ähnliche Weise zu verzieren nicht unterlassen kann. St. Petrus trug seine Pontifikalkleidung, und das schwarze Gesicht der Bronzestatue nahm sich ganz sonderbar aus zur Tiara und dem reichgestickten Mantel. Im Chor, wo die Cardinäle versammelt waren, sah man in der Mitte das gleichfalls noch verdeckte Bild des Seligen, zu beiden Seiten große Gemälde mit Darstellungen von Wundern; tausend Lichter, geschmackvoll in Linien und Gruppen geordnet, machten, vereint mit dem reichen Schmuck der Wände, eine vortreffliche Wirkung. Nachdem die Verdienste des Seligen in einer ziemlich langen Rede gepriesen worden, ward der Ambrosianische Lobgesang angestimmt; zu gleicher Zeit sank der das Bildniß verhüllende Schleier, und das Geschütz der nahen Engelsburg gab wiederholte Salven. Die Musik war modern und geräuschvoll, woran man sich in den römischen Kirchen allmählich gewöhnen lernt. In einem ehrwürdig-düstern gothischen Münster würde sie unangenehm auffallen seyn; hier war sie mit dem Charakter der ganzen Scene weniger in Dissharmonie, und der Klang der Stimmen und der Orgel in diesen majestätischen Räumen, das helle Sonnenlicht, welches auf die Marmormonumente, auf die rothen Teppiche und die viele Vergoldung fiel, die sich hin und her bewegende Menge in Festtagskleidung — Alles dies vereint brachte eine mehr weltlich heitere, als religiöse, aber immer großartige Wirkung hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Spezielle Blätter.

Außer diesen, das öffentliche Leben schildernden Blättern erscheinen in Paris besondere Blätter fast für alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; vorgebend würde man versuchen, sie zu zählen; einige erscheinen so im Verborgenen, daß man sie nur durch Zufall entdeckt. Auch gibt es kein Lesekabinet, wo man sie beisammen fände. Sie sind manchmal so speziell, daß sie nur eine geringe Zahl von Leuten interessiren können, und man nicht begreift, wie sie Abnehmer genug bekommen, um bestehen zu können. Das Blatt l'Armée kann auf die zahlreiche Classe der Militärs rechnen; l'Echo des Halles geht aber bloß die Marktyhändler an, und dient nur dazu, die Preise der zu Markt gebrachten Eßwaaren anzugeben. Le Journal des Tissus, das ich aber bloß dem Titel nach kenne, kann nur die Weber, Fabrikanten und Verkäufer gewobener Zeuge interessiren. So gibt es ferner ein Journal des Notaires, Journal des Huissiers, Journal des contributions indirectes, welche sicher nicht aus den Classen von Abonnenten herauskommen, für welche sie geschrieben werden. Auch für die Gelehrten bestehen spezielle Blätter, worin besonders die Verhandlungen gelehrter Gesellschaften gegeben werden, als l'Institut, l'Echo du monde savant u. a., welche jedoch nicht mit den Blättern oder Bülletins verwechselt werden dürfen, die von den gelehrten Gesellschaften selbst herausgegeben werden. Eine bekannte Classe von Zeitschriften bilden diejenigen, welche alle fünf, acht oder vierzehn Tagen erscheinen. Zwei derselben, Revue de Paris und Revue des deux mondes, haben sich nach und nach zu Sammlungen von Aufsätzen, literarischen oder wissenschaftlichen Inhalts, gestaltet, welche von berühmten oder doch bekannten Schriftstellern, oder wie man hier sagt, von Notabilitäten der Schriftstellerwelt geliefert werden, also bloß Magazine ohne besondern Zweck sind. Eine Revue du 19. siècle will es diesen nachmachen, wird aber kaum beachtet. Der Mercure du 19. siècle ist schon bekannter, obschon auch dieser nicht so viel Absatz hat, als die beiden ersten Zeitschriften. Eine schon gedruckte Chronique de Paris, in Quartformat, behandelt Politik und Literatur. Die wieder aufgelegte Revue française bezweckt literarische Kritik, und hat in politischer Hinsicht eine bestimmte Tendenz. Seit Kurzem hat eine Revue universelle begonnen, welche, wie die ehemalige Revue encyclopédique, die literarischen Erscheinungen des In- und Auslandes bespricht, und in dieser Hinsicht eine fühlbare Lücke in der Pariser Journalistik auszufüllen sich anheischig macht. Die schon vor zwei Jahren begonnene Revue du Nord, welche sich hauptsächlich mit deutscher und nordischer Literatur abgibt, wird noch fortgesetzt, jedoch scheint sie durch seine große Zahl von Abonnenten unterstützt zu werden; auch ist sie von den Begründern, Boullet und C. Spazier, in andere Hände übergegangen. Uebrigens ist sie gut gedruckt und enthält manche interessante Aufsätze. Auch eine Revue africaine ist entstanden, die vielmehr Revue algérienne heißen sollte. Wenn sie noch nicht so anziehend ist, als sie seyn könnte, so kommt dies bloß daher, daß die Franzosen Algier erst seit sieben Jahren besitzen. In einem halben Jahrhundert, falls die Revue so lange bestehen sollte, wird sie vielleicht merkwürdige Sachen zu erzählen und Vieles über die afrikanische Literatur zu berichten haben. Bis jetzt besteht diese Literatur noch in einem Moniteur algérien und in einem Annuaire, das nicht einmal in Algier, sondern im mittägigsten Frankreich gedruckt wird. Später wird außerdem die Revue africaine den Zustand des Theaters, des öffentlichen Unterrichts, des Ackerbaus, Handels und Gewerbfleißes, und wahrscheinlich auch der Alterthumskunde, wofür jetzt ziemlich viel geschieht, zu besprechen haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 23. November 1837.

— Von den Wänden blicken Bild an Bild
Der Herrscher Linien und die Krieger wild.
W. Scott.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Nach Kläkken zurückgekehrt, zogen mich noch die Granberge auf der entgegengesetzten Seite der Straße an, einen Abendspaziergang zu machen. Diese Höhen gewähren einen weiten Blick über Ringerige und den Tyriffjord hin, auf den Gebirgsstock von Telemarken. Auf ihnen glaubte ich Schnee zu entdecken. Doch ist ein solcher Schluß in Norwegen oft voreilig, theils wegen der großen, schneeweißen Steinadern, die sich häufig an den Gebirgen zeigen, theils wegen der unzähligen Wasserfälle, die oft in großer Höhe vorkommend, mit ihrem weißen Schaume liegen gebliebenen Schneemassen täuschend gleichen. So hielt ich ebenfalls von diesen Höhen aus einen weißen Fleck in den Wäldern links von Krotleren ohne Weiteres für Schnee, bis ich Tags darauf erfuhr, daß es ein Wasserfall war, den sie Tandergsfos nannten. Hatte ich in der Ferne zu viel entdeckt, so fand ich in der Nähe zu wenig, denn einen Runenstein, auf welchen mich der Wirth aufmerksam gemacht hatte, bekam ich nicht zu sehen.

Das Wirthshaus von Kläkken selbst, in dem ich nun ausruhen konnte, ist kein eigentliches Bauernhaus, sondern für die Bedürfnisse der Reisenden auf der großen Straße eingerichtet. Das Wirthszimmer ist mit fast einem halben Hundert Porträts berühmter Männer aller Zeiten und Arten ausgeschmückt, die ich je zu vier und vier auf eine ganz verständige Weise geordnet fand. Hier bildeten Friedrich der Weise, Martin Luther, Melanchthon und Huß einen kleinen Cirkel, während dort Wilhelm Tell, Boyer, Bolivar und der Herzog von Braunschweig Oels sich gleichsam auf einem elysischen Rütli zusammenfanden. Canning hatte die Ehre, zu Newton, Homer und Aristoteles gesetzt zu seyn, und König Ludwig von Bayern — außer dem Kaiser Nikolaus der einzige lebendige Potentat in der großen Gesellschaft — wird sich nicht ungern neben Friedrich dem Großen, Gustav Adolph und Karl XII. finden. Natürlich fehlte Napoleon nicht; mit ihm und dem Herzog von Reichstadt mag sich nun auch der Herzog von Berry vertragen, denn der Tod ist der beste Friedensstifter. Die Zahl der Inländer war verhältnißmäßig äußerst gering, ich bemerkte nur den dänischen König Waldemar II., den Reichsadmiral Otto Rug, einen gewissen Knutsön und einen Christian Krong aus der neuesten Zeit. — Eine eigenthümlich nordische Einrichtung fehlte aber auch diesem Hause nicht, nämlich der mit Winterkleidern aller Art ausgehängte Vorplatz. Da ist allerlei Pelz- und Lederwerk und dicke wollene Kleidung, und erinnert an den Winter, die fröhlichste Jahreszeit des

Digitized by Google

Nordens, welche die Menschen, die hier im Sommer vereinzelt wohnen, erst zum geselligen Vereine bringt, indem sie Schneebahnen über sonst unwegsame Berge und Eisbrücken über die hemmenden Gewässer baut. Leicht kann man hier das Bedauern ausgesprochen hören, daß man nicht im Winter nach Norwegen gekommen, weil nur in ihm die Bewohner den Fremden das volle Maß ihrer Gastfreundschaft darbringen zu können glauben. Doch ist diese Gastfreundschaft meines Bedünkens auch im Sommer schon vollgültig, und was man an eigenthümlichen Genüssen und Anschauungen im Sommer verlieren mag, man wird es bei dem freundlichen Ausdrucke wohlwollender Gesinnung, die man immer findet, gewiß nicht vermissen.

Auch in Norwegen schien mir ein ähnliches Vorurtheil für Deutsche zu herrschen wie in Schweden, und obgleich Norwegen noch immer durch Sprache und Erinnerungen geistig enge mit Dänemark verbunden ist, so scheint man wenigstens in diesen Gegenden keinesweges den verächtlichen Widerwillen zu theilen, den man in Dänemark gegen unsere Landsleute, obgleich jetzt wohl weniger als früher, verbreitet findet. Bekanntlich gelten die Deutschen bei den Dänen für Windbeutel, eine Ansicht, die sich in den Holberg'schen Komödien vielfach ausgesprochen findet. Die Begünstigung, welche den Deutschen eine Zeitlang bei Hofe zu Theil ward, machte sie und ihr Wesen den Einheimischen verhaßt und stellte sie dort in das nämliche Verhältniß, in welchem die Franzosen und ihre Art, die in den letzten Jahrhunderten an unsern deutschen Höfen so viel galten, unsern Landsleuten gegenüber standen. Dieser Grund des Hasses und des im Gewande der Verachtung erscheinenden Neides ist aber jetzt in Dänemark wie in Deutschland weggefallen, und es kann nicht fehlen, daß, wie hier der Franzosenhaß, so dort die Abneigung gegen uns Deutsche mehr und mehr zur Antiquität werden muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Der Fremde machte eine leise Verbeugung und verschwand, indeß Andrea erstaunt und im Innersten erschüttert stehen blieb. Für einen Enthusiasten, wie unser Freund einer war, mußte dieses Zusammentreffen den höchsten Reiz haben. Hier war nichts Gezwungenes, lange Vorbereitetes, durch Etikette Gelähmtes. Frei und offen tritt ein liebenswürdiger und großer Geist einem Jünglinge entgegen, der mit gesunden Sinnen offen in's Leben schaut. Ein romantisches Unternehmen, eine Art von moderner Ritterthat muß die Verbindung hergeben zwischen einem Poeten und einem lustigen, übermüthigen Burschen. Der Scherz war jetzt kein Scherz mehr: ein großer Dichter war jetzt Zeuge seines Versprechens; er mußte jetzt die schöne Aurore lieben, er mußte sie zum Altar führen, er mußte sein Wort lösen. Aber dies hieß beinahe eben so viel, als sich anheischig machen, vier Backenzähne und eine Handvoll Bart dem Sultan von Babylon zu rauben.

Unterdessen richtete sich unser Andrea im Schlosse des Barons fast häuslich ein. Er corrigirte die Verse seines Mäcens, philosophirte mit ihm über die Rechte des Menschen, sagte ihm tausend Schmeicheleien über seinen Geschmack und Geist, und der Baron nannte ihn dafür seinen kleinen Voltaire. Beide waren höchlich mit einander zufrieden. Eines Tags kam die Rede auf den Grafen, und der Baron bat Andrea, er möchte jenen doch einmal auf's Schloß bringen. Als er diesen Auftrag ausrichtete, entgegnete der Graf finster: „Was soll ich da? Ich habe das Reichste, Feinste und Edelste selbst im Ueberfluß gehabt, man kann mir in dieser Hinsicht nichts Neues bieten. Die Einrichtung des Barons, seine Vereinigung der Dichter ist doch nur eine schwache Nachahmung meines Salons in Paris. Nein, lassen Sie mich hier bei meinem Druckerkasten. Ich setze Mondschein in den Kalender und thue damit vielleicht mehr Gutes, als wenn ich die erhabene Leuchte der Philosophie mit aufstellen hälfe. Zudem zähle ich jetzt zum ersten Male die Tage eines Jahrs und finde, daß ihrer nur dreihundert fünf-und-sechzig sind. Mein Gott, sollten nicht dreihundert fünf-und-sechzig Tage am Ende zu überstehen seyn?“

Der Graf blieb also beim Buchhändler und Andrea ward im Schlosse einheimisch. So verginnen vier Jahre in einem ziemlich gleichmäßigen Wirkungskreise; dann traten näher und näher die großen politischen Ereignisse, welche die letzten Jahre des abrollenden Jahrhunderts erschütterten und auf einen noch heftigeren Brand der kommenden Zeiten deuteten.

Eines Tages, als Andrea sich in die Zimmer des Barons begab, erschien ihm dieser stiller und nachdenklicher als gewöhnlich. Nachdem Beide einige Zeit über Poesie und Literatur gesprochen, schob der Baron plötzlich wie mit einer Art von Unwillen die Verse hinweg, die, auf einem saubern Bogen zierlich abgeschrieben, unser Freund ihm eben überreicht hatte. „Zu etwas Anderem,“ rief er dabei, „und zwar zu etwas Ernsterem! Ich fürchte, daß mein Ende naht. Es sind mir sichere Zeichen geworden, daß ich bald abgerufen werden soll.“ Auf die erstaunte Frage Andreas erwiderte der Baron nach einer Pause: „Ich habe mich vielleicht falsch ausgedrückt; nach jenen Worten könnten Sie vielleicht glauben, ich sey ein Geisterseher; allein

Digitized by Google

ich habe keinen Geist gesehen. Ich statuire dergleichen Mittheilungen aus einer andern Welt nicht und sie haben mir daher auch nie nahe treten dürfen, obgleich meine Familie gleichsam berechtigt ist als eine Sippschaft von determinirten Geistersehern. Allein ich habe auf der andern Seite den Glauben, daß jedes Individuum, als geschaffenes Wesen, materiell an das Ende seiner dermaligen Existenz gemahnt wird. Es ist damit nicht anders, als wenn wir mit verbundenen Augen durch eine Reihe von Gemächern geführt werden, die mit einem kalten Vorsaal schließen. Ohne daß wir wissen, daß ein solcher uns bevorsteht, fühlen wir schon in den auflösenden Gemächern einen kühlen Luftzug uns anwehen, der dem Aufmerksamen sagt, wohin es nun bald mit ihm gehen werde. Es mag Ihnen dieses Bild geringfügig erscheinen, aber ich kann Ihnen auch in Rücksicht der wirklich mir gewordenen Offenbarung eben nichts Bedeutenderes anführen. Hören Sie."

„Vorgestern in der Nacht, als Sie mich verlassen hatten, saß ich noch lange bei meinen Papieren. Ich arbeitete an einem Verse und vertiefte mich dergestalt, daß ich aufblickend plötzlich bemerkte, wie die Kerzen vor mir fast bis auf den Leuchter herabgebrannt waren. Dieser Umstand brachte mich aus meinen Träumereien. Mir fiel ein, daß ich jetzt im ganzen Schlosse der einzige Wachende sey. Den Diener hatte ich schon längst fortgeschickt und mochte ihn jetzt nicht herausklingeln, um mir neue Kerzen aufstecken zu lassen. Schnell also berechnete ich, wie lange ungefähr die Reste vorhalten möchten, und richtete darnach in der Eile meine Anstalten, um zur Ruhe zu gehen, ein. Sie müssen wissen, daß ich nie ein Nachtlicht brenne. Es war allerlei zu thun: ich mußte meine Papiere verschließen, meinen Anzug ablegen, das Nachtzeug anlegen, und alles das that ich immer mit ängstlichen Blicken auf die Lichtstümpfchen, die nur noch schwach brannten. Endlich jedoch war ich fertig, und siehe da, ich hatte nur noch Zeit, mich auf meinem Polster zur Ruhe hinzustrecken, da verlöschten die Lichter und eine tiefe Finsterniß umhüllte mich. Im Augenblick aber, wo die ausgebrannten Dochte in die Höhlung des Leuchters zusammenstürzten, durchlief mich ein kalter Schauer. Das war offenbar die Nähe jenes kühlen Zimmers, gegen das ich geführt wurde. In der Stille, die mich umgab, fiel mir der Spruch ein: Es schaffe und wirke Jeder ohne Unterlaß, denn es kommt die Nacht, wo Niemand wirken mag. Ich wußte nun ganz deutlich, nicht in Form einer Ahnung, eines undeutlichen Vorgefühls, nein, als positive, unleugbare Gewißheit, daß jene herabgebrannten Kerzen mein Leben bedeutet hatten und daß ich jede Minute jetzt sorgfältig beachten müsse, um meine Angelegenheiten und Geschäfte vor meinem Tode geordnet zu hinterlassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Oeffentliche Arbeiten. Das Ab von Gubbio.

Mit den öffentlichen Arbeiten in der Stadt wird stets in derselben Weise fortgefahren. In dem Schutte, welchen man am Anfang des Forums, vor der Mauer des Tabulariums, worauf der Pallast des Senators gebaut ist, gegraben hat, kriechen immer noch maulwurfartig Kärrner umher; wenn sie überhaupt irgend etwas thun, so traben sie hier ein Bischen Erde ab, dort scharren sie ein Häuflein zusammen, um es morgen wieder umzuwühlen und abzutragen, und einen halben Schritt weiter von Neuem aufzuschütten. Was man eigentlich mit dieser interessanten Unternehmung bezweckt, weiß Niemand, und es muß wohl ein großes Staatsgeheimniß dahinterstecken. Da man von dieser Stelle, welche der ehemaligen Schatzkammer der alten Römer so nahe liegt, gar nicht wegkommen zu können scheint, so hofft man vielleicht, versenkte Schätze dort zu finden, um sich für die Kosten der Cholerarordons und die Verluste bei Rothschildschen Anleihen zu entschädigen. Denn daß man in Verlegenheit wäre, irgend einen Ort zu finden, wo Ausgrabungen sich machen ließen, kann man doch vernünftigerweise nicht annehmen; es gibt in diesem Sache wenig genug zu thun, selbst wenn man, wie der selige Cardinal Galeffi sich einmal ausdrückte, den Nachkommen nicht alle Arbeit und die Freude, Entdeckungen zu machen, wegnehmen will. An der Westseite des Colosseums, wo bekanntlich die äußere Arkadenreihe ganz fehlt, haben die Restaurationen wieder begonnen; sie werden in demselben Style ausgeführt, wie die von dem Architekten Valadier vor mehreren Jahren als Nachahmung der Formen des alten Gebäudes an der Nordseite angebracht. Der Neubau der Paulskirche schreitet ohne Unterbrechung vorwärts. Von einer der Capellen des Chors, die dem heil. Benedikt geweihet und bereits ziemlich weit vorgerückt ist, wurden neulich in dem Kunstjournal: Ape italiana, Plan und Details geliefert. — Während die römische archäologische Akademie, das Beispiel der meisten, großentheils auf ihren Lorbeern ruhenden italienischen gelehrten Gesellschaften nachahmend, selten etwas Bedeutendes zu Tage fördert, fährt das archäologische Institut rüstig in seinen Arbeiten fort. Unter den neuesten, auf die Stadt und ihre Umgebungen sich beziehenden sind die Untersuchungen über das Forum Romanum und die Kaiserfora, und jene über die sodann Substruktionen der Via Appia im Thale von Ariccia (von interessanten Plänen und Ansichten begleitet) vorzugsweise zu bemerken. — Man hat oft behauptet, die große Masse interessire sich wenig für Alterthümer und Archäologie; letztere sey eine Wissenschaft für wenige Auserwählte und ein Steckenpferd für reiche Leute. Eine tragische Geschichte, die sich vor einiger Zeit zu Gubbio in Umbrien ereignet hat, möge das Gegentheil beweisen. In dieser Stadt, die dem Alterthumsforscher eben so werth und wichtig ist wegen ihrer Eugubinischen Tafeln, eines der berühmtesten italischen Sprachdenkmale, das sie mit lobenswerther Sorgfalt aufbewahrt, wie dem Verehrer des Mittelalters wegen ihrer Architektur und ihrer Erinnerungen an Dante, an seinen Freund, den Grafen Bofone de' Raffaelli, Verfasser des ersten italienischen Romans („L'avventuroso Ciciliano"), an den Miniaturmaler Oderigi,

Digitized by Google

„onor d'Agobbio e dell' arte“ — in Gubbio also fand Jemand ein altes umbrisches As. Da der Finder sein Münzsammler war, schenkte er es einem Mitgliede des Magistrats; da die Stadt eben so wenig ein Münzcabinet besitzt, und nicht die Absicht zu haben scheint, ein solches anzulegen, so fiel dem Magistrat ein, daß die Jesuiten in der Hauptstadt eine Sammlung von alterthümern Assen veranstalten und ein Werk über dieselben mit vielen Abbildungen zwecklos die Freunde der Numismatik hiemit im voraus aufmerksam gemacht werden) herauszugeben denken. Man beschloß also, den frommen Vätern das Geldstück zuzusenden, und so geschah's. Wie groß war aber das Erstaunen, als einige Zeit darauf ein dicker Brief des Jesuitencollegiums an den Magistrat der guten Stadt Gubbio einlief, worin für die Uebersendung des werthvollen und seltenen Geschenks (das As hatte nämlich einen bis dahin noch nicht vorgekommenen Revers) der wärmste Dank ausgesprochen, und zugleich eine schöne Medaille beigeschlossen war, welche das Collegium als Beweis seiner Erkenntlichkeit hatte prägen lassen. Nun fielen den Behörden die Schuppen von den Augen, und sie wurden inne, welchen Schatz sie unbedachtsam aus den Händen gegeben hatten. Die bleichen Gesichter der Compromittirten schwatzen bald das Geheimniß aus. Das Volk wurde unruhig und begann zu murren; in allen Straßen sprach man von dem verlornen As. Von den Klagen, daß man der Stadt Ruhm und Vortheil so wenig kenne und zu wahren wisse, kam es zu halblauten Drohungen. Wenn einst Modena und Bologna wegen eines geraubten Eimers einen so harten Strauß kämpften, daß er zum Gegenstand eines Epos wurde, weshalb sollte das Volk von Gubbio seinen verlornen Regenten nicht wegen des vermaledeiten Stücks den Krieg erklären? Der Gonfaloniere und die übrigen Magistratspersonen wurden ängstlich, denn die Gassenbuben schrien ihnen in antiquarischem Eifer auf der Straße nach und machten ihnen ihre Unwissenheit zum Vorwurf; man befürchtete einen Volksauflauf vor dem Gemeindepallast, und erinnerte sich überdies mit Schrecken, daß die römische Constitution von 1831 — eine nicht octroyirte, sondern auf Motuproprüis beruhende Charte — nichts von Inamovibilität der Beamten wisse. Kurz, eine Revolution war vor der Thüre; da bis der Magistrat in den sauren Apfel, und ersah sich in einem eindringlichen Schreiben an die Jesuiten, und unter Hindeutung auf die bedrohte Ruhe der Stadt und vielleicht ganz Umbriens, das verhängnißvolle As zurück, indem er zugleich die Wiedererstattung der dafür erhaltenen Dentmünze und des Dankzugnisschreibens anbot. Mit ungeheurer Post traf zu großer Beruhigung der Betheiligten der Erisapfel mit der Antwort ein; man möge die Beweise der Dankbarkeit des Ordens behalten, denn letzterer nehme seine Geschenke nicht wieder zurück. Nun war die Eintracht wieder hergestellt, und der Gonfaloniere von Gubbio konnte ruhig schlafen. Schade wird neben den Engubinischen Tafeln auch das verlorene und wiedergewonnene As den wißbegierigen Freunden vorgelegt werden, was Allen anzurathen wäre, nachdem sie Perugia und Assisi bewundert, die wenigen Meilen nach Gubbio nicht scheuen, um eine sehenswerthe, und den Baustyl des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts auch im neunzehnten noch bewahrende Stadt zu besuchen. M.

Sie nicht glauben, wir bleiben immer Nachbeter und Nachahmer des Ausländischen und werden nie selbstständige Schöpfer von Kunstgebilden. Im Gegentheil streben wir in der neuesten Zeit mit Eifer dahin, dies zu werden, wie wir uns überhaupt die möglichste Mühe geben, die Künste bei uns in Aufnahme zu bringen. Vorzüglich ist dies der Fall mit der Malerei und Bildhauerei, zu deren Förderung von Seite der Regierung und verwandter Privatpersonen sehr viel geschieht. In beiden besitzen wir jetzt ungewöhnliche Talente, deren Schöpfungen wir in der letzten Exposition unserer Akademie der Künste bewunderten, wovon auch Sie seiner Zeit Kunde nahmen. Die uns jüngst durch den Tod geraubten Künstler Kiprewsky und Lebedew, welche auch das Ausland zu würdigen wußte, haben empfindliche Lücken gelassen. Jüngst beging die seit sechzehn Jahren hier bestehende Gesellschaft zur Aufmunterung vaterländischer Künstler ihr Stiftungsfest, wobei der Secretär Grigorowitsch das Jahresbuget verlas, aus dem ich einige der interessantesten Resultate anführe. Bei der Begehung des Jahresfestes von 1836 belief sich der baare Gehalt der Gesellschaft auf 47,551 Rubel, ihre Ausgaben im Laufe des Jahrs betrugen 37,665 Rubel. Bei dem Antritt ihres gegenwärtigen Jahrs besitzt sie in Reserve 9692 Rubel, die jährlichen Beiträge ihrer Mitglieder und andere Einnahmen ungerechnet. Sie zählte achtzehn Zöglinge, von denen einige durch gelleferte treffliche Arbeiten zur vorjährigen öffentlichen Kunstausstellung die Aufmerksamkeit der Akademie und des Publikums auf sich zogen; ich nenne darunter Scharow, Perschenkin, Tikronow und Rajew. Perschenkins aus dem Leben gegriffene Scenen des russischen Volkslebens, das auf dem Tamburin spielende Mädchen Tikronows konnten nicht genug bewundert werden. Des noch sehr jugendlichen Rajews Erzeugnisse aus der Landschafts- und Perspectivmalerei erwarben sich den Beifall des Publikums und selbst des Monarchen. Seine vier Ansichten der Residenz Petersburg kaufte der Kaiser für 5000 Rubel. Rajews Talent berechtigt zu großen Erwartungen für die Zukunft. In diesem Moment befindet er sich auf Reisen von Demidows Bergwerke von Nischnji-Tagilsk im Gouvernement Perm, wo er im Auftrag des Letztern mit der Aufnahme von Ansichten beschäftigt ist. — Die Gesellschaft unterstützt reichlich einen in Neapel lebenden jungen russischen Künstler, mit dem es folgende Bewandtniß hat. Der russische Oberst Kapnist verließ vor zwei Jahren Neapel, wo er einige Zeit verweilt hatte, und ließ einen jungen Leibeigenen, Schapowalow genannt, zurück, der nach der Abreise seines Herrn in die Dienste des Malers Dauri trat, welcher gleich bei ihm eine ungewöhnliche Neigung zur Malerei entdeckte, ihn als Glied seiner Familie aufnahm und zu unterrichten begann. Schapowalow machte unglaublich schnelle Fortschritte in der Kunst. Nach Verlauf weniger Monate entwarf er die richtigsten Zeichnungen mit der Bleifeder, und begann schon mit Farben zu arbeiten; mit dem glücklichsten Erfolge versuchte er sich auch im Modelliren. Als der Oberst Kapnist nach Neapel zurückkehrte, gab er ihm die Freiheit. Die Gesellschaft will auch künftig für den talentvollen jungen Schapowalow Sorge tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, Novembr.

Kunst.

Die Petersburger Briefe sollen Ihnen auch einmal etwas über den Zustand der Künste in Rußland sagen, damit

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 94 u. Subscriptionsanzeige von Goethe's Gedichten und Faust.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 24. November 1837.

Das ist hochadliche Gesellschaft nun,
Die strebenden Gemüthern ziemt, wie ich.

Shakespeare.
König Johann.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea wollte auf diese Mittheilung etwas erwidern, allein der Baron fiel ihm in die Rede. „Ich weiß, was Sie sagen wollen," rief er; „aber sprechen Sie es nicht aus. Hier helfen keine Gründe, hier kann man nicht ausreden oder überführen wollen. Es ist so, weil — es so seyn soll. Ich gehe dahin, vielleicht noch in dieser Woche. Daß Sie mich für mein Alter noch so rüstig und anscheinend gesund sehen, thut nichts zur Sache. Ich habe schon gestern und heute fleißig an meinem Testamente gearbeitet, denn, wie gesagt — die Kerzen brennen schon tief im Leuchter."

Unser Freund konnte sich, bei all seinem leichten Blut, eines gewissen unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Er blickte dem Baron in's ernste, ruhige Antlitz, und zum ersten Mal wurde es ihm deutlich, daß der Mann doch wohl mit der Philosophie, die er immer im Munde führte, keinen Scherz getrieben habe. Denn so vom Tode zu sprechen, zeigte an, daß man zu sterben verstehe.

„Ich lasse Sie in einer bewegten Zeit zurück," fuhr jener ruhig fort, indem er die noch übrigen Papiere auf dem Tische zusammenlegte. „Die Franzosen werden vielleicht bald bei uns zu Mittag speisen. Ich kenne Ihre Landsleute; jetzt, da sie einen kühnen und geistreichen Führer haben, werden sie bereitwillig das Aeußerste unternehmen. Sie können sich denken, daß mir bei diesen Affekten für die Meinigen bangt. Auf diesem Schlosse dürfen sie nicht bleiben; darum, mein lieber Ganelli, wenn ich meine Schuld der Zeit bezahlt haben werde, machen Sie sich mit meiner Schwester und meiner Tochter unverzüglich auf den Weg nach N. Der dortige Fürst ist mir befreundet und wird nach meinen ihm bewußten Planen für Aurorens Schicksal besorgt seyn. Als Reisemarschall begleiten Sie die Damen, und wenn Sie dann wollen, bleiben Sie in N.; der Fürst ist schon von Ihrer Ankunft unterrichtet und wird Sie zu brauchen wissen, wenn Sie seine Dienste nicht verschmähen. Ich rathe Ihnen, in N. sich niederzulassen, wenigstens so lange, bis man wird angeben können, wie die Sachen sich gestalten. Der Fürst ist ein Beschützer der Musen; er dichtet selbst Romane, er ist geistreich und empfindsam. Offenbar nicht für eine rauhe Zeit gemacht, bewahrt er innerlich ein Gemenge wunderlicher Launen und weichlicher Thorheiten. Nun, Sie werden ihn selbst sehen. Sie haben einen geistlichen Fürsten beobachtet, jetzt mögen Sie auch einen weltlichen kennen lernen."

Nach diesen Worten setzte sich der Baron auf's Sopha und fing wieder an seinen Papieren zu mustern.

Digitized by Google

Andrea entfernte sich, zum ersten Mal in einer trüben, ungewissen Stimmung. Als er das Schloß verlassen hatte und unten im Städtchen angekommen war, wiederholte er sich Wort für Wort die ganze Unterredung, die er mit dem Baron gehabt. Stand ihm wirklich eine so nahe Veränderung seiner Verhältnisse bevor, welche Resultate konnten sich alsdann für sein künftiges Wirken daraus ergeben? Er muß das Schloß verlassen, dessen Räume, dessen Bewohner ihm lieb geworden. Die Stunden, wo er mit Auroren den Racine liest, hören auf; er begleitet dieses reizende Mädchen in eine ihm fremde Stadt, übergibt sie fremden Händen und muß sich dann in ehrfurchtsvoller Entfernung zurückziehen. Dies ist Andreas Sache nicht! — Er verwünscht den alten Baron, er verwünscht die Tante, er macht einen abenteuerlichen Plan nach dem andern, wie er Auroren entführen, wie er mit ihr nach Frankreich, nach Genf, nach Italien flüchten will. Er ist in diesem Augenblicke wieder ganz der Abenteurer, der wilde Brausekopf, dem es recht ist, daß alle Verhältnisse sich auflösen, daß die Welt in Trümmer sinkt. Es geht ihm noch viel zu langsam, er wünscht seine Landsleute herbei, er sieht sie schon plündernd eindringen, das Schloß des Barons in Flammen, Auroren in seinen Armen, durch ihn gerettet!

Während ihn die Unruhe plagt und diese Träume ihn erhitzen, geht er einige Tage hindurch nicht auf's Schloß. Wie er eines Morgens den Weg dorthin antreten will, kommt ihm Petermann entgegen. Das Antlitz dieses frömmsten aller Buchdrucker ist bleich, die Augen voll Schrecken. „Sie wissen noch nicht —“ ruft er unserm Freund zu. „Ich weiß,“ fällt dieser schnell errathend ihm in die Rede, „der Baron ist todt!“ — „So ist's!“ ruft Petermann; „heute in der Nacht plötzlich am Schlagfluß gestorben. Das ganze Schloß ist in Verwirrung. O lieber, so schnell kann ein Kind der Zeit in die Ewigkeit übergehen!“

Andrea ging jetzt nicht auf's Schloß, er wartete einige Tage und zeigte sich dann in dem Saal, wo die Leiche ausgestellt war. Hier lag die schöne Aurore, wie Donna Anna im Don Juan, in einem weit hinfluthenden Kreppgewande an der Leiche ihres Vaters. Sie richtete sich an Andreas Arm wieder auf, und dieser fühlte zum ersten Male, daß er Pflichten übernommen habe und daß man auf seine Existenz einen Werth lege. Er machte Anstalten zur Abreise. Tante und Nichte fügten sich gerne in seine Anordnungen, denn sie wußten, welches Vertrauen der Verstorbene in diesen Genossen seiner letzten Lebensjahre gesetzt. Das Schloß wurde einem rechtlichen und erprobten Intendanten übergeben. In weniger als vier Wochen nach dem Begräbniß des Barons befanden sich die Reisenden auf dem Weg nach N. So schnell gingen die Ereignisse der damaligen Zeit. Der Schauplatz des Krieges ward jetzt in diese Gegenden verlegt. Die Schlachten, die Siege, die Märsche und Plünderungen hat Jedermann im Gedächtniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Norwegen stand dagegen in nicht so genauer Berührung mit Deutschland wie Dänemark, und nur in Bergen, wo die deutsche Handelscompagnie einen überwiegenden Einfluß, den sie mißbrauchte, lange behauptet hat, war ein ähnliches Verhältniß zu finden, aus welchem ein gleicher Widerwille sich erzeugen mußte. Die Schweden scheinen vielmehr jetzt in Norwegen so betrachtet zu werden, wie früher die Deutschen in Dänemark. Sie sind keineswegs beliebt, und die in der Geschichte ausgesprochene Feindschaft beider, wenn gleich verwandter Stämme ist durch ihre Vereinigung unter einer Krone so wenig ausgeglichen, daß vielmehr die Eifersucht auf die vermeintlich Begünstigten die Kluft zu erweitern geeignet scheint. Der Norweger fühlt sich beleidigt, wenn man sein Vaterland als ein Nebenland Schwedens betrachtet, und sieht es als eine reine Zufälligkeit an, daß ein König beide beherrscht. Mit Stolz weist er auf seine Verfassung, deren Urkunde man unter Glas und Rahmen aufgehängt findet, und gern verweilt er bei den beiden Punkten derselben, welche sie zur freiesten in Europa macht: bei der Einschränkung des königlichen Veto, das nur zweimal dem im Storthing ausgesprochenen Willen des Volks wirksam entgegentreten kann, wenn aber dieser zum dritten Male übereinstimmend sich ausspricht, verloren geht und den König zwingt, sich dem Volkswillen zu beugen; und bei der Abschaffung des Adels für alle künftigen Zeiten, welche widerrufen zu sehen der König, eben durch jenes erstere Vorrecht gehemmt, bereits vergeblich gewünscht hat.

Mit nicht geringerem Behagen vergleicht der Norweger seine für sich bestehenden Finanzen mit denen Schwedens; er liebt es, das letztere als ein armes Land zu bezeichnen, und stellt der größeren Fruchtbarkeit des Nachbarlandes an Getreide, die dennoch den Bedarf desselben nicht durchgängig deckt, den Metallreichthum seiner Berge entgegen, der es ihm möglich macht, sich von der Nationalschuld in kürzester Zeit zu befreien.

Wie voll man aber den Andrang zur Auswanderung, der in Norwegen zunimmt, während man in Schweden

Digitized by Google

nichts davon hört, erklären? Auf der andern Seite zeigen allerdings die norwegischen Bauernhöfe einen weit größern Wohlstand des Einzelnen, als man ihn in Schweden zu treffen gewohnt ist. Vielleicht ist in Schweden das Vermögen nur gleichmäßiger vertheilt, wie dies Land denn auch stärker bevölkert ist, während in Norwegen die ärmere Classe der Küstenbewohner entbehren muß, was der reichere Gutsbesitzer genießt. Doch möchte ich mir nicht anmaßen, bei meinem kurzen Aufenthalt aus eigener Beobachtung ein Urtheil über diese Frage abzugeben. In sittlicher Beziehung hat dagegen der Norweger offenbaren Grund, sich über den Schweden zu stellen, denn eine größere Kernhaftigkeit des Charakters, ein unverdorbenerer Menschenschlag ist hier nicht zu verkennen. Jedenfalls ist, für einen Schweden zu gehen, hier eben nicht angenehm. Dies begegnete mir bei meiner Rückkehr in's Gasthaus zu Klätken. Ich fand nämlich dort einen Mann vor, seinem Ansehen nach ein Beamter aus der Umgegend, der eine Unterhaltung mit mir anfing und mich im Laufe derselben fragte, ob ich nicht zu der Suite des Prinzen Oscar gehöre. Wahrscheinlich nahm er mich für einen Franzosen.

In der That, wenn ich Alles wäre, wofür ich auf Reisen schon gehalten worden, so müßte ich ein sonderbares Naturprodukt seyn: zugleich Nord- und Süddeutscher, Engländer, Spanier und Schwede, Militär und Priester, Gelehrter und Künstler, Architekt nicht weniger als Schauspieler. Es gibt nun einmal solche Leute, die für Nationalität und nun gar für ihre feineren Nüancen, für das Charakteristische einer Provinz durchaus kein Auge und Ohr haben, die den schwäbischen Dialekt mit dem sächsischen verwechseln, oder meinen, der Bayer und der Elsässer sprechen gleich, oder einen Westphalen und Hamburger nicht an der Sprache unterscheiden. Nahe mit der Fähigkeit, solche Unterschiede zu treffen, ist die andere verwandt, Stand und Gewerbe der Menschen aus ihrem Wesen und Gespräch herauszufühlen. Viele Leute machen es sich freilich bequem damit, sie sind gleich mit den Fragen bei der Hand: um Vergebung, wober sind Sie? wie heißen Sie? was für Geschäfte treiben Sie? eine, abgesehen von ihrer Unbescheidenheit, unausstehliche Art, die einen Hauptreiz des Zusammenseyns und der Unterhaltung mit ganz fremden Menschen zerstört: ich meine eben das Errathen der gegenseitigen Verhältnisse aus allerlei kleinen Zügen, Aeußerungen und Gewohnheiten, ein Spiel des Scharfsinns, an dem die Phantasie mächtig Antheil nimmt, indem sie die Lücken des Gebäudes ausfüllt und manche anmuthige Erscheinung durch den dunkeln Grund romantischer, in weite Ferne gesetzter Verhältnisse hebt und doppelt anziehend macht. Ein gewisses Versteckenspielen bei solchen Unterhaltungen erhöht noch mehr den Reiz des Spiels, weil es mehr Scharfsinn aufzuwenden nöthigt und zugleich die Phantasie zu erregen und mit zahlreicheren und verschiedeneren Bildern zu bereichern pflegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Fortsetzung.)

Bei allen Völkern, wo eine Volkstracht, wenn auch nur in Trümmern, besteht, äußert sich der angeborene Takt des weiblichen Geschlechts für das Zierende und Zierliche mit ersstaunlicher Sicherheit. Es könnte nun befremden, daß diese diuinatorische Koketterie sich beim modernen Putz nicht selten verleugnet, daß dieser unträgliche Blick für das Passende und Reizende so oft getrübt erscheint, wenn es sich darum handelt, die bunten Muster der Mode nach Form und Farbe auf die eigene Person überzutragen. Diese Erscheinung erklärt sich aber leicht, und wir fühlen uns versucht, den Punkt etwas näher zu betrachten, auf die Gefahr hin, unsere anspruchslosen Bemerkungen nicht gut aufgenommen zu sehen.

Eine Volkstracht, just indem sie Allen dieselbe hergebrachte geometrische Figur gibt, wird für den Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, zu einem buntbaren Stoff, an dem er seine poetischen Künste mit Leichtigkeit übt. Wo der Gebrauch Allen Hut und Haube, Rock und Mieder, Tuch und Mantel in derselben Form, oft in derselben Farbe vorschreibt, da wird die Tracht etwas Vorausgesetztes, etwas sich von selbst Verstehendes, und just in dieser Beschränkung findet der weibliche Instinkt seinen größten Vortheil: er wirft das Ueberraschendste mit den kleinsten Mitteln; die Grazie verkörpert sich im Wurf einer Falte, das natürliche Schuhbedürfniß im Nicken einer Feder, und mit leichtem Finger wirft die Koketterie ihre Kränze um das oft starre Substrat der altvaterländischen Tracht. Jedes nationelle Costüm, auch das für uns zurückstoßendste und abgeschmackteste, hat seine Poesie, und das Auge findet überall sofort die Individuen heraus, welche durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe die Träger dieser Poesie sind. Man sieht, unter diesen Umständen fragt es sich nicht, was man trägt, sondern wie man das Gegebene trägt; bei der Modetracht ist es aber gerade umgekehrt. Hier ist die Basis des Bleibenden, des Gegebenen, des sich von selbst Verstehenden zu schmal, und auf ihr ruht, ein buntes Aggregat zufälliger Motive, ein maßloses Gebäude, weshalb es auch jeden Augenblick theilweise einstürzt. Für die Weiber in den höhern Kreisen der Gesellschaft ist dieses ewige Einreißen und Wiederaufbauen eine mehr oder weniger geistreiche Beschäftigung; der Trieb, die Gebilde einer fashionablen Phantasie in Gaze und Seide, in Blumen und Diamanten zu verkörpern, mag immerhin die Poesie eines vorzugsweise der Repräsentation gewidmeten Lebens ausmachen, und so weit wäre nicht viel dagegen zu sagen. Nehmen nun aber Weiber, deren moralischen und intellectuellen Kräften noch ein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, stets wechselnde Formen der Tracht aus jener Sphäre in die ihrige herüber, wird es zum bindenden Gesetz, das, was dort in freier Thätigkeit ausgebildet worden, an sich ängstlich zu reproduciren, so läuft der größte Theil des Geschlechts Gefahr, in einem seiner liebenswürdigsten Rechte, in freier Ausübung der Koketterie, sich selbst zu kränken. Weiberracht ist classische Schule, wobei es nur darauf ankommt, die feste Form mit Grazie zu umspielen

Digitized by Google

und den alten Mantel mit Anstand zu drapiren. Das Modewesen ist romantische Schule, welche tief in alle Höhen hinaufs, in alle Tiefen hinabgreift, die disparatesten Bilder und Farben nebeneinander setzt und in scheinbarem Unsinn tiefen Sinn zu erraten gibt. Und diese Schule nun macht die Mehrzahl der Weiber zu romantischen Nachahmern; wir wissen aber Alle, wie bei diesem zweideutigen Geschäfte nur zu oft die Persönlichkeit diese mehr verloren geht, je mehr man eigentlich dabei mit ihr bezahlen sollte. — Im Chaos lockender und abstoßender, in raschem Kreislaufe auf- und niedertauchender und sich kreuzender, gestern bewunderter, morgen verhöhnter Formen, hat eine Frau, ein Mädchen, die neben der Eleganz noch andere Lebenszwecke zu verfolgen hat, große Mühe, ihren natürlichen Schwerpunkt zu finden und zu behaupten. Man fühlt wohl, daß es der Frau zukommt, die bildende Künstlerin ihrer eigenen Persönlichkeit zu seyn; sie schickt sich auch dazu an, sie wählt und ordnet, sie meint schöpferisch frei zu handeln, aber wie der Gottsverbannte hinter dem alten Maler, steht hinter ihr der Dämon der Mode und führt ihr die Hand und taucht die Pinsel in die Farbentöpfe. Oft, wir wollen glauben sehr oft, wird ein Kunstwerk daraus, und ein schöner Körper im harmonischen Gewande, frei in der Form, eins im Gedanken, scheinbar nothwendig, wie die Hüllen, welche die Natur um ihre Körper wirft, ist ein Kunstwerk. Nicht selten aber hat die Künstlerin sich selbst verzeichnet, hat hier einen Reiz durch Contouren und Farben, statt ihn zu heben, beschattet, dort eine Schwäche zur Blöße gemacht; im guten Falle bengt sie sich dann seufzend vor einer Tyrannei, welche jede Revolte streng bestraft, im schlimmen aber ruft sie vor ihrem Spiegel: auch' io sono pittore!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Kunst.

Zu den würdigsten, in neuester Zeit auf Kosten der Gesellschaft zur Unterstützung vaterländischer Künstler in der Akademie der Künste ausgebildeten Eleven zählt sie den jungen Iwanow. Für ein von ihm gefertigtes Tableau: Joseph deutet im Gefängniß die ihm vorgelegten Träume, verlieh ihm die Akademie die goldene Medaille erster Classe, und setzte ihn in den Stand, auf ihre Kosten sich in Italien vollends zum Künstler auszubilden. Sein neuestes Tableau: Christus erscheint Maria Magdalena nach seiner Auferstehung, war eine der Hauptzierden der vorjährigen Ausstellung der Akademie. Sie würdigte ihn dafür der Aufnahme unter die Zahl ihrer Mitglieder. Die Direction der erwähnten Gesellschaft brachte sein Tableau dem Kaiser dar, der es somit wohlwollt aufnahm und ihm eine Stelle in der russischen Galerie der kaiserlichen Eremitage anwies. Im Auftrag der Gesellschaft führt Professor Bruni fort, Sujets aus der vaterländischen Geschichte auf messingenen Tafeln zu graviren; schon hat er deren gegen dreißig beendigt. Die sämmtlich für sein großes Talent sprechen. Herr Rokwoy, ein gründlicher Kenner der vaterländischen Geschichte und eifriger Verehrer der Kunst, liefert zu diesen Bruni'schen Sujets den erklärenden Text. Die Arbeiten des verstorbenen Bildhauers Martos waren bisher nirgends vollständig gesammelt und geordnet worden; sie sind zerstreut im ganzen Reiche, ein großer Theil von ihnen ist in Moskau. Die Gesellschaft für Aufmunterung der heimischen Künstler wird nun bald alle Erzeugnisse dieses berühmten vaterländischen Bildhauers in einer vollständigen Sammlung herausgeben. Bereits sind sechzig Tafeln gestochen. Durch eine jüngst von ihr veranstaltete Sammlung von Plänen und Rissen zur geschmackvollen Aufführung neuer steinerner Kirchen, die sie in alle Theile des Reichs an die Gouvernementsstädte und die höhere Geistlichkeit versandte, hat sie dem Vaterlande einen wichtigen Dienst geleistet; denn in den entlegenen Provinzen wurden bisher die Kirchen meist sehr geschmacklos gebaut. Durch die vielen in dieser Beziehung bei ihr eingegangenen Bestellungen haben die jungen, in ihrem Dienst stehenden Künstler für sich gewinnreiche, für's Allgemeine nützliche Beschäftigung gefunden, während sich die Kunst einen Weg bis in die fernsten Punkte des Reichs bahnt. Auch dem Zustand der Kunst im Auslande widmet die Gesellschaft beständig ihre Aufmerksamkeit. Graf Kutaissow, eines ihrer Mitglieder, hat sich vermittelst des hier accreditirten dänischen Gesandten, Grafen Bloom, mit der in Kopenhagen bestehenden Gesellschaft der nordischen nützlichen Alterthümer in Korrespondenz gesetzt. Um auch Notizen über die in den Musen Stockholms aufbewahrten nordischen Alterthümer zu erhalten, hat derselbe eine Verbindung mit dem hiesigen schwedischen Gesandten, Grafen Palmstjerna, angeknüpft. Die Gesellschaft hat auf diesen Wege neue wichtige Bereicherungen im Fache der vaterländischen Alterthümer zu erwarten. — Von seinem russischen Dichter nennet er Zeit sind so viele Bildnisse erschienen, als vom verewigten Puschkin. Für den besten Kupferstich von ihm wird der Utkinsche gehalten, gefertigt nach dem Porträt von Kiprenskiy, so wie für die beste Büste die von Halberg gilt. — Brüllow, der Schöpfer des letzten Tages in Pompeji, beschäftigt sich jetzt hier mit Porträtiren und den Entwürfen zu zwei großen Kirchengemälden. Weiten aus Karlsruhe, bekannt durch sein lithographisch-artistisches Institut, besuchte in diesem Sommer Petersburg, um eine möglichst genaue Zeichnung von jenem Brüllowschen Meisterwerk zu erhalten. Sie soll in Paris in Aqua tinta ausgeführt werden. Die Ausführung ist einem dortigen talentvollen jungen Künstler übertragen und wird gewiß der gehegten Erwartung entsprechen. Bruni hat im Auftrag des Kaisers eine Copie von Raphaels Madonna d'Alba genommen. Der Monarch lohnte die gelungene Arbeit mit zehntausend Rubeln. — In den letzten Wochen kehrte der junge Akademiker Rabus zurück. Der Landschaftsmaleret mit besonderer Vorliebe zugethan, unternahm er eine Reise über die Krimm nach Konstantinopel und Griechenland, von wo er eine Menge landschaftlicher Ansichten zurückgebracht hat. Gaiwasowsky, durch seine trefflichen Seeansichten bekannt, schickt sich zu einer Reise in die Krimm und weiter hinauf zu den Ostküsten des schwarzen Meeres an, um ein Gemälde zu entwerfen, das aus dem letzten Türkenkriege die bekannte Heldenthat Kasarskij's auf der Brigg Mercur darstellen soll. Solche Reisen unserer jungen Künstler zur Ausbildung ihres Talents sind jetzt sehr häufig; so bereisen zwei unserer jungen Landschaftsmaler, Worobjew und Fritte, die romantischen Küsten Revals und der Provinz Esthland, ein dritter, Sternberg, für gleiche Zwecke die kleinrussischen Provinzen. Die Reisefesten aller drei bestreitet der reiche russische Gutsbesitzer Tarnowskij, ein eifriger Verehrer der Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 119 u. Intelligenzbl. Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 25. November 1837.

Die Bildung soll den Menschenwerth erhöhen; aber ohne die Stücke Natur, welche die Polirstein sitzen läßt, was wären Menschen und Völker häufig noch werth?

Jean Paul.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Die nächste Tagereise ging nach Kongsberg. Man geht einen Augenblick auf der Straße gegen Christiania zurück, zieht sich dann an dem westlichen Ufer des Tyrifjord hin, verfolgt hierauf den Lauf des Flusses Drammen und wendet sich südwestlich über's Gebirge. Auf der ersten Station hatte ich einen kleinen Arm des Tyrifees zu passiren und lernte dabei zuerst die norwegischen Fähren kennen, deren einfache Brauchbarkeit den übrigen Einrichtungen des Landes entspricht. Quer über einen breiten, flachen Kahn sind Bretter gelegt, die auf dessen Rande aufruhen, so jedoch, daß der hintere Raum des Kahns für den rudernden Fährmann frei bleibt; eine Befriedigung ist nicht vorhanden und scheint bei dem ruhigen Naturell der Landespferde auch überflüssig zu seyn.

Von dieser Bucht aus steigt der Weg am Rande der Berge hinauf, welche diese Seite des Sees umgeben und mit Feldern, Matten und Gehöften bedeckt sind. Ueber Bierke gelangt man so nach Egge, einer Station, die ungefähr in der Mitte dieses Ufers des Fjord liegt, und vereint alles darbietet, was man auf dem Wege bisher von da und dort aus allmählig genießt. Ein geschlossenes Gehöfte mit einem Gärtchen, wie man im weiteren Gebirge nicht mehr antrifft, liegt Egge mehrere hundert Fuß über dem Spiegel des Sees an einem steilen, grünen Abhang. Gegenüber ziehen sich etwas wildere Ufer hin, mit Fels und Wald; der Tranberg schließt sich an die Höhe von Krokleven und läßt doch aus seinen Forsten den Schaum des schon von den Graubergen aus gesehenen Wasserfalls blinken. Die Heuernte war im Gang und verbreitete freundliches Leben in der nächsten Umgebung. Zu dieser Freundlichkeit paßte mein alter Postbauer, ein Seitenstück der gutmüthigen Schweden in Upland. Die paar Schillinge Trinkgeld, die er empfing, machten ihn so dankbar, daß er nicht abließ, mir einen Theil des dafür erkauften Branntweins aufzunöthigen, den ich bongré malgré trinken mußte.

Angenehmer als diese Mittheilung war mir die hier erhaltene Nachricht, daß ein italienischer Graf (en italiensk greve, sagten sie mit Bedeutung, denn das war noch etwas selteneres als ein Deutscher) gestern hier durchgekommen sey und denselben Weg genommen habe, den ich verfolgte. Das Postbuch wies seinen Namen aus, und ich nährte nun die Hoffnung, ihn zu erreichen, mehrere Tage lang, bis ich am Gousta seine Spur verlor. Nicht nur weil ich einen Begleiter in ihm zu finden erwartete, war mir diese Hoffnung besonders lieb, sondern namentlich deßwegen,

Digitized by Google

weil es ein Italiener war. Ich liebe schon an ſich aus Blutsverwandtſchaft die Italiener wie ihre Sprache; aber hier im hohen Norden mußte das Zuſammentreffen mit einem Südländer einen doppelten Reiz haben. War er ein aufmerkſamer Mann, zu wie intereſſanten Bemerkungen mußte ihm da nicht der Gegenſatz zwiſchen ſeinem Vaterlande und deſſen Bewohnern und dieſen Gegenden Gelegenheit geben; in allen Einzelnheiten mußte er hervortreten, und doch wieder in manchen Punkten eine Uebereinſtimmung ſich finden; denn bei den ſüdlichen Völkern hat auch die geſteigerte Kultur nie die zu Grunde liegende kräftige Naturlichtheit vernichten können. Weit mehr ſind die Völker mittlerer Zonen, jener Gegenden, wo die Kultur ſehr hoch geſtiegen, die Natur der Menſchen aber eine mehr ruhige und empfangende, eine wenigſtens mehr überlegt producirende als eine aus unwiderſtehlichem Triebe ſchaffende iſt, weit mehr ſind dieſe einer ſchädlichen Einwirkung der Kultur ausgeſetzt. Viel leichter wird bei ihnen das Reinmenſchliche verdrängt und erdrückt, und ſolchen Einfluß hat dort die wiſſenſchaftliche wie die geſellige Bildung. Niemals iſt der italieniſche Gelehrte ſo pedantiſch wie der deutſche; nie werden ſich bei aller Mühe, die man ſich gibt, die ſpaniſchen Verhältniſſe der Geſellſchaft zu der formellen Dürre der franzöſiſchen herabdrücken laſſen. Eine gewiſſe umgängliche Urbanität, verbunden mit einem natürlichen Selbſtgefühl iſt daher dem italieniſchen Volke geblieben, eine Eigenſchaft, die auch bei dem Norweger ſich findet. Leicht wohl hätte ich über ähnliche Dinge bei meinem Italiener mich Raths erholen können; denn er mußte in der übrigen Welt bewandert ſeyn, da er nach Norwegen kam. Allein das Schickſal wollte es nicht. Sogar das überaus günſtige Omen, daß unſere Namen ſich reimten, ſonte ſich als ein trügliches zeigen. Wenn ſich daraus nicht ſchließen ließ, daß wir zuſammen zu treffen beſtimmt ſeyen, ſo ſollte dann noch an Vorzeichen glauben?

Für's Erſte hatte ich noch die Hoffnung zum idealen Begleiter, mein wirklicher war ein junger Burſche, der die tellemarkiſche Tracht trug, braune Hoſen, einen braunen Rock mit ſtehendem Kragen, beides von grobem wollenem Tuch; der Rock vorne herunter mit ſchwarzem Sammt eingefaßt, eine Reihe ſilberner Knöpfe auf jedem dieſer Sammtränder, die Aermel auf den Schultern zu einem epaulettenartigen Wulſt aufgenäht; hinten an der Taille, wo die Rockſchöße anfangen, keine Knöpfe. Er ſetzte ſich hinten auf oder lief neben her, während ich über das bergige Terrain mit ſeinem ſtarken und mehr als gewöhnlich großen Pferde ſo raſch fuhr wie ſonſt nie. In wenniger als zwei Stunden hatte ich die drittehalb norwegiſchen Meilen, alſo ſieben Wegſtunden zurückgelegt. Das würde man einer deutſchen Poſt ſelbſt in der ebenſten Ebene nicht zumuthen dürfen. Und was würde vollends ein deutſcher Lohnkutſcher geſagt haben, wenn er geſehen hätte, wie mein Burſche auf der Station ſein Pferd nur einen Augenblick an den Zaun band, ſelbſt ſchnell einen Schluck Schnaps nahm und dann mit dem ungefütterten Pferd unmittelbar nach Hauſe zurückkehrte. So ſind hier Menſchen und Thiere, hart und ausdauernd, aber, oder vielmehr eben deßwegen gutmüthig und willig.

(Die Fortſetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Fortſetzung.)

Andrea hatte von ſeinen Freunden, dem Grafen und dem Buchhändler, auf kurze Zeit Abſchied genommen, denn es war ſeine Abſicht, wieder zu ihnen zurückzukehren, ſtatt deſſen aber wurde er am Hofe des Herzogs feſtgehalten. Der Empfang bei dieſem Fürſten war ganz dazu geſchaffen, Andreas Abenteuer ſuchenden Sinn zu befriedigen. Nachdem ſeine Ankunft und ſeine Aufträge von Seiten des verſtorbenen Barons gemeldet worden, führte man ihn in ein Gemach, wo der Herzog ihm eine Audienz zu gewähren die Gnade hatte. Es war ſchon ſpät am Tage, als unſer Held in einen, von düſtern rothen Vorhängen beſchatteten Raum trat. Eine Flötenuhr füllte mit leiſe wiſpernden Tönen ſein horchendes Ohr; zwei ſtumme und wie lebloſe Statuen aufgeſtellte Pagen hüteten den Eingang. Eine Dame auf einem Ruhebette erhob ſich mit halbem Leibe, als der Eintretende ſich bemerkbar machte. Niemand ſprach, die Uhr hörte auf zu flöten und eine tiefe Stille herrſchte. Die Dame ſpielte wie befangen mit ihren Armbändern. Andrea blieb in einer anſtändigen Entfernung ſtehen, immer wartend, daß der Fürſt nun bald eintreten werde. Aber es erſchien Niemand, die Pagen gähnten, Andrea ſtand und wartete, die Dame beſchäftigte ſich mit ihren Armbändern. Endlich rief eine männliche Stimme mit halbunterdrücktem Lachen: „Nun, mein Herr, was haben Sie mir zu ſagen?“ Der, an den dieſe Frage gerichtet war, ſah ſich erſtaunt um, denn er wußte nicht, ob er ſeinem Ohre trauen ſollte; es war ihm vorgekommen, als hätte die Dame auf dem Ruhebette geſprochen. Wie er noch mit der Antwort zögerte, trat einer der Pagen ſchnell zu ihm heran und flüſterte ihm in's Ohr: „Monſieur, Sie bemerken, daß Ihro Durchlaucht der Herzog mit Ihnen ſpricht; es wird nöthig ſeyn, daß Sie ihm antworten.“ Andrea begriff jetzt ſchnell, was um ihn her vorging. Es fiel ihm ein, was der Baron von des Fürſten Seltſamkeiten geſprochen, und zugleich mit dieſem Gedanken wurde ihm deutlich, welche Rolle er ſpielen müſſe. „Monſeigneur,“ rief er ſtotternd, „lieben es, auf zweifache Art diejenigen um ihre ruhige Faſſung zu bringen, die ſich Ihnen nahen.

Digitized by Google

Nicht damit zufrieden, durch alle Vorzüge eines Mannes und Fürsten zu imponiren, nehmen Sie noch die Reize einer schönen Frau zu Hülfe, um uns arme Ungewarnte zu verwirren und zu beschämen." — „Ein Scherz," erwiderte der Herzog lachend, „der nichts weiter auf sich hat. Man hat mich überreden wollen, daß ich schöne Arme habe. Aber zur Sache. Mein alter Freund ist gestorben; Sie bringen mir seine Tochter. Ich versprach Vaterstelle an dieser reizenden jungen Dame zu vertreten, im Fall das Schmerzliche kommen sollte, was jetzt eingetreten ist. Aber — o, die Zeiten sind jetzt so schlimm, daß Jedermann nach Schutz sich umsieht! Sie bleiben bei mir, Herr — wie heißen Sie?" — „Andrea Ganelli." — „Also Italiener von Geburt?" — „Franzose, Monseigneur. Mein Urgroßvater verließ vor zweihundert Jahren Florenz." — „Verließ — Florenz — Was sagten Sie? Ach, Alexander, kleiner Geck, mit welchem Bande haben Sie da meinen Halskragen zugebunden? Roth — roth? Sie Ungeheuer! paßt das wohl zu der hochgelben Perrücke, die ich heute aufsahe? Warten Sie, ich will Ihnen einen Schlag mit dieser Reitgerte geben."

Der Page trat an's Ruhebette, und die Exekution wurde vollzogen. „Da, nimm die Reitgerte," sagte der Fürst. „An ihrem Knopfe wirst du einen Rubin finden, der als Busennadel für einen Narren wie du sich ganz gut ausnehmen wird. — Nun, mein lieber Andrea Ganelli — aus Florenz, sagten Sie, nicht? O nicht wahr, die Venus von Florenz ist das Lieblichste und Schönste, was man je gesehen hat? Nur etwas affektirt? Man sagt auch, der linke Fuß sey angesetzt. Nun, wie der Baron mir schrieb, besitzen Sie Geist. Ach, verstecken Sie das! und ich will Ihnen sagen, was das beste Maskenkleid ist — Thorheit. Wenn die Menschen über uns spotten können, so verzeihen Sie uns am leichtesten, daß wir groß sind. Thun Sie den armen Narren dies zu Gefallen. Machen Sie freiwillig einen Tintenfleck auf Ihre schöne Uniform; sie wird Ihnen deßhalb nicht um ein Haar schlechter sitzen, und die Menschen haben denn doch etwas zu lachen. Man wird dann sagen, wie schön ist er gewachsen, wie gut ist ihm das Kleid gemacht! ja, werden andere darauf erwidern, aber er hat einen Tintenfleck darauf, haben Sie denn das noch nicht bemerkt? Man wird lachen — und Ihnen gut seyn. — Adieu, mein lieber Ganelli, Adieu! Wir sehen uns bald wieder."

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Es kann nicht fehlen, in den Mittelständen muß häufig über der sich jeden Augenblick aufdrängenden, beängstigenden Frage: mit was werden wir uns kleiden? die andere vergessen werden: wie wird das, was uns geboten wird, uns kleiden? Der unruhige Trieb, sich das Neueste, oder was dafür gilt, möglichst schnell anzueignen, gestattet nur zu oft keinen Raum für Rücksichten, wobei doch die Eigenliebe wesentlich betheiligt ist. Eine Frau läßt sich vom Gespenst der Mode in eine Form hineinschrecken, welche ihren ganzen Körpernumriß verwandelt, behält aber kein Auge dafür, ob nicht vielleicht dieser ihr neuer Umriß ein Zerrbild des theoretischen oder praktischen Musters ist, das sie vor sich hatte; ein Mädchen hascht nach einer Farbe, welche Alles trägt, vergißt aber, mit sich zu Rathe zu gehen, wie diese Modefarbe sich bei ihr zu Teint, Haar und Auge chromatisch verhält. Ist die Frage, ob man modisch aussieht, befriedigend beantwortet, so wird die zweite: ob man gut aussieht, als etwas sich von selbst Verstehendes durch die Tagesordnung beseitigt. So kommt es, daß von Zeit zu Zeit ein neuer Schnitt, ein neues Farbenspiel das Städtchen oder die Stadt epidemisch überzieht und unter den natürlichen Reizen der modischen weiblichen Welt die bedauerlichsten Verheerungen anrichtet; und die Bevortheilten lächeln dazu, und ihre befriedigten Blicke sagen: es thut nicht weh! — Man sucht wetteifernd, in athemloser Hast den immer zurückweichenden Zeitgeist der Eleganz einzufangen; er verstreut auf seiner Flucht die bunten Federn auf seinen ewig nachwachsenden Fittigen, man rafft sie hastig auf, wie Atalanta die Aepfel, und ist immer gleich weit vom Ziele.

Es könnte nicht schwer fallen, den Satz, daß die Mode die geschäftigste Feindin der weiblichen Grazie ist, durch Beispiele zu erläutern, zu zeigen, wie das ruhelose Streben, alles Neue, nur weil es neu ist, zu erfassen, sehr leicht die feine Fühlung des Geschlechts für das wahrhaft Kleidende, Ganze und Uebereinstimmende abstumpft; wie die vom Urtheil so wenig unterstützte Eitelkeit am geistigen Reiz der Erscheinung, die allein die echte, fliegende Koketterie ist, nagt gleich dem Wurm an der Knospe. Wir könnten vielleicht ein andermal darauf zurück, und werfen nur noch einen flüchtigen Blick auf das Modewesen in seiner äußersten Ausartung, wo es zur Karrikatur wird. In den unteren Ständen, welche zur französischen Sitte festgeworden haben, tritt das weibliche Geschlecht gleichsam in den rohen Naturzustand zurück, in welchem das Weib seinen Putz, dessen es bedarf werden kann, gierig an sich rafft, wie ihn flugs in's Haar, durch Ohr oder Nase steckt, oder um Brust und Hüften wirft. Die Rolle des Seeräubers, der den eingebornen Schönen für Glasperlen ihr Goldstaub abkauft, spielt hier der Trödler — das österreichische „Tandler" verdient das große deutsche Bürgerrecht. Er verkauft den Ausschuß der fashionablen Maskerade, und sie lassen dafür noch etwas Kostbareres zurück, als Geld, das Selbstgefühl. Sie entsagen dem wahren, großen Vortheil einer eigenen, leicht zu handhabenden Tracht, und bannen ihre Reize in eine Form, wo die Koketterie zur Frage wird. Manche reizende oder doch blühende Tochter der Stände, die wir hier im Auge haben, trüge als Virtuosin den Lederwurf der Sylvier und Niederländer, oder Haube und Mieder deutscher Stämme; so aber macht es einen noch mehr wehe mäßigen als lächerlichen Eindruck, wenn sie mit Putzhut, Shawl, Kleid und Beschuhung ein optisches Charivari aufführt.

Bei der Volkstracht ist es genialer Naturalismus, der mit sicherem Takt seine Mittel wählt und mit den kleinsten unbewußt die größten Wirkungen hervorbringt; die modische Tracht dagegen ist zu einer wahren Kunst des Anzugs geworden, wobei die angeborene Grazie von der Bildung, der

Digitized by Google

Instinkt von der Uebertragung geleitet werden will. Die phasten Stände haben ihre Leibpoeten und Decorateurs, die für sie dichten und denken; die untersten sinken in einen Naturalismus zurück, der, eine Mitgeburt der Cultur, durch rohe Nachahmung und Gemeinheit sich charakterisirt. Der Frau der Mittelstände bleibt die sittliche Aufgabe, auf der überwältigenden Masse von Formen und Schattirungen, welche täglich auf dem Markt der Mode auftaucht, sich ihre äußere Erscheinung gleichsam zu dichten. Es kommt dabei darauf an, daß man wisse, welche der zahllosen Elemente des Anzugs einander fordern, welche sich ausschließen und abstoßen, vor Allem aber, daß man sich selbst kenne und den Spiegel möglichst als Rathgeber, nicht als Schmeichler, in Dienst nehme. Die Hauptsache ist, die Forderungen der Meinung mit dem Selbstbewußtseyn zu versöhnen und unter seiner Bedingung sich selbst aufzugeben. Man sieht, unter diesen Umständen reicht der sonst so siegreiche Mutterwitz nicht aus; dies beweist schon ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen der Volkstracht und der Modetracht. Jene wird in ihrer Eigenthümlichkeit nur von den Mädchen und jüngsten Weibern mit natürlicher Grazie und ungelerntem Anstand zur Anschauung gebracht; mit vorrückenden Jahren verfallen die Weiber schnell in den nächternen, saloppen Schlendrian des Costüms. Im modischen Leben dagegen ist es häufig die reifere Frau, welche sich am besten kleidet, und die junge Eleganz kann der mütterlichen Lehren schwerlich entrathen.

Kann nun die Kunst des Anzugs gelehrt werden? kann sie ein Lehrfach in Kostschulen abgeben? könnte man vielleicht die Vorträge über Seelenlehre etwas beschränken und dafür über Sympathien und Antipathien des Teints lesen? oder die Proportionen der Himmelskörper summarischer abmachen, und dafür nach den einfachsten Grundsätzen der Geometrie die Verhältnisse des weiblichen Körpers erläutern? Wir wissen es nicht zu sagen, wir wissen nur, wo man die geheimnißvolle Kunst niemals lernt — aus den Modejournalen. Nach dem Modejournal wird man elegant, wie man nach dem Reimlexicon dichtet. Verständiger eingerichtet, könnten aber diese Rathgeber der Grazien immerhin wesentlichen Nutzen stiften, während sie so, wie sie sind, nur dazu dienen, unberechenbares Unheil anzurichten. Wir haben einen unaufhörlichen Plan einer rationellen Modejeitung entworfen, der von competenten Richterinnen, denen wir denselben mitgetheilt, sehr gepriesen wird. In einer Zeit, welche einen weniger zur Selbstsucht drängte, würden wir ihn ohne Rückhalt preisgeben. Aber benutzungte sind gute Gedanken baares Geld, und so kann man uns nicht verübeln, wenn wir eine Speculation darauf gründen. Wir sehen den gefälligen Anträgen von Unternehmern entgegen, welche Lust tragen, ein Geschäft zu machen, das desto glänzender ausfallen muß, einem je tiefer und allgemeiner gefühlten Bedürfnisse es abhilft.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Die Taglioni.

An die schönen Künste reiht sich unmittelbar die dramatische, über deren neuesten Zustand bei uns das Morgenblatt so selten etwas berichtet. Von den drei hier bestehenden Bühnen behauptet unstreitig die französische, der vorzugsweise unser Beaumonde zuzusprechen pflegt, den ersten Rang; es gebührt zum suprêmo bon ton, hier eine Jahrslage oder zum wenigsten — ist man noch Garçon — einen abonnirten Lehnsitz zu haben. Sie hat im vergangenen Frühjahr einige gute Subjecte aus Frankreich gewonnen, unter welchen eine Madame Allan-Despreaux als Stern erster Größe strahlt. Auf diese Bühne folgt die russische, die, obgleich die vaterländische, der ersteren nachstehen muß. Nur ein neues vorzügliches Ballet oder ein Originalstück von ausgezeichnetem Werth vermag unsere vornehme Welt dahin zu locken. In der Regel wird sie nur von den russischen Mitleidigen besucht. Sie besitzt einige treffliche komische Schauspieler, und in der Person Karatygins einen Tragöden von ausgezeichnetem Talent. Das Ballet hat hier einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, wie in irgend einer europäischen Hauptstadt. Die dritte deutsche Bühne gilt für die letzte; auch hat sie hier nie einen ausgezeichneten Standpunkt eingenommen, sondern vegetirte immer in der Sphäre der Mittelmäßigkeit. Diese Erscheinung frappirt um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Deutschen ein Viertheil der Bevölkerung unserer Kaiserstadt ausmachen, daß sie großentheils zu den Gebildetsten der Einwohner sich zählen und meist eifrige Verehrer der dramatischen Kunst sind und sie zu würdigen verstehen. Eine gut besetzte deutsche Bühne müßte hier glänzende Geschäfte machen, wenn es im ernsten Willen der Generaldirektion läge, eine solche zu besitzen. Da unser Publikum jetzt nur der Oper seine ganze Kunst zuwendet, jede Bühnenverwaltung aber der herrschenden Stimmung des Publikums Folge leisten muß, so hat auch die unsrige in der letzten Zeit das Fach der Oper an der deutschen Bühne zu vervollkommnen gesucht und mehrere gute Subjecte für sie gewonnen, unter welchen ein Herr Breiting für den Liebling des Publikums gilt. Seit einigen Tagen von einer mehrwöchentlichen Reise aus Wien zurückgekehrt, trat er gestern in der 112ten Vorstellung der Stummen von Portici auf. — Die auffallendste Erscheinung in unserer Bühnenwelt ist die seit den ersten Tagen des Septembers hier anwesende Demoiselle Taglioni. Am 18ten trat sie zum ersten Male im Ballet Esplyhe auf, die alle ihrer Vorgerollen zu seyn scheint; seitdem tanzt sie wöchentlich drei- bis viermal in unserm großen Nationaltheater. Jedesmal erregt ihr Auftreten im überfüllten Hause den höchsten Enthusiasmus, und Alles behauptet, etwas der Art sey noch nie in unserm Norden gesehen worden. Sie soll von der Direktion auf drei Jahre engagirt seyn, erhält jedes Jahr 60,000 Rubel und zwei Benefize, spielt dafür nur sieben Monate und reservirt sich fünf Monate zu Gastrollen im Ausland. Das Drängen zu ihren Vorstellungen übersteigt alle Begriffe, angesichts die Preise um das Vierfache erhöht sind. So müssen die meisten unserer Schaustigtigen entweder ganz dem Vergnügen entsagen, die Taglioni zu sehen, oder es auf lange, unbestimmte Zeit hinausschieben. Diese Schausucht äußert sich hier bei allen neuen Bühnenerscheinungen, und je mehr sie kosten, desto reger ist sie. Unser Publikum vereint mit der Genußsucht eine unzähmbare Neugier; hat es diese aber einmal befriedigt, so geben später die schönsten Kunsterzeugnisse und deren Darsteller unbeachtet an ihm vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 27. November 1837.

Singulier mélange de courage et de frivolité.
Mad. de Staël.

Andrea Ganelli.

(Fortsetzung.)

Andrea verließ das Zimmer sehr befriedigt von seiner Audienz. Die schöne Aurore mit ihrer Tante bewohnte eine Zimmerreihe im Schlosse selbst. In der ersten Zeit ihrer Trauer erschien sie nirgends; erst nach Verlauf eines Jahrs nahm sie Theil an den Vergnügungen des Hofs. Während dieser Zeit hatte sich Andrea in der Gunst des Herzogs befestigt und wagte es jetzt, sehr ernstlich an die Lösung seines dem Dichter des Oberon gegebenen Versprechens zu denken. „Ich muß sie an den Altar führen, diese reizende Schöne," rief er bei sich selbst; „ich liebe sie nicht, wenigstens nicht so heftig und nicht so ernstlich, daß ich aus Leidenschaft thäte, was ich thue; aber ich habe mein Wort verpfändet, und das muß ich lösen." Er ward jetzt förmlich um Auroren, und erhielt sowohl von der Tante als vom Fürsten eine entschieden abschlägige Antwort. „Wo denken Sie hin?" rief der Herzog. „Sie wollen es Napoleon zuvorthun und noch schneller Deutschland erobern als er! Wenn ich Sie auch in den Adelstand erhöhe und mit Reichthümern überschüttete, so würden Sie doch in den Augen jener Leute nichts als ein Parvenü seyn. Wissen Sie, was das heißt, an Rechte tasten, die Jedermann für unverletzbar hält? Sie sind ein Abenteurer und haben die Grundsätze eines Abenteurers. Es ist gefährlich, sich mit Ihnen einzulassen."

In Andreas Charakter lag weder Rachgier noch Tücke; er empfand den Stachel jener Worte nur oberflächlich. Sein eigentliches Wesen war ein unzerstörbarer, frischer Leichtsinn, der immer nur mit dem Glanz und den Effekten des Lebens spielen mochte. Solche Charaktere wollte jene Zeit, diese waren es, die sie erhob, die in dem tiefen, stürzenden Strudel, der alles Feste und Starke in sich hineinzog, allein oben schwammen und triumphirten. Das unglückliche Resultat der Ansprache hatte keine weitern Folgen, als daß bei dieser Gelegenheit einige scherzhafte Gedichte entstanden, die dem Hofe zur Belustigung dienten. „So ist ein Franzose!" sagte die alte Oberhofmeisterin, indem sie dabei ihr Porzellandöschen durch eine ungeheure Prise erschöpfte; „immer heiter, immer aufgeweckt zu Possen! Man nimmt ihm seinen Gott, man nimmt ihm seinen König, endlich sogar nimmt man ihm sein Mädchen — was thut er? er zählt an den Fingern die Sylben eines Madrigals ab, durch das er seine Feinde züchtigen will. O wie bin ich begierig, die Bekanntschaft dieser Leute einmal recht in der Nähe zu machen!"

Dieser Wunsch einer alten Ehrendame wurde erfüllt: die Schlacht von Jena ward geschlagen. Welche Ereignisse, welche Schrecken traten jetzt in's Leben! Die Muse der

Digitized by Google

Geſchichte, die die vollgeſchriebene Tafel des achtzehnten Jahrhunderts eben niedergeſetzt hatte, griff mit Haſt nach der neuen Tafel, um deren friſche Weiße ſogleich mit blutigen Zeichen zuzudecken. Zerbrochen fiel der kleine Scherz der Zeit nieder vor dem eiſernen Druck der Hand, die plötzlich aus den Wolken herabgriff. Auch unſer Held wurde einer Kataſtrophe entgegengetrieben.

In einer Nacht weckte man ihn ungeſtüm. Ein Fremder, in einen weiten Mantel gehüllt, trat in ſein Zimmer und ſchloß die Thüre hinter ſich. Sein ganzes Weſen zeigte, daß er zu gebieten habe. Andreas Vorwürfe und Fragen wurden durch ein langes, verachtendes Stillſchweigen beantwortet. Endlich erhob ſich die Stimme des Fremden: „Mein Herr, Sie ſind ein Franzoſe?“ — „Ja.“ — „Was machen Sie hier an einem fremden Hofe? Sind Frankreichs Ruhm, ſind Frankreichs Waffen noch nicht zu Ihrem Ohr gedrungen? Mich dünkt, man hätte unſere Kanonen ſprechen hören können.“ — „Das hat man,“ entgegnete Andrea mit einem leichten, vorübergehenden Lächeln. — „Und haben Sie die Sprache dieſer kräftigen Redner verſtanden?“ fragte jener. „Mich dünkt, ſie ſagten Ihnen, daß Sie hier nicht an Ihrem Platze ſeyen.“ — „Mein Herr,“ rief Andrea in empfindlichem Tone, „Sie gehen darauf aus, mich zu belehren. Und wo wäre denn mein Platz, wenn ich fragen darf?“ Der Fremde machte eine Bewegung mit dem Arm, wie Einer, der in die Ferne zeigt. „Dort iſt Ihr Platz! beim Kaiſer, bei Ihrem Herrn; nicht hier am Hofe des Dieners, eines Dieners, eines Thoren, der, als Frauenzimmer gekleidet, ſich von ſeinem Hofſtaat die Cour machen läßt.“ Andrea erwiderte mit einer raſchen Aufwallung des Zorns: „Mäßigung, mein Herr, wenn wir Freunde bleiben ſollen! Dieſer Fürſt, von dem es Ihnen beliebt, in Ausdrücken, die ich nicht billigen kann, zu ſprechen, iſt Souverän. Er iſt mein Beſchützer, mein Wohlthäter; ich finde es der Ehre zuwider, ihn zu verlaſſen gerade in einem Zeitpunkte, wo tauſend Andere an meiner Stelle ihn vielleicht verlaſſen würden.“ — „Das ſind nicht die Geſinnungen eines Franzoſen!“ rief der Fremde mit raſchem Unwillen. „Es ſind die Geſinnungen der Ehre,“ erwiderte Andrea feſt. Es verging eine lange Pauſe, während welcher der finſtere Eindringling ſich an's Fenſter ſtellte und unverwandt auf den dunkeln Schloßplatz blickte. Endlich wandte er ſich wieder zu Andrea und ſagte: „Die Zeit drängt; es iſt nicht der Augenblick für diplomatiſche Feinheiten und Phraſen. Eine einzige Frage wird entſcheiden, wie wir zu einander ſtehen.“ Er trat bei dieſen Worten nahe an Andrea heran und dieſer ſah zum erſten Mal in das blaſſe edle Geſicht ſeines Gegners. „Sie ſind hier am Hofe bekannt.“ hob jener jetzt an, „Sie kennen die Verhältniſſe des Fürſten, ſeine Verbindungen und Hoffnungen. Bringen Sie darüber Ihre Gedanken zu Papier und händigen Sie mir dieſe Schrift ein. Der Gebrauch, den ich von Ihren Mittheilungen mache, wird ein discreter ſeyn, und dennoch wird ganz der Vortheil auf Ihre Seite fallen.“ Andrea antwortete mit feſter Stimme: „Sie haben ſich in der Perſon geirrt, mein Herr. Das Geſchäft, das Sie mir aufbürden möchten, verträgt ſich ſchlecht mit den Geſinnungen, die ich Ihnen zu äußern eben die Ehre hatte.“ Der Fremde entfernte ſich ſtillſchweigend.

(Der Beſchluß folgt.)

Erinnerungen aus einer Reiſe durch Norddeutſchland und Scandinavien.

(Fortſetzung.)

Ich war nun wieder zum Niveau des Sees heruntergekommen, wo er in einem Strombette abfließt und bald mit den aus Hallingdal kommenden Zuflüſſen den Namen Drammen annimmt. Eine Fähre brachte mich und mein Carriol am Ausfluſſe des Sees auf die andere Seite, wo die Reiſe nach einem kleinen Frühſtücke weiter ging. Abermals zieht ſich der Weg in die Höhe, weil das felſige und ſchroffe Strombett an ſeinen Seiten einer Straße keinen Platz läßt; Stromſchnellen und Waſſerfälle reihen ſich an einander; ſind dieſe letzteren nicht ſehr bedeutend, ſo ſcheinen ſie nicht einmal Namen zu haben. Einen jedoch nannte man mir als Ingebergs-Fos. Zu beiden Seiten ſteigen in rundlichen und fruchtbaren, d. h. mit Wieſen und Kornfeldern bedeckten, oden waldigen und felſigen Erhöhungen bedeutende Berge empor: ſo geht es fort bis nach Hougſand, wo ſich links hin das weite Drammenthal öffnet, rechts ab der Weg nach Kongsberg führt. Wer jedoch dieſen Weg ohne Unterbrechung machen wollte, würde ein intereſſantes Intermezzo verſäumen und dies, wenn er ein Deutſcher iſt, doppelt bereuen. Es liegen nämlich zwiſchen Vigerſund und der nächſten Station, eine halbe Stunde ſeitwärts im Gebirge, zu Modum, die Kobaltwerke des Herrn Benecke von Gröbzegry aus Berlin, die in der Umgegend auch, unſtreitig von dem dabei liegenden Waſſerfalle, Foſſumwerke genannt werden. Man biegt rechts ab von der Straße, ſetzt in einer felſigen Schlucht auf einer Fähre über den Drammen * und fährt dann auf ſteilen Wegen aufwärts, bis man durch den freundlichen Anblick des Bergdorfes überraſcht wird.

* Es iſt eigentlich nicht richtig, der Drammen zu ſagen, denn das en am Schluſſe iſt nichts als der angehängte Artikel, allein es würde doch wohl affektirt klingen, ſich hier vom dem deutſchen Sprachgebrauche zu entfernen.

Digitized by Google

Auf einer grünen Anhöhe liegt allein das hübsche Haus des Herrn Wegner, des Oberinspektors der Bergwerke. Kleine englische Anlagen ziehen sich neben demselben bergan; durch eine Schlucht von dem Hügel getrennt, auf welchem diese Wohnung liegt, steigt als Hintergrund der mächtige Kopplansaas, ein schönegestalteter schroffer und kahler Felsberg, hoch in die Luft; den Hügel herunter liegen einzelne Wohnhäuser, darunter das des zweiten Inspektors, Herrn Roschers; am Fuße des Abhangs aber ziehen sich in einer langen Straße die kleinen, reinlichen Wohnungen der Arbeiter hin. Der Weg zu den Werken biegt am Ende dieser Straße rechts ab, in eine tiefe, enge Felsschlucht hinunter.

Nachdem ich mich bei Herrn Wegner gemeldet, der leider gerade am Mittagstische saß, so daß ich ihn nur bitten konnte, mir Jemanden in das Bergwerk mitzugeben, und mich derselbe an Herrn Roscher gewiesen hatte, in dessen Wohnzimmer die wohlbekannten Gegenden der sächsischen Schweiz mich begrüßten, fuhr ich in die schon erwähnte Schlucht hinab. Der enge Eingang zwischen den hohen und steilen Bergen läßt ein finsteres Loch erwarten, allein diese Erwartung wird angenehm getäuscht. Ein tiefes, enges Thal öffnet sich, durch das ein Bergstrom rauscht. Auf seinem diesseitigen Ufer stehen die Gebäude, in welchen Smalte bereitet wird, unmittelbar an den schroffen Felsen von grauweißlicher Farbe, welche den Kobalt enthalten; jenseits ziehen sich weniger steil Wiese und Waldberg hinan. Das Ganze hat eigentlich nicht sowohl die Physiognomie eines Bergwerks, als vielmehr das Ansehen eines Steinbruchs, in dessen Nachbarschaft eine Glashütte sich befindet; auch ist ja Smalte nichts als gepulvertes Glas von blauer Farbe. Der kobalthaltige Stein wird zuerst in Oefen gebrannt, dann mit ausgebrannten Quarz, welcher schon bereitet von den Bauern der Umgegend herbeigeführt wird, und den übrigen gewöhnlichen Ingredienzien des Glases zu einem Flusse von dunkelblauer Farbe geschmolzen. Aus dem Schmelzofen wird die flüssige Glasmasse, ohne vorher gekühlt zu werden, unmittelbar in kaltes Wasser geworfen, die hiedurch entstehende spröde und brüchige Masse hierauf zu Pulver gestampft und gemahlen, dieser Glasstaub alsdann gesiebt und nach der Feinheit gesondert, und die Farbe, welche man Smalte nennt, ist fertig. Aus dieser Bereitungsart ergibt sich von selbst, daß sie keinen sehr ausgedehnten Gebrauch zuläßt; aus wollenen Geweben z. B., die man damit färben würde, müßte sie wieder ausstäuben, da Glas sich im Wasser nicht auflöst; man kann sie daher hauptsächlich nur zum Anstreichen und zum Färben in Feuer gearbeiteter Gegenstände benutzen. Doch ist auch die Bläue, welche unsere Frauen bei feiner Wäsche unter die Stärke mischen, nichts als Smalte. Zwar ist der Kobalt ein nicht sehr häufig vorkommendes Mineral; allein schon der Verbrauch der in diesem Bergwerke gewonnenen Masse von Färbestoff scheint räthselhaft; der junge Berliner wenigstens, ein Mineralog, der sich hier auf einige Jahre als Aufseher engagirt hatte und der mich herumführte, versicherte mich, daß in Europa die Menge der bereiteten Smalte nicht verbraucht werde, daß dagegen die Chinesen eine sehr bedeutende Menge derselben zu consumiren scheinen, nicht nur zum Zweck der Porzellanmalerei, was bekannt ist, sondern auch zum Bestreuen der Wege in ihren Gärten, eine Sitte, welche die Holländer, die so viel Aehnlichkeit mit den Chinesen haben, in ähnlicher Weise nachahmen sollen. Außer dieser Farbe wird bei der Bearbeitung des Kobalts eine bedeutende Menge Arsenik gewonnen, der bei dem Ausbrennen des Gesteins in einem Giftfange sich ansetzt. Die Ausbeute an diesem Stoff ist hier so ausgiebig, daß sie die Nachfrage weit übersteigt. Der Arseniffang, hier ein mehrere hundert Fuß langer, viereckiger Gang, zieht sich wagerecht längs der Felsen hin. An den Wänden desselben schlagen die erkaltenden Dämpfe den Arsenik nieder, der dann von Zeit zu Zeit durch kleine Knaben, für welche Einschlupflöcher an verschiedenen Stellen geöffnet werden können, herausgeholt wird: ein gefährliches Geschäft, höchst ungesund, wie auch die Arbeit an den Brennöfen selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Beleidigung der Königin bei ihrer Ankunft in London.

Die Königin ist nach der englischen Phrase um drei volle Tage besser gewesen als ihr Wort: sie hat sich statt am 11ten November bereits am 10ten von Brighton nach London erhoben; vielleicht eine nachträgliche Bestätigung dessen, was ich früher bemerkt, daß der Aufenthalt in Brighton dem guten Geschmacke der jungen Monarchin je kürzer, je besser gefällt. Das Ereigniß ihrer Rückkehr, wie willkommen es auch ihren treuen und — commerziell gesinnten Londonern war, ging insofern ohne öffentliche Beachtung vorüber, als nur einige wenige Menschen vor den Thoren des neuen Pallastes sich versammelten, die Ankommende zu begrüßen. Dies aber konnte es nicht seyn, was das Roth auf den Wangen der Fürstin gebleicht, die freundlichen Züge in düstern Ernst gelegt und sie von der Gewohnheit abwichen ließ, den Gruß der Menge durch Anerkennung zu belohnen. Es war deutlich, daß irgend etwas, ihr innerstes Gemüth beschäftigend, ihr Auge von der Menge abzog, irgend etwas Unangenehmes ihr begegnet war und sie noch nicht Zeit gehabt hatte, den Eindruck zu verwischen. Auch die Herzogin von Kent, der Königin zur Seite, blickte ungewöhnlich ernst vor sich nieder, und die Gräfin von Mulgrave, die Dritte in dem offenen Wagen, sah aus, als hätte sie eben einen tödtlichen Schreck gehabt. All dies wurde wahrscheinlich von

Digitized by Google

Vielen aus einer der Königin plötzlich zugestoßenen Unpäßlichkeit erklärt; denn schon wenige Stunden später ging das Gerücht, Ihre Majestät sey krank zurückgekommen. Die Besorgniß, das dies die vorhereitete glänzende Feier des 9ten Novembers vereiteln werde, und die Täuschung tausendfacher, hierum gerinnfter Interessen reichten vollkommen hin, das Gerücht schnell von Mund zu Mund zu führen, und es hieß am folgenden Morgen bunt durcheinander, die Königin habe das Scharlachfieber, die Masern, die schwarzen Pocken, ihr Zustand sey sehr bedenklich, im Pallaste lause Alles wie der das Andere, die Leibärzte haben ein, die Gefahr halb und halb ankündigendes Bülletin ausgegeben und das Ministerium sitze in Berathung. Dieser folgende Tag war ein Sonntag, ein mäßiger Tag, und da für einen Londoner November das Wetter alles Lob verdiente, es war nur ein wenig Nebel, nur ein wenig Regen und mitunter sogar ein wenig Sonnenschein gab, drängten von frühester Stunde an Tausende sich nach dem Pallaste, um hier zu erfahren, daß Ihre Majestät nicht krank sey, wohl aber bei ihrer gestrigen Ankunft einen großen Schreck gehabt habe.

Jedermann weiß aus den Tageblättern, daß sie von einem Mann mit den plumpsten Schimpfworten angefallen und als Thronräuberin bezeichnet werden; eben so ist bekannt, wie sich die Königin dabei benommen. An der Person des angeklagten Sohns Georgs IV. war ihr und ihrer Begleitung besonders das Ordenszeichen aufgefallen, das er trug. Es ist in England nicht wie in manchem andern Lande, wo unter zehn wohlgekleideten Männern bisweilen neun mit Kreuzen und Bändern, mit Stickereien und Schnallen behangen sind. Hier erkennt man an solchem, bei nicht festlicher Gelegenheit getragenen Schmucke regelmäßig den Ausländer, und daher kam es, daß im Pallaste der verschwundene Fremder Anfangs wirklich für einen Ausländer gehalten wurde. Der Einzige, der den Mann einigermaßen beschreiben konnte, war ein Diener, der hinter der Königin gesessen, und glücklicherweise genügte diese Beschreibung, den Verdacht von den Ausländern abzuwenden und die Polizei auf die richtige Spur zu leiten. Am letzten 24sten Mai, dem Geburtstage der damaligen Prinzessin Victoria, war im Garten von Kensington ein Mann verhaftet worden, weil er einen für die Prinzessin bestimmten Leibstuhl eingenommen; er hatte sich im Verdrß für einen Sohn Georgs IV. und der Königin Caroline ausgegeben, sich übrigens, außer dieser fixen Idee, ganz verständig erwiesen, und war auf sein Ehrenwort, sich ruhig verhalten zu wollen, entlassen worden. Er hatte sich John Good genannt, früher Hauptmann im zehnten Infanterieregiment. Dem Polizeiinspektor blieb kaum ein Zweifel, daß der Fremde derselbe sey; er begab sich daher sofort in dessen, damals nambaft gemachte Wohnung, nicht, um ihn zu arretiren, denn solche Befugniß steht in England keinem Polizeidiener zu ipso jn, sondern bloß, sich zu erkundigen, ob besagter Good die Wohnung noch innehabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg, November.

(Fortsetzung.)

Weibliche Schaulust.

In Beziehung auf dieses Drängen und Treiben zur Bühne bei neuengagirten Schauspielern oder bei Stücken von großem Ruf, in Beziehung auf die Sucht, dabei auf den ersten Plätzen zu brilliren, muß ich Ihnen eine Anekdote mittheilen, die zur Charakterisirung unsers schönen Geschlechts dienen mag. Die Stimme von Pertici war lange das Lieblingsstück unsers ganzen Publikums. Im ersten Winter brachte das Stück unsere ganze Bühnerung in eigentlichen Aufruhr. In allen Cirkeln sprach man nur von der Stimme; unsere jungen Elegants beider Geschlechter sangen und spielten in Gesellschaften nur Arien aus ihr. Bei den zu Vorstellungen der Stummen zu erhalten — obgleich die Preise gleichfalls hoch angesetzt waren — war äußerst schwer, wo nicht unmöglich. Während dieser allgemeinen Aufregung erhält ein junger Mann aus den höhern Ständen von seiner sehr reichen Braut, einem jungen, reizenden, dem russischen Mittelstande angehörenden Mädchen, die Aufforderung, ihr zu einer der nächsten Vorstellungen des Stücks ein Billet für eine Loge im ersten Rang zu verschaffen, aber nur, bedeutet sie ihm nochmals, zu einer Loge ersten Ranges. Er verspricht es, kann aber trotz aller Bemühung ihrem Wunsche nicht Genüge leisten. Am Tage jeder Vorstellung der Stummen findet er sich in den ersten Vormittagsstunden an der Kasse ein, und jedesmal entgegnet man ihm, alle Billette zu den ersten Ranglogen seyen vergriffen. Man bietet ihm Billette zu den zweiten Ranglogen, aber die gemeffene Ordre seiner Braut erlaubt ihm nicht, sie anzunehmen. Sie empfängt ihn immer kälter, ihre Laune wird immer unerträglicher, er jedoch läßt von seinen Bemühungen nicht ab. Eines Morgens, da er im größten Ummuth wieder von der Theaterkasse wegkehrt, bietet ihm im Vorhause ein Unbekannter, sehr bescheiden gekleidet, das so lange ersehnte Billet zum ersten Rang für dummdert Rubel an. Er findet den Preis enorm, wiegt das theure Billet einige Sekunden in der Hand, greift nach seinem Besitmen zum Portefeuille, nimmt die verlangte Note heraus, gibt sie dem Unbekannten und eilt, innig vergnügt, endlich am Ziele seiner Mühen zu sein, zur Heißgeliebten. Mit triumphirender Miene überreicht er ihr das lestspielige Billet. Ein verbindliches Lächeln und die Worte: ich hatte verspielt, machten den Bräutigam übergläcklich. Annette konnte den Tag der Vorstellung kaum erwarten. Wohl zehnmal des Tags probirte sie ihre neuesten Kleider, legte den Brillantenschmuck an und betrieb sich mit dem Spiegel. Der ersehnte Tag erschien. Sie wollte an ihm von keinem Andern als von Monsieur Heliot, dem Friseur der Kaiserin, coëffirt seyn. Da aber mehrere brillante Soireen an diesem Tage angesetzt waren, so konnte Heliot ihr nur in einer frühen Vormittagsstunde aufwarten. Sie mußte sich darein ergeben, und von ihm coëffirt, wagte sie keine freie Bewegung im Zimmer, fürchtend, die sechne Frisur zu verderben. Der ganze Nachmittag vergeht mit dem Anzuge; ganz vor sieben endlich ist die Toilette ganz vermbet, und die Ueberglückliche empfängt im größten Staate prunkend, mit zufriedenstellem Lächeln den Bräutigam. Man eilt, den schon lange harrenden Wagen zu besteigen, der in wenigen Minuten vor dem Alexandratheater hält. Kaum wird es ihnen möglich, sich hier durch die wogende Menschenmasse bis zur Galerie zu drängen. Endlich ist Annette mit ihrer Suite in der ersehnten Loge und so auf dem Gipfel ihrer Wünsche. Triumphirend richtet sie ihre Blicke auf die Nachbarlogen, auf die bunte Menge, die unten wogt, und der noch immer neue Schaaren von außen zuströmen. Auch ihr Erscheinen wird bald von den Logen und dem Parterre aus wahrgenommen; Ferngläser aller Art werden in Bewegung gesetzt, um ihren nach der neuesten Mode arrangirten Putz zu bewundern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 28. November 1837.

— How like you this wild counsel?
Swacks it not something of the policy?
Shakespeare.

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsetzung.)

Um wenigstens die am Ausgang des Giftfangs ausströmenden Dämpfe möglichst unschädlich zu machen, hat man diesen bis gegen einen großen Wasserfall hingeleitet, welcher Hongfos genannt wird, und in wasserreichen Jahren die Größe des Rheinfalls erreichen soll. Der freilich möchte eine gute Portion Arsenik verdauen können; in diesem Jahre jedoch, das im Norden durch seine große Trockenheit sich auszeichnete, war die Wassermenge zu klein, als daß dieser Catarakt mich lange hätte fesseln können. Auch wird man hier zu Lande der Wasserfälle so sehr gewohnt, daß selbst solche, zu denen man in Deutschland wallfahrten würde, für sich keinen Reiz mehr haben, den sie übrigens durch den Charakter, welchen sie der Gegend geben, in einer andern Weise doch behaupten.

Die Sonne war indessen schon im Sinken, und es galt, die Reise zu beschleunigen. Auf die Hauptstraße zurückgekehrt, war der erste Punkt, der wieder Interesse darbot, der Wasserfall von Hougsund und dieses Städtchen selbst. Der Fall treibt Sägemühlen in einer tiefen Schlucht; das Städtchen zieht sich in einer langen Reihe zwischen dem Flusse und der Bergecke hin, um welche jener gegen Osten dem Drammenfjord zuströmt; die Häuser sehen recht heimlich aus; sie haben meist Vordächer über den Thüren, von hölzernen Säulen getragen, und Bänke zu beiden Seiten des Eingangs. Zum fünften Male mußte ich hier an diesem Tage mit meinem Carriol mich über das Wasser setzen lassen, worauf ich weiter nach Kongsberg eilte. Es gelang mir denn auch mittelst eines kleinen Gewaltstreichs, dort um eilf Uhr Abends anzulangen. Zwischen Hougsund und Kongsberg liegt nämlich noch eine Station, auf welcher mein Postjunge sein Pferd zurückzunehmen das Recht hatte. Da jedoch die Nacht bereits einbrach und ich befürchtete, nicht leicht wieder ein Pferd zu bekommen, so machte ich von dem sogenannten Convenienzrechte Gebrauch, dieser schönen Erfindung der Diplomaten, welche das Recht nach dem Nutzen zu beugen erlaubt, und fuhr, da ich Zügel und Peitsche in der Hand hatte, ohne Weiteres vorüber. Der Postjunge protestirte zwar sehr auf seinem Hintersitze und wahrte sein Recht, das er mit der That nicht zu schützen vermochte, nicht minder kräftig als der Papst alljährlich seine Lehensherrlichkeit über Neapel und Parma. Bei alle dem war ich doch noch weit gerechter, als die Diplomatie verlangt, indem ich dem Postjungen die doppelte Taxe für sein Pferd bezahlte und ihn also nur gegen eine mehr als

Digitized by Google

vollgültige Entschädigung aus seinem Gebrauchsrechte, wenn ich so sagen darf, expropriirte.

In Kongsberg wartete meiner eine freundliche Ueberraschung. Es war vollends Nacht geworden, als ich in das tiefe Thal hinunterfuhr, in dessen Grunde die Stadt liegt. Schwarze Gewitterwolken hatten den ganzen Himmel überzogen, und an Straßenbeleuchtung war nicht zu denken. Endlich gelangte ich aber doch glücklich vor ein Blockhaus, in welchem kein Licht zu sehen war und dessen Hofthor sich ziemlich lange nicht öffnen wollte. Kaum war ich aber durch die Küche geführt worden, als sich die Scene gänzlich veränderte. Ein geräumiges, hübsch möblirtes Zimmer mit einem jener großen, zweischläfrigen Himmelbetten, die in Norwegen allgemein sind, nahm mich auf; der Thee und das damit verbundene Abendbrod wurden fast wie in einem Gasthofe des Rheins servirt und machten, wie auch das treffliche Gabelfrühstück, das ich am folgenden Tage hier genoß, der freundlichen und wohlbeleibten Madame Hinsch, deren Gasthaus ich allen Fremden bestens empfehle, alle Ehre.

Nach einem erquickenden Schlafe sah ich zu meinem Leidwesen den Regen in Strömen herabfließen, allein das Glück gab mich nicht auf; nach einiger Zeit ließ er nach und ich begab mich zu dem Bergmeister, Herrn Ström, bei welchem die Erlaubniß, die Silbergrube zu sehen, einzuholen ist. In einem kleinen Hause fand ich einen Mann, dessen Wesen und Umgebung echte Bildung verrieth. In seinem Arbeitszimmer hingen alte Oelgemälde; er war in Deutschland gewesen und sprach mit Interesse von diesem Lande. Das ist eben auch ein besonderer Reiz Norwegens, daß man in der kaum bewältigten und kaum zu bewältigenden Natur, in den einfachsten Verhältnissen der Gesellschaft Männer trifft, deren Bildung zwar nicht auf dem Niveau der Tagesliteratur steht und stehen kann, die aber den Einfluß der Bildung auf Gemüth und Leben weit reiner zur Anschauung zu bringen geeignet sind, als viele Gebildete und Gelehrte civilisirterer Länder. Uns andern schlägt das Material des Wissens gleichsam ob dem Kopfe zusammen, wir haben zu thun, um uns nur den freien Athem darin zu erhalten; zugleich ist es überall so sehr mit praktischen Zwecken zerfetzt, durch den Einfluß verwickelter gesellschaftlicher Verhältnisse gefärbt und getrübt, daß wir zu einem ruhigen und reinen Genusse wahrhaft humaner Bildung kaum gelangen und eben deßwegen ihrer durchgreifenden Einwirkung kaum theilhaftig werden können. Dagegen befinden sich in einem Lande wie Norwegen die Gebildeten in einer der beneidenswerthen Stellung der Alten weit näheren Lage; sie können ruhig aus der nicht überfüllten Schale der Weisheit trinken, und der einfache Zustand des politischen wie des geselligen Lebens vermag die ebene Stille der Seele nicht zu stören, durch welche die Kraft des Heils, das dieser köstlichste aller Gesundbrunnen birgt, in ihrer Wirksamkeit bedingt wird. Endlich hat auch die rauhe und erhabene Natur ihnen eine Kraft und Ausdauer gegeben, die sie vor dem Einschlummern und Versumpfen in unthätiger Bequemlichkeit bewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Andrea Ganelli.

(Beschluß.)

Andrea wußte wohl, daß jetzt seines Bleibens in N. nicht länger war. Er entschloß sich zu fliehen. In einem Geheimgespräch theilte er dem Fürsten das Vorgefallene mit, und dieser billigte seinen Entschluß. Die nächste Nacht schon war zur Ausführung dieses Unternehmens festgesetzt. Die Straßen waren mit Raubgesindel aller Art und aufgelösten Heeresabtheilungen bedeckt; allgemeine Verwirrung, wohin man nur blickte. Trotz diesen Schwierigkeiten des Entkommens, hatte sich unser Abenteurer dennoch vorgesetzt, nicht allein zu entfliehen: die schöne Aurore sollte sein Schicksal theilen. Er fand Mittel, sie ohne Zeugen zu sprechen, er warf sich vor ihr nieder, bestürmte das schwache Herz der Schönen mit den eindringlichsten Worten, zeigte ihr die Verwirrung der Zeit, das Ungewisse ihres künftigen Besitzes an Rang und Reichthümern, bewies ihr, wie nöthig es sey, in solchen Stürmen eine Stütze zu finden, und endlich erinnerte er sie an die schönen Jahre, die sie gemeinsam auf dem Schlosse des Barons verlebt. Eine solche Sprache in einem solchen Momente hat etwas Unwiderstehliches. Aurore hatte sich schon lange in ihren Träumen und Gedanken als Geliebte, als Gattin des schönen Andrea angesehen, und ihr Gefühl war jedenfalls der Liebe näher als das seinige. Aurore entschloß sich, zu fliehen. Mit ihrem Juwelenkästchen unter dem Arm stand sie an der Gatterpforte des Pallastes, als Andrea, von einem vertrauten Diener begleitet, kam, um sie abzuholen. Eine rasche Postchaise brachte sie aus den Thoren von N. in nicht langer Zeit nach W.

Diese Stadt hatten eben die feindlichen Heere verlassen, nachdem sie sie einer starken Plünderung unterworfen. Hier war es, wo Andrea sich bereitete, die Früchte seiner Ritterthat zu ernten. Wie Hüon vor Karl dem Großen mit der Beute seines Sieges erscheint, so trat unser Held in die Studirstube des Dichters des Oberon und stellte ihm seine reizende junge Gemahlin vor. Ein französischer Regimentsprediger hatte das Paar vor wenigen Stunden zusammengegeben. Wieland erstaunte und erkundigte sich nach den nähern Umständen dieser

Digitized by Google

Begebenheit. Er hatte von Andreas Aufenhalt in N. gehört, von der auszeichnenden Behandlung, die ihm der Herzog zu Theil hatte werden lassen, er selbst liebte den jungen Franzosen, und so konnte er die junge Baronesse am Arm ihres Ritters nicht für unglücklich halten. Er übernahm, auf Bitten unsers Andrea, sogar das Vermittleramt, indem er die Tante und den Herzog von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen versprach.

Wer war jetzt glücklicher als unser Held? Seine Jugend, sein Enthusiasmus waren gleichsam mit dieser verwegenen That abgeschlossen; er eilte jetzt, sich eine ruhige, feste Existenz zu verschaffen, denn er sah ein, daß es nur frecher Uebermuth eines Glücksritters genannt werden konnte, wenn er jetzt noch, mit den Schätzen, die ihm das Glück anvertraut, den kühnen Wagehals spielen wollte. Nicht sein eigenes, leicht bewegliches Geschick, die Zukunft eines zarten Weibes, das ihn liebte, das in ihm die Stütze suchte, stand jetzt auf dem Spiele. Er entschloß sich, nach Berlin zu gehen.

Vor dem Gasthofe eines kleinen Landstädtchens trifft er ein Cabriolet. Die Reisenden nehmen eben in Eile darin Platz; der Eine stößt einen französischen Fluch aus und zugleich einige Verse aus der „Pucelle," der Andere singt halb vor sich: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Es ist der Graf und der Buchhändler. In dem engen Raum eines zerbrechlichen Fuhrwerks zusammengedrängt, fahren der Atheismus und der Pietismus zusammen nach Berlin. Unser Held gibt sich ihnen zu erkennen. „Sie sehen," rief ihm der Graf zu, „wir retten uns. „Hinten ist der Druckerlasten aufgeschnallt; so wie wir ankommen, geht das Geschäft weiter." — „Das ist das alte Frankreich, das mit dem alten Deutschland gespenstisch herumfährt!" dachte Andrea bei sich.

Es war unserm Freunde schon lange ein junger Mann nachgereist, Anfangs von ihm wenig beachtet; endlich trat jener mit dem Wunsche hervor, Dienste zu nehmen bei Andrea. Er wurde angenommen. Der neue Kammerdiener versah sein Geschäft anscheinend gut. Immer bereitwillig, freundlich, höflich, hatte er nur eine Eigenschaft in seinem Wesen, die nicht gefallen konnte, etwas Lauerndes, Verstecktes, Heuchlerisches. In Andreas offene Seele kam aber kein Verdacht. Er langte in Berlin an; seine Freunde aus N. hatten ihm bald eine ruhige, nicht unansehnliche, mit einigem politischen Einfluß verknüpfte Stelle verschafft. Die liebenswürdige Aurore war an seiner Seite ein Engel der Sanftmuth und der heitersten Zärtlichkeit. Die Verhältnisse gestalteten sich so, daß es scheinen konnte, unserer Freundes Glück sey auf die Dauer angelegt. Er hatte die männlichen Jahre erreicht, die Jahre der Bedeutung, des ernsten Wirkens, die Jahre, die für den Nachruhm arbeiten. Aber Andrea sollte nicht die achtungswerthe Höhe geläuterter Bestrebungen gewinnen; eine fremde Hand bemächtigte sich mit frechem Uebermuthe seines Geschicks. Da er nach dem Willen einer gewaltthätigen Macht sein Leben nicht modeln wollen, zerschnitt sie schnell den Faden desselben.

In einer Nacht, da er von einer glänzenden Gesellschaft nach Hause kommt, verlangt der Erschöpfte eine Erfrischung. Charles Dupré, der Kammerdiener, setzt ein Glas Limonade vor ihn hin, das Andrea in vollen Zügen ausschlürft. Charles wünscht ihm mit seiner unterwürfigen Miene und mit dem versteckt gutmüthigen, heuchlerischen Lächeln gute Nacht, und entfernt sich. Bald tönt die Klingel aus dem Schlafgemache, um ihn zurückzurufen, aber im ganzen Hause ist kein Charles Dupré zu finden. Andrea liegt in Krämpfen; seine Gattin, die Hausgenossen, ein Arzt, in der Eile herbeigerufen, umstehen das Lager des Unglücklichen. Jede Hülfe kommt zu spät; er stirbt, wie der Arzt erklärt, vergiftet. Auf dem Nachttische findet man einen Zettel, auf dem von einer unbekannten Hand die Worte stehen: „Urtheilsspruch, an Andrea Ganelli, dem Hochverräther, vollzogen am 7ten Juni 1808."

So endete ein kecker Muth, ein frisches, jugendliches Streben, ohne zu den Erfolgen gelangen zu können, die wohl hundert minder Begabte in jener stürmischen Zeit mit Leichtigkeit erreichten.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, November.

(Beschluß.)

Weibliche Schaulucht. Sprachforschungen.

Unterdessen weilt der von einem besondern Unglücksstern verfolgte Bräutigam noch immer draußen im Korridor, und indem er, seinen Pelz abwerfend, die Loge betreten will, hält ihn der Logenbiener mit den Worten zurück: „Mein Herr, mit diesem Billet darf ich Sie nicht einlassen, es ist ein altes; wo haben Sie es her?" — „Mein Gott!" ruft der bestürzte Alexander, „ich habe es vor drei Tagen einem Unbekannten, den ich hier vor Eurem Hause traf, für hundert Rubel abgekauft." — „Da sind Sie sehr unvorsichtig gewesen," erwidert der Diener. „Sie hätten mit jenem Menschen, der Sie getäuscht hat, an der Casse erscheinen sollen." — Der Unglückliche war wie betäubt. Er vermochte keinen Entschluß zu fassen, sich nicht von der Stelle zu rühren. Er hätte bis zum andern Morgen so gestanden, wenn nicht eine Gruppe neuankommender Herren und Damen auf die Vorzeigung des wahren Billets die Oeffnung der Loge verlangt hätte. Man denke sich die Wuth der Braut, sich den schönsten Triumph ihres Lebens so schrecklich entrissen zu sehen. Am folgenden Tage erblickt Alexander seinen Verlobungsring zurück. Annette schonte ihre Hand einem Jugendfreunde, der ihr ein Billet zur ersten Aangloge für eine

Digitized by Google

der spätern Vorstellungen der Stimmen zu verschaffen wußte. — Solche Szenen lassen sich von der Mehrzahl unserer jungen Damen erwarten, und es liegt nichts Unwahrscheinliches in der hier erzählten. Genug und Prunksucht gehen ihnen über Alles, und dabei ihre Launen hier erst einen Gegenstand mit Heftigkeit erfaßt, so muß er ihnen zu Theil werden, sollten sie auch darüber ihr Theuerstes einbüßen. Die Hauptquelle so ungeheurer Leidenschaften ist wohl in der modernen Erziehung zu suchen.

Für Vervollkommnung der russischen Sprache, ihre Ausbildung und Bereicherung durch die klassische, aus der sie bekanntlich sich gebildet, für Aufstellung der russischen Versgeschichte, die noch in ein großes Dunkel gehüllt ist, herrscht jetzt bei und sehr rege Thätigkeit, die wichtige Resultate verspricht. Moskotow, Bibliothekar am Rumänzowschen Museum, durch seine etymologischen Forschungen hier rühmlich bekannt, hat auf Einladung der Akademie der Wissenschaften die Bearbeitung des Textes eines alten Evangeliums beendet, das um die Mitte des elften Jahrhunderts in Nowgorod unter der Regierung des Großfürsten Isjaslaw Jarostawitsch geschrieben ist. Dieses Evangelium ist darum ein seltenes Denkmal der russischen Literatur, weil es die älteste Schrift der alten Russen ist. Es soll nächstens auf Kosten eines Patrioten gedruckt werden. Derselbe Moskotow hat schon eine Grammatik auf dieses Evangelium dahin, drucken lassen, und beschäftigt sich seit geraumer Zeit mit Abfassung eines Wörterbuchs, das alle dunklen Wörter und Sätze dieses Evangeliums commentirt. Der Akademiker Frähn beschäftigt eine Beschreibung verschiedener goldener und silberner Embleme und Zierrathen, die sich auf vielen Grabhügeln im südlichen Sibirien, unter dem Namen: Grabmäler der Tschuden bekannt, befinden. Akademiker Krug setzt seine Beschreibung der alten russischen Münzen fort. Die sich im numismatischen Museum der Akademie der Wissenschaften befinden. Die nun seit drei Jahren bei dem Departement des Ministeriums der Volksaufklärung bestehende archäographische Commission, von welcher ich Ihnen in einem meiner frühern Schreiben Meldung that, erhielt im Februar dieses Jahrs ihre neue Organisation, die ihr die bestimmte Sphäre ihrer Wirksamkeit anweist. Dieser Bestimmung zufolge fährt sie jetzt fort, alle frühern Geschichtsquellen zu sammeln, sie erklärend zu commentiren und dadurch dem allgemeinen Verständniß zugänglich zu machen. Das Auffinden dieser Quellen ist darum sehr schwierig, weil sie in fast allen Theilen des weiten Rußlands zerstreut sind. In der gleichen Absicht beauftragte sie auch jüngst Herrn Berednikow, eines ihrer Mitglieder, die Manuscripten-Sammlung des Rumänzowschen Museums zu revidiren, über welche gleichfalls Moskotow vor einigen Monaten einen trefflichen Commentar in zwei Bänden geliefert hat.

London, November.

(Fortsetzung.)

Kapitän Good und der deutsche Bäcker. Das Bankett in Guildhall.

Es fand sich so, und da der Polizeiinspektor, trotz der, das Leben der Königin vielleicht bedrohenden Gefahr, gesetzlich nicht ermächtigt war, in die Wohnung dieses Mannes einzutreten und seiner Person sich zu versichern, so that er Alles, was er thun konnte, indem er um weitere Verhaltungsbefehle bat, und inzwischen die Wohnung des Hauptmanns Good nicht aus dem Auge verlor. Die ganze Nacht, den ganzen folgenden Morgen hielt er die langweiligе Wache. Der Hauptmann blieb daheim; endlich gegen zwei Uhr Nachmittags überbrachte ein Polizeiinspektor zu Wagen den zur Verhaftung erforderlichen, vom Staatsminister des Innern ausgestellten Befehl, und mit dieser gesetzlichen Befugniß trat er in das Zimmer des Hauptmanns und nahm die Verhaftung vor. Good gestand ohne Zögern, daß er es sey, der Ihre Majestät bei der Einfahrt in den Pallast erschreckt, wies derbotte seine Ansprüche auf England Krone, und hatte es ebensowenig Hehl, daß er im Bezug auf nächsten Donnerstag Aeußerungen gethan, die wohl so gedeutet werden könnten, als beabsichtige er einen Anschlag auf das Leben der Königin. Das ganze Verhör bewies, daß, wenn sein Verstand getrübt, er es nur in Folge einer fixen Idee war. In jeder andern Beziehung bewährte er die unverdächtigste Klarheit. Unter solchen Umständen that der Richter, was er nach englischer Gerichtsverfassung thun mußte. Er forderte von dem, der die Königin beleidigt und bedroht, daß selbe, was er in jedem ähnlichen Falle des täglichen Lebens gefordert haben würde, Bürgschaft für künftiges friedliches Verhalten, eine Summe von eintausend Pfund Sterling und zwei Bürgen, je für fünfhundert Pfund Sterling. Da Hauptmann Good weder das Eine, noch das Andere anzuschaffen vermochte, so ergiebt, was wieder in jedem ähnlichen Falle erfolgt seyn würde, gefängliche Verwahrung. Dieses Ereigniß, das natürlich die mannichfaltigsten Auslegungen erfahren hat, wurde in der öffentlichen Besprechung von den Drohungen des deutschen Bäckers gegen die Herzogin von Kent und die Königin abgelöst. Der Vorfall spielt unter der fürchterlichen Ueberschrift: Attack on Her Majesty's life prevented, noch immer in den Tagesblättern und wurde auch auf die lächerlichste Art commentirt. In mancher Beziehung gleicht das große London wirklich dem kleinen Krähwinkel, und während in der Regel Niemand seinen Nachbar kennt, trägt sich oft die ganze Stadt mit den erbärmlichsten Klatschgeschichten; kein Wort von dem Unsinn. Muthiger, vielleicht klüger als König Wilhelm und Königin Adelaide, die von der Theilnahme an dem ihnen bereiteten Citydankfeste sich durch einige Drohbriefe abschrecken ließen, verachteten Königin Victoria und die Herzogin von Kent die auf den Grund jener Vorfälle hinsichtlich des 9ten Novembers ihnen zugeflüsterten Bedenklichkeiten und Warnungen. Keine Vorsichtsmaßregel wurde angeordnet, die auch nur den entferntesten Schein von Aengstlichkeit verrathen hätte, und der Erfolg hat den klugen Muth gerechtfertigt. Nie hat ein englischer Monarch von seinen guten Londonern glänzendere Tribute der Liebe empfangen, als die junge Königin am letztvergangenen 9ten November. Unbeschreiblich war die Stöhrheit der Rosse, die Pracht der Geschirre, der Glanz der Wagen, der Reichthum der Livreen. Die vier Sechsspänner des Lord Mayors und der Sheriffs und ihre von Gold starrende Umgebung wetteiferten mit den herzoglichen und königlichen Wagen und deren Dienerschaft, und wichen kaum den acht Isabellen und der goldenen Staatskarosse der Königin. Jedes Haus auf der Linie des Zugs war festlich geschmückt, und die Verzierungen oft eben so reich als geschmackvoll. Die meisten waren zugleich für die Abendillumination berechnet, und mit wenigen Ausnahmen hatte man die Aufgabe glücklich gelöst, bei Tage nicht flitterhaft erscheinen zu lassen, was am Abend glänzen sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 29. November 1837.

Oui; dans ton empire,
Cocagne, on respire.
Nul front sinistre,
Airs de ministre
N'y sont point permis,
La table est mise,
La chère exquise.

Béranger.

Die Pariser Kaffehäuser.

Die Geschichtschreiber wissen gar viel von der Schönheit der alten Städte zu erzählen und machen ein gewaltiges Aufheben von Babylon und Ninive, von Theben und Persepolis, von Rom und Palmyra. Wir stellen es nicht in Abrede, jene Städte enthielten bewundernswerthe Denkmale der Baukunst, hatten Geld und Reichthümer in Masse, aber was boten sie dem Volke? Ihre weitläuftigen Marmorpaläste waren Priester- und Königswohnungen; das Volk lebte in elenden Hütten ein jämmerliches Daseyn. Bei uns Neuern hat die bescheidene Wohnung eines Plebejers oft reichere Kunst- und Luxusgegenstände aufzuweisen, als der Pallast des Darius, und die Pracht, der Glanz, der Pomp, ehemals Leibgedinge des Throns und des Altars, sind heutiges Tags Gemeingut der Massen. Wenn es in der neuern Welt eine Stadt gäbe, welche vierhundert prächtige Palläste und darüber in ihren Mauern einschlösse, wenn es ferner in dieser Stadt Hunderte von einfachen Bürgern gäbe, welche eine eben so reiche Wohnung als der König Salomo hätten, würde man diese Stadt nicht für die reichste und prächtigste der Welt erklären? — Diese Stadt ist Paris; die vierhundert prächtigen Palläste sind ihre vierhundert Kaffehäuser, und die Hunderte von einfachen Bürgern, welche in Salomonischen Tempeln wohnen, sind die Hunderte von Kaffewirthen, die wir auf den Boulevards, im Palais-royal, an der ersten besten Ecke mit der Serviette unterm Arm von einem Tische zum andern, wie Monarchen durch ihre Provinzen wandern sehen, jedoch mit dem Unterschiede, daß diese sich aufwarten lassen und jene aufwarten. In der That, jeder hiesige Kaffewirth ist ein Potentat und jedes Kaffehaus ein Pallast. Sind seine Friese nicht vergoldet, mit dem feinsten Stuck verziert und mit den schönsten Malereien geschmückt? Silberne Väsen, krystallene Kronleuchter, Bronze, Marmor, Dienerschaft, ist nicht Alles reichlich vorhanden? Der Leser glaube ja nicht, daß wir Alles mit poetischen Augen ansehen; was wir sagen, ist rein positiv: die Pariser Kaffewirthe bewohnen wirkliche Palläste, nicht etwa Palläste mit rohen, unkannelirten Säulen, nackten, kahlen Mauern und düstern, unheimlichen Gängen, sondern lachende, heitere Tempel, köstliche, bezaubernde Schlösser, wo unser Ebenbild aus tausend Wandspiegeln zurückstrahlt, wo wir auf eleganteren Sesseln sitzen als die römischen Senatoren, wo die Tische von Marmor und die Ornamente geschmackvoller sind als in vielen Residenzen, und wo uns endlich mit einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit die leckersten Speisen, die feinsten Getränke dargeboten werden. Hat wohl die alte Welt je etwas Aehnliches aufzuweisen gehabt?

Unser Kaffehauspotentat ist gastfreundschaftlicher als Abraham, weil er die Gastfreundschaft zur Beschäftigung

Digitized by Google

seines ganzen Lebens gemacht hat. Kaum sind wir über die Schwelle seiner prächtigen Wohnung getreten, so umringt uns eine Schaar von Dienern, die mit edlem Wetteifer sich nach unsern Wünschen und Bedürfnissen erkundigen. Diese Diener murren nicht über unsere Befehle, sondern sind stets freundlich und zuvorkommend; und ein wahres Wunder unserer modernen Gesellschaftszustände ist, daß derjenige, welcher uns bedient, nicht mehr, wie sonst, ein feiler Sklave, sondern ein freier Staatsbürger ist, ein Diener aus Liebhaberei und freier Wahl, der seine Existenz gewissermaßen der unsrigen gewidmet hat, und weit entfernt, das Opfer seiner Freiheit zu bedauern, nichts mehr fürchtet als seine Emanzipation, d. h. seine Dienstentlassung. — Der Pariser Kaffeewirth ist ein wahrer Märtyrer der Gastfreundschaft. Jener Altar, dessen Oberfläche eine spiegelglatt polirte Marmorplatte ziert, dessen Seiten mit seltenen ausländischen Holzarten eingelegt, mit vergoldeten Reliefs geschmückt und mit elfenbeinernen Säulen umgeben sind, jener Altar, den man für ein Duplicatum der heiligen Bundeslade halten könnte, wenn sein halsstarriger Eigenthümer nicht darauf beständе, ihm den beschränkenden Titel „Comptoir“ beizulegen — jener Altar ist der Eheholokaust. Das Brandopfer, jung, schön, mit rosigen Lippen und feurigen Augen, geduldig wie Isaak, gepuzt wie Apis, ist seine Frau. Uns zu Gefallen schmückt sie sich mit ihren besten Kleidern und thront den ganzen Tag über bis spät in die Nacht auf diesem Sitze. Auf mein Wort, ihr Mann ist nicht eifersüchtig; er bittet sie sogar, jeden Gast anzulächeln, und wenn sie es versäumt, schmollt er mit ihr.

Ein Pariser Kaffeehaus ist ein Feenpallast, ein Paradies auf Erden, wo man für wenige Obolen eben so empfangen wird, wie die homerischen Helden in jener Welt, und wo, gleichwie in dem glücklichen Reich der Schatten, die Menschen ihren Rang, ihre Geburt und ihre Meinungen vergessen, um in Friede und Eintracht neben einander zu leben. Hier sind alle Classen der Gesellschaft verschmolzen; hier allein herrscht jene Gleichheit, auf welche man uns nach unserm Tode vertröstet; Einer gilt hier so viel als der Andere, und der unparteiische Garçon mißt Perikles und Maternus mit gleicher Elle. Will man zum Beweise ein redendes Beispiel? Jener Herr mit dem Ordensbande, welcher so eben hereintritt, ist ein Herzog und Pair von Frankreich; er bestellt seine Lieblingszeitung. „Garçon, le Journal des Débats!“ — „Il est en main,“ antwortet der Kellner. Der Mann in der Ecke dort liest die verlangte Zeitung; es ist ein gemeiner Schuhflicker aus der nächsten Querstraße, und der Herzog und Pair wartet ruhig, bis er zu Ende gelesen hat. — Welchen Einfluß mußten nicht solche Verhältnisse auf die französischen Sitten ausüben? Fürwahr, man kann nicht berechnen, was die Pariser Alles ihren Kaffeehäusern verdanken, welche in unsern Augen der charakteristischste und vollkommenste Ausdruck des französischen geselligen Lebens sind.

Frau von Sévigné war eine höchst unglückliche Prophetin, als sie in einem ihrer geistreichen Briefe weissagte, „Racine und der Kaffee werden aus der Mode kommen.“ Racine hat seitdem vielleicht vierhundert Auflagen erlebt und es existiren über vierhundert Kaffeehäuser in Paris. Der Kaffee ist das Nationalgetränk der Franzosen; die Engländer trinken Thee, die Russen Branntwein, die Türken Opium, die Deutschen Bier, die Franzosen Kaffee. Das Gesetz, welches Napoleon gegen den Zucker und Kaffee der Engländer gab, beweist seine Allgewalt klarer als alle seine Schlachten; er mußte der Unterwürfigkeit seines Volks sehr gewiß seyn, um ungestraft den Franzosen ihr tägliches Frühstück zu rauben. Es ist unerhört, welche Masse Kaffee in Frankreich consumirt wird; man frage nur einmal die Cichorienhändler, sie können darüber die beste Auskunft geben. Von der flinken Grisette, welche, die Haare mit einem kleinen Mühlthaler Madras umwunden, um sieben Uhr Morgens aus ihrem Kämmerchen des sechsten Stockwerks herabsteigt, um bei der nächsten Milchfrau ihren Vorrath einzukaufen, bis zu der faulen Herzogin, welche gegen Mittag ihrer Kammerzofe schellt, um die Fenstervorhänge ihres Zimmers zurückschlagen zu lassen, vom Laufburschen bis zum Bankier, trinkt alle Welt Kaffee.

(Die Fortsezung folgt.)

Erinnerungen aus einer Reise durch Norddeutschland und Scandinavien.

(Fortsezung.)

Ich wollte wirklich, ich hätte längere Zeit in diesem Lande verweilen können. Da ich aber überhaupt nur im Fluge genießen durfte, so konnte ich auch bei Herrn Ström nicht lange verweilen. Ich fuhr alsbald zu der, dreiviertel Meilen weit entfernten Silbergrube. Durch gelichtete Wälder gelangt man an einen rauhen Bergabhang von beträchtlicher Höhe, wo der Eingang in die Grube und die wenigen dazu gehörigen Hütten sich befinden. Am Eingange fesselt den Blick ein seltsames Monument: auf einem Untersatze ruht ein unregelmäßig geformter Stein von mehreren Cubikfuß Inhalt. Es ist die Nachbildung jener ungeheuren Stufe gediegenen Silbers, die vor einigen Jahren, das Gewicht von zwei Schiffspfund fast erreichend, hier gefunden wurde. Den Eingang in die Grube selbst bildet ein 2400 Ellen langer Stollen, d. h. ein wagerechter, in den Bauch des Berges führender Gang von sieben Fuß Höhe und einer Breite, welche den Lauf eines gewöhnlichen zweirädrigen Karrens gestattet. Auf solchen Karren wird das Mineral aus dem Berge

Digitized by Google

gebracht und Bedürfnisse hineingeschafft. Sie werden von Pferden gezogen, und es findet sich in der Mitte des Stollens eine Art Station zu deren Ablösung. Wir, der Steiger, der mich führte, und ich, brauchten etwa zwanzig Minuten Zeit, um zu der nicht geräumigen Höhle zu gelangen, von welcher aus das Bergwerk in die Tiefe sich senkt und wo zugleich die steile Rutsche niedergeht, auf welcher hauptsächlich das nöthige Holz hinunter geschafft, wahrscheinlich auch das Silber aus der Tiefe heraufgeschoben wird. Uebrigens waren wir schon im Stollen an mehreren Orten vorübergekommen, an welchen das schauerliche Rauschen abfließender unterirdischer Gewässer gehört wurde. In der Höhle saßen, von einem Holzfeuer grell beleuchtet, die rußigen Bergleute in gewöhnlichen Kleidern; eine besondere Tracht, wie unsere deutschen Bergleute sie tragen, habe ich nicht bemerkt. Nun begann die Niederfahrt. Auf senkrechten Leitern, die aus einer Kammer in die andere führten, stiegen wir 1200 Fuß tief bis zum untersten Grunde der Grube hinab; die Kammern sind meist gerade unter einander, durch Bretterböden getrennt, und nur einmal führt ein kurzer Stollen zu einem andern Punkte der Niederfahrt. Ganz unten traf ich reiche Silberadern; der Aufseher brach in meiner Gegenwart, ohne zu suchen, nachdem er kaum etwas wenigen Ruß und Schmutz vom Felsen beseitigt hatte, ein Stückchen gediegenen Silbers von der Größe eines Fingergliedes aus dem Gestein. Nun ging es wieder an die Auffahrt, wenn man anders das äußerst mühsame Geschäft des Erklimmens von mehr als dreißig Leitern mit etwa tausend Sprossen mit einem Namen bezeichnen kann, der mehr an eine lustige Luftreise erinnert. Dies Hinaufsteigen ist in der That eine sehr beschwerliche Arbeit. In der dumpfen Luft erhitzte ich mich sehr, und nach Aufsuchung der trockenen Kehle lechzend, war ich so unüberlegt, mich durch Ablecken des an den Wänden herunterrieselnden Wassers erquicken zu wollen. Das mache mir ja Niemand nach, denn ich bekam den Mund voll Fackelruß und Moder; das Uebel wurde nur schlimmer und ich konnte den Stollen nicht erreichen, ehe der gefällige Steiger mich durch etwas herabgeholtes Wasser erquickt hatte. Ja wohl:

> Und der Mensch versuche die Götter nicht,
> Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
> Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Doch hinterdrein ist's schon gut, alle überstandene Mühseligkeit hat doppelten Reiz. Niemals wird mir aber wieder ein Glas schlechten Fusels so munden, als nach dieser Anstrengung in der warmen Kammer des Aufsehers; die Erquickung war in der That dem Genuß des besten Mahles gleich zu achten. Nun durften aber die Pochwerke nicht vergessen werden, deren Beschtigung jedoch wenig Zeit wegnahm, denn das Silber ist, abgesehen von den großen gediegenen Stücken (ich selbst hatte eines von fünfzehn Pfund in der Hand), so reichlich im Gestein verbreitet, daß es fast keiner Vorrichtung bedarf, um es rein darzustellen. Es wird in Wasser gepocht, der Schlamm dann ausgewaschen, und es werden auf diese Weise durch eine kleine Zahl von Arbeitern wenigstens 1600 Mark feinen Silbers monatlich gewonnen. Bei solcher Ergiebigkeit und so wenig Reduktionskosten erklärt sich leicht der schon oben erwähnte glänzende Stand des norwegischen Staatsschatzes. Uebrigens war es nahe daran, daß dieser ganze Gewinn dem Auslande zugefallen wäre. Die Kongsberger Silbergrube war nämlich lange Jahre unbenutzt geblieben, weil man sie für erschöpft hielt, und man dachte schon daran, den Holzeinbau zu zerstören und das Bergwerk zu verschütten, als Herr Benecke von Gröditzberg, der Besitzer der Kobaltwerke zu Fossum, der Regierung den Antrag machte, es ihm zu verkaufen. Der Handel zerschlug sich jedoch, angeblich, weil Herr Benecke so bedeutende Privilegien forderte, daß die Regierung dieselben nicht bewilligen zu können glaubte. Nun ließ der Minister Graf Wedel die Grube selbst von Seiten der Regierung wieder in Stand und Bearbeitung setzen, und sein Unternehmen wurde bald darauf durch Auffindung der reichsten Gänge glänzend belohnt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Landwirthschaft. Bühne. Die Hunde.

Von dem neugestifteten Vereine deutscher Landwirthe, welcher vor Kurzem in hiesiger Residenz versammelt war, enthielten schon einige der vorzüglichsten öffentlichen Blätter Nachrichten. Er sey daher hier nur ebenfalls noch erwähnt, um zu bemerken, daß dieses neue Institut ungemeinen Nutzen verspricht. Gerade in der Landwirthschaft sind seither nur noch allzu oft Theorie und Praxis sich feindlich gegenüber getreten. Oft hat die Wissenschaft zu voreilig auf die langjährige Erfahrung herabgeblickt, oft auch die letztere manchen gegründeten Einwurf der Wissenschaft gegen das seither Beobachtete unberücksichtigt gelassen. Eine jährlich einmal nach dem Beispiel bereits bestehender ähnlicher Vereine bald hier, bald dort stattfindende Versammlung von Theoretikern und Praktikern im Interesse des so wichtigen Industriezweigs der Oekonomie ist gewiß am besten geeignet, beiden, der Theorie und Praxis, ihre wohlbegründeten Rechte zu bewahren und eine den allgemeinen Nutzen am schnellsten fördernde, enge Verbindung zwischen ihnen für immer anzurichten. Vermöge der gegenseitigen mündlichen Mittheilungen aus den entferntesten und verschiedensten Gegenden wird sich immer besser herausstellen, welche der alten ökonomischen Verfahrungsarten entweder ganz oder unter Modifikationen beizubehalten und welche gänzlich abzuschaffen seyn möchten. — Madame Schröder-Devrient hat mit der „Norma" wieder ihre hiesige Bühnenlaufbahn für den Winter begonnen. Zu der recht glücklichen Acquisitionen der hiesigen Bühne gehört besonders die anmuthige Tochter des seit langer

Digitized by Google

Zeit unter den Bühnenkünstlern einen bedeutenden Rang behauptenden Schauspielers Anschütz. — Am vierten dieses Monats fand eine Feierlichkeit im Theater statt, welche die Billets dazu schon lange zuvor erschöpft, auch bei der Aufführung das Haus ungemein überfüllt hatte. Fünfzig Jahre früher war an dem nämlichen Tage zu Prag das Mozart'sche Meisterwerk: „Don Juan,“ zum ersten Male gegeben worden. Zur dankbaren Erinnerung wurde diese Oper auch gestern und die Feier durch einen Prolog von Theodor Hell sinnvoll erläutert und eingeleitet. Das Personal, Madame Schröder-Devrient als Donna Anna an der Spitze, bot alle Kräfte auf zu einer des unsterblichen Meisters würdigen Darstellung. — Die Wintereoncerte hat der reisende Virtuos auf der Violine, Vieuxtemps, recht glänzend angefangen. Sein voller, starker, reiner Ton hob das wichtige, nur allzu oft durch die bloße mechanische Fertigkeit auf eine niedrigere Stufe gestellte Instrument zu seinem vollkommenen Adel und seiner ganzen Macht über das Gefühl empor, und erregte damit allgemeinen Enthusiasmus. Es lassen sich nun so größere Erwartungen von diesem Künstler hegen, da er, dem Vernehmen nach, das siebzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat. Auch manchem Freunde der Poesie und schönen Redekunst bietet der angehende Winter eine willkommene Perspektive in einer Reihe von Vorlesungen des Dr. Burkhard aus Leipzig über Goethe's und Schillers vorzüglichste Schöpfungen. — Die Industrie streckt ihre zahllosen Arme immer weiter aus, um ihr Reich nach allen Seiten zu verstärken und zu erweitern. So nimmt sie seit noch nicht allzu langer Zeit das hauptsächlich durch seine Treue den Annalen des Ruhms einverleibte Geschlecht der Hunde in riesige Gegend, man könnte sagen, vom Tag zu Tag mehr in Anspruch. Vormals gehörten unsere Hunde, etwa mit Ausnahme der an der Kette liegenden, durchaus nicht unter die arbeitende Classe. Sogar die Hunde der Schäfer und Fuhrleute trugen mehr den Charakter von Vostentärs, als von ordentlich zu Diensten verpflichteten Gesinde. Die große Mehrheit des Geschlechts ambitionirte sich den Gesellschaftstavalier und die Gesellschaftsdame vorzustellen. Nur ein ziemlich geringer Theil wurde der Gelegenheit und der Kunst, oft im eigentlichen Verstande, bei den Haaren zugezogen, doch bis zum Lesen und Schreiben hat auch dieser Theil es nie gebracht. Einen einzigen Pudel hatte ich eine Zeitlang sehr in Verdacht, daß er vom Lesen wirklich Fach mache. Ich kam einst zur Mittagszeit bei einem Hause vorüber, vor dem ein schwarzer, vierspänniger Kraustopf saß und auf einem Anschlagzettel mit der Aufschrift: „hier ist ein Quartier zu vermiethen,“ seine ganze Aufmerksamkeit dergestalt zu richten schien, als ob er wirklich eine Wohnungsveränderung beabsichtige. Zwei andere Male, wo ich wieder zur nämlichen Stunde an dem Hause vorbeikam, saß jedesmal derselbe Hund noch vor dem Zettel. So kurz und deutlich die Worte auch waren, so schienen sie doch der hündischen Fassungskraft zu schaffen zu machen; sein muthmaßlicher Eifer verdiente indessen meines Erachtens die ehrenvollste Erwähnung in irgend einem öffentlichen Blatte. Da sah ich aber, als ich abermals zur Mittagszeit vorüberging, wie das gerade über dem Zettel befindliche Fenster des ersten Stocks sich öffnete und beim Erblicken eines dort erscheinenden schönen Kindes der Pudel aufsprang und seine Freude durch laute Andrungungen kund that. So ergab sich, daß weder Zettel, noch Studien den Hund an diese Stelle bannten, sa daß es nicht einmal die freundliche Person im Fenster, sondern nur das Futter aus der niedlichen Mädchenhand war, was ihn Mittags immer wieder dahin lockte.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Der Zug der Königin nach Guildhall.

Hier bedeckten grünes Laubwerk und Blumengewinde die kahlen Wände, dort hingen prächtige Teppiche, Fahnen und Flaggen wehten überall; oft waren sie in bunten Reihen über die Straßen gezogen, und wo nur Raum zu Errichtung eines Gerüstes sich bot, da stand eines, zwar nur aus Brettern aufgebaut, aber die Bretter mit bunten Farben übermalt oder mit Tuch beschlagen und mit Behängen geziert. Handel und Wandel ruhten, alle Verkaufslokale waren geschlossen, alle in die vom Zuge berührten Straßen ausmündenden Zugänge jeglichem Fuhrwerk gesperrt. Vom untersten bis zum obersten Stockwerk und längs der Dächer waren die Häuser mit Zuschauern gefüllt, überall schöne Frauen und Mädchen, die vollkommen für die häßlichen entschädigten, und elegante Herren als Kloßen. Eben so waren die Gerüste besetzt, die und da von Schaulustigen beiderlei Geschlechts in ihren besten Sonntagskleidern, und während die Königin an ihnen vorüberzog, wirbelten die jungen Kehlen das herrliche Lied save the Queen. Ungeheuer war der Jubel, womit die Königin längs ihrer Fahrt begrüßt wurde; der Lärm verdoppelte halbe Stunden weit ihre Ankunft. Nächst ihr galten die lebendigsten Freudenbezeugungen der Herzogin von Kent, vielleicht, weil sie die Mutter der Königin, vielleicht, weil sie die Erste im Zuge, vielleicht aber auch, weil sie von allen Herzogen und Herzoginnen des königlichen Hauses die Einzige war, die es, wenn nicht für etwas Anderes, für artig hielt, mit niedergelassenen Fenstern zu fahren, sich nach Möglichkeit dem Volke zu zeigen und ihm freundlichst zu danken. Wie lang auch die Straßenzeilen und wie breit die Trottoirs sind, so war doch überall Kopf an Kopf gereiht, gewiß ein Drittel der Londoner Bevölkerung stand aufgeschichtet und eine Menge Personen wurden ohnmächtig weggetragen. Bis zum Erscheinen der Königin verhielten sich die Massen im Verhältniß zu ihrem gepreßten Zustande im Ganzen recht ruhig; Einzelne wurden freilich mehr, als ihnen lieb war und sie ertragen konnten, auf die Füße gestoßen, gestoßen und umhergeworfen; doch blieb das Getümmel immer nur partiell. Den Tausende der gewöhnlichen und außergewöhnlichen Polizeidiener mit ihrem überhands nehmenden Ungeheimnisse, und wenn der Strom sie zu überwältigen drohte, da brachte ein erweitender Leibgardist auf seinem gewaltigen schwarzen Streitrosse die Ungelegenen wunderbar schnell zum Weichen und stellte die gestörte Ordnung wieder her. Allein bald nachdem die Königin vorüber war, hörten die Polizeidiener auf zu wehren, und fürchterlich wogte nun das Gedränge; es war ein Menschenmeer, das aus seinen Ufern brach. Mühsam und vielfach belästigt folgten die letzten Wagen; die Kutscher bieben auf ihre Pferde, die Pferde bäumten und sträubten sich, und das war der letzte Damm des aufgetretenen Meers. Es währte geraume Zeit, ehe die brandenden Wogen sich beruhigten, und am nächsten Tage erfuhr London, daß in Ein Hospital zwanzig und einige Personen gebracht worden, mehr oder minder lebensgefährlich verletzt. Die Gesammtzahl der Verunglückten ist zur Zeit nicht bekannt. Wie schmerzlich die Königin hievon betroffen seyn wird, läßt sich schon daraus abnehmen, daß mehrere Male während ihrer Fahrt, wenn sie die Massen zu scharf von den Reitern gedrängt glaubte, sie dem Grafen von Albemarle befahl, letztern in ihrem Namen die größte Schonung zu gebieten.

W. S.

(Die Fortsetzung folgt später.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 30. November 1837.

Wo ernst der Strom hinunterbraust,
Der Katarakt in Schäumen saust,
Wo nur der kühne Waldmann geht,
Nur Gämses Hütte einsam steht,
Da fühlst du dich, nicht dich allein —
Es ist ein ungetheiltes Seyn.
v. Feuchtersleben.

Nach den Bergen.

Wo ich schon als froher Knabe
Wohlgemuth durch Berg und Thal
Zog am kleinen Wanderstabe,
Dorthin möcht' ich noch einmal.
Was ich meine, weißt du wohl:
Ach, das schöne Land Tyrol!

Wie mit höheren Gewalten
Zieht's mich nach den Bergen hin,
Aber dich, dich müßt' ich halten,
Und du müßtest mit mir ziehn.
Fort, auf ewig fort von hier,
Nach den Bergen zögen wir.

Froh mich über Klippen schwingen
Wollt' ich, wo's dem Wandrer graut,
Eine Blume dir zu bringen,
Die kein Auge noch erschaut.
An der tiefsten Klüfte Rand
Brächt' ich sie mit kühner Hand.

Dann auf sonnenhellen Matten
Ueber Blumen führt' ich dich,
Nur der flücht'gen Wolke Schatten,
Keiner sonst verfolgte mich,
Und von ferne braust die Fluth,
Und ihr Sturm, der nimmer ruht.

Jetzt auf schmalen, schwanken Stegen
Nahen wir des Stromes Fall,
Aber sein Gewitterregen
Wird zum Tempel von Krystall;
Durch ein Regenbogenthor
Schwebest du den Berg empor.

Und zur höchsten Alpenspitze
Führt' ich dich die luft'ge Bahn;
Unter dir hin zucken Blitze,
Tobt ein wüthender Orkan;
Doch du selber stehst im Licht,
Mit verklärtem Angesicht.

Bald auch aus der Nebelhülle
Taucht empor Gefilst und Thal,
In erneuter Segensfülle
Schweigt der abendliche Strahl.
Froh erstaunet blickst du nieder,
Denn die Erde lächelt wieder.

Digitized by Google

Gastlich harrt die dürst'ge Schwelle
Einer Alpenhütte dein,
Aber erst zur Waldkapelle
Wallen wir, und treten ein.
Und am ernsten Bußaltar
Kniet nun ein beglücktes Paar.

Horch! — aus tiefen Thalesgründen
Einer fernen Glocke Ton!
Und die Gletscher alle zünden
An ihr Abendopfer schon;
Und nur sanfte Rosengluten
Steigen auf zum Ewigguten.

A. Feuerbach.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Fortsetzung.)

Es darf uns daher nicht wundern, daß die Zahl der hiesigen Kaffeehäuser in den letzten Decennien sich beträchtlich vermehrt hat. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Besuch dieser Anstalten keineswegs allgemein. Während des Kaiserreichs, wo es wenig müssige Leute in Frankreich gab und der Krieg dem Handel und Ackerbau kaum so viel Hände übrig ließ, als er zu seiner Bestellung brauchte, entschädigten die von einem Feldzuge zurückkehrenden Soldaten allein die Kaffeehäuser, aus denen die ruhigen Bürgersleute wegblieben, weil sie sicher darauf zählen konnten, jedesmal einen Stab von Unteroffizieren anzutreffen, die von nichts als gewonnenen Schlachten sprachen und einen Lärm verführten, als wenn sie im Bivouak wären. Auf allen Tischen standen damals Batterien von Flaschen, Schnapsgläsern und Punschbowlen aufgepflanzt, und der Gast, welcher eine Grosoille framboisée oder ein Glas Zuckerwasser begehrte, wurde als „Pecin" traktirt. Gegenwärtig ist das Kaffeehaus für Jedermann ein Bedürfniß; man gibt dort seinen Bekannten Rendezvous, liest daselbst Zeitungen u. s. w. Die vielen hier lebenden Fremden vermehren noch die Kundschaft dieser Anstalten, und was außerdem viele Leute in's Kaffeehaus zieht, ist der Umstand, daß seit Kurzem die besseren Kaffeewirthe auch Speisewirthe geworden sind und déjeuners à la fourchette verabreichen. Wer keine eigene Haushaltung hat, so wie alle Geschäftsleute, welche weit von da wohnen, wo sie ihre Gänge machen müssen, frühstücken in den Kaffeehäusern, wo man eben so schnelle Bedienung und gute Küche, nur etwas höhere Preise als in den Restaurans trifft, dafür aber auch den Vortheil hat, viele Journale lesen zu können.

Unter den Pariser Kaffeehäusern haben einige eine ganz besondere Physiognomie. Wir eröffnen billigerweise unsere Liste mit dem ältesten, mit dem Café Procope welches von dem Italiener Zoppi in der Rue des fossés Saint Germain, der alten französischen Komödie gegenüber, gegründet wurde. Das ehemalige Théâtre français ist von dem Atelier des unglücklichen Malers Gros und einem Papierladen verdrängt worden; das Café Procope hat alle Stürme der Zeit überlebt und sieht nach wie vor zahlreiche Besucher in seine Säle strömen, welche einst das Rendezvous der berühmtesten Schöngeister des achtzehnten Jahrhunderts waren. Dort schleuderte Piron seine Epigramme, dort rezitirte der aufgeblasene, eitle Jean Baptiste Rousseau seine schwülstigen Oden, dort endlich erschien jeden Abend die sardonische Gestalt Voltaires, welcher sich in den hintersten Winkel des Salons zu flüchten pflegte, so oft er seinen Antagonisten Fréron eintreten sah. Der kleine schwarze Marmortisch, an dem sich der Patriarch von Ferney gewöhnlich niederließ, steht heutzutage noch an derselben Stelle. Wie oft hat meine Einbildungskraft die Säle des Café Procope wieder bevölkert und sich in das literarische Treiben des vorigen Jahrhunderts zurück versetzt, welches der Gegenwart schon so ferne liegt! Aber so oft ich meinen historischen Träumen Audienz gab, hörte ich statt eines Epigramms von Piron die Jeremiade eines Juristen, der seine Prüfung nicht bestanden; statt eines sarkastischen Ausfalls von Voltaire vernahm ich den brutalen Fluch eines Medizíners gegen den Doppelsechser, diese ewige Verzweiflung der Dominospieler. Obschon das Café Procope heutzutage nicht mehr der Sammelplatz der lebenden literarischen Notabilitäten ist, wird es doch noch häufig von einigen bekannten Schriftstellern und Künstlern besucht. Das echte Publikum dieser Anstalt ist aber die studirende Jugend. An jedem Tische wird mit großem Geklapper Domino gespielt, gewöhnlich um das Frühstück oder die halbe Tasse mit dem petit verre nach dem Mittagessen. Die Verlierenden setzen das Spiel unter sich fort, und es ereignet sich bisweilen, daß um Mitternacht ein Einziger alle Verluste auf dem Rücken hat und die Zeche des ganzen Tags bezahlt. In der Studentensprache heißt dies se faire culotter. * Nicht selten muß ein Student, der am Morgen nichts weiter als eine Tasse Kaffee getrunken hat, am Abend 150 Franken bezahlen. Eines Tags haben wir sogar einem noch merkwürdigeren Unglücksfalle beigewohnt. Ein Student, der bereits sein Frühstück gewonnen hatte, sah einer Partie zu und machte

* Culotter heißt im gemeinen Leben, wenn man eine irdene Pfeife so anraucht, daß die untere Hälfte des Kopfes und der Stiel glänzend schwarzbraun werden. In den Estaminets findet man Leute, die sich ihr tägliches Brod damit verdienen, daß sie Thonpfeifen culottiren, welche sie den Pfeifenbuden und Liebhabern um 20, 30, 40 Sous verkaufen, je nachdem das Meisterstück ausgefallen ist.

Digitized by Google

sich über den Verlierenden lustig; allermittelst dreht er sich um und stößt ein Glas vom Tische. An's Comptoir zu gehen und fünf Sous für das zerbrochene Glas zu zahlen, lohnte sich der Mühe nicht, er spielt also um die unglücklichen fünf Sous eine Partie Domino; er verliert die erste, die zweite, die dritte und so fort, bis ihn nach Verlauf von zwei Stunden das Glas auf 125 Franken zu stehen kommt.

Im Allgemeinen ist das ganze linke Seineufer, das Quartier latin sowohl als der Faubourg Saint Germain, schlecht mit Kaffeehäusern versehen. Desto zahlreicher dagegen sind daselbst die Estaminets, Orte, wo geraucht wird, wie das Dictionnair der französischen Akademie erklärt. Der Student vergöttert bekanntlich die Freiheit unter allen Formen und Gestalten; er liebt sie vorzugsweise unter dem Sinnbild des Tabaksdampfes, und deßwegen behagen ihm die schlechten Estaminets besser als die eleganten Kaffeehäuser, wo die Cigarre streng verpönt ist und auch nicht leicht Credit (de l'oeil *) gegeben wird. Die besseren Kaffeehäuser des Lateinerlandes außer dem Café Procope sind das Café Molière, an der Ecke der Odeonstraße, berühmt durch seine schöne Wirthin, und das Café Voltaire am entgegengesetzten Ende derselben Straße. Das Café Desmares in der Rue du Bac, an der Ecke der Rue de Lille, ist das aristokratische Kaffeehaus des Faubourg Saint Germain, welches von den Deputirten der äußersten Rechten viel besucht wird.

Das Palais-royal, dieser Lieblingsaufenthalt der Fremden, hat natürlich zahlreiche und glänzende Kaffeehäuser unter seinen Arkaden aufblühen sehen; man ist nur verlegen, welches man besuchen soll. Das Café de Foi, das Café Corazza in der Galerie Montpensier, das Café de Chartres und Café Lemblin in der Galerie de Chartres, das Café Valois in der Galerie gleiches Namens, und das Café d'Orléans in der neuen Glasgalerie überbieten sich gegenseitig an Pracht und Vergoldungen. Vor fünfzehn bis zwanzig Jahren hatten sich die damals so heftig aufgeregten politischen Leidenschaften der Kaffeehäuser des Palais-royal bemächtigt, und mehrere derselben waren Parteisammelplätze geworden, wo man sich in Distaſſionen erhitzte und bisweilen Schlachten lieferte. Das Cafe Valois wurde vorzugsweise von den Aristokraten, das Café Lemblin dagegen meist von Liberalen besucht. Gegenwärtig sind alle diese Categorien verschwunden; nur das Café de Foi unterscheidet sich von allen übrigen dadurch, daß es die Sitte des Dominospieles ganz verbannt hat und bei guter Jahreszeit Stühle und Tische unter die Bäume des Gartens stellt, wo sich Sommers nach dem Mittagessen eine ansehnliche Gesellschaft versammelt, deren Majorität aus Rauchern besteht. Für das Recht, im Garten serviren und Stühle vermiethen zu dürfen, zahlt der Eigenthümer des Café Foi 30,000 Fr.; dazu rechne man noch die 15,000 Fr. Miethe für die drei Arkaden, welche sein Kaffeehaus einnimmt. Trotz dieser hohen Pacht und aller übrigen Ausgaben muß die Anstalt dennoch einen schönen Vortheil abwerfen, da seine Foubs neulich für eine halbe Million verkauft worden sind. Der alte Eigenthümer besaß in hohem Grade das Vertrauen des Pariser Publikums, und war wegen seiner höflichen Manieren bei allen Gästen sehr beliebt. Man erzählt sich von ihm mehrere Anekdoten, unter andern folgende. Eines Tags zeigte ihm ein Garçon an, daß ein sehr elegant gekleideter Herr ein silbernes Couvert in die Tasche gesteckt habe; er verbietet dem Kellner, sich das Geringste merken zu lassen, und begnügt sich, ganz einfach auf der Rechnung des Gastes anzumerken: un couvert d'argent que Monsieur a mis dans la poche: 50 Fr. Der fashionable Dieb zahlte ohne Umstände und ließ sich nie wieder blicken.

Eine besondere Schattirung hat das Café de la Régence. Es liegt an der Ecke der Rue St. Honoré und des Platzes vor dem Palais-royal, und verdankt seinen großen Ruf weniger der Vortrefflichkeit seiner Einrichtung, als der Vortrefflichkeit seiner Schachspieler, welche hier aus allen Theilen der Hauptstadt seit vielen Jahren zusammenkommen. Die fünf oder sechs Tische links vom Eingang sind für immer von den Schachspielern belegt, und es wird Niemanden einfallen, sich dahin zu setzen, selbst wenn auch an den andern Tischen kein Platz mehr wäre. Hier herrscht immer feierliche Stille, und wenn man daselbst frühstückt, wird man beim Lesen der Journale nicht durch das ewige Geklapper der Dominosteine gestört. In diesem Kaffeehause pflegte der große Philidor jeden Abend seine Schachpartie zu spielen; man zeigt noch den Platz, wo jener in mehr als einer Hinsicht merkwürdige Mann den König und die Bauern manövriren ließ. Der Sammelplatz der Damendrettspieler ist das Café Manoury am Pont-neuf auf dem Quai de l'Ecole.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Der französische Student sagt: j'ai l'oeil ici, was gerade so viel heißen will, als wenn der deutsche Musensohn sagt: ich habe hier Pump. Der französische Ausdruck kommt daher, weil man beim Herausgeben der Comptoirdame mit den Augen zuwinkt, daß sie die Zeche in's Buch schreiben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beschluß.)

Drittel Industrie. Verleidigung der Schaulust.

Doch zur Hauptsache zurück. Noch eine Menge anderer Hunde legen sich auf das Vagabundiren, und setzen sich lieber den polizeilichen Verfolgungen aus, als daß sie von selbst zu einem ehrlichen Broderwerbe greifen. Daher nimmt es,

Digitized by Google

wie erwähnt, immer mehr überhand, daß man ihnen, wie zuweilen die Geschwindigkeit und Kunst, so auch die Pflicht, gewissenhaft zu werden, aufzudringen. Dieses geschieht, indem die benachbarten Dorfbewohner sie häufig als Spannpferde zu Fortschaffung von allerlei Marktgegenständen anwenden. Ganz besonders bedient man sich neuerlich der Hunde zum Transport der Steinkohlen aus dem Plauenschen Grunde, von Burgk, Potschappel und Gittersee nach der Stadt. Es ist dieses ein gar nicht unbeträchtlicher und darum recht achtbarer Gewerbszweig geworden, weil er einer Menge ganz armer Menschen und Familien ihr nothdürftiges Auskommen auf rechtlicher Bahn verschafft. Man trant es den mitunter nicht sehr großen Hunden kaum zu, mit welcher Leichtigkeit sie, zuweilen einer allein, zuweilen auch zwei einen verhältnißmäßig großen und schweren Wagen fortziehen. Bei leichterer Ladung rennen sie nicht selten so schnell davon, daß es ihren Führern Mühe kostet, nachzukommen. Da übrigens zu bergleichen Hundegaloppaden, vermuthlich mißbrauchsweise, häufig der Fußsteig benutzt wird, so erlebt der Wanderer, zumal bei schmuziger Straße, wenig Freude daran. Dem großen Reichthum an Steinkohlen im Plauenschen Grunde bietet die nun sicher in Kurzem vollendete Leipzig-Dresdener Eisenbahn ein neues, recht erwünschtes Feld zu einem noch größern Vertriebe dar. — Um ein Bedeutendes minder nützlich ist freilich die Industrie einer andern Thierclasse, welche in diesem Augenblick hier für Geld gezeigt wird. In denjenigen Geschäften, die von Seiten der Menschen mit vorzüglicher Grausamkeit behandelt werden, gebührt ein aller Wahrscheinlichkeit nach über die ganze Erdoberfläche reichlich verbreitetes Geschlecht, das Jedermann kennt, zu dem sich aber Niemand bekennen, und das noch viel weniger Jemand als Eigenthum vindiciren will. Während der ungestüme, lärmende Hund, wenn auch, wie oben erwähnt, zum Theil in das Joch der Nützlichkeit gespannt, doch im Allgemeinen allenthalben gepflegt und begünstigt wird, verfolgt man gewisse andere, überaus leise und lautlose Thiere fortdauernd in einem Grade, daß, wenn ein menschliches Auge eines davon erblickt, auch die Mörderhand schon mechanisch empor fährt, um es zu vernichten. Es ist dies, mit Ehren zu melden, der Floh. Glaubt doch jede Jungfrau oder Frau schon ihre Lippe mit dem bloßen Namen dieses niedlichen Wollustgeists zu bedecken, und hätte sich unser verewigter Hoffmann nicht des armen Geschöpfs erbarmt, so würde es noch immer vielleicht den Ehrentag im Felde der deutschen Literatur entbehren. Von hier aus ist nun das bescheidene kleine Vieh endlich sogar in das dermalen Alles dominirende Gebiet der Betriebsamkeit versetzt worden. Herr Bertolotto aus London gibt so eben außerordentliche Vorstellungen von dessen famen Flöhen. Nach den Ansstellungsacten haben die Königr England, Frankreich ꝛc. seine Zöglinge ihrer Aufmerksamkeit nicht unwürdig gefunden. In der That überrascht es ungemein, ein Insekt, wie der Floh, wenn auch bloß scheinbar, in den Kreis höher organisirter Thiere nicht nur, sondern sogar des Menschen emporgeschwungen zu sehen. Die Helden Napoleon und Wellington erscheinen zu Pferde, und diese Pferde werden durch lebendige Flöhe repräsentirt; ferner fechten dergleichen Thiere eine Ehrensache, den Degen in der Faust, aus, oder vereinigen sich zu Bällen und Concerten. Der zum Aufziehen eines Wasserreimers angestellte Rester des sechzig Köpfe starken Flohpersonals ist, der Versicherung nach, 1½ Jahr alt. Unter die Lebensmerkwürdigkeiten gehören die Eigen des Herrn Bertolotto gewiß. Ueber den Ursprung dieses neuen, ganz eigenthümlichen Gewerbszweigs erzählt man sich, der Unternehmer habe seinen Bruder in England, den Kammerdiener eines hochverehrten Herzogs, auf dem Lande besucht. Die Langeweile, vielleicht durch ungünstiges Wetter herbeigeführt, sey eben dort überaus drückend gewesen. In seiner Verzweiflung über dieses grausame Uebel sey dem Bertolotto auf die Idee verfallen, einen Floh zum Vortzichen eines kleinen Wagens anzuwenden. Der Versuch sey völlig gelungen, und der Kammerdiener, voll Freude darüber, habe den Herzog, seinen Herrn, davon in Kenntniß gesetzt. Dieser, ebenfalls völlig contentirt, veranstaltet hierauf ein großes Gastmahl, bei welchem zuletzt die Merkwürdigkeit produzirt wird. Lautanfrauschender Beifall, durch eine ungemeine Quantität gemünzten Dantes realisirt, lohnt den Erfinder reichlich. Hiedurch aufgemuntert, bringt er nach und nach die Sache bis zu dem jetzigen Umfang und Grad der Ausbildung. Seine Zöglinge, die er, wie der Pelikan die Jungen, mit seinem eigenen Blute nährt, sollen ihm bereits ein bedeutendes Vermögen erworben haben. — Wenn nun der Staatsdiener den Werth der Leistungen dieser vormaligen Voltigeurs schwerlich auch nur so hoch anschlagen wird, wie das bündelweise Verdienst um die Betriebsamkeit durch Steinkohlenfahren, so wird er eine dritte Industrie sicher völlig mißbilligen, die ziemlich gleichzeitig mit den beiden ersten hier sich äußerte. Ganz zur Stunde der gewöhnlichen Fledermäuse flog nämlich eine Abart derselben in den hiesigen Straßen, ja sogar auf den Treppen im Innern der Häuser herum. Diese Vögel gingen ebenfalls wie die Flöhe dermäuse auf Beute aus. Sie hatten es auf allenwandelnde Jungfrauen und Frauen, oder vielmehr auf deren halbseidene Schnupftücher abgesehen. Eine Menge Klagen liefen ein, das dergleichen den Trägerinnen entrissen worden. Die Polizei schüttelte den Kopf, und was das Beste war, sie ließ es nicht hiebei bewenden, sondern traf durch große Aufmerksamkeit und Prämienverheißung ihre Maßregeln so zweckmäßig, daß eine dergleichen menschliche Fledermaus eingefangen und manches erbeutete Tuch bei ihr vorgefunden wurde. Ungegründet ist es übrigens, daß, wie erzählt worden, ein als Mädchen verkleideter Mann die Fledermaus erwischt habe. Diese bestand in einem jungen Menschen von sechzehn Jahren. Anfangs hielt man ihn für das einzige Exemplar dieser neuen Nachtdrogelgattung, es gelang aber bald darauf der Fang eines zweiten, dem Vernehmen nach um zehn Jahre ältern Einsammlers. Seitdem diese beiden Liebhaber fremder Hals- und Schnupftücher sich unter Schloß und Riegel befinden, sind dergleichen abendliche Operationen nicht wieder vorgekommen. — Die Schaulust findet jetzt hier, außer den Bertolotto'schen betriebsamen Thieren, manche andere Befriedigung. In einer ganz kleinen Bude hatte man noch vor wenig Tagen die große Beanemlichkeit, eine weite Reise durch Europa nach Amerika in der kurzen Zeit eines halben Stündchens zurückzulegen. Ferner steht das Cabinet bewegsicher und automatischer Wachsfiguren aus Paris, das den „berühmten, aus Bronze, vergoldetem Silber und Ebenholz nen zusammengesetzten Martinetschen Elephanten“ mit enthält. Es äußert sich denn sogar unter den Wachsfiguren, welche den Menschen von Ansehen und Duft etwas zu leichenhaft erschienen und sie zu verscheuchen anfingen, eine Partei der Bewegung, um die erstarrte Theilnahme wieder in Fluß zu bringen. Ueberhaupt wird Alles, Gott weiß wie hoch hinaufgetrieben und potenzirt. Vor Jahren konnte das Publikum mit einem einzigen „starken Mann“ oder einer dergleichen Frau seelenvergnügt seyn. Später erschien ein Herkules nach dem andern. Auch diese Halbdutzer wollten jetzt nicht mehr ziehen; jetzt haben wir hier eine ganze Herkulesfamilie. Wo will das Alles endlich hinaus?

Beilagen: Kunstbl. Nr. 96 u. Monatsrog. November.

Verlag der J. G.-Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Ein und dreißigster Jahrgang.

1837.

December.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1837.

Digitized by Google

Das Morgenblatt.

Der Gedanke, in einer unterhaltenden und belehrenden Zeitschrift die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte, auf würdige Weise zu repräsentiren, ist dem **Morgenblatt** bei seiner Stiftung im Jahr 1806 zu Grund gelegt und seitdem festgehalten worden.

Für die literarische Kritik und für die Kunst sind längst besondere Beilagen angeordnet, und für diese beiden Zweige selbstständige Redaktionen bestellt.

Dem eigentlichen Unterhaltungsblatt bleibt im Allgemeinsten die Aufgabe, der vaterländischen Literatur, besonders der Poesie in ihren verschiedenen Zweigen, als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen. — Das **Morgenblatt** kann, der oben angedeuteten Idee gemäß, den verschiedenartigsten Stoff in sich aufnehmen. Hinsichtlich der Form wird dabei die Rücksicht festgehalten, daß das Ernste, wissenschaftlich Belehrende nicht sowohl erschöpfen, als anregend wirken, das Anziehende und Unterhaltende aber sich möglichst vom Gemeinen fernhalten soll.

Das Material zerfällt in folgende Hauptabschnitte:

Poesie. Gedichte lyrischen, beschreibenden, erzählenden, epigrammatischen, satirischen Inhalts; Bruchstücke ungedruckter dramatischer Dichtungen; Dichtungen jeder Form aus dem erzählenden Fache. Von den interessantesten Produkten fremder Literaturen werden Bruchstücke oder Uebersetzungen mitgetheilt.

Leben. Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse, über Kunst, Bühne, Musik. Der Zweck und die Oekonomie der Blätter erlauben übrigens nicht, von irgend einem Orte eine eigentliche Musik- und Theater-Chronik zu geben, und dergleichen Leistungen überhaupt anders als in Bezug aufs Allgemeine zu besprechen. Auch dem Wechsel der äußern Lebensformen, den Moden, den Verfeinerungen aller Art wird die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, mit der nothwendigen Rücksicht, daß hier nur die bezeichnendsten Formen angedeutet, die vornehmsten Resultate hervorgehoben werden können.

Geschichte. Das **Morgenblatt** eignet sich auf diesem Felde vorzüglich an: Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmter Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u. s. w.

Wissenschaft. Fortlaufende Notizen über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen; Darstellung der interessantesten Ansichten vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne. Der Hauptgesichtspunkt dabei ist, sowohl elementarische Didaktik als streng wissenschaftliche Sprache zu vermeiden, und dem Ernsten und Wissenswürdigen durch ansprechende Form Eingang zu verschaffen.

Ein sich stets erneuernder und verjüngender Kreis schätzbarer Mitarbeiter sichert der Redaktion die Mittel, der Zeitschrift den Ruf zu erhalten, dessen sie schon so lange genießt. Schriftsteller, welche der Redaktion die Ehre erweisen, sie in ihren Bemühungen zu unterstützen, werden ihre Beiträge, wenn diese dem Zweck und dem Charakter der Blätter entsprechen, dankbar angenommen und von der Buchhandlung angemessen honorirt sehen.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Für literarische Anzeigen werden besondere Intelligenzblätter beigelegt.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhaltsanzeige.

Das **Literaturblatt** stellt sich zur Aufgabe, über alle Erscheinungen der neuesten Literatur zu berichten, die für den größern gebildeten Leserkreis von Interesse seyn können, d. h. über die vorzüglichsten neuern Dichterwerke, so wie über alle Gattungen der vorherrschenden Unterhaltungsliteratur; ferner über wichtige neue Forschungen aller Art, durch welche der Horizont des menschlichen Wissens erweitert wird, in Länder- und Völkerkunde und Geschichte, in allen Gebieten der sozialen Kultur und selbst in den strengern Wissenschaften, sofern Werke dieser Art großes Aufsehen erregen und für das praktische Leben nicht ohne Folgen sind, so daß sie keinem Gebildeten fremd bleiben dürfen. Dem Zwecke solcher literarischen Mittheilungen sagt die referirende Form am besten zu, die in möglichster Kürze den wesentlichen Inhalt eines Werkes bezeichnet, und das Zusammenordnen nach Fächern, wodurch dem Leser eine Uebersicht und eine Vergleichung des Verwandten gewährt wird. Der scherzende Ton ist nicht ausgeschlossen, wo es der Gegenstand mit sich bringt oder erlaubt, die Strenge der verdammenden Kritik aber gewissenhaft nur ganz verwerflichen Tendenzen vorbehalten.

Durch die Wahrnehmung einer vermehrten und vielversprechenden Wirksamkeit der bildenden Kunst wurde im Jahr 1819 das Erscheinen des **Kunstblatts** als regelmäßiger Beilage des **Morgenblatts** veranlaßt. Die Absicht dieses Unternehmens konnte nur seyn, die Kunstbestrebungen der Gegenwart und Vorzeit einem weitern Kreise als dem, welchem deren unmittelbare Anschauung zu Gebote steht, bekannt zu machen und dadurch zu allgemeiner Erweckung und Ausbildung des Kunstsinns beizutragen. Diesen Zweck hat die Redaktion von Anfang bis jetzt verfolgt und betrachtet ihn, bei der weitgreifenden Entwicklung und vielfachen Begünstigung, welche die Kunst seitdem gewonnen hat, fortdauernd als Richtschnur ihres Bestrebens.

Das **Kunstblatt** bemüht sich zuvörderst, übersichtliche Berichte über die Leistungen der lebenden Kunst aus den Hauptorten ihrer Thätigkeit zu liefern, und was in diesen nicht Erwähnung findet, durch kurze Nachrichten zu ergänzen. Jene Berichte können erzählend oder beurtheilend seyn; in denen letzterer Art spricht jeder Mitarbeiter seine individuelle Meinung aus, die Redaktion jedoch hat sich die Umsicht und Billigkeit zum Augenmerk gesetzt, welche durch Liebe zur Sache überhaupt geboten ist.

Digitized by Google

An diese Uebersichten knüpfen sich Berichte über die Förderungen, welche der Kunst durch persönliche Gönner und die ihr gewidmeten Anstalten und Vereine zu Theil werden, Beschreibungen und Beurtheilungen einzelner ausgezeichneter Werke der Architektur, Sculptur und Malerei, Anzeigen neuer Kupferstiche und Lithographien, Nachrichten über neue Erfindungen, Biographien lebender oder kürzlich verstorbener Künstler, und Abhandlungen über Gegenstände der Theorie und Philosophie der Kunst.

Die Kenntniß früherer Kunstperioden suchen Beiträge mannichfaltiger Art zu fördern; das vorchristliche Alterthum und jede für dessen Verständniß wichtige Forschung und Entdeckung, ingleichen die Anfänge der christlichen Kunst, ihre Blüthe und ihr Fortgang bis auf unsere Zeit, sind in diesem Gebiete zu berücksichtigen.

Zugleich verlangt die archäologische und artistische Literatur eine fortwährende Beachtung, weßhalb Anzeigen, Beurtheilungen und kurze Notizen über neu erschienene Bücher und Kupferwerke eine möglichst umfassende Uebersicht zu geben bestimmt sind.

Endlich steht auch den Anzeigen des Kunst- und Buchhandels, so weit sie die bildende Kunst angehen, ein mäßiger Raum des Blattes offen.

Dankbar erkennt die Redaktion die ihr bisher zu Theil gewordene Mitwirkung vieler ausgezeichneten Gelehrten und Künstler; im Einverständniß mit der Verlagshandlung wird sie bemüht seyn, dem Kunstblatt ferner eine gleiche Theilnahme zu erhalten.

Der Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“, kostet 20 fl.
Der Jahrgang des „Literaturblatts“ und „Kunstblatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . . . 10 fl.
Der Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literaturblatt“ . . . . . 6 fl.
das „Kunstblatt“ . . . . . 6 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder aus dem Berner Oberlande, von Ludwig Seeger. 291. — 297.
Der sterbende König, von Mayerath. 307.
Abditte, an die Mädchen, von L. Seeger. 310.

Räthsel.

Die Lüge. 288.

Erzählungen.

Nimia praecautio dolus, eine Criminalgeschichte von W. v. Chézy. 298 — 304.
Cosa rara, von C. Spindler. 305 — 312.

Reisen.

Atlantische Skizzen, von G. v. Herringen. 290 — 299.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit. 287—290.
Die Pariser Kaffeehäuser. 287 — 289.
Die Unsterblichkeit der Pflanze, von v. Martius. 292—296.
Die industrielle Mechanik unserer Zeit, von Dr. A. Poppe. 300—306.
Moden. 305. 306.
Ueber die Träume, von Bährlen. 308—312.

Korrespondenz.

Berlin. 292. 293. 294. 295. 296. — Frankfurt. 312. — London. 288. 289. 290. 291. 292. 293. — 305. 304. 305. 306. — 311. 312. — München. 291. — Neuchatel. 310. — Paris. 294. 295. 296. 297. 298. — 301. 302. 303. 304. — 307. 308. 309. — Prag. 298. 299. 300. — Rom. 299. 301. 303. — Stuttgart. 300. — Venedig. 287. 288. 289.

Kunst-Blatt.

Nro. 97.

Neue Kupferstiche. — Neuere Bauwerke in England. (Forts.) Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Nro. 98.

Neuere Bauwerke in England. (Schluß.) — Neue Kupferstiche. (Schluß.) — Kunstausstellungen. — Bauwerke. — Sculptur.

Nro. 99.

Der Fronton des Pantheon in Paris. — Sculptur. — Denkmäler. — Numismatik. — Stempelschneidekunst. — Malerei. — Musik. — Ausgrabungen und Alterthümer.

Nro. 100.

Denkmale altdeutscher Bildschnitzerei in Oberungarn. — Restaurationen im Schloß von Fontainebleau. — Ausgrabungen und Alterthümer. — Preisbewerbungen. — Statistik der Kunst.

Digitized by Google

Nro. 101.

Restaurationen im Schloß von Fontainebleau. (Schluß.) — Nekrolog. Sigalon. — Technisches. — Persönliches. — Nekrolog.

Nro. 102.

Nekrolog. (Schluß.) — Nekrologe. — Kupferwerke. — Neue Kupferstiche und Lithographien. — Literatur. —

Nro. 103.

Archäologisches von den griechischen Inseln. — München. — Akademien und Vereine.

Nro. 104.

Ueber die Restauration des Bamberger Doms. — Neapel. — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Kunstausstellungen.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Dramatische Literatur. 8) Taschenbuch dramatischer Originalien, herausgeg. von Dr. Franz. — 9) Jucunde, dramatisches Taschenbuch von Karl Blum. — 10) Ein Theaterabend, dramatische Studien von Fr. Beuerle. — 11) Zeit und Stände, historische Skizze nach Scribe und Rougemont von Marr. — 12) Der Mann des Ruhms oder 50 Jahre aus der Geschichte Frankreichs. Großes historisches Gemälde nach A. Dumas, von Dr. Bärmann. 13) Der Maltheser, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Sternberg. — 14) Elisabeth, Königin von England. Ein Trauerspiel in fünf Akten, von Hermann. — Sprachlehre. 5) Ueber die accentuirende Rhythmik in neueren Sprachen, von Prof. Mayr. — Biographie. Der alte Sergeant. Leben des Schiefers J. F. Löffler.

Nro. 123.

Dramatische Literatur. 15) Schillers sämmtliche Werke mit Stahlstichen. — 16) Don Karlos, a dramatical poem, from the german of Schiller, by John Wyndham Bruce. — 17) Supplement zu Schillers Werken ꝛc., von Dr. Hoffmeister. — 18) Kishora Komara. Trauerspiel. — 19) Der Nachtwandler. Lustspiel.

Nro. 124.

Dramatische Literatur. 20) Shakespeare's dramatische Werke. übersetzt von P. Kaufmann. — 21) Shakespeare's dramatische Werke. — 22) The plays of W. Shakespeare, from the text of Mr. Steevens last edition with notes in german by J. M. Pierre. — 23) Faust: a tragedy by Goethe, translated into english verse, with notes by J. S. Blackie. — 24) B. Hugo's ausgewählte Schriften, deutsch bearbeitet von F. Seybold. — 25) Molière's sämmtliche Werke, übersetzt von Mehreren. herausg. von L. Lax. — 26) Don Juan von Oesterreich oder der Beruf, historisches Gemälde in 5 Akten, nach dem Franz. des E. Delavigne von Dr. Bärmann. — 27) Die Cenci. Trauerspiel in 5 Aufzügen von P. B. Shelley, nebst einer Lebensskizze des Dichters von F. Rhodphi. — 28) Danaïs, eine Tragödie von W. Angelstern. — 29) Elans Leuenberger, historisches Drama in vier Abtheilungen von Schabelitz.

Nro. 125.

Dramatische Literatur. 3) Theorie der Schauspielkunst, von E. Thürnagel. — 31) Euripides Werke, verdeutscht von F. H. Bothe. — 32) Sophokles König Oedipus, übers. und in Abhandlungen und Anmerkungen erklärt von Fr. Seager. — 33) Eumenes, Trauerspiel in 5 Akten von M. Boyzer. — 34) Polykrates, Trauerspiel in 5 Aufzügen von W. Schnitter.

Nro. 126.

Sprachlehre. 5) Ueber die Kawisprache auf der Insel Java ꝛc., von W. v. Humboldt. — Jugendschriften. 1) Deutsches Lesebuch für Schulen ꝛc., von C. Ditrogge. — 2) Deutsches Lesebuch für die mittlern Klassen, von A. H. Hirte. — 3) Litterature de la jeunesse et de l'age mur, par Vinet. — 4) Der physikalische Jugendfreund ꝛc., von W. F. A. Zimmermann.

Nro. 127.

Taschenbücher auf 1838. Almanach für 1838. Den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus. — Bilderwerke. 1) Das malerische und romantische Deutschland in 10 Sektionen mit 200 Stahlstichen. 2te Sektion: Schwaben von G. Schwab mit 30 Stahlstichen. — 2) Malerischer Atlas und beschreibende Darstellungen aus dem Gebiete der Erdkunde, herausg. von Dr. Phpsig. — 5) Das Kaiserthum Oesterreich beschrieben von A. A. Schmidl. — Unterhaltungsschrift. Bibliothek des Frohsinns. — Jugendschriften. 5) Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen, mit Vignetten von G. Osterwald. — 6) Die reinsten Quellen jugendlicher Freuden ꝛc., von Werner. — 7) Jugendblätter, herausgeg. von Barth und Häuel. — 8) Die Fahrten und Abenteuer des kleinen Jakob Fingerlang, ein Mährchen von G. Kurz.

Nro. 128.

Sprachlehre. 5) Die deutsche Sprache und ihre Literatur, von M. W. Ghginger. — Naturgeschichte. Sir W. Jardines naturgeschichtliches Cabinet des Thierreiches. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann.

Nro. 129.

Medicinische Schriften. 1) C. W. Hufeland, Esquisse de sa vie et de sa mort chrétienne, par A. de Stourdza. — 2) Dr. C. W. Hufelands Leben und Wirken für Wissenschaft, Staat, dargestellt von Dr. Augustin. — 3) Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verbreitet wird, drei Bücher von Dr. Lorinser. — 4) Die Influenza oder Grippe ꝛc. Eine von der medicinischen Fakultät zu Berlin gekrönte Preisschrift, von Dr. C. Gluge. — Jugendschriften. 9) Deutsches Lesebuch für Schulen, von Ditrogge. — 10) Diuticka. Deutsche Sprachproben von Ulfilas bis auf die neueste Zeit, von A. Nothnagel. — 11) Mustersammlung deutscher Lesestücke aus den vorzüglichsten Prosaisten der neuern und neuesten Zeit für die reifere Jugend, herausgegeben von Zehender.

Nro. 130.

Medicinische Schriften. 4) Die Influenza oder Grippe. (Schluß.) — 5) Handbuch oder Encyklopädie der gesammten staatsärztlichen Praxis ꝛc., von Dr. Wenzel. — 6) Medicinischer Almanach für das Jahr 1837, von Dr. Sachs.

Nro. 131.

Dramatische Literatur. 35) Trauerspiele von Frhrn. v. Auffenberg. — Werke über Spanien. 1) Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16ten Jahrhundert. A. d. Engl. des Th. M'Crie übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. Pfleiderer. — 2) Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens nach Lord Fenling, der Herzogin von Abrantes und Chabo von Frhrn. von Biedenfeld. — 3) Die spanische Frage, oder wer ist von Rechtswegen König in Spanien? Aus dem Französischen. — 4) Grammatik der spanischen Sprache zum Schul- und Privatgebrauche, von Professor Possart. — Medicinische Schriften. 6) Medicinischer Almanach. (Schluß.)

Nro. 132.

Epische Dichtkunst. Savonarola. Ein Gedicht von Nicolaus Lenau. — Dramatische Dichtkunst. 36) Des Hauses Ende, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von Dr. Rebel.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 1. December 1837.

— Welch Ende wird dies nehmen? —
Etwas ist faul im Staate.

Shakespeare.
Hamlet.

Der Pauperismus, oder die grosse Frage der Zeit.

Eine der wichtigsten und schwersten Weltfragen unserer Zeit, die Frage über das immer drohender werdende Armenwesen, steht in genauer Beziehung und Wechselwirkung mit den Grundsätzen und Maßregeln, die bei allen verständigen Regierungen immer unabweislicher werden und eine wesentliche Verbesserung in der Lage der niedern und unbemittelten Volksklassen herbeiführen müssen, wenn durch sie nicht große Erschütterungen und Umwälzungen unseres ganzen gesellschaftlichen Zustandes in Europa erfolgen sollen. Was soll mit den an Zahl und Verderben immer zunehmenden Armen angefangen, auf welche Weise sollen sie unterstützt, für Staat und Mitbürger weniger lästig gemacht, ihr moralischer und materieller Zustand verbessert werden? Das ist die Frage. Zwar war das Armenwesen auch früher schon beunruhigend, ja selbst drohend, aber auf dem europäischen Continent dachte man doch weniger daran und wies erst seit ungefähr fünfzig Jahren auf die merkwürdige Erscheinung der Armentare in England hin. In Frankreich fühlte die Regierung und die Staatsökonomie bald, daß es sich hier nicht blos von England handle, sondern von allen industriellen, in ihrer Bevölkerung wachsenden Ländern, besonders von Frankreich; darum gab die französische Akademie voriges Jahr die gründliche Behandlung der Charité légale oder die Beantwortung der Frage auf: wie und in welchem Grad sollen Regierungen und Mitbürger zur Unterstützung ihrer Armen wirken?

Der Pfarrer Naville in Genf, der sich vor Kurzem erst durch sein treffliches Werk über die öffentliche Erziehung ausgezeichnet hatte, concurrirte auch hier und gewann die Hälfte des Preises, den die Akademie theilen zu müssen glaubte. Sein Werk in zwei Bänden über die Charité légale, ihre Wirkungen und Ursachen, über Armen- und Arbeitshäuser und die Unterdrückung der Bettelei, behandelt den Gegenstand in seinem ganzen Umfang. Wir heben daraus für unsere Leser das Interessanteste und Charakteristischste aus.

Charité légale, oder öffentliche Unterstützung, heißt ihm diejenige, welche nicht von Privatpersonen, sondern ganz öffentlich vom Staat im Namen des bürgerlichen Vereins aus den Staatseinkünften geleistet wird. Die Art der Verwendung ist fast in jedem Land verschieden. England hat die Armentare, wobei bis 1834 sechs Siebentheile der Gemeinde- oder Kirchspielsabgaben zur Unterstützung der Gemeindearmen verwendet werden mußten; denn erst in jenem Jahr wurden durch die Bill vom 14ten August einige der immer zunehmenden, schreienden Mißbräuche in der Einnahme und Verwendung der Armentare abgeschafft.

Die öffentliche Unterſtützung finden wir aber nicht nur in England, ſondern mit einigen Modifikationen auch in Norwegen, Schweden, Dänemark, Liefland, den Niederlanden, Deutſchland, in einem großen Theil Schottlands, der Schweiz und der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ueberall aber hat ſie dieſelben Nachtheile. Der Arme weiß, daß er ein Recht auf Unterſtützung hat, darum ſtützt er ſich darauf und fordert ſie mit Ungeſtüm, Grobheit, ja manchmal ſogar mit heftigen Drohungen. Zu dieſer Undankbarkeit geſellt ſich bald Faulheit, Sorgloſigkeit, Verſchwendung und ſittliches Verderben, ferner übereiltes und frühzeitiges Heirathen, wäre es nur, um leichter Unterſtützung zu erhalten; aus dieſen Verbindungen entſtehen dann die Haufen Kinder, die in Schmutz, Laſtern und Unwiſſenheit aufwachſen, ſpäter aber den Gemeinden zur Laſt fallen. Dieſe traurigen Ergebniſſe pflanzen ſich bei den unterſtützten Familien von Geſchlecht zu Geſchlecht fort, erſticken bei ihnen alles Ehrgefühl und alle Thätigkeit, ja ſie arten häufig in Verbrechen aus, weßhalb der Lordkanzler Brougham bei der Diskuſſion über jene Bill von 1834 in öffentlicher Parlamentsſitzung erklärte: „Die engliſchen Armengeſetze ſeyen die vorzüglichſte Urſache der ſittlichen Augartung und Verſchlechterung des Volks in England.“

Sehr nachtheiligen Einfluß hat auch die Art, wie die Unterſtützung gewöhnlich zugeſtanden und vertheilt, welchen Bedingungen ſie unterworfen wird, möge ſie nun, wie gewöhnlich in England, Belgien und den Vereinigten Staaten, dem ehrlichen, wahrhaft hülfsbedürftigen und empfehlungswürdigen Armen wie dem verdorbenen und ausgearteten gegeben, oder wie in Bayern, Freiburg und Maſſachuſets nur nach vorgängiger Unterſuchung an verſchämte, im Stillen leidende Arme vertheilt werden; mögen die Armen nach der Reihe, nach dem Loos untergebracht oder gar durch Auktion an die am wenigſten Fordernden abgegeben werden. Ueber letzteren Unfug, der noch jetzt in den Kantonen Bern und Waad gebräuchlich iſt, erfahren wir Folgendes: „Jedes Jahr, an einem gewiſſen Tag, werden alle hülfsbedürftigen alten und kränklichen Leute und die Kinder im Saal des Munizipalraths verſammelt, ausgeſtellt, beſichtigt und dann ausgerufen; es wird auf ſie geboten, und wer am Wenigſten fordert, der bekommt ſie; gewöhnlich ſelbſt ganz Unbemittelte, die in entfernten Gegenden ohne alle Hülfsquellen ein armſeliges Leben führen, und die nur darum Andere in Koſt nehmen können, weil ihr eigenes Elend wohlfeiler iſt. Greiſe und Gebrechliche verſchwinden ſo freilich und fallen nicht mehr unangenehm auf, aber an den entlegenen Orten, wo ſie hinkommen, iſt ihr Leben um ſo trauriger und hülfloſer bei Leuten, die kaum Brod genug für ſich ſelbſt haben. Das Schickſal der Kinder iſt noch trauriger und ihre Verſteigerung kann man nicht ohne inniges Mitleid mit anſehen; mitten im Saal ſitzen ſie auf einer Bank, als wäre es für ſie ein Feſt; manche nimmt die ſparſame Ortsbehörde von braven Leuten weg, wo ſie es gut hatten, Liebe und Pflege fanden, um ſie Andern zu übergeben, die ſie um einige Franken wohlfeiler nehmen wollen; dann weinen die Kinder bitterlich. Der neue Koſtherr nimmt ſie auch oft nur aus Spekulation wohlfeiler, denn ſie müſſen auf der Straße betteln und ihm das empfangene Geld abliefern. Gewöhnlich werden ſie ohne allen Unterricht im Zuſtand der Verdummung gelaſſen, damit ſie leichter in unwürdiger Abhängigkeit gehalten werden können.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pariſer Kaffehäuſer.

(Fortſetzung.)

Unmittelbar neben jedem Schauſpielhauſe befindet ſich ein Kaffehaus, welches nach dem Theater benannt iſt. Dieſe Regel leidet keine Ausnahme, vom Kaffehaus der großen Oper an, wo man Eisppramiden ſchmauſt, bis zum Kaffehaus des kleinen Luxemburgtheater herab, wo man ſich an Aepfelwein delektirt. In dieſen neben den Theatern befindlichen Kaffehäuſern trift man die meiſten dramatiſchen Dichter und Schauſpieler. Hier entwirft man den Plan zu einem neuen Melodram, während man eine Omelette aux fines herbes verſpeiſt; man knüpft die Intrigue an, indem man ein halbes Huhn zerſchneidet, und man tödtet oder vergiftet das unglückliche Opfer, während man gemüthlich ſeine halbe Taſſe ſchlürft und eine Havannazigarre dazu raucht. Vier Wochen darauf begibt ſich der Eigenthümer des Kaffehauſes in's Theater, um das neue Stück wie wahnſinnig zu beklatſchen, weil es von dem Erfolge deſſelben abhängt, ob ſeine Rechnung bezahlt wird; es gibt wohl auf der ganzen Welt keine beſſeren Claqueurs, als die Gläubiger eines dramatiſchen Autors.

Man muß ſich nicht einbilden, daß der ganze Unterſchied zwiſchen den vierhundert Pariſer Kaffehäuſern lediglich darin beſteht, ob die Marmortiſche mehr oder minder zahlreich ſind, die Aufwärter mehr oder minder fein friſirt, die Comptoirdamen mehr oder minder reizend. Einzelne dieſer Anſtalten verdienen aufgeſucht zu werden und ſind in der That merkwürdig. Dahin gehört das neulich eröffnete Café Pierront auf dem Boulevard Bonne Nouvelle, welches mit ungewöhnlicher Pracht ausgeſtattet iſt. Das ſchönſte und am reichſten verzierte Kaffehaus von ganz Paris war unſtreitig das Café Mozard (man leſe Mozart), deſſen Eigenthümer fallirt hat. Es lag an

Digitized by Google

der Ecke der Rue Feydeau und des Börsenplatzes, also in einem der belebtesten Stadttheile; aber es hatte den großen, sehr großen Fehler, daß es im ersten Stock etablirt war, und ich glaube, es ist unmöglich, die Pariser zu bewegen, zehn Stufen zu steigen, wenn sie in's Kaffeehaus gehen. Es gibt kein faules Wesen als das Publikum, und besonders das Kaffeehauspublikum. Das Café Mozard hat kaum zwei Jahre bestanden und ist in den Händen von wenigstens drei Kaffeewirthen gewesen, die alle ihr Vermögen dabei eingebüßt haben. Ursprünglich hieß es Café de la renaissance; seine schönen Salons waren wirklich ganz im Geschmack Franz I. dekorirt, und man konnte sich nicht leicht einen reizenderen Aufenthalt denken. Allein es fehlte stets an Gästen; nur acht Tage lang hatte das Café de la renaissance einen unermeßlichen Zulauf, als es nämlich dem Eigenthümer einfiel, anstatt der schönen Ferronnière die Nina Lassave, die Maitresse Fieschis, als Comptoirdame zu engagiren. Das Pariser Publikum, welches sich früher keinen Schritt weit bemüht hatte, die prachtvollen Vergoldungen dieser Prunksäle zu bewundern, stürmte jetzt die Treppe, als man ihm das garstige Schauspiel einer soeben aus der Salpetrière entlassenen Dirne verkündete. Es mußten Munizipalgardisten requirirt werden, um die herbeiströmende Menge zu zügeln; man machte Queue an der Hausthüre und bezahlte sein Eintrittsgeld an der Casse, ganz wie wenn man die erste Vorstellung eines Melodrams im Ambigu-comique sehen will. Der Besitzer des Café rieb sich die Hände und glaubte, Fortuna sey bei ihm eingekehrt; aber leider gefiel es dieser Fortuna, welche wider alle Regeln der Mythologie nur halb blind, d. h. einäugig war, an einem schönen Frühlingsmorgen den Weg nach England einzuschlagen, welches zur Folge hatte, daß das Publikum den Weg nach dem Café de la Renaissance vergaß. Die schönen parketirten Zimmerfußböden, welche einen Augenblick von den tausend und aber tausend Füßen aller Pariser Gaffer defudelt worden waren, erhielten zum Leidwesen des Eigenthümers bald ihren alten Glanz wieder. Die müßigen Garçons fingen wieder an, die Charaden des Corsaire zu rathen, die Comptoirdame nahm ihren Stickrahmen wieder zur Hand und der Kaffeewirth kreuzte seine Arme, wie Napoleon; auch er hätte seine Schlacht bei Waterloo verloren, und wunderbarerweise waren gleichfalls die Engländer an seinem Unglück Schuld. Da erleuchtete, oder richtiger gesagt, da benebelte plötzlich eine Idee das Gehirn des Napoleons am Börsenplatz: er ließ in allen Journalen anzeigen, die Pariser dürfen in den glänzenden Sälen des Café de la Renaissance rauchen. So sank das schönste Kaffeehaus, welches je in Paris existirt, zu einem Estaminet herab, und bald waren seine strahlenden Vergoldungen von den verpestenden Rauchwolken des infamen französischen Tabaks geschwärzt. Aber das Estaminet brachte dem Besitzer eben so wenig Vortheil, als das Kaffeehaus; es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden. Das Estaminet de la Renaissance wurde geschlossen und das Café de la Renaissance erstand von Neuem wieder unter dem Titel Café Mozard, was wahrscheinlich Café Mozart heißen sollte. Ein zahlreiches, vom Kapellmeister Mohr dirigirtes Orchester spielte daselbst jeden Abend die Ouvertüren der besten in- und ausländischen Opern; die Pariser, welche sich, wie die Kaninchen, so leicht bei den Ohren fassen lassen, fingen bereits an, die Säle des Café Mozart zu bevölkern, als sich leider in seiner Nachbarschaft ein gefährlicher, todtbringender Nebenbuhler erhob. Musard, der große, unsterbliche Musard verlegte seinen Concertsaal aus der Rue St. Honoré in die Rue neuve Vivienne, und verpflanzte dorthin den teuflischen Lärm seiner berüchtigten Quadrillen und Contretänze. Musard und Mozart wurden Nebenbuhler. Ich brauche wohl nicht zu sagen, wer von Beiden die Segel streichen mußte; die Ouvertüre des Don Juan verstummte vor dem Postillon von Longjumeau.

Ganz in der Nähe des Café Mozart, hinter der Börse, finden wir das Café du Report, wo sich uns ein merkwürdiges Schauspiel darbietet. Wir haben gerade den günstigen Moment gewählt: es ist halb vier Uhr; treten wir ein und nehmen wir an jenem Tische Platz, wo wir das Gespräch unserer Nachbarinnen mit anhören können; denn schon beim Hereintreten ist es uns aufgefallen, daß die Mehrzahl der anwesenden Gäste Damen sind. Zwei davon knüpfen so eben eine Unterhaltung an: „Tiens, bon jour, mame Pricard! wie geht's, wie stehts?“ — „Nicht zum Besten, Mame Chaffaron; meine Spanischen summen mir verdammt in den Ohren: 21½, und ich hatte sie zu 33 eingekauft; es schrint, Don Carlos hat den Ebro passirt; der Spitzbube ruinirt mich.“ — „Das geschieht Euch ganz Recht, Mame Fricard, warum habt Ihr keine Dukaten eingekauft? ich habe mit Profit gewechselt; jetzt will ich's mit Haiti's versuchen. Es ist aus, ich nehme keine Fünfprozentigen mehr; wißt Ihr denn schon, daß man im Begriff steht, die Fünfprozentigen zurückzuzahlen und Dreiprozentige dafür zu geben?“ — Es gesellt sich eine dritte Gevatterin mit ganz verstörten Mienen zu der Gruppe. — „Vous ne savez pas, mesdames? Don Carlos hat einen großen Sieg über die Christinos erfochten, welche einer telegraphischen Depesche zufolge 30,000 Mann und zwei Stück Geschütz eingebüßt haben; die Cortes werden unter Null zu stehen kommen.“ — „Ihr seyd doch gar zu einfältig, Mame Potard; für eine ehemalige Hebamme ist das zu stark; kennt Ihr denn das Spiel gar nicht?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Venedig, November.

Feile Kunstwerke. Cicognara.

Bei rechter Liebe zur Sache und mit einer höhlichen Summe Geldes könnte man hier in diesem Augenblick Kunstschätze von Werth erstehen. Die Sammlung Canova, deren der Bischof Canova, Bruder des berühmten Künstlers, sich zu entäußern wünscht, ist bei St. Simeon Piccolo im Pallast der Gräfin Ravedin ausgestellt, und um einen nicht übermäßig scheinenden Preis zu haben. Wer weiß, wie nicht allein jenseits der Berge, sondern in Italien, ja selbst in Venedig, alle Bilder, auf denen man eine Ansicht von Venedig, namentlich den Canal grande, den Markusplatz, die Kirche della Salute, im Vordergrund einige Gondoliere, einige frisch hingeteuchte Figuren, wohl aufstaffirt mit Perrücke und der Tracht des vorigen Jahrhunderts, im Hintergrund endlich einen italienischen Luftton erblickt, ohne weiteres Bedenken Canaletto getauft werden, wird seine wahre Freude haben, unter vier Bildern, die hier seinen Namen tragen, endlich einmal ein Paar der wundervollsten Originale zu erblicken. Es ist dies eine Freude, die selbst demjenigen, der Muße hat, Venedig nach allen Seiten hin zu durchsuchen, höchst selten geboten wird. Aus einer Entäuschung fällt man in eine andere; Marieschi, Guardi, Bellotti, die alle dem Canaletto ähnlich sehen und doch so himmelweit von ihm verschieden sind, heißen alle Canaletto, neuere Machwerke nicht zu nennen, die schon so oft unter diesem Namen für schweres Geld in auswärtige Galerien kamen. Beide genannten Bilder haben den Canal grande zum Hauptgegenstand, so aber, daß in dem einen die Kirche della Salute auf der rechten Seite die Hauptmasse bildet, während sie in dem andern mehr in den Hintergrund gerückt wird. Der erstgenannten Ansicht ist jenes unbezweifelt echte und größte Bild dieses letzten venetianischen Malers aufs Ueberraschende ähnlich, das von der Republik Frankreich zum Geschenk gemacht, und so lange es unberührt war, als eine der schönsten Zierden des Louvre betrachtet wurde. An Umfang stehen diese zwei Bilder so gut, wie alle übrigen, dem Pariser nach, übertreffen aber dennoch auch in dieser Beziehung die meisten echten und unechten Canaletto's. Die andern Bilder, von gleicher Größe, sind Ansichten des Markusplatzes und seiner Umgebung. Unter den übrigen Sachen, die theils für eine Skizze von Paul Veronese, theils für Palma vecchio, Tizian, Dominichino u. dgl. gelten, bebe ich nur noch ein männliches Porträt in sitzender Stellung, Kniestück, hervor, von Morone, das unter den historischen Bildern dieser Sammlung ohne Vergleich das bedeutendste genannt werden darf. — Merkwürdig genug wird jetzt zu derselben Zeit auch die ausgezeichnete Kupferstich-Sammlung des Freundes von Canova, des Grafen Cicognara, zum Verkauf kommen. Eine sehr ausführliche und gewissenhaft verfaßte Beschreibung dieser Kupferstichsammlung ist so eben in französischer Sprache erschienen; die italienische Schule ward von Alexander Zanetti, die deutsche von Carlo Ahrizzi behandelt. Die italienischen Meister nehmen gegen 568, die deutschen nur gegen 180 Seiten ein. Man würde sich aber täuschen, wenn man darnach auf den untergeordneten Werth der deutschen Schule schließen wollte; nur besondere und zufällige Rücksichten trugen dazu bei, den ersten Theil so außerordentlich auszudehnen. Die Anzahl der deutschen Stiche beläuft sich auf 1510, die der italienischen auf 1195. Von dem unbekannten Meister vom Jahr 1466 sind zwei Nummern verzeichnet, von Schongauer 15, von Israel von Mecken 15, von Dürer im Ganzen 219, von Lucas von Leyden 58. Unter den Italienern fehlt fast kein Name von Bedeutung. Sie beginnen mit dem Mönche sancto di Dio von Baccio Baldini, und folgen beinahe ohne Unterbrechung der Entwickelung und Blüthe dieser Kunst. Von Montagna sind 20 Nummern aufgeführt, von Marc Anton 470 (was, schlägt man Alles, was von ihm bekannt ist, auf 570 an, in jeder Sammlung viel, hier in Italien außerordentlich ist), von Agostino Veneziano 115, von Marco von Ravenna gegen 50, von Giorgio Ghisi gegen 60. Die Exemplare von Dürer und Marc-Anton zeichnen sich durch Frische und Erhaltung auf gleiche Weise aus; den Ghisi wird man nicht leicht irgendwo so vortrefflich finden. Mit gewissenhafter Sorgfalt ist immer der Zustand und die Größe jedes Stiches angegeben worden. Jeder Schule ist eine Monogrammentafel, und dem Ganzen ein ausführlicher Index der beigegeben. Bei der Beschreibung der Niellosammlung wird das Werk zu Grunde gelegt, in welchem Cicognara selber vor ungefähr sechs Jahren über diese überaus wichtige Seitenbeiten berichtete. Die Familie ist noch nicht einig, wo und wie der Verkauf vor sich gehen soll. Es wird unter den jetzigen Umständen wohl ein frommer Wunsch bleiben, die Sammlung fortan der hiesigen Galerie einverleibt zu sehen. Venedig, an andern Schätzen so reich, besitzt keine, auch nur mittelmäßige Kupferstichsammlung. Es ist bezeichnend, daß, was ein gebildeter Mann mit System und Methode angelegt und gesammelt hatte, nach seinem Tode in alle Weltgegenden sich zerstreuen muß. Die Vorrede des Werks enthält eine kurze Biographie Cicognara's, welche Liebe und Dankbarkeit in die Feder diktirten. Es fehlt nicht an allerlei interessanten Details, die den Grafen auf mannichfaltige Weise, gewöhnlich aber nur von der vortheilhaften Seite charakterisiren. Cicognara erschien in seiner frühesten Zeit am unabhängigsten, am edelsten vielleicht in seinem Benehmen, das er in einen kritischen Augenblick gegen Bonaparte entfaltete. Als im Jahr 1797 der Congreß in Reggio versammelt war, um die Constitution zu diskutiren, versuchten einige junge Edelleute, von der Hefe des Volks unterstützt, einen Aufstand. Bonaparte, der damals Ursache hatte, solche Emeuten zu fürchten, ließ sie auf der Stelle gefangen nehmen, mit der Absicht, an ihnen ein warnendes Exempel zu statuiren. Er rief das Comité zusammen, und das Urtheil der Schuldigen in der Hand, Unwillen, ja Zorn auf der Stirne, ging er mit großen Schritten auf und ab, bis er in das ob dien! ausbrach, das in seinem Munde oft Losungswort zum Tode war. Drei junge Nobili und den angesehensten Familien Reggio's waren dem Schwert verfallen. Mit Grauen, aber schweigend vernahmen die Umstehenden den harten Spruch, der Cicognara in die Feder diktirt wurde. Seine Güte vermochte dieser Härte nicht als Wertgreng zu dienen; er setzte sich an die Tafel, machte Anstalten zum Schreiben, schrieb aber kein Wort nieder. Napoleon nahte sich ihm nach einer Pause und sagte mit der ihm eigenen, seiner Umgebung aber bedeutungsvollen Kälte: „A moi la sentence.“ Eben so kalt gab Cicognara ihm das Papier; Napoleon betrachtete es, zog einen Augenblick seine Stirne in Falten, zerriß es, warf es in's Feuer und sagte: „C'est bon, ce ne sont que des imbécilles!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 122 und Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 2. December 1837.

Phrynia et Timandra. — Give us some gold; hast thou more?
Timon. — Hold up, you sluts,
Your aprons mountant!
Shakespeare.

Die Pariser Kaffeehäuser.

(Fortsetzung.)

„Behaltet ruhig Eure Coupons, gegen das Ende der Börse werden sie schon in die Höhe gehen und die Abschlüsse können nur günstig ausfallen; da ist Herr August, der kann sagen, ob ich Recht habe.“ Herr August, ein Mäkler der Stockbörse, tritt zum Kreis der Damen heran. „Was beliebt, meine Damen? Différés oder perpétuelles? belgische oder römische? Ich glaube, wir haben lange keine Geschäfte mit einander gemacht; darf ich's wagen, den Damen ein Gläschen Kirschwasser anzubieten?“ — „O, um Gotteswillen, Herr August, das ist viel zu stark! lassen Sie uns ein Gläschen Anisette geben, wenn's gefällig ist.“ — „Garçon, trois verres d'huile de rose!“ Madame Potard, sich eines andern besinnend, ruft dem Kellner nach: „Garçon, décidément j'aimerais mieux le kirch!“

Das Gespräch, welches wir so eben mit angehört haben, wiederholt sich, einige Varianten ausgenommen, alle Tage; denn das Café du Report ist die Börse der Frauen, seitdem ein Beschluß des Handelstribunals den Weibern den Zutritt in die Galerie der Börse untersagt hat. Man hoffte dadurch der Spielwuth, welche sich selbst der niedrigsten Classen der Gesellschaft bemächtigt, ein Ende zu machen; allein jetzt haben sich die Weiber in das Kaffehaus hinter der Börse geflüchtet, wo sie ihre Aufträge geben und jede Minute von den Schwankungen der Börsenkurse unterrichtet werden. Der tolle Schwindelgeist, welcher sich in Paris zur Zeit des Law'schen Systems offenbarte, schrint gegenwärtig unter die Frauen zu fahren. Auffallend ist, daß diese unglücklichen Geschöpfe nicht sowohl dem Mittelstande als der untersten Volksclasse angehören; mit unbegreiflichem Leichtsinn setzen sie ihr kleines, durch dreißigjährige Arbeit und Entbehrung zusammengespartes Vermögen von einigen tausend Franken auf die zweifelhaften Chancen des Börsenspiels. Das Café du Report würde einen höchst ergötzlichen Anblick gewähren, wenn man nicht bedächte, daß diese grotesken Scenen oft mit einem Akt der Verzweiflung und dem Ruin ganzer Familien enden.

Wir können unmöglich die vornehmsten Pariser Kaffeehäuser die Revue passiren lassen, wir halten daher inne und bedauern, den Leser nicht nach dem Café turc auf dem Boulevard du Temple führen zu können, dessen Garten sich Sommers in einen Concertsaal verwandelt, und dessen Säle Winters das Rendezvous der kleinen Rentiers aus dem benachbarten Marais sind, lauter Paschas, welche anstatt des Roßschweifs einen Haarzopf, und statt des Yatagans einen apfelgrünseidenen Regenschirm tragen.

Digitized by Google

Was das Café des aveugles und den Caveau Montesquieu anlangt, so geschehen wir, daß es uns an Muth gebricht, in diese unterirdischen Spelunken des Palais-royal und der Rue Montesquieu hinabzusteigen. Unsere Schilderung der Pariser Kaffeehäuser würde aber höchst lückenhaft seyn, wenn wir nicht einige Worte über das Personal derselben hinzufügen wollten. — Der Eigenthümer ist in der Regel ein höflicher Mann, der stets mit einer Serviette unterm Arm herumspaziert, um nachzusehen, ob seine Kunden prompt bedient werden; mit bekannten Gästen wechselt er jedesmal einige verbindliche Worte. Er zeigt sich keineswegs engherzig, wenn ein fremder Gast einmal zufällig seine Börse vergessen hat oder fortgeht, ohne zu bezahlen. Man kann nicht genug das Zutrauen loben, welches die Pariser Kaffeewirthe im Allgemeinen jedem Fremden schenken; sie mögen mitunter dabei zu kurz kommen, aber in ihrem humanen Gemüth halten sie am Grundsatz, daß es besser sey, von zehn Schurken betrogen zu werden, als einen ehrlichen Mann zu kränken. — Eine zweite wichtige Persönnage ist die Dame du comptoir, von deren Persönlichkeit sonst das Glück einer Anstalt abhing. Eine hübsche Dame hinter dem Zahltisch brachte ehemals ganz Paris in Aufruhr, und jeder Stifter eines neuen Kaffeehauses betrachtete eine Schönheit am Comptoir als eines der unentbehrlichsten Möbel seiner jungen Anstalt. Gleichwie Madame de Maintenon den Braten durch eine Anekdote ersetzte, so entschädigte eine Comptoirdame durch ihre graziösen Manieren und ihre reizende Gestalt für die unschöne, unerlaubte Verwählung des Kaffees mit der Cichorie. Heutzutage sind diese Göttinnen aus der Mode getommen, wie in Paris Alles, was Mode ist, aus der Mode kommt; die Herrschaft jener Königinnen mit dem strahlenden Geschmeide, den kostbaren Kleidern und dem stereotypen Lächeln hat aufgehört; gegenwärtig sind die meisten Comptoirdamen gute, einfache Familienmütter, und nicht mehr wie sonst von Anbetern, sondern von Kindern umgeben. Man findet gegenwärtig kaum vier oder fünf schöne Frauen am Zahltisch. Ich für meinen Theil kenne nur zwei: die, welche das Comptoir des Café Corazza ziert, und die Frau des Eigenthümers des Café Moliere, welche, wie ich höre, vor Kurzem von einem Studenten entführt worden ist. — Die dritte Person, welche unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Garçon, zwanzig bis dreißig Jahre alt, nie jünger, nie älter; äußerlich kündigt er sich durch eine blauluchene Jacke, eine weiße Cravatte, einen soliden Wuchs, seine Schuhe und schön frisirte Haare an. Was die moralischen Eigenschaften anlangt, so muß der Garçon deren eine ziemliche Quantität besitzen; er muß flink, gedultig, zuvorkommend und durchaus nicht verliebter Natur seyn; denn die Liebe macht zerstreut, und ein Zerstreuter, der die Kaffeekanne in der Hand hält, schüttet die halbe Tasse mitunter in die Schnupftabaksdose und servirt Dominosteine statt Zucker. Eine unerläßliche Eigenschaft für ihn ist Menschenkenntniß und Physiognomik; er muß jedem Eintretenden an der Nase ansehen, was er wünscht, und ihn nicht mit der ewigen Frage belästigen: que désire Monsieur? Den Magern und Blassen setzt er ohne weiteres die stärkende Tasse Chokolade vor; den Nervösen, welchen der Kaffee nicht zuträglich ist, servirt er sofort eine Bavaroise, und ein Bonvivant hat kaum Platz genommen, so sagt er ihm schon: Monsieur, votre beefsteak est sur le gril.

(Der Beschluß folgt.)

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit.

(Fortsetzung.)

Anderwärts geschieht noch Empörenderes, z. B. in Carlisle in der Grafschaft Cumberland und in Appenzell; denn da werden Arme, Kränkliche, Alte und Kinder in Masse an die am wenigsten fordernden Gemeinden versteigert. Aehnliches geschieht an vielen Orten, und es zeigt sich da, daß bei der Charité légale, bei der öffentlichen Unterstützung, das Gefühl ebenso mit Füßen getreten wird, wie die Menschenwürde. Und wo geschieht dies? in dem durch Gesetze, Sitten, Wissenschaft, Literatur und Kunst civilisirten Europa, das sich seiner Fortschritte so rühmt und vornehm auf die Zeiten und Völker herabschaut, wo doch an solche Unmenschlichkeit nicht zu denken war.

Die Armentare in ihren verschiedenen Formen wirkt aber nicht nur nachtheilig auf den sittlichen Zustand der Armen, sondern auch auf diejenigen, die keine Unterstützung erhalten und von denen sie gefordert wird. So wurden 1830 in London fünfzig Familienväter desselben Kirchspiels vor Gericht gefordert, weil sie ihre Armentare nicht ganz bezahlt hatten. Einige bewiesen, daß sie ihr Geräth, ja sogar die Betten ihrer Kinder verpfändet hatten, um die Tare nur zum Theil abtragen zu können. Sie wurden dessen ungeachtet gefänglich eingezogen, weil sie den Rest nicht bezahlen konnten. Im Kanton Bern geschieht Aehnliches, und der wegen der Armentare von der Obrigkeit Verfolgte borgt und verpfändet, bis er selbst den Bettelstab ergreifen muß. Die unvermeidliche Folge dieses Mißbrauchs ist, daß sich die besten, die freiwilligen Almosen und Unterstützungen in dem Maß verringern, als die Armentare größer wird. In Schottland wird an den Orten, wo diese Tare gebräuchlich ist, viel weniger

Digitized by Google

Gutes gethan, viel weniger an die wahre und rechte Unterstützung der Armen gedacht, als unmittelbar daneben, wo sie nicht herrscht. Ebenso ist es nach offiziellen Angaben in den Niederlanden, im Nassauischen, in Florenz, Bern und Luzern. Eine ehrenvolle Ausnahme machen in dieser Beziehung Kopenhagen und Berlin. Wird es aber immer so bleiben?

Die öffentliche Gemeindeunterstützung nach der Größe des Grundeigenthums führt zu großen Mißbräuchen, Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten; so müssen z. B. die Einwohner von Shipley 25 bis 30 Prozent ihres Einkommens bezahlen, in Brede, Kanton Sussex, noch weit mehr, in Dorset aber, nur fünf und zwanzig Meilen von Brede, beträgt die Armentaxe nur fünf Prozent. In der Schweiz, besonders im Waadland, gibt es so reiche Gemeinden, daß ihnen nach Erhaltung ihrer Armen und Bestreitung aller öffentlichen Ausgaben, nach Vertheilung von Wein, Getreide, Kartoffeln und Holz noch bedeutende Summen baaren Geldes übrig bleiben, die unter die Gemeindeglieder vertheilt werden. In der Nähe dieser Gemeinden sind andere, die ihre Armen nicht aus ordentlichen Gemeindemitteln erhalten können und daher eine Armentaxe auflegen müssen.

Unvermeidlich ist, daß in nur etwas unbestimmten Fällen Gemeinden in Ehikanen, Kampf und Streit über die Aufnahme eines Armen mit einander geriethen. Dabei werden in England keine Summen gespart. In einem Kirchspiel der Grafschaft Norfolk betrugen die Kosten zu Bestimmung der Heimath einer armen Familie 1760 Franken; die Interessen dieses verlorenen Kapitals hätten zu ihrer Unterstützung hingereicht, was brachte es aber durch dies Opfer dahin, daß die Armen auf der Landstraße durch Hunger, Frost und Elend umkamen. Ein Prozeß zwischen zwei Kirchspielen über die Heimath eines einzigen Armen hat oft viel mehr gekostet als die Erhaltung aller Armen in diesen zwei Kirchspielen ein ganzes Jahr lang. So starb Lange, ein verstümmelter Soldat, im Brandenburgischen Hungers, während zwei Gemeinden, auf deren Unterstützung er unbestrittenes Recht hatte, sich stritten und weigerten, ihn zuerst zu nehmen; Summers starb auch in England Hungers, während man sich über seine Aufnahme zankte.

In England, wo in dieser Beziehung die größten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten geschehen, und wo man dies nicht einmal einsehen und gestehen will, fallen die Gemeindeinspektoren ohne alles Mitleid über die aus einem andern Kirchspiel eingedrungenen Armen und Hülflosen her, um sie wie Hunde wegzujagen. Haben sie in einer elenden Hütte Zuflucht gefunden, so kaufen diese die Aufseher manchmal um hohen Preis, um sie einreißen zu können; das nennen sie dann in ihrer Kunstsprache: „ein Nest von Bettelkindern zerstören.“

In einigen Gegenden der Schweiz geschieht Aehnliches. Hochschwangere, ihrer Entbindung ganz nahe Frauen werden mit Gewalt über die Grenze gebracht, damit die Gemeinde nicht Gefahr laufe, ihr Kind aufnehmen zu müssen. Dies zwingt denn die benachbarten deutschen Länder zu ähnlicher Härte. Aehnliche Grausamkeit wird auf dem deutschen „Schub“ begangen. Wer kennt die „Heimathlosen“ in der Schweiz nicht und die Art, wie von einem Kanton zum andern mit ihnen verfahren wird?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung von Nr. 265.)

Das Bankett in Guildhall.

Die Ceremonien, mit welchen die Königin am 9ten November in Guildhall empfangen wurde, sind aus den Tagblättern bekannt; diese haben auch das Bankett beschrieben, es dürfte hier aber am Orte seyn, letzteres etwas ausführlicher zu besprechen. — Nachdem im großen, zu einem prächtigen Audienzzimmer umgeschaffenen Rathszimmer die Adresse des Gemeinderaths verlesen und beantwortet war, nachdem der neuernannte Lord Mayor, der seine Laufbahn als Laufbursche eines Lichtziehers begonnen, die Aldermänner und deren Damen vorgestellt und sie insgesammt die Hand der Königin geküßt hatten, erhob sich diese nach dem für sie bereiteten Ruhezimmer. Nach einer halben Stunde erbricht der Präsident des Gastmahlcomite's Anzeige, daß die Schüsseln aufgetragen seyen, und meldete solches sofort dem Oberkammerherrn, der es seinerseits der Königin meldete. Es war für London eine frühe Speisestunde, Schlag fünf Uhr; dennoch ließ die Königin kaum zwanzig Minuten warten. Dann erschien sie in veränderter Toilette, in rosenfarbenem, mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Atlas, mit einer einfachen Perlenschnur um den Hals, diamantenen Ohrgehängen und einem Diadem festsaner Brillanten im dunkeln, glatt geschlichteten Haar.* Auch die Lady Mayoress, die an der Hand ihres Gemahls der Monarchin voranschritt, hatte inzwischen ihre Kleidung gewechselt. Ihre Robe von grünem, mit weißem Atlas gestütertem Sammt war mit goldenen Fransen und Brüsseler Blenden garnirt, und große Opale und Diamanten funkelten ihr an Brust und Gürtel, um den Hals, in den Ohren und auf der Stirne. Ein stolzer Reiherbusch zitterte auf ihrem Haupte, und was in Deutschland ein Stuarts-, in England ein Elisabethkragen genannt wird, umgab ihren Nacken. So wie die Königin, geführt von Oberkammerherrn und gefolgt von den Herzoginnen, den Fuß über die Schwelle des Bankettsaals

* Trotz allen Vorstellungen hatte die Königin Locken- und Federschmuck bestimmt zurückgewiesen. Schon früher waren bei der Nachricht, daß Ihre Majestät an dem Haupte Beides nicht dulden wolle, die Haarkünstler und Federhändler in Angst und Schrecken gerathen. Dieser neue Beweis davon beim Anfang einer Scaton droht beide Gewerbe in Verzweiflung zu stürzen; denn der Geschmack der jungen Königin wird natürlich auch im Reiche der Moden Regen seyn.

Digitized by Google

hoh, brauste vom Orchester nieder die jeden Engländer enthusiasmirende Melodie: O! the roast-beef of old England! Der Anblick der Halle mußte imponiren. Durch einen breiten, mit Brüsseler Teppichen belegten Gang war sie in zwei Hälften getheilt. In der östlichen standen der Thron, die königliche Tafel, die quervor lief und um vier bis fünf Fuß erhöht war, und vier für die vornehmsten Gäste bestimmte Tafeln; in der westlichen sechs andere Tafeln für die Mitglieder des gemeinen Raths, deren Frauen und autitulirte Fremde. Im hoher, teutscher Pracht strahlte der Thron. Die stark vergoldeten Kranzleisten erinnerten an die Zeit Ludwigs XIV. Sie liefen in Palmenzweige aus, die ein Schild trugen mit der königlichen Chiffre V. R. — Victoria Regina — und dazwischen goldene Füllhörner, auf denen die Reichskrone ruhte. Die Draperie vom feinsten carmosinen Sammt war mit goldenen Fransen und Quasten geschmückt. Vom Thronhimmel wehten weiße Federbüsche, und an der innern Decke von carmosinem Sammt funkelten silberne Sterne und goldene Strahlen aus einem weißatlassenen Oval. Der Rücken von weißem, in Falten gezogenem Atlas trug das königliche Wappen in hell polirtem Gold.

(Die Fortsetzung folgt.)

Venedig, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Die Eisenbahn und die Brücke.

Von unsern Theatern ist wenig zu berichten; Unbedeutenheit und leere Häuser sind im Herbst hier, wie überall in Italien, ihr Charakter. Im Theater Apollo ist unter der recitirenden Truppe die Amalia Pieri die Hauptperson, durch die Draccer bekannt, mit welchen sie den Zuschauern den Sinn ihrer Rollen, der meistens sehr auf der Hand liegt, verständlich zu machen sucht. — In Gallo hört man die Montecchi und Capuleti von Bellini; die Brambilla gibt den Romeo. Hier gefällt sie; die Venetianer werden wissen, warum. Sie ist kaum ein Stern zweiter Größe; die Venetianer sind aber galant und enthusiastische Theaterfreunde; das „andare in scena di una opera nuova," ist hier eine historische Begebenheit. Das Theater Fenice, ganz so, wie es vom verdienstvollen Architekten Selva gebaut ward, wieder hergestellt, wird bis zum 26sten December vollendet seyn. Der Impresario Lanari hat die Ungher, die Tadolini, Moriani und Cosselli, mithin eine tüchtige Gesellschaft zusammengebracht. Es sind dieselben, welche den „Marino Faliero" in Florenz mit so vielem Beifall zur Aufführung brachten. Diese Oper, welche in Mailand erlaubt ist, thunte an keinem Ort mehr interessiren, als hier, wo der Dogenpallast, die zwei weltberühmten Säulen, die ganze Umgebung von St. Marco noch redende Zeugen jenes merkwürdigen Ereignisses sind. Der verstorbene Kaiser, dessen Vorliebe für Venedig sich durch mehr als Eine That verewigte, hat oft gesagt, die Venetianer sehen unter allen Unterthanen seines Kaiserreichs diejenigen, welche ihm die geringste Sorge machten. Man kann auf dies gewiß begründete Urtheil ganz etwas Anderes, als die Aufführung einer venetianischen Oper wagen. — Das Hauptinteresse der ganzen Stadt, ja des ganzen Lombardo-Venetianischen Staats bildet in dieser Zeit die Eisenbahn, welche zwischen hier und Mailand angelegt werden soll. Sie wird schon nivellirt, und nach einer kürzlich erschienenen Anzeige der Gesellschaft hat man bis Padua sehr geringe Schwierigkeiten gefunden. Es wird sich namentlich darum handeln, ob und in welcher Nähe sie die Hauptstädte, welche auf dieser Strecke liegen, Padua, Vicenza, Verona u. s. w., berühren soll. Daß dem armen Venedig nur durch eine Verbindung mit dem festen Lande wieder aufzuhelfen sey, ist hier lange gefühlt, und schon vor Jahren, ehe noch von Eisenbahnen die Rede war, von einem Venetianer weitläuftiger auseinander gesetzt worden. Damals blieb ein Vorschlag der Art, der überdies seine eigenen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten erregen mochte, unbeachtet, weil eigentlich Venedig allein berücksichtigt ward; jetzt aber, wo es sich um eine Verbindung zwischen dem ganzen fruchtbaren Lombardo-Venetianischen Staat handelt, wird hoffentlich jedes Hinderniß beseitigt werden können. In dieser Eisenbahn und in der ebenfalls von der Regierung beschlossenen Verbesserung des Hafens Malamocco sehen die Venetianer jetzt die sicherste Gewähr für eine schönere Zukunft. Wenn die Brücke, welche diese Lagunen mit der Terra firma verbinden wird, zugleich als Rondbutt dienen könnte — eine Hoffnung, die keineswegs aufgegeben ist — würde der neue Verkehr ihnen ein neues Element in die Stadt führen, wie ehemals das Element ihrem Handel die Wege wies. Bis jetzt ist die Rede davon, daß die Brücke von den Fundamenti nuovi (in der Nähe des Palastes Manfrini) durch die Lagunen in der Nähe von Mestre, aber ohne dieses zu berühren, ausmünden soll. — Die Venetianer, welche von allen Italienern zuletzt, aber dann auch zähligs, wie im Sturz eines Bergstroms, ihre Eigenthümlichkeit verloren haben, sind allmählich daran gewöhnt worden, den allen Insulanern innewohnenden Stolz herabzustimmen. Ueberzeugt, daß ihrer durch Verfall besiegenswerthen Stadt nur durch diese Mittel etwas von der alten Blüthe wiedergegeben werden könne, werden sie mit Resignation verschmerzen, was Geschichte und Poesie bei dieser Verbindung mit dem festen Lande einzubüßen haben. Niemand wird verkennen, daß Venedig dann aufhört Venedig zu seyn; und daß der Hauptinhalt seiner Geschichte und die Hauptschönheiten mordernder Dichter für spätere Zeiten in gewisser Beziehung unverständlich seyn werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 278.
Die Wahrheit.

Räthsel in alcäischem Versmaß.

5.

Wo sie sich zeigt, verschwindet das Weltgespenst
Mit seinen tausend Masken, mit welchen es
Unheimlich als ein großer Protens
Durch die Gefilde des Lebens spuket,

Wo Priester sich und Tempel und Opferbrauch
Mit seinen Teufelstrümmern es oft erward
Und noch erwirbt; als einer Gottheit
Huldigen ihm die betrognen Völker,

Die Nacken beugend unter das schmähliche
Joch, und des Unsinns fruchtbare Saat im Geist
Mit Kraftvergeudung unterpflanzend,
Daß sie durch ganze Geschlechter wuchert.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Montag, den 4. December 1837.

LESE-VEREIN

There is yon house that holds the parish poor:
There children dwell, who know no parents care,
Parents, who know no children's love dwell there,
Heart-broken matrons on their joyless bed,
Forsaken wives, and mothers never wed.

Crabbe.

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit.

(Fortsetzung.)

In andern Ländern sind die Regierungen menschlicher; da werden die Armen nicht weggejagt, sondern zu industrieller oder Ackerbauarbeit angehalten, damit sie wenigstens einen Theil ihres Unterhalts verdienen. So sind Arbeitshäuser und Bettlerkolonien entstanden. Aber auch darüber sind erfahrene Sachverständige nicht Einer Meinung. So glaubt Naville, die unbegrenzte Concurrenz mit Industrieprodukten, die zu niedern Preisen verkauft werden müssen, bringe dem Gewerbfleiß in der Umgegend großen Schaden, drücke den Arbeitslohn zu sehr herab und erschwere den Absatz ähnlicher, besser gearbeiteter Waaren. Außerdem sind auch Arbeitshäuser für Arme nach allen bisherigen Erfahrungen sehr kostspielige Anstalten, und in Beziehung auf den physischen und moralischen Zustand der Armen gar nicht zu empfehlen: der wohlthuende Einfluß echter Civilisation, der Religion und der Achtung für Menschenrechte dringt da nicht ein, und es gehen da eine Menge Dinge vor, die weder Vernunft noch Recht und Sitte gut heißen können. Die mehrsten Arbeitshäuser hören auch nach einigen Jahren wieder auf oder arten in Zwangshäuser aus, wenn sie nicht bloße Hospize oder Bettlerasyle werden, ein Zustand, worin sie sich vollends nicht halten können. Ackerbauanstalten für Bettler sind zwar finanziell nicht so nachtheilig, dem Armen aber bringen sie keinen reellen Nutzen. Dies läßt sich auch von den Landbaukolonien für Arme sagen, die seit 1822 in den Niederlanden und in Belgien gegründet und vielfach gepriesen worden sind. Der edle General van der Bosch, dem sie ihre Entstehung verdanken, hatte die Absicht, in ihnen allen kräftigen und gesunden Armen des Landes Arbeit und Verdienst zu verschaffen und dadurch Elend und Bettelei zu verdrängen. Sachverständige, welche diese Anstalten gesehen, genau untersucht und mit aller Hochachtung für deren Gründer besprochen haben, z. B. Huerne de Pommeuse, Ducpétiaux und Andere, thun mit offiziellen Zeugnissen dar, daß diese Kolonien durchaus nicht prosperiren, daß sie sich vielmehr durch Anleihen zu Grunde richten und sich durchaus nicht durch sich selbst, sondern nur durch große Opfer erhalten können; das Schlimmste dabei ist, sie entsprechen der von ihnen gehegten Hoffnung auch insofern nicht, als in jener Gegend durch sie die Bettelei nicht aufgehört hat, sondern noch immer besteht.

Wenn der Staat oder Gemeinden auf irgend einem Wege so für ihre Armen gesorgt haben, daß sie vor Hungersterben gesichert sind, so wollen sie nicht weiter von ihnen belästigt seyn; sie haben für ihre übrigen Leiden

Digitized by Google

und Bedürfnisse keinen Sinn und wollen nicht davon reden hören; ja die Armen sind sogar dazu verdammt, ihr Elend in der Entfernung und Einsamkeit eines sogenannten Armenhauses zuzubringen, und wenn sie herausgehen, so straft man sie und nennt dies dann „Abschaffung des Bettelns.“ Es gab eine berühmte Zeit und vielgepriesene Länder, wo dies noch viel ärger war. In Frankreich wurden die Bettler unter Ludwig XIV. mit Ruthen gehauen, an's Halseisen gestellt, gebrandmarkt, verstümmelt, in den Regimentern fast zu Tod geprügelt, ja sogar getödtet. Noch im Jahr 1777, also unter dem milden Ludwig XVI., wurde ohne Weiters Jeder im Alter von sechzehn bis siebenzig (!) Jahren zur Galeere verdammt, der sechs Monate lang kein Gewerbe getrieben hatte und sonst keine Subsistenzmittel nachweisen konnte. Wie ganz anders war es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien! In Zamora, Salamanca, Valladolid wurde unter anderm 1540 verordnet, daß selbst fremde Arme nicht ohne Almosen gelassen und gleich den einheimischen bedacht werden sollten. „Der Wandernde,“ heißt es in der Verordnung, „der Reisende in Dürftigkeit und Noth soll gleich bei seiner Ankunft Unterstützung erhalten, ohne daß von ihm ein anderes Zeugniß verlangt wird, als seine eigene einfache Erklärung,“ und § 5 heißt es: „es sollen auch die verschämten Armen unterstützt werden, aber heimlich, um ihnen nicht wehe zu thun; die armen Kinder sollen gut verpflegt werden und nach ihren Anlagen passende Erziehung und Unterricht erhalten.“ Solche Vorschriften aus einer arg verschrienen Zeit und einem arg verschrieenen Land thun der Seele wohl und sühnen Einen wieder mit dem menschlichen Geschlecht aus. Damals war freilich noch nicht die Rede von öffentlicher Unterstützung, von Charité légale im heutigen Sinn, dafür aber von echt christlicher Hülfe, von echt christlichem Mitgefühl. Heutzutage ist gefängliche Einziehung die gewöhnliche Aushülfe gegen bettelnde Arme. In manchen Ländern kommt dazu noch gezwungenes Fasten und körperliche Strafen, z. B. in einigen Schweizerkantonen wird das Härteste gegen sie angewendet, Gefängniß, gezwungener Militärdienst, Schläge, Gefängniß bei Wasser und Brod, Brandmarkung, Zwangsarbeit auf dem Feld mit schweren Holzblöcken an den Füßen. In Florenz werden sie bei der zweiten Betretung für ihr ganzes übriges Leben in's Gewerkhaus gebracht, wo sie für die Regierung arbeiten müssen.

Jedes fühlende Herz muß sich gegen diese Zwangsmittel und Einkerkerungen empören, denn daraus entsteht das meiste, auf den Armen schwer lastende Unglück, ihre Entsittlichung und Verdorbenheit in den Arbeitshäusern. Indem man sie da hineinsperrt, raubt man ihnen Familie, mütterlichen und väterlichen Sinn, Ehre, Freiheit und alles bessere Gefühl; ja, es ist sogar eine Art Todesstrafe, da in den meisten Bettelarbeitshäusern die Mortalität um's Doppelte so groß ist als unter den elendesten Armen in der Freiheit. Davon gibt es natürlich Ausnahmen, z. B. in Lyon, wo das Armenhaus in jeder Beziehung trefflich verwaltet ist. Gewiß sind auch in Deutschland ähnliche gute Anstalten.

Die Unterdrückung und Abschaffung des Bettelns erheischt nothwendig das Verbot, Armen Almosen zu geben. Dies ist aber entsetzlich und entfremdet die Gemüther dem Mitleid, das ein Ausfluß der Gottheit genannt werden könnte; ja es führt sogar zur Verletzung des heiligen Gastrechts, besonders wenn, wie in manchen Ländern Deutschlands, die Armen von Bettelvögten und Polizeidienern bis in's Innere der Häuser verfolgt werden, wo ihnen eine milde Hand Almosen reicht, die dann oft selbst dafür gestraft wird. Dergleichen unmenschliche Anordnungen finden jedoch große Schwierigkeiten in ihrer Anwendung, werden häufig übertreten, nützen daher nicht nur nichts, sondern schaden selbst dem Ansehen des Gesetzes, das Viele umgehen.

Das Zunehmen der Armuth kann man besonders drei Ursachen zuschreiben, nämlich der immer wachsenden Bevölkerung, mit der die Subsistenzmittel nicht in gleichem Maaß zunehmen, dem Mangel an Arbeit oder deren Unzulänglichkeit, und endlich dem Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit. Es ist leicht durch Zahlen darzuthun, daß in allen Ländern die Zahl der Armen im Zunehmen ist, daß Staat oder Gemeinden immer um neue und bedeutendere Unterstützung angegangen werden, ja manchmal selbst in einem Verhältniß, das alle Quellen des Wohlstands zum Austrocknen bringt, und, wie die schottische Generalversammlung erklärt hat, den Ruin des Landes unvermeidlich herbeiführen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pariser Kaffehäuser.

(Beschluß.)

Von sieben Uhr Morgens bis Mitternacht die Gäste bedienen, die Journale auf's Brett heften, Zucker schlagen, Kafferbohnen brennen, die oberste Rinde der Milchbrode abraspeln, die Dominosteine zählen und die Charaden des Corsaire und Charivari rathen, das sind die Hauptbeschäftigungen des Garçons, und wenn Mitternacht herbei kommt, so kann er seinen a la Titus frisirten Kopf stolz in die Höhe werfen und ausrufen: Ich habe mein Tagwerk redlich vollbracht! Der Garçon hat keinen fixen Gehalt; man vergesse daher nicht, ihm jedesmal ein kleines Trinkgeld von zwei Sous zu geben, für welche Aufmerksamkeit er sich stets erkenntlich zeigen und eine übervolle

Digitized by Google

halbe Tasse und ein starkes Fußbad * eingießen wird. Zu Neujahr verehrt der Garçon den Gästen eine Apfelsine oder eine Düte voll gebrannter Mandeln, welche man nach Belieben mit zwanzig, dreißig oder vierzig Sous honorirt.

Ein Wesen, welches wir in der Physiologie der Pariser Kaffeehäuser nicht vergessen dürfen, ist der Habitué, der Standgast. Unter diesem Namen versteht man hier nicht bloß denjenigen, welcher Monate lang in einem und demselben Kaffeehause einkehrt, sondern vorzüglich die Besucher, welche von der Gründung der Anstalt her datiren, seit dreißig, vierzig Jahren regelmäßig jeden Abend einsprechen und um ihre halbe Tasse eine Partie Domino auf 600 Points spielen. Während der rauhen Jahreszeit bringen die Habitués den langen lieben Tag im Kaffeehause zu. Im Gegensatz mit den Schwalben, denen sie jedoch rücksichtlich der treuen Anhänglichkeit an das alte Nest gleichen, gehen sie im Sommer auf den Strich. Dieselben Gestalten, welche man bei freundlichem Wetter in der Petite Provence, im Luxemburg und im Garten des Palais-royal spazieren gehen sieht, sieht man Winters beständig um die ungeheuren Oefen der Pariser Kaffeehäuser versammelt. Es sind im Allgemeinen ganz honette Leute, welche kein anderes Gesetz als das Naturgesetz anerkennen und die Ansicht haben, daß der liebe Gott, da er sie in die Welt gesetzt, auch zugleich die Verpflichtung übernommen habe, ihnen je nach Bedürfniß erfrischende Kühle oder behagliche Wärme zu liefern. Die eine Hälfte ihrer Anforderungen befriedigen die schattigen Laubgänge der öffentlichen Gärten, für die andere Hälfte sorgen die Eigenthümer der Pariser Kaffeehäuser, welche sie als gottgesandte Retter in der Noth betrachten und als Licht- und Holzlieferanten für den Winter in Requisition setzen. Die Habitués thun daher auch in den Kaffeehäusern, wie wenn sie zu Hause wären; sie sprechen von ihren Geschäften, sie schreiben Briefe, sie schlafen, lesen Romane u. s. w. Sie sind dergestalt eingebürgert, daß Herr und Diener ihnen keine Vorstellung zu machen wagen. Jeder Standgast hat seinen Lieblingstisch; so wie er in's Kaffeehaus tritt, macht er die Runde an allen Tischen und rafft alle Journale auf, die ihm unter die Hände fallen. Mit diesem Schatz setzt er sich in seine Ecke und liest eins nach dem andern, ohne sich zu geniren und ganz nach seinem Behagen. Wenn er mit der Zeitungslektüre fertig ist, verkürzt er den Rest des Tages dadurch, daß er der Anstalt, welche er mit seinem Besuche beehrt, allerlei Gefälligkeiten erweist; er macht den Garçon auf die eintretenden Gäste aufmerksam, sagt der Dame am Comptoir, wenn die Wanduhr falsch geht, bietet seinen Nachbarn eine Prise an, wenn die Commundose leer ist, weiß Jedem genau das Journal und die Spalte anzugeben, wo die Nachricht steht, welche man gerne lesen möchte, kurz, merkt auf alle Winke und Bewegungen der Gäste, so daß man ihn fast für den Eigenthümer des Kaffeehauses halten möchte. Er kennt in der That die Anstalt schon länger, als ihr jetziger Besitzer. Zehnmal hat das Kaffeehaus seinen Eigenthümer gewechselt; er allein ist immer unverändert derselbe geblieben. Daher betrachtet man ihn auch als einen integrirenden Bestandtheil der Anstalt, und in dem Inventarium der zum Verkauf ausgebotenen Kaffeehäuser bringt man gewöhnlich in Anschlag: Ein Dutzend Marmortische, 400 Fr., 25 fast noch neue Tabourets, 125 Fr., ein halbes Dutzend etwas heruntergekommener, aber doch noch auf fünf bis sechs Jahre garantirter Habitué's, 600 Fr. Nach trockenen Semmeln, alter Butter, Eichorienkaffee und dem Doppelfechter, kenne ich nichts Unausstehlicheres, als die Habitué's der Pariser Kaffeehäuser. E. E.

* Bain de pied nennt man das, was über den Rand des kleinen Glases in die Untertasse läuft. Die Schnapsgläser und Tassen haben in allen Pariser Kaffeehäusern einen um gleich dicken Boden als ihre Aeußeres vermuthen läßt; man schenkt daher sowohl bei der demi tasse als beim petit verre immer noch einen Theil der Untertasse voll, die Jeder ohne Scheu austrerrt; so wie es auch durchaus nicht auffällt, wenn man den Ueberrest von Zucker in Papier wickelt und in die Tasche steckt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Venedig, November.

(Beschluß.)

Verkehr mit Triest. Venetianische Kunst.

Zu gleicher Zeit ist man darauf bedacht, die Verbindung mit Triest noch mehr zu erleichtern. Triest gewinnt von Jahr zu Jahr an Bedeutung, und verspricht allmählich der eigentliche Stapelplatz für den Orient zu werden. Triestiner Dampfschiffe fangen jetzt an, monatliche Fahrten nach Alexandrien zu machen, und so wird, was aus dem Norden nach Griechenland, Kleinasien und Egypten sich begeben will, in der Folge dort sich einschiffen. Werden nun, was gleichfalls beschlossen ist, die Dampfschiffe zwischen hier und Triest statt zwei-, dreimal wöchentlich gehen und kommen, so ist dem Westen Italiens auch auf diesem Wege der Werthe mit jenen Ländern erleichtert. Die Preise sind jetzt schon herabgesetzt; für acht Gulden auf dem ersten, für zwei Gulden auf dem zweiten Platz macht man diese sieben- bis achtstündige Fahrt. — Während so die Menschen auf alle Weise bemüht sind, sich einander in ihren Interessen zu nähern, that kürzlich ein Wollenbruch sein Möglichstes, um den Verkehr zwischen Wien und hier zu hemmen. Er ergoß sich auf die neuangelegte Prinzenstraße mit solcher Heftigkeit, daß dies Werk, welches Tausende von Menschenhänden in einer Reihe von Jahren auf dem schwierigsten Terrain ausgeführt hatten, in wenigen Stunden an mehreren Stellen arg durchrissen war. Der Schaden wird, vielleicht übertrieben, auf eine Million Zwanziger angegeben; der Postenlauf, der einige Tage gehemmt war, ist seitdem längst wieder hergestellt. — Die Kunstausstellung (Juli, August) hat auch hier

Digitized by Google

das Unbequeme, daß sie eine Reihe von alten Meisterwerken den Blicken des Publikums entzieht. Hier, wo an Gebäuden gerade kein solcher Mangel ist, wie in Paris, könnte, sollte man meinen, wohl ein anderes Local als die Akademie für diesen Zweck eingerichtet werden. Die neuern Werke sind selten oder nie berechtigt, die Plätze der ältern einzunehmen, auch wenn man willig eingesteht, daß die venetianische Schule noch vor mancher andern in Italien sich auszeichnet. Der Farbensinn ist es, der noch fortwährend die Venetianer vor Toskanern und Römern kenntlich macht. An einem Bilde, das Gregoletti für den ehemaligen Patriarchen von Venedig, jetzigen Erzbischof von Erlau, v. Pyrker, gearbeitet und kürzlich im Battisterium aufgestellt hatte, trat dies wieder auf's Entschiedenste hervor. Es stellt den heil. Michael als Sieger über den Teufel in Lebensgröße dar, und bringt unwillkührliche eine Vergleichung mit den zwei berühmten Bildern von Raphael und Guido auf, obwohl billigerweise Guido so wenig mit Raphael, als Gregoletti mit einem von Beiden, sondern Jeder nur mit sich selbst verglichen werden sollte. Auch vermeidet der Maler den Kampf mit jenen Meistern insofern, als ihm der Engel durchaus als Sieger erscheint, der, ohne noch Schwert oder Lanze zu führen, die Wage in der Linken doch emporhebt, während die Rechte auf den Feuerpfuhl deutet, in welchen der nackte, nur durch kleine Flügel und durch den Ausdruck des Gesichts kenntliche Teufel Kopf und Brust des Fußes, ja durch die bloßen Spitzen des einen Fußes hinabgestürzt wird. Es ist begreiflich, daß in dieser Auffassung die etwas zu grazidse Stellung des Erzengels zum Theil wenigstens eine Entschuldigung findet, ohne daß deßwegen jede Schwäche der Zeichnung gutgeheißen werden kann. Das Gesicht des Engels aber, das glänzende Licht, das über das ganze Bild ausgegossen, und das saftige Colorit entschädigen dafür und zeigen allerdings ein erfreuliches Schlosssagen von dem ewigen Schlendrian italienischer Akademien. — Derselbe Künstler hat, wie fünf andere Künstler, eine große Leinwand für eine neuerrichtete Kirche in Triest unter Händen, auf welcher er den für solchen Raum sehr schwierigen Gegenstand, die h. Anna die Jungfrau lesen lehrend, darstellen soll. Es steht zu hoffen, daß der gesuchte Maler die Noth zur Tugend machen und sich mit desto größerm Ruhm aus der Affaire ziehen wird. — An Beschäftigung fehlt es überhaupt den venetianischen Künstlern gar nicht und das eifersüchtige Jagen nach Bestellungen kennt man hier weniger als in Rom und Florenz. Unter den übrigen fünf Künstlern, die für die Triestiner Kirche arbeiten, befinden sich auch der Sohn des Kupferstechers Schiavoni und zwei österreichische Maler.

London, November.

(Fortsetzung.)

Das Bankett in Guildhall.

Der für Ihre Majestät bestimmte Armstuhl war behangen mit carmosinem Sammt, worauf das königliche Wappen und die Krone in goldener Stickerei zu sehen war, gestochwerk voll von der Rose, der Distel und dem Kleeblatte umrankt, den Nationalzeichen Englands, Schottlands und Irlands. Gleich dem Ganze bedeckte ein rother, mit Gold durchwirkter Fußteppich die Plattform. Der übrige Fußboden der Halle und sämmtliche Sitzbänke waren mit carmosinem Tuche überzogen. Die Wände der südlichen und nördlichen Seiten blieben eine ungebeure Spiegelfläche; aber am östlichen Ende über dem Throne war das Fenster einer prachtvollen Gasserleuchtung gewichen. Ueber dem Fenstersimse und über dem Stadtwappen wehte die königliche Fahne und die Flagge der Union. Darüber stand V. R. in gewaltiger Größe und darüber das einfache: Welcome, Alles von einem Lorbeerkranze umgeben, den wieder die Rose, die Distel und das Kleeblatt banden. Es ist Thatsache, daß der Arabeskenrand unter Welcome und V. R. mehr als zweitausend Gasflammen zählte. Ueber der Uhr am westlichen Ende, Gog zur Rechten, Magog zur Linken, füllte eine bedeutende Waffenmasse ziemlich die ganze Breite des Saales, während dreißig Fahnen zu einem herrlichen Hintergrunde entrollt waren. Um mittelbar darüber brannte in viertausend fünfhundert Gasflammen, aus carmosiner Sammtdraperie hervor, der große Stern des Hosenbandordens mit der aus geschliffenen Gläsern bestehenden Umschrift: die Königin sage Gott. Und darüber prangte in colossalem Verhältnisse die Reichskrone, von Lorbeerkränzen umwunden; Rosen, Disteln und Kleeblätter, sinnreich verschlungen, füllten den übrigen Theil der Wand. Das Orchester, geschmackvoll mit Festons von scharlachener Seide geziert, befand sich über dem von zwei Rittern in voller Stahlrüstung bewachten Haupteingange, und dem Orchester gegenüber war eine Galerie aus Waffen gebaut. Zwei hahrunde, für die Feier des Tages besonders gefertigte Kronleuchter hingen von der Decke nieder. Jeder maß im Umfang gegen vierzig Fuß, war in rechtwinklige Felder geschnitten und trug die königliche Chiffre, die Krone, die Rose, die Distel und das Kleeblatt. Es wurde berechnet, daß die Gesammterleuchtung der von sechshundertsechzigtausend brennenden Wachskerzen gleich sey. Es versteht sich demnach, daß der Saal hell war; allein in Folge der geschickten Vertheilung des Lichts fühlte sich das Auge nirgends geblendet. Man denke sich dazu noch die Pracht der weiblichen Anzüge, den Glanz der Geschmeide und die wogenden Federn, und auch die Männer in den bunten Uniformen und reichgestickten Hofkleidern. Gläser und Flaschen aufgenommen, die, vom reinsten Krystall und mit eingeschnittenem Meinlaub, neben der Rose, der Distel und dem Kleeblatte das königliche Wappen trugen, war auf der königlichen Tafel sämmtliches Geschirr von goldenem Golde und erlesener Arbeit. In der Mitte stand ein prächtiger Aufsatz, von den drei Grazien getragen, Sphinxe als Fußgestell und rings ein Kranz von Wein- und Eichenlaub. Die Suppens und Speiseteller hatten Meinlaubguirlanden und in der Mitte das königliche Wappen in getriebener Arbeit. Zum Nachtisch wurde weißes Porzellan aufgesetzt, die Teller mit goldenem Meinlaubrande und einem Kranz von Eichenlaub und Eicheln in mattem Golde, in einem obern Medaillon das königliche, in einem untern das Stadtwappen in bunten Farben, und in der Mitte, von Blumen eingefaßt, die Buchstaben V. R. Dieser Teller waren vierundzwanzig und der Preis jedes einzelnen zehn Guineen. Von gleichem Porzellan war das Service auf den übrigen Tafeln, bon ohne andere Zierrath, als Meinlaub in erhobenem Golde um die Ränder. Dabei fehlte es auch hier nicht an Gold und Silber. Die einzelnen Zünfte hatten ihre Vorräthe gesteuert, und der Gesammtwerth wurde auf 100.000 Pfund Sterling geschätzt. Während die Königin den Thron bestieg, reihten sich hinter ihr, sie zu bedienen, der Lord Mayor, dessen Gemahlin und die sechs ältesten Aldermänner. Aber so wie der Jubelruf verstummt war, mit welchem die Monarchin empfangen worden, wendete sie sich zum Lord Mayor und gebot ihm und den Andern, ihre Plätze einzunehmen, was selbige auch nicht säumten, unter tiefsten Reverenzen sofort zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 5. December 1837.

— Diese Mährchen, zart und schmächtig,
Sie sind mit allesammt verdächtig.
Goethe.

Atlantische Skizzen.

Von Gustav v. Heeringen.

II.

(Forts. von Nr. 275.)

Der Sonnenaufgang und die Pracht des oceanischen Morgens rief sämmtliche Bewohner der Kajüten auf das Verdeck herauf, und ich erlaube mir, den Leser mit ihnen bekannt zu machen, und zwar sie gleich so zu bezeichnen, wie ich sie im weitern Verlauf der Reise kennen lernte. Ich muß hier die Bemerkung vorausschicken, daß schon am vorigen Tage bei der Einschiffung in Belem Jeder um seinen Taufnamen befragt und mit ihm benannt wurde; eine Sitte, die ich außerordentlich hübsch und praktisch gefunden habe für die socialen Verhältnisse eines Schiffes. Keiner wußte und erfuhr, wie der Andere mit dem Zunamen hieß, keine Rangverschiedenheit störte, es gab nur Messieurs Alphonse, Charles, Manuel, und Mesdames Juliette, Henriette u. s. w.; dennoch fanden auch hiebei einige Ausnahmen statt, wie sich zeigen wird. Zu denselben gehörte gleich die Dame, mit der ich den Anfang machen will, Madame Bertrand, wie sie sich selbst nannte, und maitresse de langues, welche vielen großen Damen Lissabons Unterricht gegeben hatte, wie sie oft rühmend erzählte. Sie war die interessante Kranke, welcher das weiße und das braune Huhn geblutet hatten. Unter ihrem Schutze, unter ihrer Maternität befand sich Mademoiselle Henriette, eine hübsch gewachsene Brünette von etwa zwanzig Jahren, mit schönen, vielsagenden dunkeln Augen, jedoch ohne besondere Anmuth der Züge. Madame Bertrand nannte sie „ma fille," und ward von ihr mit dem Titel Mama belohnt. Sie gab sie wirklich für ihre Tochter aus, ich entdeckte aber bald, daß Mademoiselle Henriette der Matrone nicht so nahe verwandt seyn mußte, denn sie vergaß sich einige Male und nannte sie Madame; später gestanden mir Beide, sie seyen gar nicht verwandt. Henriette wollte für eine Französin gehalten seyn, während sie doch eine Portugiesin, eine geborene Lissabonerin war; sie hieß auch gar nicht Henriette, sondern Dona Jsabel da S., und beobachtete folglich ein Jncognito, aus Ursachen, deren Schleier ich späterhin durchblickt habe. Ich würde es ihr ohnehin niemals geglaubt haben, daß sie Französin sey, auch wenn sie fortgefahren hätte, es zu behaupten; wer jemals portugiesische Augen sah und aus einem portugiesischen Munde die französische Sprache vernahm, kann so leicht nicht getäuscht werden. — Die zweite interessante Erscheinung am Bord war Mademoiselle Juliette, für die Monsieur Alphonse, der Lieutenant des Schiffs und Pilot in jener Nachtstunde, sehr zärtliche Gefühle zu hegen

Digitized by Google

schien. Er war indessen nicht der Einzige, der dergleichen für das sehr schöne Mädchen nährte, welches offenbar der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen wäre, hätte es sich nicht vom Beginn der Reise bis zum Ende derselben in einem leidenden Zustand befunden. Mademoiselle Juliette war Pariserin von Geburt und Kammerfrau der Infantin Dona Anna da Jesus Maria von Portugal; denn für hohe, schöne, intriguante Damen ist eine Pariser Kammerfrau fast unentbehrlich. Auf Juliettens weißer, denkender Stirn lag das Siegel manches königlichen Geheimnisses, der Genuß des Lebens hatte ihre holden Lippen gekützt, aber nicht entzaubert, und ihr Lächeln hatte etwas ungemein Tiefes, Weltweises und Seelenvolles. Sie redete wenig, aber ihre Worte, selbst die unbedeutendsten, hatten einen Anstrich von Bedeutenheit, welche nicht etwa Affektation ihnen verlieh, sondern das sich nirgends verleugnende Uebergewicht einer begabteren Natur. Die Bewegung des Schiffes wirkte peinlich auf ihren zarten Körper, weßwegen sie die meiste Zeit liegend auf einer Matratze zubrachte, welche auf einer der Bänke des Decks oder auf dem Boden ausgebreitet war. Die übrige Damengesellschaft bestand aus Modehändlerinnen und jungen Demoiselles de boutique, welche, nachdem sie eine Zeitlang ihr Glück in Portugals Hauptstadt versucht hatten, im Begriff standen, nach dem Eldorado ihrer Sehnsucht, nach Paris zurückzukehren. Ihr drittes Wort war Paris oder eine geringschätzige Aeußerung über das edle, unglückliche Lissabon, dessen Poesie sie nicht verstanden. Da waren Demoiselles Adele, Françoise, Louison, genug, eine kleine Schaar von recht niedlichen Grisetten, denen es auch gar nicht an Anbetern fehlte; der Anbeter ist ein Zoll, den ein französisches Mädchen in jeder Männergesellschaft gebieterisch fordert, und der ihr auch niemals verweigert wird.

Gehe ich nun zu den Männern über, so ist zuerst die bedeutendste Erscheinung unsers Kreises zu nennen, Obrist Arnour, ein hochgewachsener ältlicher Mann mit einer Adlernase und jener Liebenswürdigkeit in Rede und Benehmen, die älteren Franzosen, und namentlich Militärs, eigen ist. Sie bedürfen, um zu gelten, der Anmaßung nicht, welche junge Roués nicht selten zu Hülfe rufen, um sich bemerklich zu machen. Ihr bloßer Anblick ist Weltgeschichte, die Falten auf ihren Wangen, die Narben auf ihrer Stirn sind historische Erinnerungspunkte. Was den Obristen nach Portugal geführt und in welchen Kreisen er dort gelebt hatte, ist mir nicht bekannt geworden; ich erinnere mich aber nicht, ihn in den Palästen gesehen zu haben. Seine Gegenwart am Bord war ein wahrer Segen für die Damen. Als Alle nach und nach, vom Seeübel ergriffen, krank und hülflos geworden, war er es, der sie bediente, trug, unterstützte, bettete; ja sie ließen sich von dem würdigen Herrn Hülfleistungen gefallen, die sie gewiß in gesundem Zustande nicht angenommen hätten. Mademoiselle Juliette kam fast nicht aus seinen Armen, wie eine schöne kranke Tochter von der Brust ihres Vaters. — Ihm mag Senhor Manuel folgen, ein ernster, schweigsamer Brasilianer von einigen vierzig Jahren, der aber sehr beredt werden konnte, wenn zufällig die rechte Feder an dem Uhrwerk seines Geistes berührt ward. Er war von hoher und schöner Gestalt, welche jedoch anfing, wohlbeleibt zu werden, und Besitzer einer ganzen Menagerie tropischer Thiere, namentlich jener zahllosen Cacadus und Papageien, die, wie früher erwähnt, in der Nachbarschaft meines Affen Macacco einen goldgegitterten Pallast bewohnten. Ich hielt ihn deßhalb für einen Kaufmann, der mit solchen Thieren in Paris Handel zu treiben beabsichtigte, und irrte mich sehr in dieser Vermuthung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit.

(Beschluß.)

Zu diesem beunruhigenden Zustand, zu der immer drückender werdenden Unterstützung der Armen durch Staat oder Gemeinden wirken eine Menge Ursachen direkt und indirekt zusammen. Zuerst das Mitleid selbst, denn es peinlich ist, Andere leiden zu sehen, dann der Wunsch, der Armen, der Bettelei los zu werden; denn Bettelleute sind manchmal zudringlich und gefährden dadurch oft die öffentliche Sicherheit; endlich kommt hinzu der Egoismus und die Bequemlichkeit so Vieler, die allenfalls, wenn es nicht anders seyn kann, zur Erhaltung der Armen so viel beitragen wollen, als die Armentare von ihnen fordert, aber keinen Heller mehr; sie mögen auch mit der Vertheilung der Unterstützung keine Mühe haben, und überlassen dies gerne andern. Die Unzulänglichkeit der Armentare und das nothwendige Einschreiten der Regierung zu weiterer Hülfe haben es endlich dahin gebracht, jene öffentliche Unterstützung in Aufnahme zu bringen, ja sogar für ein Glück, für eine gute Anstalt zu halten. Dies ist sie aber nicht.

Was soll nun aber geschehen? Wie soll Almosen gegeben werden? Dies deutet Naville mit folgenden Worten an: „Der Gesetzesmann, der Staatsdiener vertheilt natürlich Alles, was durch Armentaren und Regierungsunterstützung einkommt, der Geistliche nur die Gaben freiwilliger und stiller Mildthätigkeit, wobei die Geber volles, gänzliches Zutrauen in ihn setzen. Wenn er erschekut, so legt dies den Reichen oder Wohlhabenden keinen Zwang auf, sie geben ganz freiwillig und aus vollem Herzen; auch der Arme kann keine Art von Recht gegen ihn geltend machen. Wohlthun und milde Gaben sind ohnehin Attribute seines

Digitized by Google

Standes, sie sind ein Theil seiner Pflicht. Seine Stellung gibt ihm auch nähere Kenntniß von der Lage, den Bedürfnissen, Verhältnissen und selbst Geheimnissen der Familien, er weiß, wodurch sie herunter gekommen sind, warum sie Armuth drückt, wie ihnen am besten wieder zu helfen ist und wie viel dazu gehört; er kennt auch die verschämten Armen, so wie den rechten Augenblick, wo ihnen zuweilen mit Wenigem Hülfe und Unterstützung gegeben werden kann; der Geistliche ist mit einem Wort der freundliche Mittler, Freund und Helfer aller offenen und geheimen Noth, ja sein Auftreten und Eingreifen ist überall willkommen und wohlthuend. Wie ganz anders ist die Stellung eines Staatsbeamten in dieser Beziehung! So wie er bei Reichen und Armen auftritt, verschwinden alle jene Vortheile."

Zu der immer mehr zunehmenden Fühllosigkeit und Gleichgültigkeit gegen Arme und damit zu dem Einschreiten des Staats oder der Gemeinden durch Armentaxen führt auch hier und da der Protestantismus. Jene öffentliche Unterstützung lastet besonders auf protestantischen Ländern und ist nur selten in katholischen zu finden. In England und Holland wird die Armentaxe am weitesten getrieben, konnte aber in Irland nicht Fuß fassen; Belgien hat sie erst seit seiner Verbindung mit Holland; sie schlägt Wurzeln in Norwegen, Dänemark, Schweden und Liefland, in Italien und Spanien hingegen ist keine Spur davon zu sehen. Wo sie in Deutschland eingeführt worden, ist die protestantische Bevölkerung immer bedeutender als die katholische; im Kanton Bern ist sie fast so arg wie in England, in Wallis und Tessin findet sie sich hingegen nicht. Appenzell Ausserrhoden ist reformirt und hat die Taxe, Appenzell Innerrhoden hingegen ist katholisch und hat sie nicht. In den amerikanischen Freistaaten gilt dieselbe Bemerkung. Die katholischen Geistlichen stehen den Familien näher und sind durch die mächtige kirchliche Anstalt der Ohrenbeichte inniger mit ihrem Denken und Thun verbunden, können sie daher leichter zum Wohlthun und Unterstützen der Armen vermögen. Auch der Arme steht ihnen näher mit seiner Noth und seinen wahren Bedürfnissen. Dieser Bemerkung ließe sich vor allen andern wohl die entgegensetzen, daß die Bettelei und deren Unverschämtheit nirgend ärger ist als in katholischen Staaten, wo die Gewißheit, Nahrung oder Almosen in Kirchen und Klöstern zu bekommen, Viele zum Betteln bringt, die sonst arbeiten würden.

Für die öffentliche, für Staats-, Regierungs- oder Gemeindeunterstützung, haben sich seit achtzig Jahren die größten Autoritäten erklärt: Rousseau, Montesquieu, Bossuet und Voltaire, später und in unsern Tagen Malthus, Davison, Macfarland, Townsend in England, Livingston in den Vereinigten Staaten, Matteville, Sellon und Fellenberg in der Schweiz, viele Philanthropen in Deutschland, Bailli, Alexandre Laborde, Morogues, Fodéré, Villeneuve de Bargemont und Andere. Alle verlangen für die Armen Arbeit in Landbaukolonien oder in Arbeitshäusern. Naville ist anderer Meinung: denn außerordentliche Unglücksfälle und momentane besondere Verhältnisse ausgenommen, will er, daß die Unterstützung und die Erhaltung der Armen nicht auf öffentlichem und Staatswege geschehe, sondern lediglich durch Privatmildthätigkeit. In dieser Beziehung stellt er folgende Grundsätze auf. Es handelt sich nicht allein davon, Elend und Armuth zu mildern, sondern ihnen durch kluge Mittel aufmerksamer, väterlicher Regierung zuvorzukommen. Beim Wohlthun muß man der Stimme des Mitleids und der Mildthätigkeit folgen, ohne bei den Armen die Kraft zu erdrücken, mittelst welcher sie durch eigene Anstrengung ihren Unterhalt ganz oder zum Theil erwerben können. Man hätte Unrecht, bei dem Armen nur seine materielle Dürftigkeit zu berücksichtigen; was sein moralisches Daseyn fordert, hat nicht weniger Bedeutung. Gewöhnlich gehört der Arme der bürgerlichen Gesellschaft oder einer Familie durch Verhältnisse und Bande an, die nothwendig beim Wohlthun berücksichtigt und geschont werden müssen, sonst wird das Wohlthun Grausamkeit. Wenn das System der Privatmildthätigkeit mit Ausschluß aller Regierungsmittel gelingen soll, so muß vor Allem das Publikum günstig gestimmt und gewonnen werden. Dieses System muß so organisirt seyn, daß es nicht bloß zum Wohlthun anregt, sondern den Wohlhabenden und Reichen auch Lust macht, selbst zu den Armen zu gehen, um ihnen mit Rath und That beizuspringen, und dabei diesen Besuchen die menschenfreundliche und kluge Richtung zu geben, die auf den sittlichen und moralischen Zustand der Armen für den Augenblick und für die Zukunft günstig wirkt und ihr Elend in jeder Beziehung mindert. Dies kann nur auf dem Weg der Association geschehen, so daß sich deren Mitglieder in ihren Bemühungen ablösen und sich in die Geschäfte theilen, die von einem gemeinschaftlichen Centrum ausgehen und nach einem allgemeinen Plan geleitet werden, damit aller Art von Leid und Elend geholfen, die Unterstützung gut vertheilt, alle Verdoppelung vermieden, dabei aber die moralische Seite immer hervorgehoben und jedem Armen gerade nur die Art von Unterstützung werde, die er nach Lage, Verhältnissen, Geschlecht, Alter, Gesundheitszustand u. s. w. bedarf, entweder Arbeit, oder Darlehen, oder milde Gaben; denn dies sind die drei materiellen Hauptmittel aller Hülfe und Unterstützung. Nur auf diese Weise treten Reiche und Wohlhabende wieder in das rechte menschliche und echt christliche Verhältniß zu ihren armen, unglücklichen Brüdern und Schwestern, nur auf diese Weise wird der bisherigen Armenunterstützung das Harte, Schroffe und Unmenschliche genommen, das eine offene, immer eiternde Wunde unserer egoistischen, nur nach Reichthum,

Digitized by Google

Bequemlichkeit und Genüssen strebenden Zeit ist. Diese Association für Armenhülfe führt den würdigen protestantischen Geistlichen zu einer trefflichen Aeußerung über Klöster.

„Es war gewiß ein rührender und erhabener Gedanke, religiöse Zufluchtsorte für die Unglücklichen zu öffnen, die menschliches Mitleid verdienen, und sie dadurch vor Demüthigungen, Gefahren und Mißhandlungen der Welt zu schützen, worauf diese Armen und Hülflosen mit jedem Schritt gestoßen wären. Hätte Frömmigkeit und Religion diese Zufluchtsorte nicht schon verehrungswürdig gemacht, so wäre zu hoffen gewesen, bloße Humanität werde sie vor Angriffen und Zerstörung schützen. . . Es waren fromme Anstalten für menschliches Weh, das nichts als die Religion lindern konnte."

In der Association für Armenhülfe sieht Naville eine Erneuerung der Klöster ohne deren Uebelstände. Wir schließen mit seinen schönen Worten darüber: „Gottlob! Vernunft, Wahrheit und Menschlichkeit treten wieder in ihre Rechte. Die von der Gesellschaft ausgestoßenen Unglücklichen, denen alle Wege zum Fortkommen in der Welt verschlossen sind, können jetzt hoffen, menschliches Wohlthun werde ihnen wieder schützende Zufluchtsorte eröffnen. Wären die Associationen für Arme, Unglückliche und Reuevolle weniger nützlich und achtungswürdig als diejenigen, welche sich für politische Zwecke, für Genuß oder frivoles Vergnügen bilden?"

Dr. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Das Bankett in Guildhall.

Ich habe angegeben, daß vier Tafeln den vornehmsten Gästen bestimmt gewesen seyen. An der ersten präsidirten die Lady Mayoreß und der Lord Mayor. Hier saßen 45 Personen, unter ihnen die höchsten vom Adel und die Minister. Die zweite Tafel zählte 58, die dritte 47, die vierte 42 Couverts. An der dritten Tafel befanden sich die Gesandten und am Fuße der vierten die Herausgeber der geachtetsten Zeitungen. Nachdem der Capellan des Lord Mayor den Segen gesprochen, begannen überall die Hände sich zu rühren und zu regen, und gewaltige Werke wurden nun vollführt. Den Speisezettel, den die englischen Blätter bei solchen Gelegenheiten immer mittheilen, haben gewiß alle deutschen Zeitungen abgeschrieben, und ich kann daher die Mühe sparen. Wesentlich von der allgemeinen Speisekarte verschieden war die für die königliche Tafel, verschieden nach Form und Inhalt. Wer hätte das vom Gastmahlcomite erwarten sollen, von schlichten Engländern des Mittelstandes, bei Anordnung eines durch und durch englischen Diners! Byron hat die Bäurlichkeit der vornehmen Engländer gegeißelt, weil sie oft ihren vaterländischen Gerichten französische Namen geben, und die ehrlichen Bürger der City, die wahrscheinlich von dieser Gewohnheit gehört und Byron nicht gelesen, fabrizirten einen französischen Speisezettel, französisch durchaus, bis ihnen vielleicht das Französisch ausging, denn den Beschluß machen wirklich zwei Gerichte mit englischen Namen. Nach all den Potages, plats de poisson, relevés, entrées u. s. w., nach 64 in kauderwelschem französisch aufgeführten Schüsseln heißt es am Ende: plumpudding, mince-pies (Fleischpastetchen). Und diese 66 Schüsseln wurden, mit Einschluß der Königin, zehn Personen aufgetragen; denn außer den Herzogen von Sussex und Cambridge und den Herzoginnen von Gloucester, Cambridge und Kent, saßen auch Prinz Georg und Prinzessin Auguste von Cambridge, die Herzogin von Sutherland und die Gräfin von Mulgrave an der table royale. In der ersten Viertelstunde nach begonnenem Mahle sendete Ihre Majestät durch einen ihrer Pagen dem Lord Mayor und dessen Gemahlin den Befehl, Wein mit ihr zu trinken. Jedermann kennt diese echt englische Sitte, und die beiden Befehligten füllten ihre Gläser voll zum Ueberlaufen — was nicht nöthig — und stunden auf, und die Königin stand ebenfalls auf, einen vollen Becher in der Hand. Und huldreich nickte sie dem Lord Mayor und der Lady Mayoreß zu, und Beide leerten — was unnöthig — die Gläser bis zum letzten Tropfen. Bald darauf wiederholte sich dasselbe zwischen der Königin auf der einen und dem gewesenen Lord Mayor und seiner Gattin auf der andern Seite, und es wurde ausdrücklich bemerkt, daß Ihre Majestät bei beiden Gelegenheiten 120jährigen Xeres getrunken habe. Im Ganzen ging sie fünfzehnmal durch die Ceremonie des obligaten Nickens. Das Orchester spielte inzwischen seine heitersten Weisen; oder wie Sphärenmusik klangen in den Ohren der Ausschußmitglieder die schmeichelhaften Aeußerungen der Königin, die kaum Ohr ihre Zunge getreten, den betreffenden Individuen zugetragen, unter Erröthen von ihnen angehört und dann den gratulirenden Nachbarn mitgetheilt wurden. Sobald das eigentliche Gastmahl beendet, stimmten tausendkehlige Kehlen das Dankgebet an: non nobis, Domine, sed nomini tuo da gloriam. Dann schmetterten die Trompeten, allgemeines Verstummen, und feierlichen Schrittes trat der gemeine Ausrufer mitten in die Halle und sprach: „Der ehrenwerthe Lord Mayor gibt die Gesundheit unserer gnädigsten Herrscherin, Königin Victoria." Wie eingeübt waren in gleichem Momente alle Answesenden auf den Füßen, und ihr Jubel war betäubend. Melodierichere Stimmen sangen dann: God save the Queen. Nach dessen Beendigung erhob sich die Königin und verbeugte sich, und unmittelbar darauf stieß wieder der gemeine Ausrufer den Mund und sprach: „Ihre Majestät gibt: der Lord Mayor und Mohlergehen der City von London." Der Trinkspruch wurde mit Acclamation aufgenommen. Drauf folgte der lustige Rundgesang:

When the wind blows,
When the mill goes,
Our hearts are all light and merry.
When the wind drops,
When the mill stops,
We laugh and sing hey down derry.

Eine kurze Pause, und der gemeine Ausrufer verkündigte den letzten Trinkspruch mit den Worten: „Der ehrenwerthe Lord Mayor gibt: das königliche Haus." Stürmischer Beifall, gefolgt von einem, England eigenthümlichen Gesange mit Chor, einem sogenannten Glee, dessen Text folgender war:

O happy fair!
Your eyes are loadstars, and your tongue's sweet air
More tunable than lark to shepherd's ear,
When wheat is green, when hawthorn buds appear.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Mittwoch, den 6. December 1837.

Der Träume seenhafter Chor,
Die Fälle wechselnder Gestalten,
Sie drängen fordernd sich hervor.
Was mir der Fels, die Welle klagen,
Dem Blatte muß ich's wieder sagen.
v. Feuchtersleben.

Lieder aus dem Berner Oberlande.

Von Ludwig Seeger.

1.

Die Tage, wo ich mich heraus getastet
Allmählig aus zertrümmerten Gemäuern,
Wo eine Welt voll schönen Abenteuern
Ich vor mir sah, der müde sich gerastet;

Die Tage, wo ich neu mein Schiff bemastet,
Um auf des Lebens Höhn hinaus zu steuern,
Wo in des Morgens, in des Abends Feuern
Ich allen Wust verbrannt, der mich belastet;

Die Tage, wo ich auf den Alpenvesten
Entzückt gestanden, bei dem Sturmgetose
Der Wasserfälle, bei den Eispallästen —

O schöne Zeit! Was gönnen nun die Loose
Von dir zu retten mir an Ueberresten? —
Ein Liederheft und diese Alpenrose.

2.

Auf dem Thunersee.

Lege dich nieder, mein Haupt!
Wogen und Winde
Wiegen dich linde.
Laß dich bespülen
Die flatternden Schäume,
Laß sie dir kühlen
Die schwülen,
Die zuckenden Träume.
Lausche den Tönen,
Sie kommen
Vom schönen
Gestade herübergeschwommen.
Schlafe nur zu,
Singt's in meine Ruh:
Wir hüllen deine
Schmerzen ein mit sanftem Mondenscheine!
O meine,
Verklungne Hoffnung süßer Tage;
O flüstre,
Leise, düstre
Kirchhofklage
Um verstorbne Lenze
Durch das Laub der Todtenkränze!

Digitized by Google

Zitternde, trante
Trauerlante,
Was will mir euer Klingen? —
Du kennst uns doch, wir gingen
Um deine Wiege, schlichen
Uns dir an's Herz, dem Kranken,
Und sanken
Bis zum Grunde;
Da hingen wir mit festem Munde,
Und sind auch nie von dir gewichen,
Wo du gewandelt auf und nieder;
Du kennst uns nimmer —
Im dämmernden, verhängten Kinderzimmer
Die alten Ammenlieder?
Wir kommen her von himmelfernen
Gefilden, von den frommen Blumensternen,
Dich anzuhauchen,
Dich einzutauchen
In unsern Morgenduft und Schimmer.
Ist's Morgen? — Nein, es ist das Abendwehn!
Die Schatten gehn
Und flattern und rennen,
Es ist Nacht;
Ich bin erwacht,
Meine feuchten Augen brennen
Unter kalter Hand;
Das Lied ist still, wir sind am Strand.

5.

Ewiger Schnee.

Der Frühling, meint ihr, ist nicht schlau:
Er siegt dahin zu stolzen Siegen,
Und läßt das Winters Festungsbau
Hier oben unerobert liegen.

Da seyd ihr einmal fehlgerannt;
Als ob er das nicht daß verstände:
Der Winter ist dort festgebannt,
Und ballt vor Wuth die starren Hände.

Unmächtig schaut herab sein Zorn
Auf den verwegenen Gesellen,
Und seiner grimmen Thränen Born
Kann nur des Frühlings Bäche schwellen.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Monsieur Dominique, der nun hervortreten mag, mein Träumer und Festhalter in der Nacht, war der erste Held der französischen Bühne zu Lissabon, wo ich ihn öfters gesehen und bewundert hatte. Er spielte die tragischen Rollen mit großem Beifall. So sehr er auf der Bühne im Feuer des französischen Pathos stürmen und wüthen konnte, so ruhig, freundlich, gemüthlich und natürlich war er in seiner Unterhaltung. Er hielt auf elegante Toilette, war eitel auf seine blendend weißen Hände und im Ganzen ein recht liebenswürdiger Gesellschafter. Oft bat ich ihn, mir etwas über die näheren Verhältnisse der französischen Bühne in Portugal zu erzählen; er erklärte sich höflich bereit dazu, aber er that es nicht, so oft ich ihn auf fernen Umwegen oder direkt auf dieses Kapitel zu bringen suchte. Ueberlegte ich die Sache genauer, so konnte ich ihm diese Diskretion, einem Fremden gegenüber, nicht verdenken. — Ein junger Kaufmann vom Eblado, aus Rouen gebürtig, verschiedene junge Seeleute von französischen Fahrzeugen, welche in Lissabon verkauft worden waren, Offiziere, die in ihr Vaterland heimkehrten, nachdem sie zum Theil unter Dom Pedro gefochten und Ansprüche bei der jetzigen Regierung geltend gemacht hatten, und endlich ein sehr vornehmer portugiesischer Knabe, der Sohn eines Herzogs, der unter der Obhut zweier Bedienten nach Paris gesandt ward, wenn ich nicht irre, zum Grafen Pinheiro, seinem Verwandten, bildeten die übrige Gesellschaft der Passagiere. Der Kapitän und seine beiden Lieutenants vervollständigten den Kreis als zu ihm gehörig. Unsere Frühstücks- und Mittagstafeln waren vortrefflich, und bei der letzteren gab es immer Champagner. Freilich war der Ton dabei ein ganz anderer als der an der Tafel Dom Fernandos auf dem drittischen Dampfboot; denn wo sich deutscher Hofton mit englischem an einer englisch besetzten Tafel umarmt, da entsteht ein ganz anderes Element als die etwas frivole Champagneratmosphäre auf einem französischen Kauffahrteischiff, wie die „Rose des Tajo.“ — Doch bin ich lange nicht Hofmann genug, um solchem Wechsel nicht eine heitere Stirn bieten zu können.

Macaec hatte die Ehre, der ganzen Notabilität des Verdecks vorgestellt zu werden, und benahm sich bei dieser Cour mit einem so leichten Anstand und mit so viel Liebenswürdigkeit, daß er das Glück hatte, allgemein zu gefallen, ein Vorzug, um den ihn sein Herr sehr beneiden durfte. Er schien geboren für das Parkett und wurde von schönen Händen mit so viel Zuckerwerk, Mandeln, Feigen und Rosinen belohnt, als er nur immer verzehren mochte. Der Glückliche! auch hierin stand sein Herr ihm von jeher nach. „Bon jour, Monsieur Gustave,“ sagte Madame Bertrand am Morgen nach jener Nacht, nachdem wir uns Alle auf dem Verdeck eingefunden hatten, „bon jour, Monsieur, comment se trouve Macaec?“ — „Ich danke, Madame,“ war meine Antwort, „und würde Ihnen noch dankbarer seyn, wenn es Ihnen beliebt hätte, zu fragen,

Digitized by Google

wie ich mich befinde. Hinsichtlich des Affen muß ich Ihnen eine traurige Geschichte erzählen." — „Eine traurige Geschichte?" riefen Madame Bertrand und Mademoiselle Henriette, die immer bei einander waren, aus Einem Munde; „mein Gott! ist dem armen Macacc ein Unglück widerfahren?" — „Man könnte es so nennen, meine Damen. Der Arme wird seine glückliche Küste nicht wieder erblicken." — „Ist er todt? erzählen Sie, um Gotteswillen!" — „Hören Sie. Ich erhob mich in der vergangenen Nacht, weil mir unwohl ward, und stieg auf das Verdeck. Hier auf dieselbe Bank, auf welcher Sie ruhen und unter welcher die Hühner sich befinden, ließ ich mich nieder. Die Nacht war ruhig und schön; außer dem Rollen des Meeres und dem Zischen der Wellen, die unser Kiel durchschnitt, kein Laut in der Natur. Da dringt plötzlich ein Schrei vom großen Mast her in mein Ohr; es war wie der Angstruf eines Menschen, eines Kindes; ich kann den Schrei nicht beschreiben." — „Genug, es war Macacc, der um Hülfe rief!" fiel Henriette ein, und die ganze Gesellschaft wurde jetzt aufmerksam. „Mehreremals wiederholte sich der Schrei," fuhr ich fort, „bevor ich aufsprang und dem Ort zueilte, wo jedenfalls irgend eine Gewaltthat geschah. Leider kam ich zu spät. Sie wissen, der unglückliche Macacc erhielt seine Wohnung, um den Matrosen nicht im Wege zu sepn, im großen Boot, wo seine Kette im Ringe befestigt ward; unglücklicherweise theilten diesen Raum mit ihm drei oder gar vier, ihm an Kraft und Größe weit übergenene Thiere, denen ich gleich Anfangs nicht viel Gutes zutraute, obwohl sie durch den Heuchelschein einer gewissen Friedfertigkeit sich das Zutrauen der Menschen erworben haben; diesen Hammeln aber leuchtete, wenn man sie recht betrachtete, nur schlecht verhehlte Mordgier aus den Augen. Als ich das Boot erreichte und, auf die Balken steigend, über seinen Rand schaute, ward ich nun Zeuge eines schauderhaften Auftritts, der mich auf's Tiefste erschütterte. Die Hammel hatten den niedlichen Affen zerrissen, todt lag er ausgestreckt unter ihren Klauen, und sie wühlten mit von seinem Blut gerötheten Mäulern in seinem Felle. Er ist dahin!" — „Les barbares!" riefen mehrere zarte Stimmen; „ah mon Dieu! les moutons ont devoré Macacc!" In diesem Augenblick zeigte sich der Beklagte, dessen Tod so viele Theilnahme erweckte, wohlgemuth auf dem Rand des Bootes, sein Frühstück verzehrend, das aus einer schönen portugiesischen Frucht bestand. Ich aber machte mich auch dem Staube, nachdem ich die Unschuld der Hammel so hart verläumdet hatte. — Ein anderes Mal erzählte ich als Morgenchronik, wie Macacc, vom Heimweh ergriffen, in der Nacht mit Hülfe der Hammel seine kleine Kette gelöst und sich vom Backbord hinab in das Meer gestürzt habe, um wo möglich die Küste zu erreichen. „Er wird sie nicht erreichen, sondern ertrinken," rief Joconde, die kleine Vorlaute. — „Sie würden unfehlbar Recht haben," war meine Antwort, „wie denn eine hübsche Pariserin niemals Unrecht hat, wenn nicht Macacc zwanzig Ellen vom Schiff einen Delphin angetroffen hätte, der ihn auf seinen Rücken nahm und durch die Fluthen trug."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, November.

Neue Bauten im englischen Garten.

Der englische Garten, gewiß eine der schönsten und großartigsten Anlagen der Art, entbehrte bei der üppigsten, schönsten Vegetation und reichen Wasserpartien dennoch des Schmuckes plastischer und architektonischer Monumente.

Um ihm diese zu gewähren, ließ der kunstsinnige König Ludwig den mit lithochromischen Zierden geschmückten jonischen Monopteros erbauen, in welchem nun auch eine Art von runder Stele, theils aus weißem, theils aus farbigem polirten Marmor, aufgestellt worden ist, welche durch passende Inschriften den Zweck des Tempels anzeigt. Die hohen Verdienste der beiden letzten Regenten Bayerns um die Anlage und Verschönerung dieses herrlichen Gartens sollen dadurch der Mitwelt beurkundet und der Nachwelt aufbewahrt werden. Folgende Inschrift, von dem erhabenen Erbauer dieses Tempels angegeben, liest man auf dem obern Absatze jener Stele:

Dem Gründer dieses Gartens
gegen Ende des XVIII Jahrhunderts
Churfürsten Karl Theodor
und
dessen Erweiterer und Verschönerer
im Anfange des XIX
König Maximilian I
errichtete dieses Denkmal
im Jahre MDCCCXXXVI
König Ludwig I.

So ward diesem Tempel die letzte Vollendung gegeben.

Etwas rückwärts stand ein runder, ebenfalls tempelartiger, höchst unförmlicher Bau aus Holz, welcher seit Jahren nur durch beständige Reparaturen vor dem Einsturz gesichert werden konnte. Dieser Bau ward im vergangenen Sommer nun demolirt, und an seine Stelle ließ der König einen jener schönen, halbrunden Ruhesitze oder Exedern errichten, von welchen wir in den Ruinen des Alterthums und namentlich in Pompeji Ueberbleibsel sehen. Diese Exedra, ganz aus Salzburger Marmor, erhebt sich auf drei Stufen in halbkreisförmiger Gestalt von etwa dreißig Fuß im Durchmesser, und ist an beiden vordern Enden mit geschlagenen Löwenfüßen geschmückt. Auf der innern Seite der Rücklehne steht folgende, ebenfalls von dem erhabenen Erbauer verfaßte Inschrift:

Hier wo ihr wallet ja war sonst Wald und ein Sumpf.

Da der Platz dieses neuen Denkmals, unter hohen Ahorns und Eschenbäumen auf einer grünberasten Landspitze zwischen zwei fließenden Wassern, sehr schön und passlich gewählt und die Dimension hinreichend groß ist, so muß dasselbe als eine eben so zweckmäßige, als verschönernde Zugabe betrachtet werden, welche dem englischen Garten und seinen Besuchern durch die Großmuth Sr. Majestät des Königs gewährt worden ist.

Digitized by Google

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Illumination am 9ten November.

Bald nach acht Uhr erhob sich die Königin und ging nach dem Audienzzimmer, wo ihr in goldenem Geschirr der Thee gereicht wurde. Und merkwürdig war es und gewiß nicht der kleinste Tribut innigster Loyalität, daß sämmtliche Anwesenden, sogar die Widersinnen, unverzüglich einen Saal verließen, der mit dem Scheiden der Monarchin allen Reiz für sie verloren, obschon die Tafeln noch viele unberührte Schüsseln und noch viele volle Flaschen trugen. Nur kurze Zeit hatte die Königin im Audienzzimmer verweilt, als ihr Wagen angefagt wurde, und bald darauf schied sie, unter wiederholten Versicherungen ihrer lebhaftesten Zufriedenheit, und begleitet von den Segenswünschen ihrer glücklichen, hoch begeisterten Wirthe. In der frühern Ordnung und durch dieselben Straßen kehrte der königliche Zug nach dem neuen Pallaste zurück, aber statt der Staatskarossen bestand er aus zweispännigen Stadtwagen. Der Zustand der Straßen war minder lebendig gefährlich, nicht aus Mangel an Neugierigen, sondern weil das Verlangen, die Illumination zu schauen, die Massen in steter Bewegung hielt und weder Polizei, noch Retterei die Straßen verengten. Möglich auch, daß der rieselnde Regen die Zuschauer um einige Tausende verminderte. Nur gutes Wetter, war seit Wochen der Wunsch Aller gewesen, die an der Feier des 9ten Novembers thätigen oder leidenden Theil nehmen wollten. Man zankte sich nicht nur in Schnapspallästen und auf Bierbänken, sondern selbst in den Tagesblättern über die muthmaßlichen Gesinnungen der Atmosphäre, und ein Herr Murphy, der in den letzten Monaten viel Wesens von seiner Wetterprophetengabe gemacht und den Londonern einen Wetterkalender für jeden Tag des nächsten Jahres ausgearbeitet hat, erwarb sich viele Freunde, indem er den 9ten November als freundlichen Londoner Nov. verbertag ankündigte. Die Besorgniß aber, daß der Lord Mayorstag sein sprüchwörtliches Recht auf Nebel und Regen lieber behaupten, als dem Rufe des Herrn Murphy aufopfern werde, nahm in demselben Grade zu, in welchem das Wetter, je näher der Reunte heranrückte, desto trübseliger wurde. Zweimal vier und zwanzig Stunden vorher hatte London eigentlich bloß eine Ahnung von Sonnenlicht. Gelb, oder braun, oder schwarz, oft in allen drei Farben zusammengemischt, lag der nasse, dicke Nebel über Straßen und Häusern. In den Straßen der Themse zunächst wurden die Lampen gar nicht ausgelöscht. Diejenigen, die noch Zuschauerplätze zu vermiethen und bis dahin hohe Preise gehalten hatten, setzten ihre Forderungen herab; ohne Erfolg, denn verschwand der Nebel nicht, so blieb die ganze Prozession eine unsichtbare. Mein Vertrauen auf das Gegentheil stand unerschüttert. Denn wie oft schon hat man gelesen, wie die Wolken gerissen und die Sonne ihr mildes Licht niedergegossen in dem Momente, wo ein gekröntes Haupt sich seinen Völkern gezeigt! Und wirklich war am Morgen des Neunten der Nebel dünner und die Sonne brach hervor, zwei ganzer Minuten lang, und zwei Stunden früher, als die Monarchin den neuen Pallast verließ. Dann wurde der Himmel aschgrau; die ersten Tropfen fielen auf das entblößte Haupt des Lord Mayors, und ehe Ihre Majestät Guildhall erreichte, waren diejenigen ihrer Unterthanen, die ihr auf offener Straße gehuldigt, pudelnaß. Später verwandelte sich der dichte Regen in ein leichtes Rieseln. Weil aber die Illumination meist aus Gaslicht bestand, so schadete das weiter nichts, und es ist keine Uebertreibung, daß in den vom täglichen Zuge berührten Straßen die Nacht den Tag beschämte. Allgemeiner Wetteifer zufolge hat London nie etwas Glänzenderes der Art gesehen. Guildhall ging natürlich mit gutem Beispiel voran. Die Bewohner der von hier nach Cheapside ausmündenden Straße standen keinen andern nach, und wohin das Auge blickte, brannten bunte Lampen, drehten sich silberne Sterne, hingen Lorbeerkränze und Rosengewinde, und flatterten Fahnen und Flaggen. V. R. glühte auf jede unbeliebe Manier; doch fehlte es auch nicht an ausführlicheren Devisen. Unter einer von dunkfarbigen Lampen gebildeten Krone prangte der bescheidene Wunsch: möge die Blüthe der Verheißung zur Frucht der Vollendung reifen — may the blossom of promise ripen into the fruit of performance. Hundertmal hieß es: lange lebe die Königin! — Victoria soll leben! — Heil der Königin und ihrem Volke! — Gott segne die Königin und uns! — Victoria! möge sie lange regieren und glücklich! Anderwärts war zu lesen: Willkommen, Königin! — Willkommen, Englands Hoffnung! — Willkommen, du, unser Hort! — Willkommen, sechste Rose! — Willkommen, der Blumen Blume! — Willkommen, süße Knospe! Auf einem großen, quer vor einer Nebenstraße befestigten Brette bildeten weiße Lampen das Lateinische: die Bewohner von Woodstreet ihrer Königin. Die Kürze gleichsam zu versöhnen, hatte ein benachbarter Kupferstichhändler ein lebensgroßes Bild der Königin ausgestellt, umgeben von Eichenlaub und Immergrün. Darüber schwebte eine Taube, einen Oelzweig im Schnabel, und um den Kopf derselben lief in halbrunden Zeilen: „Gesundheit und langes Leben der Königin! Möge der Segen der Vorsehung auf allen ihren Entscheidungen im Staatsrathe ruhen und dieselbe Macht die Weisheit ihrer Minister stützen, zum Wohl ihres Reichs und zum Glück des Volks! denn darauf thun ihr euch verlassen, gutes Regiment ist die sicherste Bürgschaft für Wohlergehen und Frieden." Dann folgte noch mehr, was ich nicht lesen konnte. Ein sinniger Schenkwirther hatte ein Transparent, die Bibel und die Krone auf weißatlassnem Kissen, mit goldfarbigen Lampen umgeben, ein pfiffiger Haarkünstler ein wunderschönes Gesicht mit malerischem Lockenbau geziert, darunter die Worte: „der Königin ein Majestät," und ein Kammmacher einem gewaltigen Kamm die Inschrift beigefügt: „kein Zinken steche sie." Der ehrwürdige Templebar war nicht vergessen worden. Achtzehnhundert Pfund Sterling hatte die betreffende Behörde zum Anputz und Beleuchten dieser städtischen Merkwürdigkeit bewilligt. Aus der Rose, der Distel und dem Kleeblatt gestochten, brannten auf beiden Nebenseiten die Buchstaben V. R. In rosenfarbenen Gluthen wiederholten sie sich auf der Einfahrt, in einem Sternenbimmel schwebend und vom Stadtwappen getragen. Auf der andern Seite flammte die Reichskrone in grünem und gelbem Lichte, darunter: willkommen, königlicher Gast! darüber das königliche Wappen und ringsum Lampen, Guirlanden, Zweige und Pfeiler bildend. Soll ich aber einem der illuminirten Gebäude die Palme zuerkennen, so reiche ich sie dem Hause eines Hofjuweliers. Von kundiger Hand gemalt und gut getroffen, saß hier die Königin in Lebensgröße auf dem Throne, genau gekleidet wie an dem Tage, an welchem sie das Parlament entließ, der nationale Schlußseierung um ihr Haupt, den Scepter in ihrer Rechten und eine prächtige Diamantkrone mit dem königlichen Purpur ihr zur Seite auf einem Tische. Dies war bei der ganzen Illumination das beste, wenn nicht das einzige Kunstwerk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 7. December 1837.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dem Gutgedachten in fremden Adern
Wird sogleich mit die selber hadern.

Goethe.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

Ein Typus.

Von K. F. Ph. von Martius.*

Aus der Natur Alles abzuleiten, aus den Gesetzen, die uns in der Erscheinung und in dem Zusammengreifen des Irdischen begegnen, auch auf dasjenige zu schließen, was nicht im unmittelbaren Zusammenhange mit dem Irdischen zu stehen scheint, dies ist ein Bestreben unseres Geistes, welches er nie und nirgends verleugnet. Dadurch geschieht es, daß wir stets, wenn auch unbewußt, eine Brücke aus der Niederung des Sinnlichen in die fern abliegende Geisterwelt zu schlagen suchen. Zwar sind gar manche mit einem vorwaltenden Verstand begabte Menschen, denen dies Vermögen, nach dem Uebersinnlichen zu greifen, in minderem Grade zugetheilt ist, nicht damit zufrieden, wenn sich die Erforschung des Concreten eine solche „Abschweifung" erlaubt, sie tadeln wohl im Voraus jedes Resultat, das auf diesem Wege gewonnen werden könnte; Andere dagegen, und es dürfte dies wohl die Mehrzahl seyn, sind so organisirt, daß sie sich Schlüsse aneignen und sich mit Folgerungen befreunden, welche aus der Welt sinnlicher Anschauungen und Empfindungen in die höhere Welt des Geistes hinüberragen. Der kosmologische Beweis vom Daseyn Gottes, der nicht bloß an der Spitze fast jeder Metaphysik steht, sondern vielmehr schon von Jugend auf Theil nimmt an unserer Bildung zu Sittlichkeit und Religiosität, er ist ein Ausdruck von dem allseitig in der Menschheit lebendigen Bestreben, sich dessen, was aus der sinnlichen Anschauung zu einer innerlichen Ueberzeugung erhoben wird, auch auf dem Wege des Begriffes und Schlusses zu bemächtigen.

Diese und ähnliche Gedanken beim Anblicke verschiedenster Naturacta und Naturhandlungen haben mich zu der Meinung geführt, daß jede einzelne, bis zu gewisser Tiefe und Vollständigkeit fortgesetzte Forschung irgend einer Thatsache in der Natur hinreiche, aus ihr jede philosophische Ueberzeugung abzuleiten, deren ein gegebenes Individuum fähig ist. So glaube ich also, daß der Naturforscher nur eines einzigen richtig verstandenen Factums bedürfe, um daraus eine für seine Eigenthümlichkeit vollständige, ihn beruhigende Antwort auf die Fragen über die letzten Dinge zu gewinnen. In diesem Sinne ist ihm ein einziges Naturfactum jener hinreichend feste Standpunkt des Archimedes, von wo aus er Himmel und Erde

* Aus den nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reden und Vorträgen aus dem Gebiete der Naturforschung von K. F. Ph. v. Martius.

Digitized by Google

zu bewegen, ſich ſelbſt von der Erde zum Himmel zu erheben im Stande iſt. Freilich aber mögen philoſophiſche Ueberzeugungen, in dieſer Art gewonnen, keine objective Gültigkeit beſitzen. Sie ſind vielmehr nur der Hausſchatz und Sparpfennig des Einzelnen, welche er nicht als Münze in Umlauf ſetzt, ſondern als liebes Gut zurück behält. Er möchte ihnen, dieſen Ergebniſſen einer ſubjectiven Auffaſſungs-, Gefühls- und Denkweiſe, eine geringere Autorität nach Außen zuſchreiben, als den Begriffen und Schlüſſen der Schule, denn dieſe letztern hat er von Jugend auf gelernt, in ihrer Sicherheit und verjährten Ehrwürdigkeit zu ſchätzen, wenn er ſchon ſich vielleicht manchmal geſteht, daß ſie auch nicht mehr Zuverſicht und Befriedigung gewähren, als ſolche, rein von ihm ausgegangene Ueberzeugungen, ſolche nur für ihn berechnete Gewinnſte ſeines eigenen Lebens und Denkens.

Gerade darum aber erſcheint es nun wohl bisweilen als eine mißliche Sache, ſolche von dem Naturforſcher auf eine beſondere Weiſe gewonnene Ueberzeugungen auch Andern mitzutheilen. Was jeder Einzelne über Gott und Welt, über Unſterblichkeit, Gutes und Böſes, über Perfectibilität des Menſchen, mit Einem Wort, über alle jene Ideen, aus welchen, wie aus ihrem wahren Grund und Boden, ſich jede andere höhere Erkenntniß entwickeln muß, auf ſeine ganze individuelle Weiſe, unter Anleitung der Natur mag erworben haben, es iſt nur ſein Eigenthum, und ſelten nur wird er in den Fall kommen, einem Andern ſeine volle Ueberzeugung mittheilen zu können. Gibt es ja wohl eigentlich eben ſo viele philoſophiſche Syſteme, oder um dieſen vielverſprechenden, mir deßwegen anſtößigen Ausdruck zu vermeiden, eben ſo viele philoſophiſche Ueberzeugungen als es denkende Köpfe gibt. Sehen wir doch, daß keines derjenigen Verhältniſſe, wodurch die Entwicklung gleichmäßiger und conformer Gedanken in menſchlichen Geiſtern verwirklicht werden ſoll, hierauf von weſentlichem Einfluſſe zu ſeyn pflegt, daß weder Gleichheit des Alters, des Temperaments, der Erziehung, der bürgerlichen Beſchäftigung, noch Gleichheit der wiſſenſchaftlichen Beſtrebung eine Gleichheit philoſophiſcher Ueberzeugungen verbürgen; wiederholt ſich ja ſeit Jahrtauſenden bei den Philoſophen aller Schulen die Klage, daß ihre Schüler ſie nicht verſtanden. Um wie viel eher wird es erklärlich, daß Ueberzeugungen, welche ſich der Einzelne, wie ſeine ſpezielle Offenbarung, aus der Naturforſchung holt, nicht für Alle gemeint ſeyn können. Es läßt ſich jedoch erwarten, daß die Darſtellung eines gewiſſen Ideenganges, daß die Wiederholung einer gewiſſen Empfindung, welche ſich in dieſem oder jenem Gemüthe bei der Betrachtung der Natur oder einzelner Naturfacta entwickelt, in andern Geiſtern und Gemüthern eine, wenn auch nicht gleichmäßige, doch verwandte Richtung und Stimmung erzeugen könne. Unter dieſer Vorausſetzung will ich einige Gedanken mittheilen, welche in mir bei der Betrachtung der Pflanze entſtanden ſind, und die Anſicht zurückgelaſſen haben, daß man auch der Pflanze in einem gewiſſen Sinne eine Unſterblichkeit zuſchreiben könne, und daß — dies einmal zugegeben — ſie ſelbſt die Ueberzeugung von unſerer Unſterblichkeit beſtärken, daß in einem gewiſſen Sinne auch die Pflanze eine Lehrerin unſerer Unſterblichkeit ſeyn könne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Dieſe und ähnliche kleine Scherze möchte man ſich auf dem Lande wegen ihrer Gehaltloſigkeit kaum erlauben dürfen; auf dem Schiffe gehen ſie mit durch, ſie werden ſogar belacht, und das iſt genug, ja ſchon viel bei Leuten, denen im Grunde nicht lächerlich zu Muthe iſt, indem Einer mehr, der Andere weniger mit der Seekrankheit kämpft. Dieſes unangenehme Uebel warf auch mich endlich darnieder, nachdem ich mich lange dagegen gewehrt hatte, und ich verließ, lang ausgeſtreckt in meiner Koje, hier nicht mehr, indem ich die Augen geſchloſſen hielt und viele Stunden nichts genoß, als von Zeit zu Zeit eine Orange mit etwas Zwieback.

Kurz vorher, ehe ich das Verdeck verließ, um mich in der Kajüte einzuſperren, was wahrlich ſo ſpät als möglich geſchah, ſah ich dem Braſilianer zu, wie er die Schaar ſeiner Papageien, welche den Matroſen zur Beluſtigung dienten, fütterte, mehrere aus ihrem Käfig heraus nahm und auf dem Verdeck umher ſpazieren ließ, ſie bei ihren Namen rief und mit einer Lebhaftigkeit zu ihnen redete, die ſonſt nicht in ſeinen Bewegungen lag, jetzt aber allmählig den Tropenländer in ihm verrieth. Die Vögel, ihrerſeits auf dieſe Weiſe angereizt, blieben ebenfalls nicht ſtumm, ſondern zeigten in hundert verſchiedenen gellenden Tönen, daß die Natur ſie mit tüchtigen Stimmwerkzeugen, wenn auch nicht mit der Gabe des Geſanges begabt habe. Ihr prachtvolles Gefieder ſchüttelnd, ſchrien ſie Jeder und machten einen abſcheulichen Lärm. Nachdem ſie beruhigt und abgefunden waren, begab ſich Senhor Manoel zum Boot, wo ſeine langhaarige braune, mächtig große Ziege ruhte. Er fütterte ſie, indem er verſchiedene Säcke öffnete und entweder Mais oder noch edleres indiſches Getreide daraus hervornahm. „Dieſe Ziege, mein Herr,“ begann ich, verlegen, wie ich ein Geſpräch mit ihm anknüpfen ſollte, „dieſe große, ſchöne Ziege, mein Herr, wird in Frankreich gewiß gut bezahlt werden.“ Er ſah mich an und erwiderte in ſeinem Portugieſiſch-franzöſiſch kurzab: „C'est positif, Monsieur!“ — „Ich glaube, Sie werden nicht lange damit

Digitized by Google

in Paris seyn, ohne sie verkauft zu haben.“ — „Verkauft? Wer sagt, daß ich sie verkaufen will?“ — „Nun, ich glaubte, sie sey ein Handelsartikel wie die Vögel.“ — „Vögel? Handelsartikel! warum nicht gar! Ich handle nicht.“ — „Senhor, ich bitte um Verzeihung, daß ich meine Vermuthung aussprach. Sie liegt nicht fern beim Anblick so vieler Thiere, die Ihr Eigenthum sind. Ich hielt Sie allerdings für einen Kaufmann und dies für einen Theil Ihrer Waare.“

Der Mann lächelte, dann nahm er mich freundlich bei der Hand und entgegnete: „Voilà un erreur qui ne déshonors pas. Monsieu, ich habe eine Tochter, ein einziges Kind, welches seit zwei Jahren in Paris ist bei Madame Anglade, wo sie erzogen wird. Zu ihr reise ich und bringe ihr die Ziege mit, deren Milch meiner kleinen lieben Mariquinha immer am besten schmeckte.“ — „Mariquinha?“ rief ich erbebend. — „Ja, mein Herr, so heißt sie. Erst zehn Jahre war sie alt, da ich sie nach Paris brachte; jetzt ist sie schon zwölf Jahre alt, und was für Briefe schreibt sie! Mein Herr, Sie müssen einen Brief von ihr lesen, den letzten, den sie mir nach Fernambuco schrieb. Das arme Kind — ach! es weiß noch nicht, daß seine Mutter todt ist, daß ich komme mit dieser Nachricht, daß ich nicht wieder von ihr gehen will! Die Ziege aber bringe ich mit, weil sie sie so liebte.“

Er barg das edle Antlitz in beide Hände und wandte sich ab. Dieser Strom von Vaterzärtlichkeit, von Liebe und Schmerz, der so mit einem Male alle Dämme durchbrach, wie ehrwürdig war er mir! Er holte seine Brieftasche hervor und suchte mit zitternden Händen den letzten Brief der kleinen Mariquinha, den er mir darreichte. Derselbe war französisch geschrieben mit zierlichen Buchstaben und zierlichen Inhalts, recht als habe Madame Anglade selbst ihn ihrem Zögling dictirt. An sich würde mich dieser Brief sehr kalt gelassen haben, aber den Vater hatte er dreitausend Meilen von seinem Kinde entzückt. Ich erfuhr nun allmählig im Zusammenhang, daß Senhor Manoel, schnell Wittwer geworden, sich entschlossen habe, sein Vaterland so lange zu verlassen und sich in Paris aufzuhalten, bis die Erziehung seiner Tochter vollendet wäre; er hatte es nicht mehr ertragen können, von ihr getrennt zu seyn. In zwei Jahren, so rechnete er, mußte Mariquinha eine vollendete Jungfrau seyn, und dann wollte er sie nach Brasilien zurückführen und dort verheirathen. Mit einer Art von Wollust träumte er von dem ersten Wiedersehen des Kindes, das nichts von dieser Ueberraschung, freilich auch nichts von der traurigen Nachricht ahnte, die er mitbrachte. Ueber diese hinweg sollte einigermaßen die Ziege helfen. — „Aber die Vögel, sehr werther Senhor? sind auch die Vögel für die kleine Mariquinha, die ich liebe, ohne sie gesehen zu haben, schon um ihres Namens willen?“ — „Nur Einer, Monsiou, nur Einer! Aber sehen Sie, da steht es in ihrem Brief: drei-und-vierzig Zöglinge zählt jetzt das Institut der Madame Anglade: für Jede ein Vogel, und ihrer etwa zehn für extraordinäre Fälle, denn seit dem Datum dieses Briefs können noch mehr Zöglinge hinzu gekommen seyn. Nun, ich habe an sechzig Vögel bei mir.“ — „Gott stehe Madame Anglade bei!“ sagte ich halb laut. — „Hätte ich,“ fuhr der zärtliche Vater fort, ohne diesen Stoßseufzer vernommen zu haben, „hätte ich nur auch von unsern schönsten Vögeln; aber diese vertragen ja die Luft des kalten Landes nicht, nach welchem wir reisen.“ — „Es sind ihrer genug, mein Herr,“ versetzte ich, erkaltend und bleich werdend; denn die Vorstellung von dem Geschrei aller dieser Cacadou's, Papageien und Loriots in dem Hotel der Madame Anglade wirkte auf meine Kopfnerven und von diesen auf die Nerven des Magens; das Seesübel, welches hier wie ein schlummernder Feind lag, der leisesten Berührung gewärtig, raffte sich auf, und ich verließ den edlen, seltsamen Amerikaner in einem Zustand, der mir selbst am wenigsten gefiel.

Wie lange ich in demselben verharrt und liegend in meiner Koje zugebracht haben mag, verlassen von aller Welt, nur zuweilen von einem der Mouche's besucht, welche unter allen fühlenden Herzen das mindeste Mitleid mit einem Seekranken zu empfinden pflegen, weiß ich nicht genau anzugeben, wohl aber tönt die Stimme noch in meinem Ohr, die mich diesem Jammer entriß. „Ah vous encore ici?“ rief Jemand, an meinen Wandschrank klopfend. „Levez vous donc, mon brave! il faut envisager l'ennemi; il faut le prendre en face pour le vaincre.“ Ich schlug die lebensmüden Augen auf, welche sich weigerten, das schaukelnde Gehäuse, mein Lager, zu sehen, und erblickte den Obristen, zu mir herauf redend. „Herr Obrist, ich kann nicht aufstehen, es ist unmöglich; schon habe ich es versucht, aber jeder Versuch vermehrt mein Leiden.“ — „Eben darum heraus! heraus! Und Sie wollen nicht sehen, wie wir uns Spanien nähern? Noch ehe die Sonne sinkt, haben wir spanischen Boden unter unsern Füßen, wenn dieser Wind hält.“ — „Spanien! spanischen Boden!“ rief ich, mich hoch aufrichtend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Reform des Droschkenwesens.

Mit dem 1sten Oktober dieses Jahres fällt ein wichtiger Abschnitt der Berliner Chronik zusammen: das alte Droschkenprivilegium erlosch. Die Plater sind in der neuern Städtegeschichte überall ein unwichtiges Moment. An das Erlöschen unsers Droschkenprivilegiums aber knüpften sich viele Fragen über die Vortheile und Nachtheile von Privilegien und

Digitized by Google

Concessionen überhaupt. Ueber das Droschkenprivilegium durfte man frei sprechen. Man benutzte diese Freiheit, und dachte, indem man über die Droschken sprach, noch an Anderes. Man freut sich, daß die Droschkenconcession aufgehebt hat, und der Hoffnung ist es nicht verboten, sich zu denken, daß in den Droschken ein ganzes monopolisirendes Princip gefallen ist. Ein unbemittelter Jude, Alexander Mortier, war der Eigenthümer der Idee, daß Berlin eines öffentlichen Fuhrwerks bedürfe, gerade so, wie die Droschken seit ihrer Errichtung bis jetzt bestanden haben. Eine vortreffliche Idee für jene Zeit, etwas nach dem Kriege. Mortier verband sich mit zwei bemittelten, spekulativen Männern, Henoch und Joel Meyer. Idee und Gold amalgamirten sich, und der Segen kam von oben, als eine weiterzige Concession. Schon im dritten Jahre seines Bestehens hatte sich das Unternehmen dermaßen rentirt, daß, abgesehen von allen Kosten, Zinsen, Dividenden, das sämmtliche Inventarium freies Eigenthum geworden war. Damals wollten die reichen Actien'e den Aermern, welcher nur die Idee gebracht, herausdrängen und den Vortheil ihrem Gelde allein vindiciren. Ein Urtheil des königlichen Kammergerichts schützte (ein erstes Beispiel!) das gesellige Eigenthumsrecht. Dennoch wurde der reiche Herr Henoch bald darauf alleiniger Eigenthümer, indem er sich mit den Andern im Wege des Vergleichs absand. Der Proceß hatte für ihn indessen doch die Idee Folge, daß Publikum und Behörden über den ungeheuren Gewinn des privilegirten Unternehmens erstaunten. Dieser machte es zwar noch möglich, daß das Privilegium, was auch die trauernden Fuhrherren der Stadt dagegen einwenden mochten, erneuert wurde; aber einige lästige Beschränkungen minderten schon den uns verhältnißmäßigen Ertrag. Nichtsdestoweniger schien die Gefahr da, daß die drückende Concession noch auf Jahre verlängert werden würde, wäre nicht endlich die öffentliche Stimme zu laut geworden. Die unconcessionirten Fuhrwerke hatten sich indessen, des drückenden Privilegiums unerachtet, so verbessert, daß das stumpfste Auge deren Vorzügen die Mängel des veralteten Instituts erkannte. Es war einmal so klar, wie der Sonnenschein, daß es besser werden müsse, und Magistrat, Stadtverordnete und Polizei unterzogen sich der gründlichsten Untersuchung einer Sache, welche Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit geworden war. Das Resultat war, daß das alte Privilegium nicht erneut worden ist, aber für alle die Fuhrleute, welche sich den Bedingungen gefügt, die die Mehrzahl entwerfen, und welche einige Sicherheit stellen konnten, wiederrufliche Privilegien zur Aufstellung von Fiakern ertheilt worden sind. Die Nothwendigkeit einer strengen obrigkeitlichen Controelle für öffentliche Fuhrwerke ist überall anerkannt; sie ist nach europäischen Vorstellungen so nöthig, als die über Apotheken und Medizinalwesen. Alles dürften die, welche eine völlig freie Concurrenz Aller fordern, die einen Wagen und ein Pferd stellen können, bedürfen bei der öffentlichen Abstimmung über das neue Institut in der Minderzahl sich befinden. Die freundlichen neuen Wagen, die billigen Preise, die Raschheit des Fortkommens, die weiten Touren, welche man jetzt, ohne zweimal bezahlen zu müssen, zurücklegen kann, finden Anerkennung und Beifall, und das Publikum ist für den Augenblick in einer Angelegenheit zufrieden gestellt, über die es zehn Jahre murrte. Das nenne ich ein wichtiges öffentliches Ereigniß, was ausgesprochen werden darf und muß, wenn es für Andere auch nicht so scheint. Aber was für heute gut ist, ist es darum noch nicht nach zehn, nach fünf Jahren. Und das sollte man sich ebenfalls klar machen und zeitig aussprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Königin in Drurylane und Coventgarten.

Am 9ten November muß indessen doch eine Menge Menschen entweder zu Hause geblieben, oder nicht genug genesen sein; denn sonst könnte selbst das gewaltige Motiv sowohl Neugier das Gedränge nicht erklären, das am 11ten vor Drurylane und am 12ten vor Coventgarden stundenlang wogte und wirbelte. An diesen beiden Tagen sollte die Königin den zwei sogenannten Nationaltheatern ihren öffiziellen Besuch abstatten, und das zog die treuen und schaulustigen Londoner. Seit Drurylane und Coventgarden stehen und durch königliche Freibriefe an die Spitze der Londoner Theater gestellt worden sind, hat es, ich will nicht behaupten, zu ihren urkundlichen Vorrechten, aber zu den wenigen persönlichen Gunstbezeugungen gehört, deren die Monarchen Englands sie gewürdigt, daß jeder bald nach seiner Thronbesteigung erst jenes, dann dieses in königlicher Auffahrt mit seiner Gegenwart beehrte. Ehe das nicht geschehen, geht es den englischen Monarchen in Bezug auf beide Theater einigermaßen wie vormals den deutschen Kaisern in Bezug auf ihre Würde. Bevor diese nicht nach Rom gegangen, waren sie blos Könige; so lange die englischen Monarchen nicht in fürstlichem Pompe die beiden Theater beehrt, galten sie daselbst blos als Privatpersonen, und daher kommt es, daß sie von jeder, ehe sie der Etikette genügt, beide Theater entweder gar nicht, oder incognito besuchten. Dieser Umstand war von denen nicht beachtet worden, die, wie ich vor längerer Zeit beiläufig bemerkte, die junge Königin tadelten, daß sie aus Vorliebe für die italienische Oper die englische Bühne vernachlässige. Die italienische Oper steht nicht das Prärogativ der Nationalbühne dar, also konnte die Königin eintreten, ohne zu fürstlicher Aufsahrt oder zu gänzlicher Zurückgezogenheit sich verpflichtet zu fühlen, hier nicht. Privatim zu erscheinen, war die von der englischen Bühne gebotene Lockung vielleicht nicht stark genug, und gegen ihr Erscheinen als Herrscherin fand Königin Victoria während ihrer öffentlichen Trauer um König Wilhelm ein gewiß nicht tadelnswerthes Bedenken. Daß sie nicht im Voraus entschlossen ist, der englischen Bühne den Rücken zu kehren und den Pächtern der patentirten Theater ihre goldene Gegenwart zu entziehen, dürfte daraus folgen, daß sie bereits mehr für sie gethan als König Wilhelm, nämlich in jedem Hause eine Loge genommen hat. — In Drurylane wie in Coventgarden beginnt die Abendunterhaltung um fünf Uhr. Zwei Stunden vorher wird der Eingang in die Vorhalle und nach Verlauf der ersten Stunde der Einlaß für diejenigen geöffnet, die sich nicht früher mit Logenbillets versorgt oder auf Parterre und Galerie ihr Absehen gerichtet haben; die Logeninhaber treten durch besondere Thüren ein. Alle Ausnahme von dieser Satzung besteht bei außerordentlichen Getegenheiten darin, daß die Vorhalle früher geöffnet wird, und so waren an den beiden, von der Königin gewählten Tagen die Vorhallen beider Theater bald nach zwei Uhr gefüllt. Es kann von der Raserei der Menschen oder von der Ungerreibbarkeit ihrer Gebeine keinen schlagenderen Beweis geben, als daß Hunderte freiwillig vier Stunden lang sich pressen, stoßen und auf die Hühneraugen treten lassen, um dann Gesundheit und Leben an einen Kampf zu setzen, dessen günstigstes Resultat sie Geld kostet und ihnen einen Genuß gewährt, den sie zu anderer Zeit theils umsonst, theils bequemer haben könnten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 8. December 1837.

O schönes Spanien, oft vom Ruhm genannt!

Byron.
Childe Harold.

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Ja, wir laufen in Vigo ein.“ — „In Vigo? Und warum das? Ja, Obrist, ich stehe auf, und wenn es mein Letztes wäre. Sie haben die Güte und unterstützen mich ein wenig.“ — „Mein Freund, ich habe schon Manchen gestützt, und noch auf ganz andern Wegen.“ — „Gewiß, Obrist; zum Beispiel Mademoiselle Juliette; ich sah es mit Verwunderung.“ Er lachte laut, ich glaube über mich. „Nicht doch,“ sagte er; „Verwundete, meinte ich, nach dem Gefecht.“ — „Obrist, ein Kranker ist auch ein Verwundeter, und eine Seereise ein wahres Gefecht. Ihre Güte, Ihr Verdienst ist immer dasselbe.“

Er führte mich auf das Verdeck, dem Feinde, dem Meere in das Angesicht, und nachdem ich demselben meinen Tribut zu wiederholten Malen, ziemlich heftig, bezahlt hatte, ward es mir leichter um's Herz und ich konnte wieder um mich schauen und die Gebirge von Gallizien wahrnehmen, denen sich unser Schiff in östlichem Laufe näherte. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß sich unter den Passagieren drei Männer befanden, die ich für Franzosen hielt, obgleich sie sehr wenig sprachen und überhaupt selten zum Vorschein kamen. Sie waren noch ziemlich jung, von adliger, hoher Gestalt und, wie sich jetzt auswies, Spanier. Diese mußten in Vigo an's Land gesetzt werden; vielleicht hatte der Kapitän auch noch andere Geschäfte daselbst. Gegen sieben Uhr Abends liefen wir über die Barre des spanischen Hafens.

Liebliche Inseln von Bayona, die ihr die grünen Gestade aus dem Meere emporhebt, welches ernst gegen das ernste Spanien anbrandet, ihr seyd mir wie der lächelnde Gruß erschienen, der zuweilen auch über das Antlitz eines Imperators oder um eine catonische Lippe spielen darf. Majestätisch steigt der Kranz gallizischer Gebirge mit seinen hohen und schroffen Massen bis zum Meere nieder, das er in einer weiten und prachtvollen Bucht umarmt. Vigo, von grünen Feldern und Gärten umgeben, überragt von einem Fort, welches wieder von Bergen überragt wird, bietet im Verein mit den Ortschaften am Strande, den Schlössern und Kirchen, welche entweder die Berggipfel krönen oder am Ufer des Meeres liegen, einen sehr malerischen Anblick dar. Von den Höhen nieder schlängelt sich ein Fluß, dessen silbernes Band zuweilen zwischen dem Grün der Oliven oder dem dunkeln Braun der Felsen hervortritt; es ist keiner der stolzen Flüsse Spaniens mit den prächtigen Namen, sondern ein bescheidenes, namenloses Flüßchen, das nur der Rio genannt wird, der Sohn der Berge, über die er lieblich und sehnsüchtig nach dem Meer herab strömt. Da

Digitized by Google

hinten also beginnt es, das weite, einst so reiche, so mächtige, so gefürchtete, so geliebte Spanien mit seiner Götterſprache! An dieſe Felſen muß man klopfen, um den Nachhall ewiger Lieder und ewiger Geſchichten zu hören!

Schon vor der Pforte der Bayonainſeln war ein Lootſe an unſern Bord gekommen; irgend etwas hatte ihn jedoch mit unſerm Kapitän entzweit, und ich betrat ſo eben am Arm des Obriſten das Verdeck, als der Spanier zürnend daſſelbe verließ und ohne Worte, aber mit finſtern Blicken in ſeinen Nachen hinabſtieg. Vergebens ſuchte der Franzoſe ihn zu halten mit hundert höflichen Worten und Geberden, vergebens hielt er, wie zur Lockung oder Verſöhnung, in jeder Hand eine Flaſche Champagner hoch empor. Jener wandte uns den Rücken, ſtieß ab und fuhr in ſeinem Segelboote davon. Er wurde indeſſen bald durch einen andern erſetzt, denn gegen die Küſte zu wimmelte es von weißen Segeln. Was den Spanier gegen den Kapitän der Roſe aufgebracht hatte, habe ich nicht erfahren können; Monſieur Charles ſuchte allen Fragen auszuweichen oder half ſich mit einem Strom von Scheltworten, die er gegen den betteiſolzen Gallego ſchleuderte; offenbar war aber das Unrecht auf ſeiner Seite.

Vigo, von den Spaniern Vigos genannt, bildet in der That einen prächtigen Hafen, und das Land, dem es angehört, hat noch viel prächtigere Häfen, und Cadix, Malaga, Valencia, Barcellona, dieſe großen Hafenplätze des Mittelmeers und ehedem Kriegshäfen des ehemaligen Spaniens, ſeine Portsmouths, ſeine Plymouths, ſeine Liverpools, mögen noch etwas mehr von dem alten Glanz und Leben bewahrt haben als die verlaſſene galliziſche Bucht, in welcher wir uns befanden. — Vigo war der conſtitutionellen Regierung ergeben, unſere Päſſe von der nachbarlichen und befreundeten ausgeſtellt. Dennoch erhielten wir, die ſpaniſchen Paſſagiere ausgenommen, nicht die Erlaubniß, noch denſelben Abend an das Land zu kommen. Mir gereichte dies zum wahren Schmerz, denn ich brannte vor Begierde, den ſpaniſchen Boden zu betreten. Indeſſen ward es, ſobald wir die Anker geworfen hatten, ſehr lebhaft an unſerm Bord, Boote kamen an und ſtießen ab, unſer Verdeck begann von Spaniern zu wimmeln, von denen mehrere Uniformen trugen und zur Douane oder Hafenwache gehören mochten; andere waren gut gekleidete Kaufleute, die mit verſchiedenen unſerer Paſſagiere und mit dem Kapitän ſelbſt im eifrigſten Verkehr zu ſeyn ſchienen, wieder andere aber zeigten mir die herkuliſchen Geſtalten, die braunwollenen Jacken, die hohen Klapphüte, das ganze Koſtüm der guten Gallegos von Lisboa, die ich ſo liebgewonnen hatte. Es machte mir Vergnügen, ſie zu betrachten, im Hintergrund ihre Berge, ihr Vaterland, und beim Rauſchen des Meeres, welches hier das ſpaniſche heißt. Was eigentlich vorging auf unſerm Schiff, darüber war nicht in's Reine zu kommen. Es ſchien ein fortwährender Streit zwiſchen den Spaniern und unſerer Mannſchaft zu ſeyn; der Kapitän fluchte und lachte durcheinander und hätte doppelt ſeyn müſſen, um allen an ihn gerichteten Fragen und Antworten zu genügen. Zuweilen wurde ſein Eifer, beſonders aber ſein Zorn ſo komiſch, daß man lachen mußte. Während alles dieſes Treibens bemerkte ich den Obriſten nicht, vermißte ihn aber auch nicht; wir Paſſagiere verloren uns im Gewühl des Verdecks und der Kajüten. Endlich mit Einbruch der Nacht ward es leerer auf dem Schiff; eine Barke nach der andern ſtieß, dicht beſetzt, von uns ab und ruderte der Stadt zu, in welcher ſich Lichter zu zeigen begannen. Man konnte wieder ungehindert auf dem Verdeck auf und ab wandeln. Wir portugieſiſchen Paſſagiere fanden einander wieder, begrüßten uns, machten unſere Bemerkungen, lachten und ſcherzten. Nach zehn Uhr begaben ſich die Meiſten zur Ruhe, wir hörten die Uhren der Stadt ſchlagen, ich aber hatte nicht die geringſte Luſt, in meine Koje zu kriechen; denn das Schauſpiel ward nun erſt recht entzückend ſchön. Der Mond ſtieg über die Berge von Galizien herauf und verſilberte das Meer, während im Weſten die Leuchtthürme auf den Bayonainſeln ſich entzündeten und ihre röthlichen Feuerſäulen, weit über den Meeresſpiegel zitternd, einen herrlichen Contraſt mit dem ruhigen, ſtillen, Alles umfließenden Mondlicht bildeten. Wie ernſt und feierlich und friedlich zugleich die Küſte des ſchönen Landes dalag, in welchem der ſchrecklichſte aller Kriege, der Bürgerkrieg, nun ſchon ſeit Jahren wüthete! Glockengeläute, wie das eines Kloſters, drang aus der Ferne herüber. Ich lehnte mich, wie ich das ſo gern in ſolchen Augenblicken that, gegen die Brüſtung des Decks und antwortete mit dem leiſen, kleinen Nachhall in meinem Herzen der unausſprechlichen Poeſie der Natur.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Unſterblichkeit der Pflanze.

(Fortſetzung.)

Ich brauche übrigens, nach dem eben Vorgetragenen, wohl nicht erſt hervorzuheben, daß eine ſolche Ueberzeugung in keinem Falle durch einen von der Natur des Gewächſes abzuleitenden Beweis vermittelt werden könne. Dies iſt eben ſo wenig der Fall, als ſich die Beweiſe des ſterbenden Sokrates im Phädon auf der Wage des prüfenden Verſtandes in befriedigender Untrüglichkeit bewähren. Wenn ferner ſelbſt die verſchiedenen Beweiſe, welche die Philoſophie für das Daſeyn Gottes lehrt, in ihrer Anwendung auf die menſchliche Seele keine Beweiſe apodiktiſcher Gewißheit für deren Unſterblichkeit ableiten laſſen,

Digitized by Google

wie ſollte uns dies aus der Betrachtung der Pflanze gelingen können? Nein, die Gewißheit von der Fortdauer unſerer Seele kann nicht durch Schlüſſe ermittelt und erwieſen werden, ſie iſt lediglich der Gewinn des individuellen Gemüths. Sofern ich daher, über die Pflanze hinaus, von unſerm Selbſt zu reden haben ſollte, beabſichtige ich nur, im Gemüth der Leſer jene Ueberzeugung von unſerer Unſterblichkeit zu ſtärken, welche allen Menſchen eingeboren iſt, welche ſich im ſittlichen Leben aller Völker, wenn auch auf verſchiedene Weiſe ausprägt, und deren Entwicklungsgrad gewiſſermaßen die Stufe der wahren Bildung und des Glücks zu bezeichnen ſcheint, zu welchem jeder einzelne Menſch berufen iſt.

Was und wie viel an uns Menſchen unſterblich ſey, iſt ein Frage, die jeden Denkenden in der Zeit ſeiner Jugend vielfach beſchäftigt, die ſich ein Jeder auf ſeine Weiſe zu beantworten pflegt. Jeder erinnert ſich wohl der Stunden, die ſein ſtrebſamer Geiſt, allein oder im Zwiegeſpräch mit dem Freunde, dem Nachdenken über dieſen Gegenſtand widmete. Die Natur gewährt tauſendfältige Bilder, unter denen man ſich jene Fragen beantwortet. Die Wiederkehr des Frühlings nach dem erſtarrten Winter, die Metamorphoſe des Schmetterlings, der Stoffwandel, welcher die ſogenannte todte Materie ohne Unterlaß von einer Form in die andere fortwälzt, die Unendlichkeit der Sternenhimmel, wie die immer wiederkehrende Erzeugung von Milliarden Infuſionsthierchen in einem Waſſertropfen, alle dieſe und jede andere große Naturerſcheinung kann zur Beantwortung jener inhaltſchweren Frage benutzt werden, und die verſchiedenen Subjectivitäten verwenden ſie mannichfaltig, um ſich daraus eine Vorſtellung von der Art unſerer Fortdauer abzuleiten. Inzwiſchen kommt, mit fortſchreitenden Jahren, die Skepſis über uns, und wir fragen nicht mehr um das was und wie der Fortdauer, ſondern überhaupt um das ob? Faſt einen Jeden treibt die Welle des Lebensſtroms einmal in jene Epoche der Entzweiung, in jenen Strudel, wo er an ſo Vielem, ja an ſich ſelbſt zu zweifeln beginnt. Aber auch in dieſer gefährlichen Zeit findet der menſchliche Geiſt, er, deſſen Beſtimmung iſt, ſich ſelbſt zu retten, Hülfe in der Natur. Sie beantwortet ihm die Frage: bin ich unſterblich? in zahlloſen Stimmen. Ja, die ganze Natur tönt ihm dann in einem einzigen göttlichen Wohllaut das große Wort entgegen, womit er ſeine Zweifel beſchwichtigt. So vermag denn auch das lautloſe und doch ſo beredte Reich der Pflanzen, dieſe ſtille Schöpfung der Anmuth und Anſpruchsloſigkeit, dem Menſchen entgegenzurufen: Du biſt unſterblich!

Ich habe die Pflanzen in der größern Hälfte meines Lebens zur Umgebung gehabt; oft waren ſie meine einzigen Freunde und Vertrauten. In dem tiefen Dunkel des braſilianiſchen Urwaldes, wo das Rauſchen und Wallen unerreichbar hoher Wipfel tönt wie ein ahnungsſchweres Wort der Gottheit, war ich oft verloren zwiſchen den uralten Rieſen der grünen Wildniß. In den unüberſehbaren Grasfluren, welche ſich dort um den einſamen Wanderer wie ein Meer ausdehnten, war ich manche Stunde der Nacht allein mit den Gräſern und Kräutern zu meinen Füßen. Wenn der ätheriſche Mond und die glänzenden Sterne des ſüdlichen Firmaments in dieſem lautloſen Ocean von Pflanzenleben vor mir auf- und untergingen, waren die Pflanzen die einzigen Zeugen meiner ſtillen Thätigkeit in jenen ambroſiſchen Nächten. So wie aber dort der Glanz des Mondes reiner, das Feuer der Geſtirne herrlicher iſt, als bei uns, ſo ſchien es auch, als ob die Gewächſe um mich her in jenen Stunden der Beſchaulichkeit vernehmlicher zu mir redeten. Vergeblich würde ich mich bemühen, die Magie jener unvergeßlichen Eindrücke, die Stärke der Gefühle, die Innigkeit der Ueberzeugungen zu ſchildern, welche ſich daraus in mir entwickelten. Und unter ſo Manchem, was mir damals aus dem ſtummen Munde des Gewächsreiches vertraut wurde, tritt mir noch jetzt in der Erinnerung glänzend und feurig das Wort hervor, welches ſie redeten: Siehe, Menſch, dein Loos iſt Unſterblichkeit!

Anfänglich war es die Zauberei der Nacht, der ahnungsreiche Anblick zahlloſer Sterne des ſüdlichen Himmels, was meine Seele in die Fluth einer ſanften Schwärmerei hinriß, und ſie empfänglich machte, einen früher unvernommenen Naturlaut zu hören, welchen das Gewächsreich, um mich her das einzig Beſeelte, von ſich zu geben ſchien. Als aber die Eindrücke öfter kamen, und dennoch jene wunderbare Miſchung von Empfindung und Gedanke immer lauter in mir ward, welche, in's Bewußtſeyn tretend, ſtets wiederholte: du biſt unſterblich, da begann ich weiter nachzudenken, und glaubte nun, jener erhebende, beruhigende Gedanke ſey nicht bloß das Reſultat einer magiſchen Wirkung von Naturkräften, er ſey vielmehr eine in's Bewußtſeyn hervorgebrochene Ueberzeugung, die ſich zuerſt gleichſam in der träumeriſchen Hälfte meiner Pſyche entwickelt und nach und nach im Geiſte ausgebildet habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

Die Königin in Drurylane und Coventgarden.

Die Hunderte in der Vorhalle waren, trotz allen Ungemachs, wenigſtens im Trockenen, wogegen die Tauſende, die außerhalb mit Füßen und Ellbogen kämpften, dem Winde und dem Regen ſchonungslos preisgegeben waren. Es iſt

Digitized by Google

gewiß keine Uebertreibung, daß zwölfmal mehr Menschen um den Rang kämpften, als er fassen konnte. Unberufene Spaßmacher wußten das natürlich bestens zu benutzen. Alles geschah, was auf der ausgelassensten Strecktörse (siehe einen frühern Artikel) zu geschehen pflegt, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß dort die Hüte über die Ohren geschlagen werden, um Spaß, hier über die Augen geschlagen wurden, um Taschen leer zu machen. Wenige Minuten nach sieben Uhr kam Ihre Majestät vor beiden Theatern an, wurde unter Vortritt der Pächter und Regisseurs, die Hofkleider und Wachsfackeln trugen, vom Oberkammerherrn in ihre Loge geleitet und von der Versammlung mit einem Enthusiasmus begrüßt, der ihr das Wasser in die Augen trieb. Langsam hob sich der Vorhang, das Jauchzen schwieg, sämmtliche Akteurs und Aktricen standen gereiht, hinter ihnen andere Damen und Herren, sangfertige Stimmen begannen mit voller Musikbegleitung das schöne God save the Queen, und wenn das Einfallen der Zuschauer auch nicht die Harmonie, so vermehrte es doch gewiß die Feierlichkeit der Scene. In Drurylane war die Loge der Königin, der Bühne zunächst, durch einen auf vergoldeten Säulen ruhenden Vorbau erweitert worden. Ein mächtiger Adler hielt in seinem starken Schnabel die carmoisine, in Zeltform reich niederfallende Draperie, und auf der vordern Seite glänzte das königliche Wappen in polirtem Golde. Allen sichtbar zu seyn, nahm die Königin, nachdem sie freundlich ringsum gegrüßt, ihren Sitz an der vordersten Brüstung. In Coventgarden war die Loge geschmackvoll mit Festons von purpurner Seide behangen, die unter dem königlichen Wappen eine Rose bildeten. Auf Befehl der Monarchin wurden in Drurylane die Oper: die Belagerung von Rochelle, und das Lustspiel: Simpson und Compagnie, in Coventgarden Byrons Werner und der erste Akt von Fra Diavolo gegeben. Es versteht sich von selbst, daß die äußersten Anstrengungen von allen Seiten um den Beifall der jungen Fürstin warben. Die erste Scene von Simpson und Compagnie wurde durch den lauten Ruf: Rule Britannia! unterbrochen; augenblicklich erschienen die Sänger und Rule Britannia erscholl. Die Direction von Coventgarden beachtete den Vorgang; ungesordert folgte hier das Nationallied dem Trauerspiele. Die Königin schenkte letzterm ungetheilte Aufmerksamkeit, doch weinte sie nicht; wohl aber hatte sie über Simpson und Compagnie so herzlich gelacht, daß die sonst so ruhige Miene es nun wahrscheinlich nicht länger für eine Sünde gegen den guten Geschmack halten wird, im Theater zu lachen. Mehrere alte Damen, als sie die Königin so unbefangen heiter sahen, blickten sich erst verwundert an und wagten dann wirklich auch zu lächeln. In beiden Häusern wurde am Schlusse der Vorstellung das Nationallied wiederholt, und sie, der all dies gegolten, schied dann, wie sie gekommen, die jubelnde Menge freundlich grüßend. Hiemit war ich im Begriff, meinen Bericht zu enden, als mir einfiel — und seine Leserin hatte mir die Unterlassung verzeihen — daß ich die interessanteste Hauptsache nicht erwähnt, seine Spitze vom Anzuge der Königin gesagt. Also sonnell die Bemerkung, daß Ihre Majestät in Drurylane ein Kleid von silberfarbener, in Coventgarden eines von rosenfarbener Seide, das Haar glatt gescheitelt, eine Diamantenschnur auf der Stirne, diamantene Ohrgehänge und um den Nacken einen schwarzen Spitzenschleier trug. Ich verbürge die Richtigkeit dieser Angaben, obgleich sie nicht mein Eigenthum sind; eine Dame, die Augenzeuge gewesen, hat sie mir gestehen. Der Ausdruck in den Augen, das Lächeln um den Mund und die blühende Gesichtsfarbe der Königin hatten mich unbetümmert um ihren Anzug gelassen. W. S.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Hensch.

Sonderbarerweise trifft mit der Aufhebung des Droschkenprivilegiums ein Umstand zusammen, welcher den Ruzniesser desselben noch mehr zum Gegenstand des Gespräches macht, als sein erloschenes Recht. Der gehrime Commerzienrath Hensch, der durch die Droschken ein so reicher Mann geworden, ist nämlich zugleich Besitzer eines großen Gutes jenseits der Oder, und hat daselbst eine bedeutende Fabrik und ich glaube auch ein Bad angelegt. Daß Gut heißt Bleisen, ein ominöser Name, der schon früher zu manchen Witzeleien Anlaß gab. Außer Bad und Fabrik, die sich beide vortrefflich rentiren, ist es ihm jüngst auch in den Sinn gekommen, eine christliche Kirche zu erbauen. Die Sache wäre vielleicht ruhig vorübergegangen, wenn nicht die eigenen Freunde des Erbauers in den Zeitungen Lärm geschlagen hätten. In zwei langen Artikeln unter der Firma: „Eingesandt" (d. h. für schwere Insertionsgebühren eingereicht) ward der Hergang, die Größnutz des Erbauers und die theatralische Einweihung auf's Umständlichste beschrieben. Zum Ueberfluß mußte ein anderer Freund den Kirchengründer in der Zeitung mit einem Epigramme anfingen, das ungefähr lautet:

O lebe Lessing noch, und sähe dein edles Treiben,
Er würde gleich auf sich den zweiten Nathan schreiben.

Dies war voller Ernst; aber der Ernst streifte so nahe an die Persiflage, daß diese sich dem von selbst machte. Hätte der Witz nichts weiter erfunden als eine garstige Parodie jenes Epigramms, von dem der Anstand nur die erste Zeile anzuführen erlaubt:

Za lebe Lessing noch, und sähe er dein Gleichen u. s. w.,

so könnte Herr Hensch sich beruhigen; aber der Berliner Witz mischte sich mit sehr ernsten, nichts weniger als erbaulichen Betrachtungen. Wenn Voltaire über das Portal seiner Kirche schrieb: Deo erexit Voltaire, so erregte die uns mittelbare Nähe, in welche der Name des Deisten mit dem des Ewigen gerieth, schon Anstoß. Die goldene Inschrift in der Gleißner Kirche: das Herr Hensch, obgleich nicht Christ, diese christliche Kirche erbaut und sein eigenes darüber aufgerichtet Brustbild gab zu manchen Auslegungen Anlaß, von denen eine der mildesten die scheint, daß der Erbauer diesen Tempel zu Ehren des Droschkenprivilegiums, obgleich daßelbe aufgehört, gegründet. Noch mehr stieß bei unsern Gläubigen die theatralische Einweihungsfeier an, bei der nicht allein die musikalische Familie des Stifters, sondern auch mehrere Mitglieder unsers Opernpersonals mitwirken mußten. Wer machte auf den Ruhm Anspruch, nicht eitel zu seyn, und wem gereicht das Streben, gerühmt zu werden, zum bösen Vorwurf? Aber auch der Codex der Eitelkeit hat seine Gesetze, die die Klugheit gab, und die nicht ungestraft übertreten werden. Mit Spekulation ist es eine verfehlte. Die strengen Christen werden dadurch nicht gewonnen, den strengen Juden muß es ein Greuel und den ausgeklärten eine Thorheit seyn. Das Beste für den Stifter ist das, was er nicht will, daß es bald vergessen wird. In der Stiftung und Erhaltung seiner Fabrik soll der geheime Commerzienrath Hensch wirkliche und bedeutende Verdienste um die Umgegend sich erworben haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 294.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 9. December 1837.

Jede nähere Beobachtung des eigentlichen Lebens überzeugt uns, daß ihm überall gewisse gemeinschaftliche Grundzüge zukommen, mögen auch die äußere Bildung der Körper noch so sehr von einander abweichen. Dieses allen organischen Körpern Gemeinschaftliche spricht sich im Menschen aus, wie in der Tanne oder im Veilchen.

Autenrieth.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Fortsetzung.)

Die Pflanze ist belebt: ihre Theile bedingen sich wechselweise, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke des Daseyns, des Bestehens zusammen. Die Pflanze ist organisch, theiligliedrig, periodisch und rhythmisch in ihren Lebensbewegungen. Doch sie ist noch mehr, sie ist auch beseelt. Gegen diesen Satz erhebt sich wohl manche Lehre. Schon jene Schule des Alterthums, welche in der Natur eine ἕξις, Zusammenhaltung, eine φύσις, Wachsen, und eine ψυχή, Seele, unterschied, war nicht gemeint, mehr als die beiden ersten dieser Kategorien in der Pflanze anzuerkennen. Und gleichwie wir die Lehre von den vier Elementen seit Pythagoras in Schule und Leben eingeführt sehen, denken jetzt nur Wenige daran, daß auch in den Pflanzen eine Seele walten sollte. Man verwundert sich wohl über den Ausdruck „Pflanzenseele," als sey er den Vorstellungen, welche im gemeinen Leben herrschen, so wenig adäquat. Inzwischen rechtfertigt sich Annahme und Ausdruck, sobald wir uns das Wesen der Psyche, in ihrer Allgemeinheit, deutlicher zu machen versuchen. Eine erweiterte, höhere, frömmere Naturansicht befriedigt sich nicht mehr mit jener schematischen Eintheilung in dem Sinne eleatischer Philosophen.

Wir nehmen also auch in der Pflanze eine Seele an. Auch die Pflanze hat eine Wirksamkeit, die über die Gegenwart hinausreicht. Sie verfolgt ein fernes Ziel, und zwar nicht bloß leidend, automatisch, wie etwa die Bewegungen des aufgezogenen Uhrwerks ihrem Ende zugeführt werden, sondern sie strebt demselben selbstthätig mit einer gewissen Freiheit in der Wahl ihrer Mittel, mit einem beharrlichen, gleichsam überlegten Eifer entgegen. Sie sucht sich selbst zu erhalten, sie setzt sich der Außenwelt gegenüber, sie bekämpft und besiegt das außer ihr liegende Materielle, um es sich anzueignen. Sie wächst und vermehrt sich durch diese Aneignung, welche sie nicht blindlings, sondern mit einer gewissen Auswahl und Sorgfalt vornimmt und ausführt. Sie vermittelt endlich in diesem beständigen, sich immer erneuernden Conflicte nicht bloß die materielle Vergrößerung ihres Leibes, sondern sie sorgt für Etwas, das noch nicht existirt, für ein ihr Gleiches, das erst kommen soll, für eine Nachkommenschaft. Sie bereitet dieses letzte Erzeugniß ihrer vielseitigen, lebendigen Thätigkeiten mit großer Selbstständigkeit, Consequenz und Zweckmäßigkeit vor, bildet es und knüpft so, mit einer stillen, geheimnißvollen Vorsicht, die Gegenwart an eine ferne Zukunft. Die Pflanze hat Einen, sie hat mehrere unter sich harmonisirte Zwecke; sie verfolgt sie alle mit

Digitized by Google

Sicherheit und Unabhängigkeit, ebenso wie der Mensch seine Zwecke verfolgt. Ja, sie thut dies mit so strengem, gewandtem und sorgfältigem Gebrauch der eingebornen Kräfte, daß sie hierin gar oft dem Menschen als Vorbild gelten könnte, der sich zwar seiner Absicht meistens bewußt ist, aber die Mittel der Erreichung keineswegs immer mit solcher Zweckmäßigkeit wählt, daß er sich auch eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen hätte. Und umgekehrt finden wir auch in der Beziehung große Aehnlichkeit zwischen der Pflanze und dem mit Geist und Seele begabten Menschen, daß sie wirklich, eben so wie dieser, bisweilen ihre Zwecke nicht erreicht. Bald wird sie von dem Geschicke ihrer Endlichkeit ereilt, bevor sie noch die Bestimmung ihres Daseyns und Wirkens erfüllte, sich ganz ausbilden oder für Nachkommenschaft sorgen konnte; bald verfällt sie in der Ausübung ihrer Thätigkeiten auf Abwege, sie irrt vom Ziele ihrer Bestimmung ab, indem sie sich von dem Kreise gegebener Wirklichkeiten in den nahe liegenden von Möglichkeiten begibt, der zwar dem einzelnen Individuum zusteht, jedoch nicht diejenige Entwicklung, denjenigen Zustand begreift, die wir, vermöge ihrer Allgemeinheit, als den Typus des Lebens, als die regelmäßigen, normalen, gesunden Zustände betrachten möchten. Sie bildet zum Beispiele, statt ihren Lebenslauf mit der Darstellung von Fruchtblättern und mit der Entfaltung derselben zur Frucht zu endigen, grüne Blätter, und verleitet damit ihre letzte Bestimmung; die Rose füllt sich mit Rosenblättern und vernichtet dadurch die Einwirkung des Geschlechts, die Entwicklung eines reifen Samens u. s. w.

So sehen wir also in dem leiblichen Leben der Pflanze Absicht, Zweck und Mittel zur Erreichung desselben, ja wir sehen dieselben eben so beherrscht von dem Geschicke der Zeitlichkeit, wie dies bei dem höher begabten Menschen der Fall ist. Die Pflanze wie das Thier hat Zwecke von innen heraus zu erfüllen, erfüllt sie wie dieses, und zwar je nach den verschiedenen Verhältnissen, worin sie besteht, mehr oder weniger vollkommen wie dieses. Nur ein gradueller Unterschied tritt demnach hervor zwischen der unbekannten Einheit, welche alle jene Thätigkeiten beherrscht und beim Menschen seine Seele genannt wird, und der dieser Seele analogen Kraft, welche das Gewächs in seinem ganzen Leben thätig zeigt. Ja, sofern es für die Pflanze wie für das Thier eine gewisse Ausdehnung des Kreises von Möglichkeiten und eine Beschränkung der Nothwendigkeiten gibt, dürfen wir nicht sagen, die Pflanze genieße einer gewissen Freiheit im leiblichen Leben? und läßt sich diese physische Freiheit denken ohne eine Seele, d. h. ohne bedingende Kräfte, die über der Leiblichkeit stehen, sie beherrschen, ordnen und veredeln?

Wir thun daher der Pflanze Unrecht, wir verkennen ihre Natur und Würde, wenn wir sie betrachten, als wäre sie nicht eben so, wie das Thier, mit einer allgemeinen, alle Theile durchdringenden, sie alle zu gewissen Thätigkeiten anleitenden, nicht von Außen her zu bestimmenden, sondern in sich selbst die gesammten Bedingungen des Daseyns tragenden, ihre organische Einheit vollendenden Urkraft begabt. Doch ich glaube in diesen Worten genug angedeutet zu haben, daß auch die stille, scheinbar so sehr verschlossene und gleichsam in sich versenkte Pflanzenwelt eine Seele besitze. „Der Stein hat auch eine Seele," sagte Thales; „sie ist es, welche in der Anziehung des Magnets zum Eisen sich kund thut." Diese erste Spur einer über die Grenze der Leiblichkeit hinausgehenden Kraft erscheint uns in tausend Stufen und Schattirungen durch die ganze Schöpfung. Ueberall kommt sie uns als Wahrer der Selbstständigkeit des einzelnen Naturwesens entgegen, überall wirkt sie von dem Einzelnen in die große harmonische Thätigkeit alles Uebrigen, was da geschaffen ist, hinein, und so müssen wir wohl gern anerkennen: ja, alles Irdische hat seine Seele und darum auch das Pflanzenreich. Die zahllose Verbrüderung gleichartiger Geschöpfe, die eine so wesentliche Rolle in dem Gesammtleben unsers Planeten spielt, wird, nach ihrer Stufe, von einer sanften, stillen Seele, einer Animula blandula, tremidula beherrscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr," fuhr mich eine Stimme ziemlich barsch an, „es ist schon spät, wollen Sie nicht zu Bett gehen?" — „Nein, Kapitän, mir gefällt es recht gut hier oben." — „Aber es wird kühl, verdammt kühl. Sie werden sich den Schnupfen holen." — „Ich fürchte das nicht, Monsieur Charles. Sagen Sie aber, wie lange denken Sie in diesem Hafen zu bleiben?" — „Hier? das ist unbestimmt, sehr unbestimmt, vielleicht gar nicht lange." — „Kapitän, erlauben Sie mir die Bemerkung, die kein Vorwurf seyn soll: ich glaube, Sie hätten wohl gethan, uns in Lissabon zu sagen, daß Sie hier antern wollten." — „Pah, wußten Sie es nicht?" — „Kein Wort." — „So bitte ich tausend Mal um Verzeihung." Er lachte. „Ich für mein Theil," fuhr ich ein wenig gereizt fort, „verzeihe Ihnen gern diesen Mangel an Rücksicht; aber nicht Jedermann an Bord kann es gleichgültig seyn, Course einschlagen zu müssen, die nicht im Zweck der Reise liegen und von denen man nichts gewußt hat."

Monsieur Charles antwortete nicht, sondern drückte sich über die Ballustrade des Decks; unten plätscherte es

Digitized by Google

wie Ruderschlag; ein Boot war während unsers Wortwechsels von mir unbemerkt herangekommen und hatte an der Seeseite des Schiffes angelegt. „Ah-hi!“ rief der Kapitän hinunter, ohne ferner auf mich zu achten, „ah-hi! Colonel? Donna Antonia?“ — „Le pont!“ erscholl es von bekannter Stimme dagegen herauf; es war die des Obristen. Er kam also vom Lande, er hatte Erlaubniß gehabt, an das Land zu kommen! Und: „le pont,“ wiederholte eifrig der Kapitän, indem er selbst nach dem Ort eilte, wo die Leinen der Schiffstreppe befestigt waren, diese loswand und die Treppe herabließ. Wir hatten deren zwei am Bord, eine sehr schöne, mit bunten Teppichen bedeckte, und eine andere weniger kostbare, die heute schon viel gebraucht und nach zehn Uhr aufgewunden worden war. Der Kapitän ließ, trotz der Nacht, die gute Treppe nieder, und gleich darauf stieg der Obrist an Bord, eine Dame nach sich führend, die in dunkle, lange Gewänder gekleidet und verschleiert war. Er redete eifrig zu ihr, aber nicht in französischer Sprache; es war spanisch oder portugiesisch, was er sagte, ich konnte es nicht genau unterscheiden, mehrere Male nannten aber Beide den Namen Donna Julia.

Hier war es nun, wo unser Kapitän fast den Eifer, die Unterwürfigkeit eines Bedienten zeigte, eine Eigenthümlichkeit, die sonst durchaus nicht in seiner Natur lag. Es war offenbar, er hatte den Nachtbesuch der spanischen Dame mit dem Obristen vorher gewußt, ja erwartet, und meine Anwesenheit auf dem Verdeck, die er übrigens jetzt nicht mehr beachtete, war ihm aus diesem Grunde lästig gewesen. Schnell hatte er ein paar Bortenstühle ausgebreitet, auf welchen die Dame und der Obrist sich niederließen, glücklicherweise mit dem Rücken gegen mich gekehrt, so daß ich ohne Indiskretion meinen Platz behaupten konnte. — Der Kapitän war an mir vorüber nach der Küche geeilt und brachte mit eigener Hand auf einem silbernen Teller zwei rauchende Becher mit einem heißen Getränk, die er seinen Gästen ehrerbietig darbot; nur der Obrist nahm davon, und Jener verschwand nun, nachdem er den Teller niedergesetzt, in der Treppenthür, die zur Kajüte hinab führte.

So sehr die verschleierte Dame, welche ihre Unterhaltung mit dem Obristen leise fortsetzte, meine Aufmerksamkeit fesselte, so konnte ich mich doch nicht enthalten, auch einen Blick hinunter zu thun über Bord an der Treppenseite, wo sich das Boot der Spanierin auf den Wellen schaukelte. Es befanden sich außer den Barqueros verschiedene Männer darin; der Mond schien hell darauf nieder und umgab es, indem er die Spitzen der Wogen und deren Schaum in Silber und Gold verwandelte, mit einem ganz eigenthümlichen Glanz. Plötzlich erkannte ich unter den Männern im Nachen die Spanier, die mit uns aus Lissabon abgereist waren und die ich für französische Passagiere gehalten hatte; Einen wenigstens erkannte ich mit Gewißheit; sie trugen Alle runde Hüte und Mäntel, aber die hohe, etwas vorwärts gebeugte Gestalt des Einen und sein lang in den Nacken hinabfließendes, schwarzes Haar waren nicht zu verkennen. Was wollte aber die Dame hier? wie kam der Obrist an ihre Seite? in welcher Beziehung stand er zu ihr? es war offenbar eine sehr vertraute, und doch auch nicht. Im Benehmen des alten Kriegers gegen sie lag ein gewisses Etwas, verschieden von der ehrerbietigen Galanterie, welche Soldaten in seinen Jahren, den Damen gegenüber, zu zeigen pflegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Strauß. Eine Vorstellung im Vaudeville-theater.

Concerte, Benefizvorstellungen, Aufführungen neuer Stücke, eine Menge Reizmittel der Art werden jetzt dem Publikum Schlag auf Schlag geboten. Die große Welt ist gröstentheils wieder beisammen und bedarf vieler Zerstreuungen; daran läßt es der spekulative Geist der hiesigen Unternehmer denn auch nicht fehlen. Zu den beiden permanenten Concertunternehmungen hatte sich neulich die des bekannten Strauß aus Wien, als eine dritte, für sich bestehende, gestellt. Strauß hatte sich wahrscheinlich vorgestellt, es gehe hier wie in einer kleinen deutschen Stadt, wo man begierig auf das Ungewohnte ist, und wo der Name Strauß schon hinreicht, um alle Bewohner des Ortes herbeizuziehen. Er hatte daher einen kleinen Theatersaal gemiethet, die Preise ziemlich hoch gestellt, und nebst seinen Walzern auch allerlei musikalische Schnurren versprochen. Er war aber so klug, bald einzusehen, daß er auf diesem Wege sehr wenig Glück in Paris machen würde; er gab daher seine Possen auf, verließ den Theatersaal, vereinigte sich mit dem vielbesprochenen Musard, und seitdem beschränkt er sich darauf, in dessen Concertsaal jeden Abend mit seiner Truppe aufzutreten und bloß seine Walzer hören zu lassen, worauf dann Musard den zweiten und letzten Theil des Concerts mit seinen Tanzquadrillen ausfüllt. Dies gefällt dem Publikum, und es geht fleißig hin, um deutsche Walzer und französische Quadrillen nacheinander für sein Französisch zu hören. Musards Nebenbuhler, Valentino und Dufresne, fahren dagegen in ihrem Concertsaale fort, jeden Abend, nebst Quadrillen und Walzern, auch Musik höherer Gattung, und besonders Bruchstücke aus Beethovens Symphonien aufzuführen. Ein deutscher Tonkünstler drückte mir neulich sein freudiges Erstaunen über die allgemeine Anerkennung aus, welche hier dem Beethovenschen Genius zu Theil wird, und gestand, in Paris werden dessen Symphonien jetzt viel fleißiger aufgeführt, als in dem eigenen Vaterlande des genialen Tonsetzers. — Unter den Benefizvorstellungen zog mich neulich eine vom Vaudevilletheater angekündigte an, die einem Schauspieler dieses Theaters, Namens Hippolyte, zu Gute kommen sollte, und zu welcher sich außer der Truppe des Vaudeville auch noch einige ausgezeichnete Schauspieler des kleinen Palais-royal-Theaters vereinigt hatten. Die Vorstellung sollte aus einem beliebten Stücke letzterer Bühne: Bruno le fileur, in drei Aufzügen,

Digitized by Google

aus einem neuen Stücke, ebenfalls in drei Aufzügen, aus einem kleinen Concerte und aus der Posse: „der Tyrannstopfer“ vom Repertoire des Vaudevilletheaters bestehen. Der Vaudevillesaal ist vor einiger Zeit wieder neu herausgeputzt worden, so daß er nun recht stattlich aussieht. Die Logen und das Innere der Galerien sind dunkelrothe, die Galerien außen weißlau mit Goldverzierungen in chinesischem Geschmack. Bekanntlich ist dieser Geschmack jetzt so ziemlich herrschend, und die Damen beschäftigen sich damit, chinesische Goldverzierungen auf schwarzen Lack zu malen. Man ahmt ebnes fische Arbeiten dieser Art so geschickt nach, daß in den Kaufladen Nachahmungen von den Originalen oft schwer zu unterscheiden sind. Bei der neuen Ausstattung des Vaudevilletheaters ist man dem Vorgang mehrerer kleinen Theater gefolgt: man hat die Orchesterplätze auf Kosten des Parterre vermehrt, wodurch also das Parterre sehr nach hinten geschoben worden ist. Sonst machte in allen Pariser Theatern das Parterre den Haupttheil aus; hier saß die Masse der männlichen Zuschauer gedrängt beisammen (denn das weibliche Geschlecht wird bekanntlich in die Pariser Parterre nicht zugelassen), hier wurde das Schicksal eines neuen Stückes entschieden, denn von hier ging der Applaus oder das Zischen aus. Diese sonst unwiderstehliche Kraft ist durch die neue Vorkehrung der Theaterdirectionen ziemlich gebrochen, und da das Parterre nun in den Hintergrund geschoben und von dem vornehmeren Orchester verdrängt worden ist, so hat es auch nicht mehr das vorige Ansehen; zum Theil ist es sogar nicht einmal mehr sichtbar; denn der hintere Theil wird von der ersten Galerie, worunter er sich befindet, verdunkelt. Es kommt mir so vor, als ob die Theaterdirectionen nach dem Beispiel pfiffiger römischer Gesetzgeber das Volk in die letzte Curie zusammengedrängt hätten. Dies hat zur Folge, daß es selten mehr so stürmisch in den Theatern hergeht, wie sonst, da das Parterre noch seine Gesammtkraft fühlte. Uebrigens scheint dies doch zu beweisen, daß mehr Wohlstand im Pariser Publikum herrscht, als ehemals; denn da die Preise im Orchester höher stehen, als im Parterre, so würden die Theaterdirectionen wohl nicht die Orchesterplätze vermehrt haben, wenn sie nicht so ziemlich überzeugt wären, daß diese theureren Plätze vom Publikum werden besetzt werden. Hier, wie in allen andern Theatern, werden vor dem Anfang der Vorstellung die beiden kleinen Tagesblätter Vert-vert und l'Entre-acte, das Blatt zu drei Sous, feilgeboten, welche man vorzüglich deßhalb kauft, weil hier die Namen aller Schauspieler mit Bezeichnung der Rollen, die sie am Abend zu spielen haben, nebst Theaternachrichten zu lesen sind. Diese Blätter werden daher auch wohl unter dem Namen le programme des spectacles ausgerufen. Dann werden auch die am Abend zu spielenden Vaudevilles umhergetragen und angeboten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Advocatenuntragödie und Advocaten.

Mit dem Herbstanfang pflegte sonst die erlesenere Theilnahme für das Theater sich wieder zu regen. Es geschah dann in der Regel etwas, um zu zeigen, daß man den Adel der Kunst anerkenne. Irgend ein bedeutendes, gehaltreiches Drama, ein Shakespeare'sches, ein spanisches, oder ein älteres deutsches Werk, das längere Zeit liegen geblieben, ward, da die Armuth der Gegenwart nichts Neues bietet, in Scene gesetzt. Aber wir warteten in den letzten Jahren auch darauf vergebens. Diesmal ist die Erelinger mit ihren beiden Töchtern auf einer langen Urlaubsreise begriffen, um auswärts Lorbeern und Vortheil zu ernten. Zu gleicher Zeit war der andere Stern des Theaters, von dessen Schimmer wenigstens ein großer Theil des Publikums angezogen wird, Fräulein von Hagn, auch auf Gastreisen entfernt. Es schien also gründlich dafür gesorgt, daß das Schauspiel nicht in seine alten Rechte treten sollte. Dessenungeachtet ist, wie von selbst, etwas auf dem Hoftheater erschienen, was, wenn es keine Revolution verursacht, doch ein Moment in der Geschichte des Theaters werden dürfte: ein Schauspieler, auch keine Schauspielerin, sondern ein Stück, und ein bürgerliches Drama: „die Geschwister.“ von einem Pseudonymus Leutner. Da Raupach, der es dethrietet, der Verfasser ist oder nicht, ist gleichgültig: wahrscheinlich ist wenigstens, daß er an der Ausarbeitung seinen unbedeutenden Theil hat. Irgend Jemand, der unser bürgerliches Leben genau kennt, und zugleich in den äußern Gesetzen der modernen Bühne genügend bewandert ist, hat es auf sich genommen, aus Versällen, die Jeder von uns, in nähern oder entfernetern Kreisen, miterlebt hat, aus Verhältnissen, die Jeden berühren, ein Drama zu componiren, das die allerhöchste Theilnahme erregt, das eine Rührung hervorbringt zu einer Zeit, wo man die Rührung verpönen will, und Interessen hochtragischer Art anregt, während es doch nur Reibungen zum Gegenstande hat, die im modernen Gesellschaftsleben täglich vorkommen. Wer das vermag, muß ein echter Dichter sein? Gerade umgekehrt. Es ist nichts weniger als Poesie, weder die schöpferische, noch die lyrische Dekorattice, die daran gearbeitet hat. Nur tüchtige Einsicht und ein scharfer logischer Verstand haben aus den alltäglichsten Vorfällen unsers socialstädtischen Lebens eine dramatische Fabel componirt, die, abgespielt, den Anschein gewinnt, als sey es kein Spiel, sondern eine Wirklichkeit, etwas, das sich nothwendig so und nicht anders zugetragen haben könne und müsse. Der nächste Gegenstand ist das verführerisch glänzende Leben unserer Jusitzkommissarien (Advocaten), das, mit allen Reizen der Wirklichkeit, des Luxus, der Bildung ausgeschmückt, in jedem Lustrum wenigstens einen Umsschlag herbeiführen; nur daß die Wirklichkeit oft tragischer dichtet, als hier der Poet. Die Benutzung fremder anvertrauter Gelder, bei der Leichtigkeit, sie durch die große laufende Einnahme wieder zu decken, führt zur Unterschlagung, die Unterschlagung zum offenbaren Betruge, Betrug und Fälschung zum Davonreiten oder zum Selbstmorde. So nagt der Wurm oft schon am Herzen, während die Genien der Anmuth und Liebenswürdigkeit um das heiter geschmückte und in allen Genüssen schwelgende Leben spielen. Der Verfasser hätte nur Scenen aus der nächsten Wirklichkeit porträtiren dürfen, um seinem Drama poetischen Reiz zu geben. Von diesem luxuriösen Leben des Helden wird uns aber nur beiläufig erzählt, und er hat es vorgezogen, in strenger Verstandeskonsequenz uns nur die Bedrängnisse eines ursprünglich edlen Mannes vorzuführen, der Pupillengelder angegriffen hat, dem sein Mündel wider Erwarten vor der Zeit stirbt, der darauf, um das Verbrechen zu verbergen, Feuer in seinem Büreau anlegt, und nun, äußerlich gerettet, in die fürchterliche Krisis geräth, einen gewesenen Freund als der That verdächtig angeklagt zu sehen, und zwar einen, welcher aus Edelmuth und Liebe zu des Thäters Schwester schweigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Montag, den 11. December 1837.

— Ich forſchte, lauſchte, frug,
War Auge ganz und Ohr, und wurde doch nicht klug.
Regnard.

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Jetzt ward es auf der Kajütentreppe wieder lebendig, der Kapitän, zwei Wachskerzen in der vorgeſtreckten Hand, leuchtete und half einer Dame herauf, deren ſchönes, bleiches Antlitz, aus der Tiefe auftauchend, in der That wie ein Gebilde aus Marmor erſchien. Bald zeigte ſich die ſchlanke Geſtalt auf dem Verdeck; ein ſeidner, an ihr herabfallender Mantel verhüllte ſie nur halb; es war der Schützling des Obriſten, Mademoiſelle Juliette. Sie trug etwas in den Händen, ich konnte nicht unterſcheiden, war es ein Päckchen oder ein Portefeuille. Ihre Mienen ſchienen Spannung und Unruhe zu verrathen und ihr Auge folgte dem Fingerzeig des Kapitäns, welcher auf uns gerichtet war. Plötzlich eilte ſie ihm voran, und die Spanierin hatte kaum Zeit, ſich von ihrem Sitz zu erheben, als Juliette ſchon zu ihren Füßen lag und ihre Knie umarmte. Ich hörte ſie, das Geſicht in die Kleider der Fremden gedrückt, in Thränen ausbrechen und ſchluchzen. Obgleich ſie aus Portugal kam, obgleich ſie, wie man am Bord ſagte, Kammerfrau einer portugieſiſchen Infantin war, hätte ich doch nicht geglaubt, daß das franzöſiſche Mädchen auch die Sprache jenes Landes rede. „O Senhora!“ rief ſie, bald die Hände, bald den Schleier der Dame küſſend, „o Senhora muito amada! O amável Dona dos Corazões.“

Eine Weile ließ ſich die Dame dieſe unterwürfigen Liebkoſungen gefallen, die ſie mit leiſen, ſanften Schmeichelworten erwiderte, während ſie ihren Schleier zurückſchlug; dann aber hob ſie die Knieende halb gewaltſam zu ſich empor und fing an mit großer Haſtigkeit in ſie hineinzureden, ſie mit Fragen zu beſtürmen, die Juliette eben ſo raſch beantwortete. Dabei entfaltete Letztere mit ihren weißen Händen die Schleifen eines Bandes, welches um das Päckchen gewunden war, das ſie trug, und reichte der Spanierin einen Brief und wieder einen und ein halbes Dutzend Briefe, welche dieſe haſtig hinnahm, nachdem ſie die Adreſſe am Schein der Wachskerzen geprüft hatte, die der Kapitän hielt und deren Flammen in der weichen ſpaniſchen Nacht nicht einmal das Vorhalten der Hand bedurften, um nicht zu flackern.

Ich war, auf die Brüſtung des Decks geſtützt und von Geräthſchaften, wie ſie auf Schiffen immer umherliegen, beinahe verſteckt, ganz Auge und Ohr, als der Obriſt, der ſich gleichzeitig mit der Dame von ſeinem Sitz erhoben hatte, jetzt zurücktrat, offenbar aus Diskretion, um den Damen bei ihrer Unterhaltung freieren Spielraum zu gönnen. Er wandte ſich und ſchlug unglücklicherweiſe

Digitized by Google

die Richtung nach meinem Standpunkt ein, so daß er meiner ansichtig werden mußte. Ich wünschte ihn in dem Augenblick weit weg, oder mir die Nebelkappe der Unsichtbarkeit auf den Kopf, als er mit einigem Stutzen auf mich zu trat. „Wer da?“ war seine Frage. — „Ich bin es, Herr Obrist, mit Ihrer Erlaubniß,“ entgegnete ich ruhig. — „Sie? Morbleu! auf meine Ehre! ich glaubte Sie schliefen. Aber ich sehe, Sie genießen der schönen Luft. Nicht wahr, auch die spanischen Nächte können schön seyn?“ — „Obrist, in dieser Jahreszeit sind es sogar die deutschen.“ — „Richtig, gewiß! Nun, so lassen Sie uns von Deutschland reden, erzählen Sie mir etwas von Ihrem Vaterlande — ich höre so gern davon — in der That, recht gern.“ — „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich jetzt lieber hörte als erzählte — o Obrist, in welchem süßen Lauschen haben Sie mich gestört!“ — „Ach so!“ lachte der Obrist, „Sie meinen die Freundin von Mademoiselle Juliette, für die sie Briefe aus Portugal brachte? . . Ja, die schöne Frau entschloß sich kurz, sie selbst hier abzuholen, und ich geleitete sie von der Stadt her. — Ein kleines, verdammtes Nest, dieses Vigo.“ — „Eine Freundin von Mademoiselle Juliette . . .? Sehen Sie, Obrist, da kniet sie wieder vor ihr, da küßt sie wieder ihre Hände. Ich würde glauben, es sey die Infantin Dona Anna selbst, wenn ich diese nicht erst noch den Tag vor unserer Abfahrt ruhig in Belem gesehen hätte.“ — „Coronel Arnour!“ tönte in dem Augenblick eine feine, melodische Stimme zu uns herüber; sie kam von der Fremden. „Ah! Sie verzeihen, mein Herr — Gute Nacht! . . Die Infantin ist es nicht — unter uns, eine Freundin der Infantin, eine Verbannte . . .!“

Damit verließ er mich und sprang zu der Dame, die seinen Arm ergriff und so eben von Juliette und dem Kapitän Abschied genommen hatte. Beide begleiteten sie bis an die Stufen der Treppe, die zum Boot hinabführte, der Obrist aber geleitete sie hinunter. Bald ertönten die Ruder, welche leicht in das Meer schlugen, ich sah das Boot abfahren, die Dame darin, und verfolgte es mit meinen Augen, so weit es die Nacht erlaubte. Es schien mir nicht ganz die Richtung der Stadt einzuschlagen, doch lagen so viel Ortschaften und Schlösser in dem Halbring der Bucht, daß es sehr erklärlich war, wenn das Boot einen andern Curs steuerte, als den nach Vigo. Bald nach der Abfahrt des Boots, das der Obrist nicht wieder bestiegen, erschien er, sich die Hände reibend, lachend, plaudernd auf dem Deck und sagte, er wolle schlafen gehen. Juliette ging auch, der Kapitän desgleichen, und ein frischer, kühler Wind begann über uns hinzustreichen und in den Segeln zu rauschen. Eben schlug es Mitternacht auf spanischen Thurmuhren, ihr Glockenschlag zitterte feierlich über das Meer, als auch ich das Verdeck verließ, die schmale, gewundene Treppe zur Kajüte hinabging und in meine Koje kroch, unter welcher der Schauspieler aus der Rua dos Condes bereits schnarchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun eine blühende Pflanze, so tritt uns vor allen der Gedanke entgegen, wie wunderbar hier jene zwei großen Richtungen, die der Selbsterhaltung und die der Fortpflanzung, durch die Weisheit des Schöpfers sind verschlungen und in einander verflochten worden. Die Pflanze treibt aus dem Keime, dem Vorbilde ihrer künftigen Gestalt, zuerst abwärts ein Würzelchen hervor, mittelst dessen sie sich in den Grund versenkt; dann entfaltet sie am Aufwuchse Stengel und Blätter. Diese letzteru Organe läßt sie am Stamme über einander staffelförmig hervortreten, sie kleidet sie in die grüne Farbe, indem sie durch dieselben athmet, und bedient sich ihrer also als allgemeinen Organes der Assimilation und Ernährung. In dieser Sphäre sind diese Blätter ausschließlich berufen, der Bestimmung der Selbsterhaltung zu genügen. Doch weiter nach oben am Stamme werden diese Blätter umgefaltet. Sie erhalten nun die höhere Bestimmung, Fortpflanzung zu vermitteln, und mit dieser edleren Funktion müssen sie ihre frühere Gestaltung und Farbe so sehr verändern, daß sie oft nicht mehr als das erscheinen, was sie ihrem Urtypus nach sind. Diese gefärbten, in ihrer innern und äußern Gestalt wesentlich von den früher gebildeten grünen Blättern verschiedenen Organe sind für die edlere That geschaffen, ein künftiges Geschlecht aus sich zu erzeugen.

Die Aufgabe dieser Blätter, deren Gesammtcomplex wir die Blüthe nennen, läßt sich als Analogon einer sittlichen Aufgabe darstellen. Ich bedarf wohl keine Verwahrung einzulegen, um in diesem Ausdruck nicht mißverstanden zu werden. Die Pflanze ermangelt der Jchheit, des Selbstbewußtseyns, der Persönlichkeit; sie hat keine Erkenntniß, darum keine sittliche Freiheit, wohl aber einen gewissen Grad von sinnlicher (physischer) Freiheit (Spontaneität). Zwischen der physischen und der sittlichen Welt herrscht aber eine vollkommene, von göttlicher Weisheit angeordnete Harmonie, und jede Handlung im Gebiete physischer Freiheit findet in höheren Gebieten einen Anklang, so wie sie selbst als ein Echo aus höheren Sphären erscheint, wenn wir sie in ihrer Innerlichkeit (und metaphysischen Nothwendigkeit) anschauen. In dem gegebenen Falle aber läßt sich anführen, daß die Idee der

Digitized by Google

Sittlichkeit großentheils in der leiblichen Selbstentäußerung zum Gewinn eines geistigen Lebens ruht. Dürfen wir aber nicht das, was uns in den Blättern der Blüthe vor Augen liegt, eben so nennen? Entäußert sich nicht die Pflanze gewisser Theile, welche sie hätte zu der Ernährung ihres individuellen Lebens verwenden können, indem sie ihnen eine Bestimmung gibt, für Etwas zu wirken, das noch nicht wirklich, nur im Reiche der Möglichkeiten liegt, für eine Nachkommenschaft? Und diese Nachkommenschaft steht zu der Mutterpflanze in einem idealen Verhältnisse, dem ihr Erscheinen, ihre Entwicklung und ihr Alter kann jener mütterlichen Pflanze in keiner Weise förderlich seyn, dieselbe mag nach der Ausbildung ihres Samens leben bleiben oder sterben. Ja, eher wäre noch zu denken, daß diese so unbefangen und rücksichtslos erzeugten Nachkommen dem Muttergewächse feindlich werden, ihm Nahrung entziehen und es somit einer um so schnelleren Auflösung entgegen führen möchten. Doch diese Sorge kennt die harmlose Pflanze nicht. Sie erzeugt zu Millionen jene Samen, welche, auf den Boden fallend, mit jugendlicher Selbstsucht die Säfte der Erde in Anspruch nehmen, Stoffe, durch deren Genuß die Mutterpflanze selbst sich hätte ein längeres Leben erhalten mögen.

Linné nannte die Blüthen anticipirte, dem einfachen Entwicklungsgange derjenigen Pflanze, die nur für ihre Selbsterhaltung thätig ist, voraneilende Zweige. Er hat offenbar in dieser Bezeichnung angedeutet, daß er in dem Leben des Gewächses eine Doppelrichtung anerkenne, deren eine die ruhigschreitende Handlung, also die bequeme ist, während die andere stets eine gewisse Heftigkeit, Unruhe, einen Affekt, gleichsam eine Anstrengung im Drange nach Erreichung eines idealen Zieles darstellt. Diese Ansicht von den beiden polarischen Lebensprocessen im Gewächse harmonirt mit dem, was ich auf andere Weise oben ausgesprochen habe.

Ueberschauen wir nun noch einmal die ganze vielgliederige Reihe von Entwicklungen, welche die Pflanze von dem Moment ihrer Entfaltung aus dem Samen bis zu demjenigen durchmacht, da sie selbst wieder Samen erzeugt, bemerken wir, wie in diesem vielverschlungenen Processe das materielle, auf das Bestehen der Leiblichkeit, und das ideelle, auf die Erzeugung eines Künftigen gerichtete Interesse sich gegenseitig bedingen, wie jedoch das letztere am Ende die Oberhand gewinnt, da es auf der Höhe des Lebens am vollständigsten thätig ist, so dürfen wir wohl nicht anstehen, in dem individuellen Pflanzenleben eine hohe moralische Bedeutung anzuerkennen. Fürwahr, ein Bild der harmlosesten Thätigkeit und Selbstentäußerung können die Pflanzen demjenigen seyn, der sich nicht begnügt, sie bei ihrer äußerlichen Erscheinung zu fassen.

Wir gehen nun einen Schritt weiter und betrachten dieses individuelle Pflanzenleben in seiner ununterbrochenen Successsion. Wenige Naturerscheinungen mögen gleich dieser geeignet seyn, uns an tiefe und weitgreifende Betrachtungen hinzuführen. Es kann uns nämlich nicht entgehen, daß dieser beständige, seit der Erschaffung des Gewächses ohne Unterbrechung fortgesetzte Wechsel von Leben der individuellen Pflanze, von Erzeugung einer Nachkommenschaft und von Tod der Mutterpflanze, ein Leben ohne Unterbrechung und Aufhören, ein einziges, wie ein nie versiegender Strom, ohn' Unterlaß strömendes Leben sey. Nirgends erscheint hier ein Sterben. Wo wäre nur Ein Moment, den das Leben des Gewächses nicht erfüllte? Ist der Same etwa minder lebendig, als die sprossende Pflanze, weil seine Kräfte schlummern? Ist nicht dieser rhythmische Gang in der Folge von Pflanzengeschlechtern eine gleichmäßige Oscillation von Handeln und Ruhen? von Ruhen, das keineswegs ein Tod, kein Aufhören selbstständiger Kraft, sondern nur ein momentaner Nachlaß äußerer Thätigkeit ist? Ja, betrachten wir in diesem Wechsel von äußerlicher und innerlicher Thätigkeit einer gegebenen Pflanzenreihe nur die Materie selbst, an welcher diese Handlungen vor sich gehen, so erscheint auch sie uns wie ein unendlich langer Faden, der manchmal stärker wird, manchmal sich wieder zusammenzieht und bis in die unscheinbarste Dünne verliert, der aber bei alle dem niemals und nirgends abreißt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Bruno le fileur.

Ehemals waren alle Theaterstücke theuer; man hat seitdem eingesehen, daß es eine rühmere Spekulation ist, dieselben sparsamer zu drucken und wohlfeiler zu verkaufen. So hat man es denn dahin gebracht, daß man ein Stück in einem Aufzuge für vier Sous und einen in zwei oder drei Aufzügen für acht Sous abgeben kann. Dafür verkauft man jetzt vierzigmal mehr Exemplare, als vormals. Dichter und Verleger finden ihre Rechnung so gut dabei, als das Publikum, und dem Nachdruck wird dadurch ebenfalls gesteuert; denn der Nachdrucker könnte ein Stück nicht wohlfeiler liefern, und geräth daher nicht mehr in Versuchung, das Gut eines Verlegers zu stehlen. Diese wohlfeilen Piecen belaufen sich schon auf einige hundert, und es läßt sich jetzt mit geringen Kosten eine dramatische Bibliothek anlegen. — Die Vorstellung begann mit „Bruno le fileur," einem Vaudeville, welches auf der Bühne des kleinen Palais-royal-Theaters wohl fünfzigmal mag aufgeführt worden seyn. Im ersten Aufzuge sieht man die Erben eines kürzlich verstorbenen reichen Fabrikbesitzers in dessen Hause versammelt, wo das Testament

Digitized by Google

eröffnet werden soll. Auch Bruno ist anwesend, ein dieser Arbeiter, dem aber der verstorbene Fabrikherr sein ganzes Zutrauen geschenkt hatte. Die Erben behandeln ihn mit ziemlicher Geringschätzung, ungefähr wie einen Haustnecht des Verstorbenen. Aber nun wird das Testament eröffnet. Bruno ist als Universalerbe eingesetzt. Die Erben betompliziren ihn, und schleichen sich unzufrieden einer nach dem andern davon. Bruno ist das Local eines Industrietellen; solche Charaktere lieben jetzt die Pariser Theaterdichter, wie sie vor zwanzig Jahren ihre Locale unter den Militärs suchten. Damals gab es nichts Esteres, Großmüthigeres, Uneigennützigeres, als das Betragen eines alten Kriegers der Napoleonischen Armee. Jetzt wird Großmuth und Hochherzigkeit in den Gewerbsstand versetzt, ein Beweis, daß unter dessen die öffentliche Meinung eine Umwälzung erlitten, und daß der Gewerbsstand nun die hohe Stellung einnimmt, welche vor zwanzig Jahren noch der Militärstand in Frankreich behauptete. In der That ist jener jetzt mächtig und einflußreich, und ersetzt den Adel der alten Zeit, mit dem Unterschied, daß er keine stehenden Vorrechte, und vor den übrigen Bürgern bloß sein Vermögen, seine Betriebsamkeit und seinen Einfluß voraus hat. Bruno also, ein Ideal eines Gewerbsfleißigen, verrichtet lauter edle Handlungen. Einen der kurz ausgegangenen Erben stellt er als Oberaufseher seiner Fabrik an, mit einem Gehalte von 6000 Fr.; einem alten Freunde will er eine Pension auferdringen; dieser aber, ein lustiger Kumpan, will wohl sein Freund, nicht aber sein Pensionär seyn, und Bruno's größte Freude ist, mit ihm seinen Schoppen zu trinken, wie ehemals, da er noch bloßer Arbeiter war. Unter den nahen Erben befand sich auch ein alter Kriegsmann (ganz können die Dichter die Kriegsleute noch nicht fahren lassen), und dieser hat eine allerliebste Tochter, welche auch gekommen war, um als nahe Anverwandte der Eröffnung des Testaments beizuwohnen. Dieser bietet Bruno einen Theil, ja die Hälfte der Erbschaft an; sie will aber nichts annehmen, obschon ihr Vater in seinen alten Tagen nichts weniger als vermögend ist. Bruno möchte ihr aber doch gerne helfen; mit schwerem Herzen und nach langem Zaudern bietet er ihr alles Hab und Herz an, wodurch sie in Stand gesetzt wird, ihrem alten Vater gute Tage zu verschaffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Advocatenvrtagödie und Advocaten. Kunstwesen.

Die Gnade des Fürsten muß eine Verwicklung lösen, welche, ihrer Anlage nach, geradewegs auf eine echte Tragödie ausliefe. Wir sind zu mattherzig, um noch Tragödien zu dichten, wo die Wirklichkeit derenn täglich aufführt. Mit einem Pistolenschuß oder Giftpulver zum Schluß wäre es vielleicht auch kein Cassenstück geworden! Diesen ästhetischen Defect muß eine sehr praktische Moral ergänzen. Der Fürst gibt dem Advocaten als Strafe auf: ferner sich jeden Geldgeschäftes zu enthalten und rein seiner juridischen Praxis zu leben. Ein vortrefflicher Rath, wenn er sich ausführen ließe. Der Uebelstand, daß es so ist, und noch lange so seyn wird, wie das Drama es beschreibt, liegt tiefer. Unsere Gesetzgeber machten die Advocaten, deren Uebergewicht in jedem gebildeten Staate, von den Zeiten der Römer bis zu Engländern, Franzosen und Nordamerikanern, ein unabsehbares esse ist, zu bloßen Commissarien der Justiz. Die strengste Controlle sollte auch diesen, nach den Rechtsbegriffen aller Nationen freien Stand in den Schranken der Dienstbarkeit halten. Sie sollten nur arbeiten, nicht wirken, weil sie wirkend schaden können, wie das allerdings auch die Erfahrung lehrt. Es sprach dabei auch wohl der alte Haß König Friedrich Wilhelms I. gegen die „Rechtsverdreher“ mit, der beim großen Friedrich wenigstens zu keiner Neigung für sie geworden. Sie werden daher die jure in einer Art der Ausschlußt, welche die freie Thätigkeit, wodurch der Advocat erst Sachwalter wird, unmöglich macht. Es lag dabei die Absicht zum Grunde, den ganzen Stand allmählich überflüssig zu machen und ausgehen zu lassen, indem jeder Bürger lernen sollte, sich selbst zu vertreten. Der Erfolg hat gelehrt, daß es nur eine philosophische Idee war, die man aufs Lebensverhältnissen aufspropfen wollte. Wir bedürfen Advocaten; diese aber kamen zwischen Bedürfniß und Gesetz in eine ganz schiefe Lage. Ihr Einfluß arbeitete sich heraus, und ihre Geltung verlangte Belohnung. Da es ihnen nun verboten ist, sie, wie außerhalb Preußen, eine Belohnung zu stipuliren, die dem Erfolge ihrer Thätigkeit entspricht, und sie nichts fordern können, als die verhältnißmäßig geringen Gebühren der Sportelta×, wobei der schlechte Sachwalter mit dem genialen, der erfolgreiche mit dem unglücklichen ziemlich auf derselben Stufe stände, so mußten sie im Geldverkehr die Mittel zu der glänzenden Lage suchen, welche das Publikum scheinbar inconsequenterweise und doch in natürlichem Wege von ihnen fordert. Daher ein Uebel, welches einem in andern Ländern bodygerichten Stande bei uns die Achtung entzieht. Jedem Advocaten, der in Glanz lebt, haftet der Verdacht an, daß er von fremdem Gelde lebt und der Tag des Umschlags einmal kommt. Wer aber nicht in Glanz lebt, dem mangelt das Vertrauen des Publikums. Also dürfte dieser Stoff zu bürgerlichen Tragödien noch lange nicht ausgehen!

An die Stelle des Grafen Brühl, als Intendant der Kunstinstitute, ist noch Niemand definitiv ernannt. Vor einiger Zeit schien es gewiß, daß Herr v. Olfers, früher unser Gesandter in Brasilien, zuletzt in der Schweiz, den Posten, unter einigen Modifikationen, erhalten werde. Jetzt spricht man von der Absicht, die Stellung zu einer Hofcharge zu machen, und einen berühmten Kunstkenner von anerkanntem, dessen persönliche Stellung ihn auch dazu berechtigte, zu berufen. Wenn dieser es annimmt, dürfte aber Herr v. Olfers (Herrn v. Stägemannß Schwiegervater) nicht mehr geneigt seyn, die dieser Würde unt.zuordnende Directerstelle zu verwalten. — Ob unsere Kunstausstellungen künftig alljährig seyn werden, oder die ältere Einrichtung bleiben wird, ist auch wieder zweifelhaft geworden. So vortheilhaft jenes für Berlin wäre, protestirt doch jetzt das Interesse der Provinzialstädte, die Kunstvereine und Ausstellungen haben, dagegen. Bei einem alljährigen Wechsle in Berlin ist ihnen die Möglichkeit genannt, bedeutendere Bilder zu ihren Ausstellungen zu erhalten. Sie benutzen die jetzt dazu die Schaltjahre, wo Berlin keine Ansprüche auf die Hauptwerke der Künstler macht. — Von einer kleinen interimistischen Ausstellung, welche das Publikum der Gefälligkeit des Grafen Raczinski verdankt, der den herrlichen Carton der Kaulbachschen Hunnenschlacht in seiner Galerie ausgestellt hat, in einem nächsten besondern Berichte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 12. December 1837.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl einer Sabbathsfeier, deren geweihter Tempel der Mensch ist, herrscht schon in der Natur. Das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der Creatur zur Erfüllung, im Geist des Menschen.

G. H. Schubert.

Die Unsterblichkeit der Pflanze.

(Beschluß.)

Die Verbindung des Samens mit der Mutterpflanze ist anfänglich sehr stark und mächtig, insofern er noch kaum aus dieser hervorgebildet worden, sie wird aber nach und nach immer schwächer, der Gefäßbündel, durch welchen der Same mit der Mutterpflanze in Verbindung steht, wird allmählig trockener und dünner, und endlich kommt ein Moment, da die Continuität der Materie aufgehoben wird. Von diesem Wendepunkt an beginnt eine neue Lebensrichtung: der Same fängt seinen Keimungsproceß an, es sey dieser unmittelbar sichtbar oder nicht, gleichviel. Wo ist also hier die Trennung der einzelnen Pflanzenleben in ihrer Succession? sind sie nicht vielmehr eben so in einander verflochten, wie die beiden Hauptrichtungen des Sprossens und Blühens in einer einzigen gegebenen Pflanze? So fließt also das Leben aller aus einander entstandenen Pflanzen in eine ununterbrochene Reihe von Erscheinungen zusammen, die materiell und virtuell eigentlich nie und nirgends von einander abgegrenzt sind. Eine tausendgliedrige Kette von Erscheinungen, die von einer und derselben Kraft ausgehen, denen immer nur ein und dasselbe Bestreben zu Grunde liegt, stellt sich uns dar, und wir haben in dem Leben aller der in Tausenden von Successionen sich folgenden Pflanzen nur Ein Leben, nur ein und dasselbe Bestreben, nur Ein Individuum. Ich darf wohl sagen, nur Ein Individuum, denn kein Zeitabschnitt in diesem vieljährigen Leben zeigt uns irgend etwas Eigenthümliches, irgend etwas so spezielle Besonderes, so Individuelles, daß wir ihn von irgend einem andern unterscheiden könnten. Jede dieser Pflanzen, aus dem von der Mutterpflanze mit Sorgfalt erzeugten Samen erwachsen, hat keine andere Bestimmung, kein anderes Bestreben, als wiederum eine andere Nachkommenschaft zu erzeugen: diese Aufgabe, in welcher wir bereits gewissermaßen einen ethischen Charakter anerkannt haben, erschöpft somit die ganze pflanzliche Bestimmung. Neben dieser Aufgabe kann die Pflanze keine andere lösen; unter welchen äußern Verhältnissen sie auch immer leben möge, sie ist strenge angewiesen, niemals aus dem Kreise ihrer Formen, niemals aus der Bahn ihrer Thätigkeit herauszutreten. Man kann in dieser Beziehung sagen, daß die einzelne Pflanze keine individuelle Geschichte habe, daß nur das Alte, nur das Gleiche sich hier stets reproducire. So ist es also dasselbe Weizenkorn, welches, einst im Beginne seines Lebens der mütterlichen Erdscholle anvertraut, nach tausend Jahren von den Händen eines gläubigen Opferdienstes in die Gruft eines egyptischen Grabmals versenkt worden, dann, durch Zufall oder Willkühr, von Neuem der Erde zurückgegeben, in Sicilien

Digitized by Google

keimen, nach Rom verpflanzt und von unſern ſiegreichen Vorvätern über die Alpen getragen, jetzt alljährig auf deutſchen Gauen reifen kann. In gleicher Weiſe grünt auf unſern Feldern daſſelbe Haferkorn, welches vielleicht unſere rauhen Ahnen, die Gothen, aus den Gebirgen Hochaſiens mit ſich an die Geſtade des Pontus, auf die Steppen von Rußland und nach den Ufern der Nordſee gebracht haben mögen. Und ſo lange die Kraft in dieſem Samen nicht erliſcht, ſich wieder zu der angeſtammten Thätigkeit zu erheben, ſo lange er, ein periodiſch erwachender Epimenides, ſich immer wieder auf dieſelbe Pflicht beſinnt, auf die Pflicht, zu grünen und zu blühen, um einem künftigen Geſchlechte die Stätte zu bereiten, ſo lange mögen wir ſagen: auch die Pflanze iſt unſterblich.

Des Menſchen Unſterblichkeit iſt nun freilich anderer Art; ſie wird bedingt durch den Grad individueller Vollendung, durch den er ſich von dem Gewächs unterſcheidet. Dieſes hat nur Eine Richtung, nur eine mit ihrem materiellen Beſtehen innig verknüpfte ethiſche Aufgabe, und, wie wir geſehen haben, geht die Bedeutung des Einzelnen, des Individuums unter in der Lebensgeſchichte der ſtets fortdauernden Geſchlechter. — Der Menſch dagegen, wie er gleichſam alle niedrigeren Individualitäten in ſich vereinigt trägt, hat in ſich auch alle Unſterblichkeiten der Geſchöpfe, die in der Reihe der Weſen unter ihn geſtellt ſind. Die pflanzliche Unſterblichkeit iſt die Unſterblichkeit des menſchlichen Geſchlechts, als materielle Gattung. Sie befriedigt uns noch nicht, weil unſer Individuum höhere Pflichten hat als jene, worin die Pflanze ihre Thätigkeit und Beſtimmung erſchöpft. In demſelben Verhältniſſe daher, als die menſchliche Individualität befreit und über die Conflicte der Phyſis erhoben iſt, nimmt Jeder von uns eine ſelbſteigene Unſterblichkeit in Anſpruch. So iſt es denn eine andere Fortdauer, die der rohe, ſinnliche, eine andere, die der geiſtig entwickelte, von der Würde der Menſchheit und ihrer Aufgabe durchdrungene Menſch ſie wünſcht, auf die er hofft. Homers Helden beklagen das Schickſal der Könige im Orcus, im Vergleiche mit dem Leben des ärmſten Hirten auf der Oberwelt; der Muhamedaner erwartet die paradieſiſche Herrlichkeit unter tauſend Houris; der Chriſt geht dem Jenſeits mit der Hoffnung entgegen, daß er fortlebe, um ſich in dem beſten Antheil ſeiner ſelbſt, in der Liebe, in der Freude am Schönen und Guten zu verklären. So jeder Einzelne nach ſeiner Weiſe, nach ſeiner Stufe von Erkenntniß und Tugend, ſo möchte Jeder ſich einen andern Himmel eröffnen: immer jedoch iſt es die höchſte ſeiner Kräfte, iſt es gleichſam die Quinteſſenz ſeiner Beſtrebungen, iſt es der Kern ſeines Weſens, was er über die Schranken der Zeitlichkeit hinausgerettet, was er unſterblich wiſſen möchte. Für jeden Menſchen iſt's ſein innerſtes und beſtes Seyn, was er erhalten, was er unvergänglich haben will. Dieſer Kern aber des menſchlichen Seyns, dieſes innerlichſte und vollendetſte Beſtreben ſeiner Natur iſt nicht auf körperliche Handlungen beſchränkt, wie die letzte und höchſte Thätigkeit der Pflanze: frei und unbeſchränkt von den Feſſeln der Materie ſtrebt dieſer Centralpunkt im Menſchen aufwärts; er iſt reiner Wille, reines Beſtreben nach dem Ueberſinnlichen, nicht mehr beſchattet von der endlichen Hülle und Umgebung.

Wenn wir aber durchdrungen ſind von der hohen Würde, von dem Adel dieſer unſerer menſchlichen Beſtrebung, von einer Beſtrebung, die ganz frei und unabhängig gedacht werden muß von einem Leiblichen, worin wir die Pflanze in jedem Momente ihres Lebens verſenkt ſehen; und wenn wir auf der andern Seite anerkennen müſſen, daß ſogar die Pflanze ihre Art von Unſterblichkeit hat, eben jenen ſtets wiederkehrenden Beruf zur Erzeugung eines Künftigen in der bloß leiblichen Sphäre: ſollten wir dann nicht die lebendige Ueberzeugung gewinnen, daß dem Menſchen, ihm, dem edelſten Bewohner, dem irdiſchen Herrn dieſer Schöpfung, eben mit ſeiner nie raſtenden geiſtigen Berufsthätigkeit, mit ſeinem ewigen Streben nach dem Guten, Schönen und Heiligen eine Bürgſchaft verliehen ſey, ewig zu leben?

Allerdings, der Menſch, er iſt ein geſchaffener Geiſt; aber er iſt hingeſtellt an eine Schwelle des Daſeyns, welche erleuchtet wird von Fulgurationen der göttlichen Weisheit und Stärke. Nacht und Licht wechſeln noch in ſeinen Bahnen, aber eine ſtille Leuchte verläßt ihn nicht mehr; es iſt eben jene unüberwindliche Zuverſicht von der Unvergänglichkeit ſeines Weſens. Deßhalb, ſagt er zu ſich, weil mein Streben, geiſtiger Natur, über die Schranken der Körperlichkeit, über das Maß der Zeiten hinaus, ohne Unterlaß nach einem Ewigen, Unendlichen greift, fühle ich mir ſelbſt die Unvergänglichkeit verbürgt. Hat der Schöpfer ſelbſt in die todte Materie das unveräußerliche Gut ſelbſtſtändiger Kräfte gelegt, hat er auch die ſtille, mir zu hilfloſer Dienſtbarkeit unterworfene Pflanze beſeelt und mit einem unſterblichen Weſen ausgerüſtet, wie ſollte ich nicht unſterblich ſeyn? — Fürwahr, ich bin unſterblich!

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Es war heller Tag, als ich erwachte, ſelbſt in der Kajüte mit ihrem einzigen Deckenfenſter heller Tag. Die Nächte ſind in dieſer Jahreszeit ſo kurz, ſelbſt unter dem 40ſten Grad. War es etwas Anderes oder das heftige Schwanken des Schiffes, was mich weckte, ich konnte darüber nicht gleich mit mir in's Reine kommen, rieb mir die Augen und blickte in den Raum der Kajüte hinab, wo noch Alles ſtill war; die Schläfer ruhten noch in ihren

Digitized by Google

Kojen, nur hier und da wandte sich Einer oder stöhnte oder schnarchte. Mir war das Alles gleichgültig; sollte ich doch heute Spanien betreten, das hohe Land meiner Jünglingsträume! Wie will ich, dachte ich, bin ich nur erst frei auf dem Lande, umherstreifen auf den Bergen meiner Gallegos und ihre Thäler durchstreifen, die ohne Zweifel sicherer sind vor Ueberfall und Meuchelmord als das Thal von Alcantara, das göttliche, mit seinen verrätherischen Orangenschatten. Einkehren will ich in ihren Hütten und an ihrem Herdfeuer ausruhen. — Kapitän, so fuhr ich in meinem Selbstgespräch fort, rücksichtsloser Mann, ich schenke dir heut dein Frühstück und deine reiche Mahlzeit sammt dem Champagner; ich will heute meinen Hunger mit einem Stück spanischen Brodes stillen und an einer spanischen Quelle trinken. Du sollst mich keinen Moment früher wieder unter deine Botmäßigkeit bekommen, als bis diese verdammte Rose des Tajo ihre Anker eben wieder lichten will.

In wenigen Minuten war ich angekleidet und stieg eilfertig und sehnsüchtig nach Morgenluft und dem Anblick des Landes die Kajütentreppe hinauf. Auf dem Verdeck angelangt, wollte ich meinen Augen nicht trauen. Am Steuer stand, ganz in der Stellung eines Dienstverrichtenden, der Pilot, der natürlich unnöthig ist, so lange das Schiff vor Anker liegt. Es war derselbe, mit welchem ich früher ein Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele anknüpfen wollte. Ueber mir rauschten die Segel, vom Wind geschwellt, der scharf blies, und rings um mich her . . o wie hatte sich die Ansicht von gestern Abend geändert! Wo war Vigo? Wo war der schöne, ernste Kranz der gallizischen Gebirge? Wo waren die freundlichen, grünen Häupter der hohen Bayonaninseln? Rechts, östlich zeigte sich zwar Land, aber in weiter, weiter Ferne, Nebel hingen darüber herab und vermählten seine Umrisse mit dem Himmel; sonst war Alles Meer, rauschendes, hochfluthendes Meer. Die Wellen spritzen, das Verdeck war naß, scharf ging der Wind und das lockige Haar des jungen Steuermanns hing unter seinem breitrempigen Hut triefend an seinen Schläfen nieder. „Wo sind wir?“ rief ich, von diesem Allem nicht wenig betroffen, „was hat dieser Wechsel zu bedeuten?“ — „Nichts mehr und nichts weniger, mein Herr, als daß wir den frischen Südwind nutzten und die Anker vor drei Stunden hoben.“ — „Und wir sind — ?“ — „Auf der Höhe von Corrobedo. Noch vor Mittag werden wir das Kap Finisterre sehen.“ — „Und Vigo?“ — „Mag schon an zwölf Seemeilen hinter uns seyn.“ — „Abscheulich! Barbar von einem Kapitän, der mit uns umgeht wie mit willenlosen Puppen! — Sollten wir nicht heut Erlaubniß erhalten, an das Land zu kommen?“ — „Ich glaube wohl,“ sagte der Pilot trocken. — „Wollte ich nicht den ganzen Tag in Vigo und seinen Umgebungen umherstreifen?“ — „Das ist möglich.“

Ich war sehr zornig; doch weiß ich nicht, wie es zuging, die Neigung zum Rachen übermächtigte mit Einemmale die Regungen meiner empörten Galle, und ich mußte mich abwenden von dem schönen, ernsten Seemann, um mich selbst auszulachen. So war ich denn nun in Spanien gewesen bei meinen Gallego's, so hatte ich denn aus den Quellen ihrer Berge getrunken und in ihren Hütten geruht! Uebrigens kannte ich diesen Streich dem Monsieur Charles doch nicht recht von Herzen vergeben, und ich behielt einen Groll gegen ihn, der sich nicht gänzlich verlor, selbst nicht während des Gesundheittrinkens bei einem prächtigen Diner, das wir ihm später in Havre gaben, dem Gebrauch gemäß, welchen alle Passagiere eines Schiffes nach glücklicher Landung zu beobachten pflegen. Aber Niemand von unserer ganzen Gesellschaft schien weiter Anstoß an der Sache zu nehmen. Alle waren heiter, zufrieden, lustig oder krank, der Kapitän selbst am lustigsten, und so segelten wir drei Stunden nach Mittag in den weiten, unruhigen, stürmischen Golf von Biskaya hinein, das Cap Finisterre und mit ihm den Süden hinter uns lassend. — Wer die Dame von Vigo, die Senhora muito amada, die Dona dos coraxões, gewesen war, habe ich niemals erfahren. Gestehen aber muß ich, daß ich das französische Kammerkätzchen, die schöne, bleiche, reizende Juliette, seitdem mit verdoppeltem Interesse betrachtete. Ich hätte nur Alles wissen mögen, was sie wußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Berlin und Constantinopel. Eisenbahnen. Spul.

Die Cholera ist hier im Verschwinden. Die Tabaksraucher allein scheinen dem Augenblicke des gänzlichen Erlöschens mit einiger Bangigkeit entgegen zu sehen. Nur während der Dauer der Krankheit ist bekanntlich das Rauchen auf den Straßen gestattet. In den größern Provinzialstädten wüthet sie dagegen noch und fordert, namentlich in den Vorstädten von Posen, grausam ihre Opfer. Auch in Magdeburg will sie nicht erlöschen, und zieht sich, wo sie früher seine Besuche gemacht, nordwestlich in unsere Ostseeländer. — Die preußischen Offiziere, welche sich dem Zuge nach Constantine anschließen wollen, sind zu ihrem Bedauern zu spät gekommen, und erst mit dem Prinzen von Joinville in die eroberte Stadt eingerückt. Dagegen scheint Constantinopel jetzt ein ordentlicher Stapelplatz für unser Militär. Der Besuch des Prinzen August daselbst hat nur das Siegel aufgedrückt auf die vielen offiziellen und nicht offiziellen, berufenen und von selbst dahin gegangenen Genie- und Artilleries offiziere. Ein preußischer Prinz als Gast bei einem Diner des Sultans gehörte allerdings schon in ein arabisches Mährchen; aber Constantinopel und die Dardanellen, von Berliner Ingenieurs vermessen, ist noch eine Stufe höher im Wunderbaren.

Digitized by Google

Uebrigens hat es hier den Anschein, als könnten unsere Ingenieurs sammt und sonders im Morgenlande sich Beschäftigung suchen. Zu den Eisenbahnen werden sie für's Erste nicht gebraucht. Nicht die Lust dafür ist erkaltet, auch ist durch nichts widerlegt, daß wir sie bedürfen, noch weniger, daß sie nicht rentiren werden. Im Gegentheil, es ist bewiesen: sie werden einen Ertrag über Erwartung abwerfen, das Bedürfniß wird immer dringender gefühlt, das Verlangen ist allgemein — und es geschieht nichts! Weil es sich nicht mehr beseitigen läßt, wird an der Potsdamer Bahn gearbeitet, eine Bahn zum Vergnügen! Unsere Verbindungen mit Stettin, mit Leipzig, über Riesa, die in's innerste Leben unsers Handelsverkehrs, unserer Existenz tönnte man sagen, greifen, sind noch unberücksichtigt. Einst werden uns müssen auch diese Bahnen an die Reihe kommen; vielleicht wenn Sachsen, Oesterreich, Rußland uns überflügelt haben und, was früher vortheilhaft, nun unvermeidlich wird, um noch größern Schaden zu verhüten. Das englische Sprüchwort: time spent, money spent, ist bei uns noch nicht beachtet.

Daß der selige Herzog Karl von Mecklenburg in seinem Lustschloß Monbijou spukend erscheint, ist Ihnen bekannt. Der ganze Apparat der Erzählung erinnert an die Geister-erscheinung im Hamlet. Die Schildwache an der Wache von Monbijou sieht ihn in der Morgenstunde, in seinen grauen Mantel eingehüllt, das weiße Haar unter dem Federhute, die blitzenden Augen auf sie gerichtet, vorübergehen und die Treppe nach seinen Gemächern hinaufsteigen. Sie hat präsentirt, ruft: heraus! und als die Gesammtwache heraus-stürzt, sinkt sie schaudernd zusammen. Der Unteroffizier, ein Aufgeklärter, verweist ihr die Phantasie, und ermuntert sie zur Wachsamkeit. Eine Viertelstunde darauf ein neuer Schrei. Man findet den unglücklichen Soldaten in Zuckungen auf dem Boden liegen. Er hat den Herzog zurückkehrend die Treppe herabsteigen sehen, ein feuriger Wagen führt vor, er sezt sich hinein und rollt über das Pflaster fort. Nun wird als bestimmt versichert, der Soldat sey in die Charite gebracht worden. Nach Einigen ist er daselbst gestorben, nach Andern soll er genesen, da keine Spur von Krankheit in ihm zu entdecken sey. Was wahr daran ist, wen kümmert das zu wissen! Der Herzog ist eine Person geworden, die dem Volksglauben angehört. Dieser Glaube ist so arm; wir müssen für jede Bereicherung dankbar seyn. Man streitet sich dafür in den Zeitungen darüber, ob es wirklich Irrlichter gibt, oder ob sie auch nur eine Sinnentäuschung und die Illusion vergangener Jahrhunderte sind. Wer ein Irrlicht sah, erzählt es. Schade nur, daß man es nicht fassen, pfläuken und getrocknet in ein Buch legen kann. Auch hat es noch kein Maler gesehen.

Zum Schluß etwas aus einem benachbarten Lande, wo Sie keinen stehenden Korrespondenten haben, und etwas Erfreuliches. Ein Prinz sieht die Bauern vor dem Hause eines Drosten warten. Sie sehen sehr betrübt aus. „Was ist euch?“ — „Wir sind um sieben herbeschieden, und um zwölf läßt er uns sagen, wir sollten nach Hause gehen und morgen wiederkommen.“ Der Prinz benutzt die Zeit und läßt sie nach Hause gehen. Am andern Morgen beschreibt er den Drost auf Punkt sieben zu sich. Der Drost erscheint in der Antichambre. Er ist gewohnt, als ein Liebling, sofort vorgelassen zu werden; aber der Prinz ist beschäftigt. Es wird acht — neun. Er läßt gehorsamst anfragen, ob vielleicht ein Irrthum — ? Es ist kein Irrthum, der Prinz verlange ihn zu sprechen. Um zwölf endlich heißt es, er möge gehen und morgen wieder kommen. Prinz und Drost begegnen sich, und der Drost wagt eine gehorsame Bemerkung. „Ich wünschte nur, daß Sie selbst es wüßten, wie den Bauern zu Muthe gewesen seyn muß, die fünf Stunden vor Ihrer Thüre umsonst warten mußten.“ war die Antwort.

Paris, November.

(Fortsezung.)

Bruno le fileur.

Im zweiten Anlauf sind Beide schon seit sechs Monaten ein Paar. Bruno ist der geselligste Ehemann, sein Haus wird auf einem glänzenden Fuß gehalten, seine Frau ist die liebenswürdigste Brünette, die man sich denken kann. Ich dachte, sezt würden uns die Dichter des Stücks das händliche Glück eines plötzlich reich gewordenen Gewerbsmannes auf das Anmuthigste ausmalen. Es hat ihnen aber beliebt, einen andern Weg einzuschlagen, und Bruno den Baumwollenspinner als den unglücklichsten Ehemann zu schildern; sie haben sogar dem Stücke einen fast tragischen Ausgang gegeben. Der arme Bruno gibt sich nämlich alle Mühe, sich die guten Manieren der großen Welt anzueignen, da er in derselben jezt lebt, und selbst viele Gesellschaft in seinem Hause empfängt. Es will ihm aber nicht gelingen; was er thut und spricht, fällt immer noch etwas in's Plumpe; und gibt der Gesellschaft zu Raisonnements und spöttischem Lächeln Anlaß. So z. B. kann er nicht begreifen, warum man die Achseln zuckt, als er bei Tische die Gläser bis oben gefüllt hatte; dies sey doch, meint er, ein klarer Beweis seines Wohlwollens gegen seine Gäste. Seine Frau belehrt ihn sanft, daß man in guter Gesellschaft den Wein nicht eingieße, wie in der Schenke. Der gute Mann ouält sich zum Erbarmen, die guten Manieren zu lernen und benimmt sich doch immer so verkehrt, wie zuvor. Dazu kommt, daß die vornehmen Herren und Damen verächtlich auf seinen ehemaligen Kameraden herabsehen, der sich in der That mitten unter ihnen auch nicht anders benimmt, als ob er in der Schenke säße. Aber das Schlimmste von Allem ist, daß sich unter der vornehmen Welt, welche Bruno's Haus fleißig besucht, ein junger und liebenswürdiger Vetter seiner Frau befindet, welcher mit derselben sehr artig thut, ihr Blumensträuße übersendet, sie im Wagen begleitet u. s. w. Bruno entdeckt sogar in einem ihr übersandten Blumenstrauße ein niedliches Liebesbriefchen. Darüber wird der Baumwollenspinner nun völlig wüthend, und da der junge, hübsche Vetter bald darauf hereintritt, wirft ihm Bruno seine Niederträchtigkeit vor, und zerreißt den Liebesbrief vor seiner Nase. Den Schimpf kann nur ein Zweikampf rächen. Also ein Duell hinter der Bühne. Dergleichen Cousins brauchen die Pariser Theaterdichter häufig als Stöhrer des Hausfriedens, und also als ein bequemes Mittel, eine Katastrophe herbeizuführen. Im dritten und letzten Aufzug ist der Zweikampf vorüber. Der junge Vetter, ein gewandter Fechter, hat den armen Fabrikherrn spottweise nur leicht verwundet und ihn dann laufen lassen, worüber sein Gegner nun noch aufgebrachter ist, als zuvor. Die Frau, welche unterdessen namenlose Angst ausgestanden hat, beschließt endlich, die große Hauptstadt und die große Welt zu verlassen und mit ihrem Manne zu ihrem alten Vater zu ziehen, bei dem sie werden leben können, wie sie wollen, uns auch Bruno's alter Freund verspricht mit ihnen zu ziehen und mit dem alten Krieger manches Glas zu leeren. Dies ist das Ende des Stücks.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 99 u. Intelligenzblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 13. December 1837.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Schiller.

Lieder aus dem Berner Oberland.

Von Ludwig Seeger.

Das Faulhorn.

Im Hinaufsteigen.

Der Mittag schießt die heißen Gluten
Mir auf den steilen Felsenpfad,
Und selbst des Waldbachs kühle Fluten
Sind nun erschlafft zum lauen Bad;
Hier, unter diesen schatt'gen Tannen,
Will ich in kurzer Mittagsruh
Zur Wanderschaft mich neu ermannen,
Dann frisch hinauf, dem Gipfel zu!

Wie freundlich liegt hinab im Thale
Das Hüttendorf umhergestreut —
Mir wird zu Sinn mit einem Male,
Wie in der schönen Weihnachtzeit:
Gebrochne Lichter überschütten
Den grünen Baum mit Kerzenschein:
Das sind die alten Kinderhütten
Und Zaun und Gärtchen obendrein;

Das Wasser mit den goldnen Fischchen,
Und Enten, Gänschen, kleines Vieh
Stehn, wie einst auf dem Weihnachttischchen,
In kindischer Parade hie;
Eichhörnchen klettert auf dem Tännchen,
Und Hennen picken vor dem Haus,
Und auf die Weide geht ein Männchen
Der kleinen Heerde stolz voraus.

Das liebe Bild im Herzen tragend,
Stieg ich hinauf mit raschem Fuß,
Und schon mit kühlern Flügeln schlagend
Umrauschte mich der Lüfte Gruß.
Ich drückte warm die Hand dem Sennen,
Der seinen Labetrunk mir bot;
Das Finsteraarhorn sah ich brennen,
Schon angeweht vom Abendrot.

Und durch Geröll und wilde Bäche,
Von Heerdenglocken rings umspielt,
Ist endlich eine grüne Fläche,
Von Felsen eingebaut, erzielt.
Von keinem Lüftchen aufgewiegelt,
Schläft hier ein kleiner Kaschmirsee,
In seinem Grunde schwebt gespiegelt
Die Jungfrau, eine weiße Fee.

Digitized by Google

Von diesem heil'gen Kreis umschrieben,
Von sanfter Glorie überhaucht,
O sag mir, bist du überblieben
Aus Tagen längst hinabgetaucht,
So fremd und freundlich an Geberde,
Du Wunderbild aus ferner Zeit,
Wo noch, ein Morgenland, die Erde
Lag eingedämmert weit und breit?

Und sieh, am Strand Vergißmeinnichte,
Sie stehen sanft in sich gebückt,
Einfiedlerisch im Abendlichte;
Ein Sträußchen hab' ich mir gepflückt.
Das Blümchen mit den frommen Augen
Erschließt es hier den stummen Mund?
Es läßt mich süßen Odem saugen,
Das arm und duftlos steht im Grund.

Die zarten Kinder in den Händen,
Klimm' ich hinauf die Trümmerwand,
Und kann hinabzuschaun nicht enden
In dieses kleine Wunderland.
Und ob das Abendroth verglühe,
Ob auch umgraut der Wolke Nacht,
Im Herzen heil'ge Morgenfrühe
Sey dieses Tages Lauf vollbracht!

Abendgedanken.

Denk' ich in stillen Stunden
An all den Spott und Trug,
An all die bittern Wunden,
Die mir die Liebe schlug,
Meineid und Tod, die beiden,
Wie die verheert mein Glück,
Dann bet' ich: o ihr Leiden
Der Liebe, weicht zurück!

Noch einmal jene Schauer
Der sternenlosen Nacht,
Die ich in stummer Trauer
Am frischen Grab verwacht,
Wo gräßliche Gestalten
Der Wahnsinn aus mir schlug,
Wo ich mein Haupt gespalten
In blut'gen Händen trug? —

Und nun so helle Tage,
So klarer Sonnenschein,
Und statt gepreßter Klage
Ein lust'ger Alpenreihn.

So wunderbar genesen
Vom tiefsten Wundenschnitt —
Bin ich es denn gewesen,
Der so unsäglich litt?

Die Abendwolken säumen
Mit Roth das ferne Grab,
Das todte Meer von Träumen
Läuft endlich einmal ab.
Die Vögel kommen wieder,
Die mir verstummt so lang,
Und Rosen blühn, und Lieder
Umrauschen meinen Gang.

Neu wölbt des Lebens Brücke
Die Bögen weit und hoch,
Entgegen fernem Glücke
Ziehn Schiffe durch ihr Joch.
Mein Herz hat Nichts verloren,
Mein Aug' hat ausgetropft;
Ich schließe fest die Ohren,
Wenn die Erinnrung klopft.

Und zittert auch die Trauer
In diesen Maienschein,
Wie in den Tag ein grauer
Nachtschmetterling herein:
Bald ist das Auge helle,
Der Kummer weggewischt,
Wenn ich am Alpenquelle
Den trüben Muth erfrischt.

Nur wenn die Glocken läuten
Zur Ruh den schönen Tag,
Dann zag' ich, wie ich deuten
Des Herzens Sehnen mag:
Mir ist, als wär' es Sünde,
Im trauten Abendwehn
Durch diese Zaubergründe
So liebeleer zu gehn!

Mutter Natur.

Vor der Mutter schön und heiter
Steht das Kind und will's erringen,
Sich zu ihrem Haupt zu schwingen,
Und ein Schemel wird die Leiter,
Um sie küssend zu umschlingen.

So, dem tiefen Grund entflohen,
Unter mir die Wolkenschichte,
Auf dem Berg im Morgenlichte
Lag ich dir, Natur, der hohen,
Schönen Mutter am Gesichte.

Digitized by Google

Atlantiſche Skizzen.

(Fortſetzung.)

Vier Tage lang durchſchnitt unſer Schiff, ſchwer ſeufzend, mit Anſtrengung aller ſeiner Segel, die ungeheure Fläche des Golfs mit ihren gewaltigen Wogen. — Schwerlich wird man Frankreich ſeiner ganzen Länge nach, von den Pyrenäen bis zum Kanal, ſelbſt mit dem ſchnellſten Fuhrwerk (Eiſenbahnen ausgenommen) in vier Tagen durchmeſſen; der Weg aber, den ein Schiff von der Nordweſtſpitze von Spanien bis an die Küſten von Calvados zurücklegen hat, iſt noch länger, und mit welchen Hinderniſſen hat es zu kämpfen! Wie oft ſpringt der Wind um, wie oft legt er ſich gänzlich, wie gewaltig thürmt ſich zuweilen die atlantiſche Fluth gegen den Kiel des Fahrzeugs! Die Reiſe durch den Golf, während welcher man keine Küſten erblickt, wäre langweilig, wenn man ſich die Zeit auf dem Schiff nicht ſo gut als möglich zu vertreiben ſuchte. Einige Zerſtreuung bietet zwar die Natur in der grandioſen Einſamkeit des Meeres dennoch dar; es gibt Schaaren jener rothen langen Fiſche zu beobachten, die zu Zeiten in unermeßlicher Menge aus der Tiefe auftauchen und dem Schiff in raſchen, luſtigen Bewegungen folgen. Delphine nennt ſie der unkundige Paſſagier, Meerſchweine der Seemann, und wenn ſie der Eine poetiſch überſchätzt, indem er ihnen einen zu vornehmen Namen leiht, ſo iſt die Bezeichnung des Andern noch unpaſſender. Dieſe ſchönen, roth und ſilberfarbig glänzenden Thiere, welche ſich in den Wogen des Weltmeers wiegen, mit ihnen ſteigen und fallen, luſtig emporſpähren an das Sonnenlicht und noch in bedeutender Tiefe ſichtbar ſind, dieſe Weſen, die offenbar ihre Freude haben an dem räthſelhaften Ungeheuer, welches todt und dennoch lebendig ſeine Bahn durch ihr Element zieht, an dem Schiff, das ſie tanzend verfolgen, haben gar nichts Analoges mit dem ſchmutzigen und langſamen Vierfüßler, deſſen verachteten Namen der Matroſe ihnen beigelegt hat. — Wo kommen ſie her, wenn ſie auf der Oberfläche der Meeres erſcheinen? aus welchen unerforſchten Gründen, aus welchen Thälern, über die ſie hinweg ziehen, wie ein Schwarm Vögel über die Thäler der Erde? — Welch ungeheurer Raum iſt ihr Wohnort! welch grenzenloſes Gebiet, deſſen einziger Markſtein planetariſche Zonen ſind, dürfen ſie durchmeſſen! Groß iſt das Meer und in jedem Tropfen ein Weſen — man ſagt Millionen Weſen; es iſt gleich: ob Eines oder Millionen, dies kommt vor der Unendlichkeit nicht in Betracht. Leben iſt zuletzt Alles, Alles, was erſchaffen iſt; es iſt das Ringen des Urdaſeyns nach Individualität. — Doch wohin verleitet ihr mich, Meerſchweine? Eine Delphin trug den Arion nach einer befreundeten Küſte; ihr ſollt mich nicht nach der wüſten Inſel philoſophiſcher Redensarten führen. Bleiben wir auf dem Schiff.

Am Bord war die Tagesordnung ungefähr folgende. Zwiſchen neun und zehn Uhr Morgens Frühſtück, beſtehend in Kaffee, Thee, Chokolate, Bouillon, Cotelettes, Omelettes, Paſteten, Wein und reichem Deſſert. In der Regel erſchienen die Damen nicht dabei, ſondern ließen ſich von den Herren, welche laut ausriefen, was auf der Tafel zu haben war, die Speiſen, welche ſie wünſchten, in ihre Kajüte bringen. Meiſt ruhten ſie dann noch in ihren Lagern und ſtreckten ſchöne und häßliche Hände aus denſelben hervor und von ihnen herab, um das Dargereichte in Empfang zu nehmen, was unter zarten und galanten Wechſelreden geſchah. Faſt Jeder hatte bei dieſem holden Amt ſeine Clientin, die er bediente. Ich für mein Theil war Cavaliere servente der Mademoiſelle Henriette, der verſtellten Portugieſin; deren ſogenannte Mutter, die alte Maitresse de langues, hatte der gute, geduldige Senhor Manuel von Fernambuc übernommen. Erſt nach dem Frühſtück erſchienen allmählich die Damen auf dem Verdeck, und dann ſchlug Macacc's gute Stunde; er mußte hervor aus ſeiner Hammelburg, an das Licht ſchöner Augen, und wurde von ſchönen Händen geſtreichelt, gefüttert, verzogen; ſogar Julietten's edelſchöne Perlenhand verſchmähte es nicht, dem Glücklichen im Haupthaar zu krabbeln. Hierauf ſchritt man zur Muſterung der übrigen Beſtialität. Der Mouche mußte den Hühnerſtall öffnen, und er that es nie, ohne zugleich ein paar Opfer des Todes mit ſich hinweg zu nehmen, bevor er ihn wieder ſchloß. Die ſechzig Vögel des Braſilianers, ſeine tropiſche Ziege, die Kühe (wir hatten deren mehrere am Bord) und endlich Macacc's Freunde, die Hammel, Alles kam an die Reihe, beſichtigt, beſprochen zu werden. Den Hauptgegenſtand der Unterhaltung lieferten jedoch immer zwei Städte, und die Bemühung, ſie mit einander in Vergleich zu ſtellen, die beiden unvergleichbaren: Liſſabon und Paris. Der Braſilianer wollte bei ſolcher Gelegenheit einigemal den Kreis der Parallele erweitern und Fernambuco mit hineinziehen, ich, von demſelben Streben beſeelt, Coburg; aber wir kamen nicht auf damit.

Gegen fünf Uhr ſchlug die Stunde des Diners, eines reizenden Abſchnittes im Tage. Ich habe ſchon geſagt, daß es immer höchſt anſtändig war, ja ſogar reich und prächtig genannt werden konnte. Die franzöſiſche Grazie ſah lächelnd mit uns zu Tiſche, und Juliette war ihr leibhaftiger Topus. Nach Tiſch, wenn die Gerüſte der Tafel vom Verdeck verſchwunden, die angenehme Gährung des Champagners aber noch in den Köpfen und die Stimmung folglich die heiterſte war, gab es kleine Spiele und gymnaſtiſche Uebungen der jungen Leute, unter denen beſonders Monſieur Adolphe und Monſieur Theophile, der

Digitized by Google

Lieutenant des in Lissabon verlaufenen Schiffes und der unsrige, sich auszeichneten. Unter andern versuchten sie, auf einem Bein stehend, das linke Ohr mit der rechten Hand und das rechte mit der linken erfassend, einen auf den Boden gestellten Hut mit dem Mund bei der Krempe zu erfassen, ein Kunststück, das am Bord eines, von den Wogen des atlantischen Meeres bewegten Schiffes in der That schwieriger ist als es erscheinen mag. Wir versuchten es Alle, und nur Wenige, die nicht dabei zu Falle gekommen wären, was den Damen zu nicht geringer Belustigung diente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Vaudevilles. Paul de Kock.

Es war ein sonderbarer Einfall von den Dichtern, alle Leiden der Hauptperson aus ihrem Unvermögen, die guten Manieren zu lernen, herzuleiten. Dadurch ist wohl noch Niemand in Paris unglücklich geworden, er müßte denn ein außerordentlich reizbares Nervensystem haben und kränklich seyn. Es gibt hier eine Menge gewerbsfleißiger Leute, welche in ihrer Jugend wenig Bildung genossen und hernach durch ihre Arbeit reich geworden sind. Diese benehmen sich so ziemlich eben nicht. Die Hauptsache merken sie der großen Welt bald ab, und die Kleinigkeiten hatten ihnen ihre Gäste gern zu Gute. Ein Mann, dessen jährliche Einkünfte sich auf 50.000 Franken belaufen, sieht immer recht manierlich aus, und sollte er auch seinen Gästen die Gläser bis an den Rand vollgießen. Das Wesentliche ist, daß er ihnen auserlesene Weine eingieße; mit dem Mehr oder Weniger werden es die Gäste nie so genau nehmen. Es ist also ein bloß krämerischer, nervenschwacher Zustand, den die Dichter geschildert haben; es wäre ihnen nähmlich, leichter gewesen, ein heiteres und sogar lustiges Gemälde eines reich gewordenen, guten und wohlthätigen Fabrikherrn aufzustellen; aber das pathetische Element soll jetzt überall vorherrschen. Man will die Zuhörer rühren, sogar erschüttern, geräth dadurch auf Abwege, und macht widersinnige Theaterstücke. — Als dieses Stück aus war, begann das neue Stück: les deux jeunes filles, auch in drei Aufzügen. Bei einem als neu angekündigten Stücke ist die Aufmerksamkeit gespannt; aus dem Titel sucht man schon den Inhalt zu errathen, es ist, als ob einem ein Räthsel aufgegeben wäre. Die „beiden jungen Mädchen" sind wahrscheinlich zwei innige Freundinnen, oder zwei contrastirende Geschöpfe, die ganz verschiedene Charaktere, Stellungen und Schicksale haben. Sogleich bei den ersten Auftritten erkannte ich eine Erzählung Paul de Kock's wieder, die vor einiger Zeit in einer hiesigen Zeitschrift gestanden hatte; als das Stück weiter gespielt wurde, erkannte ich auch eine zweite Erzählung desselben Verfassers aus derselben Zeitschrift, und nun wurde mir klar, daß Paul de Kock der Verfasser dieses neuen Vaudeville's war, da er schon längst die Gewohnheit hat, erst Romane und Novellen zu schreiben und später Vaudevilles daraus zu machen. So hat er einen Roman Tourlourou, das heißt der junge Retrut, geschrieben, und hernach ein Vaudeville gleiches Namens und Inhalts, das ziemlich häufig gegeben wird, obschon es mehr Posse, als Vaudeville ist. Paul de Kock ist ein überaus fleißiger Dichter, welcher Lesekabinette und Theater zu gleicher Zeit versieht, aber dem Volke besser zusagt, als den Gebildeten; denn seine Charaktere fallen in's Karikaturmäßige und seine Späße sind nicht sehr feiner Art. Zuweilen gibt er jedoch lustige Schilderungen des Pariser Bürgerlebens. Von dieser Art war denn auch eine der beiden eben erwähnten Erzählungen: les deux cousines, worin das freundliche Zusammenleben eines reichen und eines ärmern Mädchens geschildert wird. Die eine, deren Charakter einen etwas romanhaften Anstrich hat, ist mit einem Vetter versprochen, der gerne schnell reich werden möchte, und daher allerlei unternimmt, aber in Allem fehlgeräth, und nicht allein seine Habe, sondern auch das Vermögen seiner Braut durchbringt und sich durch eine reiche Heirath wieder aufhelfen will, was die unglückliche Braut natürlich zur Verzweiflung bringt. Die bescheidenere und prosaischere Base sucht die Mißverhältnisse anzugleichen und vermittelnd aufzutreten. Diese Erzählung ist sehr unterhaltend; nicht so die zweite, worin der Dichter einen reich gewordenen Krämer schildert, der ein großes Haus macht und auch sehr vornehm thut. Hier ist Alles übertrieben, der Charakter des Mannes, der der Frau, die vom Morgen bis zum Abend tanzen will, und sich daher als ler jungen Leute bemächtigt, deren sie habhaft werden kann, und endlich der eines dummen Gänschens, ihrer Tochter. Auf dem Theater, hat der Dichter gedacht, müsse so etwas noch weit spaßhafter seyn, als in einem Journale; aber die Karrikaturen schienen so abgeschmackt und die Späße so grob, daß die Zuschauer der Darstellung bald müde wurden und ihre Mißbilligung äußerten. Sogar die erste Erzählung, als Vaudeville, ließ die Zuschauer kalt, und hier habe ich gesehen, wieich großer Unterschied zwischen einem erzählten und einem dargestellten Gegenstande ist. Was mir im Buche gefallen hatte, schien mir auf der Bühne ohne allen Reiz, und das Punktum, welches die Erzählung entweder nicht gelesen, oder schon vergessen hatte, konnte das Stück nicht recht begreifen. Es wurde immer ärger gepfiffen, und obschon die Freunde des Verfassers dann und wann ihre Kräfte zusammenwahmen, um die Mißvergnügten zur Ruhe und das Stück zu Ende zu bringen, so behielt das Pfeifen zuletzt doch die Oberhand, und im Anfang des dritten Aufzugs faßen sich die Schauspieler genöthigt, abzutreten und den Vorhang fallen zu lassen. Einige südrische Stimmen verlangten, der Verfasser solle genannt werden; dies hatte jedoch keine Folge. — Nun kam die Reihe an das angekündigte kleine Concert: zuerst ein Terzett aus Niedermayers Strabella, einer Oper, die zwar nicht oft gegeben wird, aber doch, wenn ein Ballet beliebigt wird, sehr gut den Abend in der großen Oper ausfüllt, dann ein trefflich gespieltes Concertostück für das Clavier, von Madame Vogel, dann einige Lieder, worauf Achard vortrat, ein Schauspieler des Palais-royal-Theaters, der sich durch seine schnurrigen Gesänge einen gewissen Ruf erworben hat, daher auch oft auf der Bühne, wo er angestellt ist, zwischen zwei Theaterstücken auftreten und einige spaßhafte Gesänge der Art hören lassen muß.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 14. December 1837.

Dieu! qu'il est amusant ce monsieur d'autrefois!
Delavigne.

Nimia praecautio dolus. *

Eine Criminalgeschichte.

Von W. v. Chézy.

1.

Der Regen schoß in Strömen hernieder und prasselte so gewaltsam auf die Dächer, daß die Fluthen, die von der schrägen Fläche abstürzten, die Dachrinnen überströmten und, wie aus Eimern geschüttet, die enge Straße überschwemmten; die fliehenden Fußgänger fanden kaum mehr einige Steine, die, das Wasser überragend, den flüchtigen Fußspitzen noch ein trockenes Plätzchen darboten, und benuzten diese Inseln mit der, den Kindern der guten Stadt Paris ganz eigenthümlichen Geschicklichkeit, so daß die weißen Strümpfe der unter ihrem Schirm dahinhüpfenden Arbeiterin wie die blanken Stiefeln des geschniegelten Jünglings völlig makellos blieben. Und plötzlich, wie der Guß des sommerlichen Gewitterregens gekommen, wich er auch, die Fluthen verliefen sich vom Pflaster und auf die Steine schlug das leichte Rieseln eines schwachen, aber hartnäckigen Regens nieder, so daß die elegante Dame, welche beim Beginn des Unwetters unter einen Thorweg sich geflüchtet hatte, immer noch nicht wagte, auf die Straße hinauszutreten, um nicht den neuen Basthut mit der grünen Feder, das seidene Tuch, den weißen Shawl und das Kleid von leichtem Zeug dem gewissen Verderben preiszugeben. Sehnsüchtig schauten ihre blauen Augen aus dem gebräunten, von schwarzen Locken umgebenen Gesichtchen jeden Regenschirm an; die Schirmträger jedoch gingen an der in der Zugluft Zitternden vorüber, und obschon mancher junge Mann im Vorbeieilen der reizenden Gestalt einen Siegerblick zuwarf, fiel es dennoch keinem ein, ihr seine Dienste anzubieten. Schon dachte die Schöne daran, ihrer Ungeduld Hut, Shawl und Kleid zu opfern, als der Retter plötzlich erschien; ein ältlicher Herr blieb vor ihr stehen, entblößte das von spärlichen weißen Locken umgebene Haupt und sprach mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung: „Madame, ich bitte um Verzeihung, wenn ich irren sollte, aber mir scheint, als hätten Sie vergessen, Ihren Wagen zu bestellen, und ich gebe mir die Ehre, mich und meinen Schirm zu Ihrer Verfügung zu stellen.“ Mit einer raschen Bewegung den dargebotenen Arm ergreifend, lächelte die Dame dem Dienstbeflissenen ihren Dank zu und rief mit lebhafter Betonung: „So lebt denn noch in Frankreich die altberühmte Galanterie, die ich vor wenigen

* Ein sprichwörtlich gewordener Rechtssatz, der behauptet, daß allzugroße Vorsicht von Gefahrde zeuge.

Augenblicken ganz erstorben wähnte." — „Sie ist auch erstorben, Madame; unsere heutige Jugend hat die guten Sitten der Väter in die Rumpelkammer geworfen, und es ist heute das erste Mal, daß ich mich darob freue." — „Wie so, mein Herr?" — „Ei, ohne die Unart unserer Jugend hätten Sie nicht zu warten brauchen, bis ich so glücklich war, Sie anreden zu dürfen, ich, der gebrechliche Mann . . ." — „Sie besitzen die unverwüstliche Jugend unserer Vorfahren, mein Herr, und gleichen weniger einem Greis als jene zwanzigjährigen Windbeutel, die, übersättigt vom Leben, nicht einmal mehr tanzen wollen. Doch kommen Sie, ich habe viel Zeit versäumt."

2.

Im Café Caron, in der Straße des Saint-Pères, ward es allmählig lebendiger, und die Gäste der stillen Nachmittagsstunden machten sich zum Aufbruch bereit, da die Lampen angezündet wurden und die Comptoirdame, dem Negligé entschlüpft, in vollem Putz hinter dem Zahltisch sich niederließ. Ein grämlicher alter Mann raffte die Dominosteine, die ungebraucht vor ihm auf dem Tische lagen, rasch zusammen und warf sie unwirsch in die Schachtel. „Sie sind heute um Ihre Partie gekommen, Herr Doktor," sagte theilnehmend die Comptoirdame zu ihm, der mit einem grimmigen Gesicht entgegnete: „So geht's, wenn man sich mit verrückten Leuten einläßt, gute Elise." — „Aber es ist ja das erste Mal, daß Herr Rivolet Ihnen unrein geworden," sagte Elise besänftigend; „vielleicht ist er krank." — „Krank? Ich habe ihn heute noch frisch und munter gesehen und keine andere Krankheit an ihm gefunden, als seine alte." Elise machte ein geheimnißvolles Gesicht und sagte nach einer Pause: „Ist denn dieser gute Herr Rivolet wirklich ein wenig — nun, Sie verstehen mich." Der Doktor legte den Finger an die Nase. „Verrückt," sprach er, „kann man ihn eigentlich nicht nennen; aber er ist, obwohl er, bis auf sein Podagra, gesund und mit heiler Haut einhergeht, dennoch sehr krank und leidet an Störungen des Sonnengeflechts. Aus diesem Leiden hat sich nun eine höchst bedauerliche Wirkung auf die Einbildungskraft entwickelt, die sich als eine sogenannte fixe Idee äußert." — „Was meint er denn, Herr Doktor?" — „Er bildet sich ein, er könnte einmal fälschlich eines Hauptverbrechens angeklagt werden. Um nun stets sein Alibi beweisen zu können, führt er über sein nach der Uhr eingerichtetes Leben ein Tagebuch oder, um es richtiger zu sagen, ein Stundenbuch." — „Aha," fiel Elise ein, „nun weiß ich, warum ich ihm jeden Tag die kleine Rechnung über seine Tasse Kaffee in sein Taschenbuch schreiben und darin, wie in einem Manual, die Stunde seines Kommens und Gehens bemerken muß." — „Ganz recht. So macht er es überall, und" —

In diesem Augenblick trat der alte Herr ein, welcher der Dame mit der grünen Feder den Ritterdienst geleistet hatte, und der Doktor, ihn wahrnehmend, schnurrte ihn an: „Das sind mir schöne Geschichten, mein Herr Rivolet! So hält man seine guten Freunde zum Narren?" — „Vergeben Sie, Doktor, der Regen hat mich aufgehalten." — „Hätten Sie just heut Ihren Schirm vergessen? Doch nein, Sie halten ihn ja in der Hand." — „Ich wartete in einem Kaffeehaus den ärgsten Guß ab, denn es war ein wahrer Wolkenbruch." — „So? Zeigen Sie doch einmal Ihr Taschenbuch." Rivolet wandte sich mit sichtlicher Verlegenheit zur Comptoirdame. „Ich bitte um Kaffee, liebe Mademoiselle Jenny!" Elise lachte hell auf, aber des Doktors Gesicht wurde lang, und mit dem Kopf schüttelnd sagte er: „So, so! Es kommt wahrhaftig immer besser. Also verliebt sind wir? Schon gut; das fehlte just noch zu allem andern. Ich verbiete Tag für Tag dem Herrn gewürzte Speisen, starke Weine und hitzige Getränke, doch vergeblich; nun haben wir die Folgen, und ich weiß wahrhaftig nur noch ein Mittel, Ihnen zu helfen." — „Und das wäre?" — „Ich lasse nächstens einen silbernen Löffel in Ihre Tasche gleiten, damit Sie im Gefängniß Diät halten lernen." Erblassend trat Rivolet einen Schritt zurück. „Seyn Sie ruhig!" rief ihm Elise zu; „Sie hätten von uns nichts zu fürchten und nähmen Sie selbst ein Dutzend." Der Doktor aber schrie erbost: „Du mußt ein Pferd stehlen, alter Sünder, und dich einsperren lassen, sonst ist dir nicht mehr zu helfen." Mit diesen Worten warf er trotzig den Hut auf den Kopf und stürmte hinaus; betreten sah ihm Rivolet nach und setzte sich still in eine Ecke hinter ein Journal, dessen Buchstaben er anstarrte, als wären es Hieroglyphen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Atlantische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Ich muß hier eines Zuges erwähnen, der mir für den französischen Charakter, namentlich für den angebornen Takt des Volks sehr bezeichnend scheint. Theophile hatte seinem Freund Adolphe während dieser Uebungen einmal unvermerkt einen langen Papierzopf an den Kragen zu stecken gewußt, ein Scherz, der ein unauslöschliches Gelächter in allen Räumen des Schiffes erregte. Der junge Mann betrachtete das Gelächter, welches jede seiner Bewegungen begleitete, als Wirkung seiner besondern Geschicklichkeit und Aeußerung des Wohlgefallens darüber, ein Irrthum, der ihn zu immer neuen Sprüngen und

Digitized by Google

gewagtern Unternehmungen anreizte. Juliette barg das von Lachen bald geröthete Antlitz an der Bruſt des Obriſten, Madame Bertrand mußte vom Fernambukier aus dem Kreis geführt werden, weil ſie in Folge des übermäßigen Lachreizes eine Ohnmacht befürchtete. Die Matroſen, ſo nah im Halbkreis um uns her gedrängt, als irgend ſchicklich war, brüllten, und der gute Monſieur Adolphe, der ſonſt durchaus nichts Lächerliches an ſich hatte, ſondern ein höhlicher, ſtarker, wohlgebildeter Jüngling war, diente in ſeiner Gutmüthigkeit dem Schiff eine Zeit lang als Bajazzo. Plötzlich aber war der Zopf von ſeiner Jacke verſchwunden; der, welcher ihn daran befeſtigt, hatte ihn zur rechten Zeit eben ſo unbemerkt wieder abgenommen, und der Gehänſelte hat niemals erfahren, daß er der Gegenſtand einer Poſſe war. In Deutſchland oder England wäre der Spaß auf dieſe Weiſe nicht vollſtändig geweſen; man hätte ſich noch an dem Aerger des Gefoppten, wenn er des Dinges inne wurde, an ſeiner Beſchämung, an ſeiner Wuth weiden müſſen, und eine Herausforderung in Deutſchland und eine giftige Bonſeene in England wäre das Ende vom Liede geweſen. Hier war Alles in fünf Minuten vergeſſen, ſchon wieder von etwas Anderem verdrängt und Monſieur Adolphes Eigenliebe nicht im Geringſten verletzt.

Regelmäßig Morgens (ich war von den Paſſagieren immer der Erſte auf dem Verdeck) ſah ich den erſten Steuermann auf dem Verdeck bei der Ankerwinde in Mitten der Matroſen ſitzen und ihnen aus einem nautiſchen Werke Vorleſungen halten. Dieſes Buch ſah nicht etwa ſchmutzig aus, ſondern es war im ſauberſten Einband und ſeine Blätter von Velinpapier. Mein ernſter, junger Pilot war der Lehrer und Vorleſer. Eines Abends traf ich ihn noch ſpät am Steuer, in dem Augenblick, wo in weiter nordöſtlicher Ferne ein Lichtſchimmer über das Meer zu zittern begann. „C'est le Phare de Brest,“ erwiderte er auf meine haſtige Frage, und während ſeine Hand, kraftvoll und geſchickt zugleich das Steuerruder des prächtigen Segelſchiffs lenkte, begann er mir zu erzählen von all den Leuchttürmen, die in der Nacht Europas weſtliche Küſten, wie ein Sternband von Rubinen, einfaſſen. Anderö, meinte er, ſtrahlen die portugieſiſchen, anders die ſpaniſchen, die franzöſiſchen, die engliſchen Flammen; Wirkung der in jedem Lande verſchiedenen Beleuchtungsweiſe.

Am andern Morgen traten wir, im Angeſicht der Inſel Ouessant, aus dem Golf und auf derjenigen Stelle in den Kanal ein, wo er zwiſchen England und Frankreich in das atlantiſche Meer mündet und am breiteſten iſt. Die Einſamkeit des Meeres hatte hier ein Ende; hatten wir im Golf von Zeit zu Zeit ein fernes Segel bemerkt und beobachtet, ſo zeigten ſich deren jetzt nach allen Seiten. Große und kleine Fahrzeuge belebten in Nähe und Ferne die Ausgangspforte des Welttheils — ſo kann dieſe Gegend des Kanals gewiß genannt werden — auch Dampfſchiffe, deren Bord und Maſten noch unterhalb der Seelinie waren, verriethen ihr Daſeyn und ihren Zug durch die eigenthümliche Wolkenlinie, die ſie über dem Meere beſchrieben. — Ich brauche wohl kaum zu ſagen, daß die Nachricht von dem Erſcheinen der Inſel Ouessant und der franzöſiſchen Küſte die größte Freude in der Kajüte erregte, und daß Jedermann herauf kam auf das Verdeck, um ſeine Augen an dieſem Anblick zu weiden. Der unwirthliche Golf, das offene Meer lag hinter uns und das ſchöne Frankreich, die heimathliche Erde von faſt Allen auf dem Schiff, grüßte aus der Ferne. Wie muß dem zu Muthe ſeyn, der nach langer Abweſenheit ſich den Küſten des Vaterlandes wieder naht! Aber ich hörte faſt mit gleichem Intereſſe, wie die Uebrigen, die frohe Verkündigung aus dem Munde des Kapitäns, daß wir in der Nacht die Seinemündung erreichen würden, wenn der Wind nicht umſchlage. Dazu hatte es keinen Anſchein, und wie wurde nun durch dieſe Verheißung unſer Schiffsleben verändert! Der Werkeltag, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wurde plötzlich zum Sonntag, zum heitern Meerfeſte. Die Mouches und ſonſtigen dienſtbaren Geiſter walteten geſchäftig auf dem Verdeck und putzten es, was zwar jeden Morgen geſchehen war, aber heute mit beſonderer Sorgfalt. Zwanzig Hühner auf einmal, faſt den ganzen Reſt der kleinen, unglücklichen Bevölkerung des Raums unter meiner Ruhebank, ergriff mein kleiner, boshafter Widerſacher und würgte ſie in der Küche. Die große dreifarbige Flagge von Frankreich, die wir ſeit Vigo nicht mehr geſehen hatten, ſtieg unter lautem Geſchrei der Matroſen wieder über uns empor und rauſchte majeſtätiſch in den Lüften; ein ſchönes Zelt von denſelben Farben ward aufgeſpannt, und während ſolcher Geſtalt auf dem Verdeck ein reges Leben erwachte, blieb hierin die Kajüte auch nicht zurück. Erſt zehn Tage waren wir am Bord, aber das Seeübel und die rauhe Luft des Golfs hatte uns in unſerer Bekleidung Bedürfniß und Bequemlichkeit mehr beachten laſſen als, ſtreng genommen, mit der Eleganz zu vereinigen war. Vor dem Anblick der franzöſiſchen Erde konnte ſolche Nachläſſigkeit keinen Moment länger beſtehen. Die Bärte fielen unter dem Meſſer, die ſauberſten Toiletten wurden gemacht, und daß die Damen in dieſer Beziehung nicht hinter uns zurück zu bleiben geſonnen waren, ergab ſich aus dem regeren Treiben in ihrem Salon, aus dem Oeffnen und Zuſchlagen mannichfaltiger Koffer. Ich legte ſogar Macacc das ſchöne neue Halsband um — es war von rothem, mit Goldfäden geſticktem Leder — das ich in der Rua do Chiado zu Liſſabon für ihn gekauft hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Gesellschaft. Journalistik.

Die Gestalt unserer öffentlichen Unterhaltungen hat sich geändert; die Regimentsmusiken, welche die Gäste im Sommer in die Gärten lockten, haben sich in die Säle zurückgezogen, unter welchen natürlich der neue Saal auf der Färberinsel die erste Rolle spielt. Hier beschäftigt alle Sonntag Kapellmeister Titl mit der Musik des Regiments Latour durch die Tanzcompositionen von Strauß und Lanner, aber durch seine eigenen, aus welchen, wie die böse Welt sagt, Strauß und Lanner — sich Vieles angeeignet haben sollen. Wenn dazwischen auch Compositionen von Bellini, Donizetti, Ricci u. s. w. auftauchen, so mag das hingehen, doch sollte Titl Mozart und Weber verschonen; wenn er aber gar die Geister von Beethovens großartigen Symphonien gegenüber den Bierflaschen und Speisetischen eines Wirthshauses heraufbannt, da zürnt Euterpe und verbirgt die Schamröthe ihrer Wangen in ihren beiden Lilienhänden. — Alle Donnerstag werden in diesem Saal Tanzreunionen gehalten, welche eine sehr zahlreiche, aber ziemlich gemischte Gesellschaft besucht, die sich jedoch sehr wohl unterhält, und den wenigen Personen aus der eleganten Welt, die sich als Zuschauer einfinden, ein Schauspiel bürgerlicher Fröhlichkeit darbietet. Ein regelmäßiger Berichterstatter über diese Abendunterhaltungen im „Telegraph von Prag“ bemüht sich, das Gemälde mit den reizendsten Farben zu malen; doch läßt er fast unbewußt die und da durch Andeutungen auf das Costüm der tanzlustigen Versammlung ahnen, was dort zu suchen und zu finden sey. — Drei Blätter des zweiten Quartals von „Ost und West“ enthalten manche lange und langweilige Aufsätze und Gedichte, und wenn wir hoffen, daß sich das eigentliche journalistische Leben im Laufe dieser periodischen Schrift immer mehr und mehr entfalten werde, so haben wir uns leider getäuscht. Die Korrespondenzen melden sehr interessante Dinge, z. B. daß der Gastwirth Knoll zu den drei Fasanen in Karlsbad „ein sehr geschickter“ Mann ist, der es durch Geduld und Ausdauer zu einer seltenen Fertigkeit im Ausstopfen der Vögel und anderer Thiere gebracht hat u. s. w. Auch artistische Mittheilungen und Theateranzeigen aus Prag liefert dieses Blatt; wenn aber der Verfernt der „Bohemia“ noch Vieles zu wünschen übrig läßt, so schelmt jener von „Ost und West“ noch ganz Neuling in dieser Gattung zu seyn. — Interessant für die Kenntniß slawischer Kunst sind die „Volksliedder der Slowaken.“ und J. Kollers „Narodny spéwanky“ (Ofen, 1834) übersetzt, und mehrere literarische Notizen aus Polen, Rußland, Illyrien u. s. w. — Das „Panorama des Universums,“ dessen Tendenz sich fast ganz auf Ethnographie beschränkt, lieferte in der letzern Zeit interessante Artikel dieser Gattung aus den Reisen von Mlle Pardon, Millis, Lottin de Laval, Herzog von Ragusa, der Bibliothèque universelle, der Revue du XIX. Siècle, dem Journal of the royal geographical society of London, dem New-Monthly Magazine, dem Westindia Review, dem Oriental Annual, aus deutschen Blättern, dem Morgenblatt und der allgemeinen Zeitung. Wir fanden im Octoberheft aus dem ersten: „Lebensweise der Frauen, Kunstsinn, Bazar und Conditoren in Constantinopel,“ und aus der letztern: „Portugiesischer Aberglauben.“ Indessen ist die Redaktion ehrlich und bescheiden genug, die Quellen zu nennen, aus denen sie geschöpft. — Auch die „Bohemia“ ist aus einem Nachdruck ein Uebersetzungsblatt geworden, und bringt manche schätzbare Gaben. Eine interessante Notiz besonders für Böhmen, in der „Mosaik“ dieses Journals ist folgende: Das bestbesetzte Theaterorchester in London ist jenes des Drurylanetheaters; es hat 86 Mitglieder, worunter 58 Böhmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Grotesktenisänger. Der Komiker Arnal.

Es gibt in Paris etwa ein halbes Dutzend Sänger, welche nichts Anderes thun, als dergleichen Schnurren singen, die beshalb auch zu öffentlichen und Privatgesellschaften berufen werden, und sich dabei wohl nicht übel stehen. Ihr Vortrag ist ein Gemisch von hergesagter Prosa und gesungenen Versen, und schildert meistens einen komischen Auftritt aus dem gewöhnlichen Leben, und zwar witzig und spashaft, wobei denn auch wohl das Patois eines Gebirgsmannes aus Auvergne oder eines Bauern aus der Picardie, das saubere welsche Frauphäsisch eines Engländers oder die große Sprache eines Pariser Fischweibes nachgeahmt wird. Das Englisch-französische der von den Inseln nach Frankreich Herübergewanderten nimmt sich in dem Munde dieser Sänger sehr komisch aus. Achard sang unter andern die Klagen einer alten Marquisin, welcher ihr Schooshündchen gestorben ist, wie das niedliche Thier nach dem Tode ihres Mannes ihr Trost geworden, wie es sich so erbaulich benommen, wenn sie es mit sich zur Messe getragen u. s. w. Diese Schnurren gefallen dem großen Haufen der Zuhörer; sie verlangten daher noch mehr zu hören. Achard verbat es sich aber, da er noch an demselben Abend (obschon es bereits neun Uhr war) im Palais-Royal-Theater aufzutreten habe, und in der That stand im Theaterprogramm sein Name unter den Schauspielern verzeichnet, welche dort im letzten Stücke zu spielen hatten. Ich muß noch bemerken, daß man in den Pariser Gesellschaften mehrere junge Leute trifft, welche Achard und den andern Sängern diese komische Art abmerken und als bloße Liebhaber dergleichen Possen vortragen; einige haben es fast zu derselben Virtuosität gebracht, wie Achard. Eine Sammlung aller dieser Schnurren würde ziemlich unterhaltend seyn. — Nach diesen Musikstücken wurde dann noch ein Vaudeville gegeben: Pecheral l'empailleur; die Rolle des Thierausstopfers hatte der beliebte Komiker Arnal. Sobald er auftritt, fängt das Lachen im Saale an und dört erst mit dem Stücke auf. Höchst possierlich ist in der That sein Spiel und Vortrag, wenn er, „Pecheral, ehmaliger Thierausstopfer am Naturalienkabinette,“ bei seinem künftigen Schwiegervater auf dem Lande, zwei Meilen von Paris, antommt und seine Abenteuer, Leiden und Widerwärtigkeiten erzählt, wie er sich mit einem ausgestopften Rothschnabel und einem Ibis aus Oberegypten, die er seiner Geliebten zum Hochzeitgeschenke habe bringen wollen, vor vierzehn Tagen auf den Weg begeben, aber durch allerlei widrige Schicksale von seinem Wege abgekommen, seiner Thiere beraubt worden, und nun erst anlange, und zwar allein, mit zerrissenem Rocke u. s. w.; und zuletzt im Couplet sinal bittet er singend, das Publikum möge diesem Vaudeville doch gnädig seyn und es zu erhalten suchen, da es sich nicht ausstopfen lasse, wie seine Vögel. Arnal ist in diesem Stücke fast beständig auf der Bühne, und ihm hat der Verfasser desselben wahrlich mehr zu verdanken, als seinem eigenen Genie; denn Arnals komisches Spiel macht das ganze Stück aus. Dg.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 100 u. Intelligenzblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Freitag, den 15. December 1837.

Laß in beſchwingten Meerrelchadellen
Sich Schlechtres, Gutes, Rohes, Sanftes finden,
Wenn Wind und Fluthen ruhen oder ſchwellen,
Bis „Land!“ es tönt. —

Byron.
Childe Harold.

Atlantiſche Skizzen.

(Beſchluß.)

Ich war eben damit beſchäftigt, als der Braſilianer, der ſeine Ziege füttern wollte, ſich zu mir geſellte. „Monſieu,“ ſagte er, „ich bin ſehr à mon aise. Bald werde ich in Paris bei meiner kleinen Mariquinha ſeyn, die ich nicht wieder verlaſſe. Aber wiſſen Sie wohl? Senhora Henriette iſt nicht die Tochter der Alten, wie ſie geſagt haben; jetzt weiß ich es mit Gewißheit, ſie haben uns belogen.“ — „Ja, ja, Senhor, ich weiß es ſchon.“ — „Sie wiſſen? Aber das wiſſen Sie doch nicht, was ich gehört habe, vor einer Viertelſtunde etwa. Sie ſprachen portugieſiſch und leiſe und glaubten ſich unbehorcht bei ihrer Toilette, weil Alles beſchäftigt war; aber ich hörte durch die Wand meiner Koje jedes Wort. Von Ihnen war die Rede.“ — „Von mir, Dom Manoel?“ — „Ja, ja, auf Ehre, von Ihnen. Ich ſage es Ihnen, weil Sie Theil an meiner Maeiquinha nehmen, ſonſt würde ich ſchweigen. Die Alte iſt keine gute Frau: ſie führt die arme Henriette nach Paris, um Eroberungen mit ihr zu machen, und Sie ſind der Anfang davon.“ — „Ich? wahrhaftig? Gewiß, Senhor, verhörten Sie ſich.“ — „Nein, nein; Sie ſollen auch die Reiſe von Havre nach Paris bezahlen, denn man vermuthet, Sie ſeyen reich.“ — „O Irrthum über Irrthum!“ — „Aber ich ſage Ihnen, Senhor, es iſt ſo. Thun Sie nun, was Sie wollen.“ — „Ich danke Ihnen für Ihre Güte, Dom Manoel. Sehen Sie, dort kommen die Damen!“

Die Damen erſchienen, Alle in beſſerer Toilette als bisher, Iſabel, denn ich wußte bereits von ihr ſelbſt, daß ſie Poetugieſin war, mit ſehr langen, fein gearbeiteten ſilbernen Ohrgehängen, denen man die Rua das Ourives do prata anſah, und übrigens auffallender, aber weniger geſchmackvoll gekleidet als die übrigen wirklichen Franzöſinnen. Zuweilen, wenn ſie die langen ſeidnen Wimpern aufſchlug und ihr dunkles ſüdliches Auge ſtrahlen ließ, fand ich ſie, trotz der Unregelmäßigkeit ihrer Züge, ſchön. Es liegt ein unendlicher Zauber in ſolchem Auge, und Iſabels wurde tiefer, melancholiſcher, je mehr wir uns dem Ziele der Reiſe näherten. Es war das Gewicht eines unglücklichen Verhältniſſes, dem ſie in fremdem Lande entgegenging, was ihr Herz beengte und ihre Seele belaſtete. Das innigſte Mitleid erfüllte mich für ſie; doch nehme ich jetzt Abſchied von ihr und werde ſie nicht mehr nennen. In Paris begegnete ich ihr ein einziges Mal auf dem Boulevard Montmartre.

Wir ſaßen unter dem Zelt bei der Mittagstafel, als wir an den Inſeln Guernſey und Aurigny vorüberſegelten; ſchöne, hohe Inſeln mit Felſenwällen und grünen Häuptern,

Digitized by Google

faſt wie die von Bayona. Eine andere zeigte ſich in nördlicher Richtung gegen England zu, welche in der Ferne wie eine Mauer mit drei hohen Thürmen anzuſehen war; dieſe Thürme aber waren Klippen, wie unſere Seemänner erklärten; die Inſel heißt les Casquets und beſteht nur aus dieſen drei Klippen, deren eine einen Leuchtthurm trägt. Als die Dunkelheit herabſank, zeigten ſich drei ſchöne, helleuchtende Feuer rechter Hand, einige Seemeilen von uns. Es waren die Pharen auf der Spitze von Cherbourg, dem Hafen, „in welchem die ältere Linie der Bourbonen, zum dritten Mal vertrieben, ſich nach England einſchiffte. Wir kreuzten die Bahn, welche die unglücklichſte der Familien damals beſchrieb.

In der Nacht erreichten wir die Höhe von Havre, da aber Windſtille eingetreten war, mußte am andern Morgen ein Dampfboot kommen und uns am Schlepptau in die Mündung der Seine und in den Hafen führen. Glückſelig betrat ich den Boden der Normandie und das lebensvolle, glänzende Havre, das ſich zu Liſſabon verhält wie das lachende Boudoir einer reichen Hetäre zu den Hallen einer Domkirche. Mit welcher Wonne ging ich wenige Stunden nach meiner Landung in einem Wald ſpazieren, der in geringer Entfernung von der Stadt die Höhen von Ingouville bekränzt und mit ſeinem heimathlichen Eichengrün mich unwiderſtehlich zu ſich lockte. Nicht aus Korkeichen, nicht aus Pinien, nicht aus Lorbeer-, Oel- und Citronenbäumen beſtand der Wald, ſondern aus weitgeäſteten, prächtigen normänniſchen Eichen, aus Buchen und jenem lieblichen Untergebüſch, mit Blumen vermengt, das unſere nördlichen Wälder ſo ſchön macht. Und das ſüße Gefühl der Sicherheit, mit dem ich mich in ſeine Schatten tauchte, mich immer weiter und weiter in ihm verlieren, ſchwelgend in dieſem Gefühle! Kein Ueberfall lauerte hier, keine erbitterten, aus ihren Klöſtern gejagten Mönche, kein fanatiſcher Landmann, keine heimlich gezückten Meſſer, keine mörderiſchen Ziegenhirten! Eine Schaar Kinder kam mir entgegen; ich ſchenkte ihnen Hände voll kleiner Münze, zog ſie zu mir nieder in's hohe Gras und plauderte mit ihnen — in Portugal konnte ich mit keinem Kinde plaudern. Die Kleinen waren dankbar und liebkoſeten mich, Eines nahm dem Andern das Wort aus dem Munde, und wie lieblich klang mir ihr normänniſcher Jargon! Von dem Platz, auf welchem wir uns hingeſtreckt hatten, ſah man über den Wald hinab in das üppige Thal, welches die Seine durchſtrömt, die hier faſt die Hälfte der Breite des Tajo erreicht. Wer die Umgegend von Havre kennt, weiß, wie entzückend ſchön ſie iſt. Welche Ausſichten von den Höhen von Ingouville und St. André auf das Meer! Wie herrlich ſind die beiden, von Napoleon erbauten Leuchtthürme gelegen, in denen man allerhand niedliche Gegenſtände, aus Muſcheln und Corallen geformt, kaufen kann. — Mehrere Tage nach unſerer Ankunft machte ich eine Fußtour in die etwas entlegenere Umgegend der Stadt, denn ich konnte es nicht ſatt werden, mich zu Fuß zu ergehen und Fußreiſen zu machen, was in Portugal unmöglich war, und kam dabei in ein, mehrere Stunden entlegenes Dörfchen unweit der Küſte. Da fand ich an einem niedlichen kleinen Hauſe, das faſt ganz mit Weinlaub umſtrickt war und nur zwei Fenſter hatte, eine Tafel mit der goldenen Aufſchrift: „Magasin des Modes, Bijouteries, Quinquailleries etc. etc.“ und hinter den Fenſterſcheiben blickten, zierlich geordnet, Häubchen, Stickereien, Bänder von verſchiedenen Farben und Strohhüte hervor, wie ſie die Landmädchen der Normandie auf ihren lieblichen, goldgelockten Köpfen tragen; ich blieb ſtehen und betrachtete die Boutike und las die Aufſchrift zwei, drei Mal, dann brach ich ein Blatt von dem üppigen Rebſtock, der das Haus umgab, und dachte: Ja, jetzt biſt du in Frankreich!

Nimia praecautio dolus.

(Fortſetzung.)

3.

In der Dämmerung des nächſten Abends ſpähte Jenny durch die Scheiben, und ihre Blicke, die zahlreichen Spaziergänger des Boulevards muſternd, irrten unſtät umher. „Ich Thörin,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „ich möchte wiſſen, welchen Antheil mir die vielleicht nur geckenhafte Artigkeit eines alten Mannes für ihn einflößte? Hat er mehr gethan, als was recht und billig war? Und bin ich ihm etwa dafür beſondern Dank ſchuldig, daß er die außergewöhnlichen Umſtände unſerer Lage nicht mißbrauchte? Er war dies ſeinen weißen Haaren ſchuldig, mehr noch als der Sitte. — Aber bei alledem iſt es nicht ſchön, daß er nicht kommt, wie er doch verſprochen.“

Das Selbſtgeſpräch unterbrach ein junger Elegant durch ſeinen Eintritt; Jenny rief ihm entgegen: „Nicht wahr, Eugen, du gehſt zum Onkel?“ — „Ich habe keine rechte Luſt dazu,“ entgegnete er. — „O geh doch,“ drang die Schöne in ihn, „geh doch, mein Lieber! Der gute Onkel muß das Bett hüten und hat ſo viel Langeweile auszuſtehen; hilf ihm ein Stündlein verplaudern, und wer weiß, wie bald dieſe Selbſtverleugnung ihre Früchte trägt.“ Der Grund ſchien dem jungen Herrn gewichtig, denn ihm fielen ſeine kleinen Schulden und des Oheims Alter und Gebrechlichkeit ein; ſo warf er denn der holden Rathgeberin eine Kußhand zu und entrilte. Und wie er ſo das Haus verließ, erblickte ihn, von der andern Seite kommend, Herr Rivolet. „Gottlob! er geht,“ ſprach dieſer lächelnd in ſich

Digitized by Google

hinein; dann aber blieb er sinnend stehen: „Sollte ich ihm nicht nachrufen? Doch nein, das würde Aufsehen machen, denn er ist schon zu weit und fliegt wie ein Sturmwind davon.“ Mit diesen Worten schlüpfte er in's Haus, einen scheuen Seitenblick nach der Portiersloge werfend und die Stufen der Treppe zu drei und drei hinaufhüpfend, bis er, fast athemlos, im dritten Stockwerk vor einer Thüre stehen blieb, an der er die Klingel zog.

Jenny empfing den Besuch mit unverhehlter Freude, aber auch zugleich mit einiger Verwunderung, zu der Rivoletz veränderten Aussehen sie wohl berechtigte; denn statt der dünnen weißen Haare umgab das alternde Haupt der Schmuck dunkler Locken, die bequeme Halsbinde hatte einer glänzenden Atlascravatte Platz gemacht, der braune Leibrock à la propriétaire mit den weiten Seitentaschen einem kurzen schwarzen Ueberröcklein, und der altmodische, breitkrempige Hut einem weißen nach der neuesten Form; an den Händen glänzten die unerläßlichen gelben Handschuhe, um die Füße schmiegten sich die Schnürstiefeln von hellem Merino, und den getreuen Regenschirm ersetzte ein Spazierstöckchen mit seidener Quaste. Obwohl nun die Schöne sich ob dieser plötzlichen Umgestaltung höchlich verwunderte, konnte sie sich dennoch nicht verhehlen, daß sie dem Mann zum Vortheil gereiche, dessen aufrechte, feste Haltung und männliche Züge ganz gut zu der Kleidung paßten.

„Ich bin etwas später gekommen, als Sie mir erlaubt hatten,“ sagte der Eintretende; „aber wir ältern Leute haben so unsere kleinen Gewohnheiten, von denen wir nicht lassen können, und so habe ich denn meine Partie Domino nach dem Essen gespielt; unglücklicherweise aber erlaubte sich Jemand neben mir eine Cigarre zu rauchen, und da mußte ich denn die Kleider wechseln.“ Jenny lächelte fein und bald spöttisch, während Rivolet in seiner Rede gelänßig fortfuhr: „Diese Verzögerung bringt mich, zur verdienten Strafe, um das Vergnügen, mit Herrn Eugen nähere Bekanntschaft zu machen, der gestern so eilig war, daß er nicht einmal recht Acht gab auf das, was Sie ihm sagten.“ Jenny unterbrach ihn: „Eugen ist zerstreut in Allem, was nicht seine Geschäfte betrifft, und ich bin überzeugt, daß er von dem gestrigen Vorfall keine Sylbe mehr weiß. Doch sollen Sie ihn noch kennen lernen, und ich denke, er wird Ihre Achtung zu gewinnen wissen. Heute habe ich ihn zum Onkel geschickt, der krank liegt.“ Diese Worte hörte Rivolet nicht ohne große Verwunderung, und seine Eitelkeit legte sie aus, wie sie schier nicht anders zu deuten waren; doch besaß er hinlänglichen feinen Takt, sich nicht der ersten Bewegung hinzugeben, sondern die Zurückhaltung zu beobachten, die ihm in Anbetracht der Umstände unerläßlich schien. Die Zuversicht aber, welche ihm Jennys Worte eingeflößt, erregte und erhöhte in ihm eine jugendliche Gluth, so daß die Unterhaltung zu einem Feuerwerk guter Einfälle und vertraulicher Mittheilungen ward und die eilfte Stunde die Plaudernden überraschte.

Den Scheidenden beglückte ein Händedruck Jennys, und wie im Traum stieg er die Treppe hinab; auf dem Flur des zweiten Stockwerks stieß er mit dem Fuß an einen Gegenstand, den er aufhob und dem Gefühl nach für ein flaches Etui von Leder erkannte, wie sie zur Aufbewahrung kostbarer Schmucksachen dienen; doch war die Beleuchtung, die von der Lampe im untersten Flur ausging, nicht hinreichend, um dabei nähere Untersuchungen anstellen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

Neue literarische Erscheinungen.

Die römische Literatur unserer Tage ist über alle Maßen arm. In einer frühern Mittheilung habe ich bereits auf diese Erscheinung, so wie auf einige Gründe derselben aufmerksam gemacht, und die wenigen neuen Erzeugnisse, die irgend eine Erwähnung verdienen, angeführt; manche Monate sind seitdem verflossen, aber ich würde in Verlegenheit gerathen, wenn ich ein neues Verzeichniß anlegen müßte. Freilich sind die Zeitverhältnisse der Literatur wenig günstig gewesen. — Die italienische Ausgabe von Vitruvs Baukunst, vom Marquis Marini (Direttor des Katasters), ist in zwei Foliobänden mit einem Bande von 140 Kupfertafeln vollendet worden, und mit derselben sollen Pracht ausgestattet, die man an der lateinischen Ausgabe bewundert. Eine Würdigung dieser doppelten Arbeit, die noch gewichtige Vorzüge hat, als den eines schönen Aeußern, und welche eine schmerzlich gefühlte Lücke noch besser ausfüllen würde, wenn sie nicht ihres Preises wegen der großen Mehrzahl unzugänglich bliebe, ist indeß Aufgabe der gelehrten Kritik. Beendigt wurde der Druck der Denkwürdigkeiten des Florentiners de' Rossi über Clemens VII. und seine Zeit (Memorie storiche di Patrizio de' Rossi), ein Werk, welches für die Geschichte jener Tage nicht ohne Interesse ist, wenn es auch den gehegten Erwartungen nicht völlig entsprechen möchte. Der wichtigste Theil desselben ist die schon früher bekannt gewordene) Erzählung der Erstürmung Roms im Jahr 1527, die eigentlich von dem Großvater des Verfassers oder Anordners, dem Francesco de' Rossi, einem nahen Verwandten des medizeischen Hauses, verrührt, welcher sich damals in Rom befand und mit dem Papste die Gefangenschaft in der Engelsburg theilte. Bei Gelegenheit einer Anzeige dieses Buchs in dem altersschwachen Giornale arcadico wird Ranke's Geschichte der Päpste mit einem Angriffe der brodt, um zu zeigen, wie der „autore Tedesco . . . si è fatto bello a spese di noi Italiani.“ Es wird die zweite Attaque seyn; die erste ist schon vor einiger Zeit in den Annali delle Scienze religiose des Abate de Luca erfolgt. — Die Herausgabe der Manoscritti inediti di Torquato Tasso (in Lucca gedruckt) ist bis zum dritten Hefte vorgerückt; aber leider findet man von Tasso so gut wie nichts darin, und muß sich mit den breiten Erläuterungen des Herausgebers quälen, der die Absicht zu haben scheint, den Leser mit Vermuthungen, Anekdoten, Zweifeln und Citaten

Digitized by Google

vollzustopfen. Es ist ein Unheil mit den Italienern: die Meisten unter ihnen verstehen sich noch schlechter darauf, ein Lehrbuch Buch zu machen, als andere Leute, die gen Norden wohnen. Entweder ist's bloßes Brodschreiberwesen, oder aber sie erstiften den Gegenstand unter einer Masse von Detail, das auch der stärkste Magen zu verdauen nicht im Stande ist. Alexander der Große und Hannibal, Herodot und Titus Livius müssen zu Hülfe gerufen werden, wenn es sich darum handelt, eine Stickerei der Herzogin von Urbino zu erklären, die sich auf Tasso's Streit mit seinen längstvergessenen Rezensenbuhlern bezieht. Unter den gutgearbeiteten Facsimiles, welche diese Hefte begleiten, bemerkt man mit Vergnügen ein Billet der Prinzessin Eleonore an Tasso (vom Mai 1573), worin sie ihm Boccaccio's „Labirinto d' Amore" zurücksendet, und ein hübsches Madrigal, welches der Dichter in dies von seiner Geliebten mit einer zierlich gestickten Decke versehene Büchlein hineinschrieb. Es heißt folgendermaßen:

Questo pretioso dono
Ch' ornar coll' ago ad Eleonora piacque,
Lo vide Aracne e tacque.
Or se la man che se la piaga al coro
Si bello fa damore
Il ceco Laberinto,
Come uscir ne potro, se non estinto.

Unter den übrigen Kupfertafeln findet man Tasso's Porträt nach der in S. Onofrio befindlichen Todtenmaske, und das (nicht sehr ähnliche) der Prinzessin. — Angekündigt ist eine Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Römer, von dem Wiederaufleben der Wissenschaften an bis zu unsern Tagen, von einem wenig bekannten Schriftsteller, F. Manalti. Die Zahl dieser Biographien soll sich auf hundert belaufen, jede von einem Bildniß begleitet; mit Papst Paul V., Giulio Romano, Marc Anton Colonna, dem Pater Segneri u. s. w. wird der Anfang gemacht werden. Toskana besitzt längst ein ähnliches Werk, und es möchte zu wünschen seyn, daß das römische diesem an Werth und Tüchtigkeit gleichkäme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, November.

(Fortsetzung.)

Kunst. Missionsnachrichten aus Amerika.

Unsere Stadt ist um eine Bildergalerie reicher geworden. Der Abt des Stiftes Strahof, Hieronymus Zeidler, hat sämmtliche Gemälde, welche sich im Besitz des Stiftes befanden, 100 an der Zahl, in dem großen, freundlichen Saale des Conventgebäudes vereinigt. Das merkwürdigste Kleinod dieser Sammlung ist unstreitig das berühmte „Rosenkranzfest" von Albrecht Dürer; aber auch unter den übrigen Bildern finden sich schätzbare Werke, von Canaletto, Führich, die Grablegung Christi von Jakob Bassano, und mehrere architektonische Gemälde des Chorherrn P. Hugo Sykora. — Der junge Maler Gustav Kraymann, dessen Reise nach Rom noch verschoben ist, bis er eine begonnene Arbeit, eine Madonna mit zwei Fischeltübern: Cäcilia und Lukas, vollendet hat, findet bereits auch im deutschen Auslande verdiente Anerkennung. Sein jüngstes Bild: „Scharfa und Citrad," hat, nach dem Berichte der „Zeitung für die elegante Welt," auf der Dresdener Kunstausstellung durch seine mährchenhaft-romantische Haltung, wie durch den echt poetischen Geist Aufsehen gemacht. — Der Silberarbeiter Ludwig Fortner, Zögling der Prager Akademie für bildende Kunst, hat in seinem Atelier ein ausgezeichnet schönes Werk der allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Es ist dieses eine silberne, im altdeutschen Style gearbeitete, ganz im Feuer vergoldete und mit matten weißen architektonischen Verzierungen versehene Monstranz, welche von der Herzogin von Arenberg, gebornen Fürstin von Lobkowitz, bestellt und für die St. Gudulakirche in Brüssel als Geschenk bestimmt ist. Sie hat eine Höhe von 4 Schuh 4½ Zoll. Das Fußgestell, im Durchmesser 15½ Zoll, erhebt sich in Form einer sechseckigten Säule, welche ein doppeltes, freihängendes Bogengewölbe trägt, über dem sich eine Plattform, mit einer durchbrochenen Bogengalerie geziert, befindet. Auf dieser Plattform erheben sich vier Stufen, auf welchen die fixende Figur Gott Vater vorstellt, im päbstlichen Ornate, mit der reich mit Rauten, Smaragden, Rubinen und Perlen besetzten Tiara, deren oberste größte Schlußperle eine böhmische im Gewichte von 10¼ Gran ist. An dieser Tiara befinden sich 56 Smaragden und Rubinen, eine böhmische große und 52 kleine orientalische Perlen. Die Figur selbst mißt 10 Zoll in sitzender Stellung und hält ein Kreuz, welches zugleich den Hostienbehälter bildet, in den Händen. Ueber den Stufen erhebt sich eine Kapelle, welche sich in einem drei Stockwerke hohen, mit Bogenfenstern und kleinen Giebelpyramiden versehenen Thurme endigt. Das Portal der Kapelle ist mit sechs kleinen Figuren, vorstellend die heilige Maria, Joseph, Engelbertb, Carolus Boromäus, König Ludwig und Anton von Padua (die Namen der Kinder der Fürstin), welche auf vorspringenden Gesimsen stehen, betonirt. Der Spitzbogen des Portals ist ganz mit Rauten, 177 an der Zahl, verziert. Das Ganze hat ein Gewicht von 40 Mark, und besteht aus mehr als 500 einzelnen Bestandtheilen, welche unter einander durch Schrauben verbunden sind.

Die letzten Nachrichten des böhmischen Missionärs in Nordamerika, P. Neumann, von Erie County Northbuffalo Sept. 1857, lauten sehr befriedigend. Drei seiner Missionsstationen sind nun förmlich geordnet, und sie haben auch schon ihre Namen: Williamsville, Northbuffalo und Cayuga-Creek, zwei andere sind im Entstehen, und zwar mit für einen Missionär genügenden Aussichten; denn er erhielt ja bereits zwei Acres Landes geschenkt, um eine Kirche zu erbauen. Diese fünf Stationen bestehen aus Deutschen; aber die nächsten Anwohner des Niagara. Franzosen und Irländer, die sich an ihn anschlossen, geben auch bereits mit dem Plane um, eine gemeinschaftliche Kirche zu erbauen. Somit wird sich sein angehender Missionssprengel nächstens in sechs geordnete Stationen theilen. Welche herrlichen der Mittelpunkt seines Wirkens werden soll, scheint noch nicht ausgemacht; in Northbuffalo liegen gegenwärtig Stämme von Eichen und Zuckerbäumen behauen, aus welchen sich künftiges Jahr sein Haus zusammenfügen soll. Unterdessen wohnt er in einer kleinen Kammer, welche ihm ein Lothringer einräumte, der auf eine Anweisung auf die Ewigkeit auch seinen Tisch mit ihm theilt. Es frenen sich aber schon alle Pfarrkinder, ihm sein neues Haus mit Erdäpfeln, türkischem Weizen und Speck vollzustopfen. Seine Einrichtung besteht aus vier Stühlen und zwei ledernen Koffern, nebst einigen Büchern. Seines Lagers erwähnt er in seinem Briefe nicht; doch dürfte er wahrscheinlich auf Stroh von den Rähnen des Tages ausruhen. Wenn seine Gewänder zerreißen, bringen ihm seine Pfarrkinder neue, und er fürchtet nur für das Meßgewand, das ihm seine Freunde zu Prachatitz als Reisegeschenk mitgaben, und das, wenn es dem Zahn der Zeit erliegt, in jener Einsamkeit schwer oder gar nicht ersetzt werden könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 126 u. Intelligenzbl. Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Sonnabend, den 16. December 1837.

Expertus vacuum Daedalus aëra
Pennis non homini datis.
Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus.
Horat.

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

Von Dr. Adolph Poppe.

Wirft man einen Blick auf den gegenwärtigen Zuſtand der Fabriksinduſtrie civiliſirter Länder, ſo muß man ſtaunen über die rieſenmäßigen Fortſchritte, welche ſie in unglaublich kurzer Zeit gemacht hat. Sehen wir nur ein halbes Jahrhundert zurück, ſo wird uns der qualitative und quantitative Unterſchied der damals und jetzt erzeugten Fabrikate ſtark genug auffallen. Eine Haupttriebfeder dieſes ſichtbaren Fortſchreitens der techniſchen Induſtrie und des damit parallelgehenden Wohlſtandes der Nationen iſt in der Erweiterung, Vervollkommnung und wiſſenſchaftlicheren Begründung des Maſchinenweſens zu ſuchen. Dieſes ſteht jetzt auf einer Höhe, welche ſelbſt die kühnſten Erwartungen früherer Zeiten weit überragt. Aber nicht nur die producirende, ſondern auch die fortſchaffende Mechanik, welche durch die allgemeinere Einführung der Eiſenbahnen, Dampfwagen und Dampfſchiffe einen mächtigen Impuls erhalten hat, ſchreitet unverdroſſen ihrem Ziele zu. Es kann eine Zeit kommen, wo die Nachwelt mit mitleidiger Verwunderung auf ein Jahrhundert zurückblickt, in welchem der Menſch durch Thiere und auf holprigten Straßen ſich von einer Stadt zur andern ſchleppen ließ, und ſelbſt über dieſe das Eiſenbahnenſyſtem in ſeiner vollkommenſten Ausdehnung umfaſſende Periode werden vielleicht noch ſpätere Generationen triumphiren, wenn die Luftſchifffahrt alle Schwierigkeiten eines unſichern, wankelmüthigen Elementes ſiegreich überwunden und die Förderung auf Chauſſeen, Eiſenbahnen, Flüſſen, Canälen, Meeren verdrängt haben wird. Solche Ahnungen ſteigen unwillkührlich in Jedem auf, der den raſchen Entwicklungsgang der Nationalinduſtrie und den Aufſchwung unſerer heutigen Mechanik beobachtet. Eine Reihe auffallender, aus der Gegenwart geſchöpfter Beiſpiele dürfte wohl den gegenwärtigen Standpunkt des Maſchinenweſens, ſeine in alle Richtungen der Induſtrie und des bürgerlichen Verkehrs eingreifenden Verzweigungen, und ſeine aus den glänzendſten Reſultaten hervorgehende nationale Wichtigkeit überhaupt am beſten überblicken laſſen. Die Dampfmaſchine, „der Herkules des Maſchinengeſchlechtes,“ wie Babbage ſagt, mag dieſe Reihe eröffnen.

Vor 50 bis 60 Jahren gab es noch keine 100 Dampfmaſchinen; die Anzahl der gegenwärtig exiſtirenden wird auf wenigſtens 200,000 berechnet, welche im Mittel ſo viel Kraft ausüben, als 4 Millionen Pferde oder 25 Mill. Menſchen, d. h. der vierzigſte Theil der ganzen Menſchheit. Vor 60 Jahren war die Dampfmaſchine noch ein plumpes, unbehülfliches, unſymmetriſches, vielen Raum einnehmendes Ding, das, wenn es im Gang war, in allen Fugen ſeufzte, raſſelte und krachte, viel Brennmaterial

Digitized by Google

verzehrte, verhältnißmäßig wenig leistete und viel Mannschaft zu seiner Bedienung ansprach; ihr Wirkungskreis beschränkte sich auf das Auspumpen des Grubenwassers in Bergwerken. Aber wie hat sich ihr ganzer Organismus und mit diesem ihre ganze Wirksamkeit und industrielle Bedeutung in dem kurzen Zeitraum von 50 Jahren umgestaltet! Hauptmann Savery hatte im Jahr 1698 die Dampfmaschine in der so eben bezeichneten unvollkommenen Gestalt erfunden. Dem unsterblichen Genie James Watt's verdankt das Dampfmaschinenwesen seine gänzliche Reform und den Impuls, welcher es auf eine Stufe, die der Vollkommenheit nicht mehr ferne ist, emporgeschwungen hat. James Watt bildete die in der Entwicklungsperiode der Kindheit stehende Dampfmaschine heran, machte sie brauchbar und führte sie glänzend in's Leben ein. Die Dampfmaschine vereinigt jetzt mit einem eleganten, gefälligen Bau und symmetrischen Formen die dauerhafteste Solidität. Ihr Gang ist sanft und vollkommen geräuschlos; stumm entwickelt die Maschine jene unwiderstehlichen Kräfte, welche sie vor allen andern mechanischen Apparaten charakterisirt; sie consumirt endlich bei einem höhern Effekt auffallend weniger Brennmaterial als früher. Watt war mehr als mechanisches Talent, er war ein geistreicher Mann; dies wird jeder bekennen, welcher sich nicht damit begnügt, die äußern Bewegungen der Maschine zu bewundern, sondern sich mit dem innern Organismus eines Werkes bekannt macht, welches eine Fülle der genialsten Gedanken und der scharfsinnigsten Combinationen vereinigt. Watt, der Gründer unseres Dampfmaschinensystems, war ein Denker; er schöpfte seine Ideen aus den innersten Tiefen seines Geistes, aus einem intensiven Studium der Natur und ihrer erhabenen Gesetze. Er bändigte die zügellosen Naturkräfte, bannte sie zwischen eiserne Grenzen und wies ihnen ihre bestimmten Wege an; ja er wußte sie so zu zähmen, daß sie, wenn auch durch ihre wilde Natur auf einen Moment aus den Schranken getrieben, doch sogleich durch eigenen Antrieb wieder in dieselben zurückkehren. Watt schuf die Dampfmaschine ohne mathematische Formeln, er kannte das Sprichwort zu gut: „da, wo die Formel aufängt, hört der praktische Verstand auf;“ in seinem Kopfe, nicht auf dem Papiere entwickelten sich die fruchtbarsten und segensreichsten Erfindungen. Bevor Watt im Jahr 1782 sich ein Patent auf seine Erfindungen ertheilen ließ, hat er einen damals berühmten Theoretiker um sein Gutachten darüber. Dieser bewies ihm schwarz auf weiß mit ellenlangen Formeln, daß seine Dampfmaschine den Ergebnissen der Theorie ganz und gar widerspreche, und daß er sich folglich zu Grunde richten müßte, wenn er den wahnsinnigen Gedanken, Dampfmaschinen nach seiner Idee zu errichten, eigensinnig realisiren wollte. — Als Zeichen der Dankbarkeit und der Anerkennung wahrer Verdienste wurde dem James Watt von der englischen Nation in der Westminsterabtei ein Monument errichtet, welches eine der gelungensten Arbeiten des berühmten Chantrey seyn soll. Watt ist geboren zu Greenock 1756 und gestorben zu Heathfield 1819.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

Als Rivolet draußen auf dem Boulevard stand, wußte er kaum mehr, wie er aus dem Haus gekommen; in einer Hand hielt er noch Hut und Stock, wie er sie beim Abschied zusammen genommen, in der andern den gefundenen Gegenstand und die neue Perrücke. Sein Herz schlug gewaltsam, das Blut stieg ihm heiß gegen die Stirne, und durch die Träume eines Rausches von Seligkeit rief störend stets eine mahnende, unabweisbare Stimme, warnend und strafend: die Stimme des Gewissens. Und als er endlich in seinem stillen Schlafzimmer angekommen, wußte er wiederum kaum mehr, als daß er, gegen seine Gewohnheit, sich zu Wagen heimbegeben hatte, und er schrieb in sein Taschenbuch unter die von Elisens Hand eingetragene Note über eine Tasse Kaffee: „Von acht Uhr an auf den Boulevards spazieren gegangen, um zehn Uhr nach Hause gefahren in einem Cabriolet. Ausgabe für den Kutscher 1 Franc 25 Cent.“ — Bevor er sich zu unruhigen Träumen auf sein Lager warf, fiel ihm noch ein, daß er die Perrücke und das gefundene Etui im Wagen habe liegen lassen; doch konnte der Gedanke daran keinen Raum gewinnen vor einem andern mächtigeren, der stets den Schlummer wieder unterbrach und, mit der neuen Leidenschaft beharrlich kämpfend, zu einem männlichen Entschlusse mahnte, zu dem Vorsatze, Jenny nicht wieder zu sehen und die Versuchung zu fliehen. Und mit solchem Vorsatze fand endlich der Ermattete gegen Morgen den ersehnten festen Schlaf.

4.

Rivolet hielt Wort; Jenny sah ihn nicht am nächsten, nicht an den folgenden Tagen. Doch zeigte er sich auch nicht in der Pension, wo er seit Jahren Tag für Tag um die eilfte Stunde sein Frühstück, um die fünfte sein Mittagsmahl einzunehmen gewohnt war, und nicht im Café Caron, wo der alte Doktor vergebens von sechs bis acht Uhr harrend hinter den Dominosteinen saß. Am dritten Tag sagte Elise: „Der gute Herr wird krank seyn.“ — „Nein, nein,“ brummte der Arzt, „denn er hätte sonst mich rufen lassen. Aber eine Liebschaft hat er, darauf lasse ich mich spießen, und gebe ihn auf. Von Morgen an lasse ich mich mit einem andern Partner ein

Digitized by Google

und er mag dann, sobald er einst vernünftiger geworden, zusehen, wo er wieder einen findet, der nach Tisch mit ihm spielt.“ So verginnen einige Monate, und Niemand gedachte mehr des alten Sonderlings mit dem wunderlichen Tagebuch, bis auf Eine, die sein Bild still und treu in verschlossener Seele hegte.

5.

Ein düsterer Novembertag war über Paris aufgegangen, feuchte Nebelschauer senkten sich von dem umsorten Himmel nieder, und nur ein zweideutiges Licht erhellte den Gerichtssaal, in welchem, wie gewöhnlich, sich eine müssige Menge, begierig nach aufregenden Eindrücken, bereits seit ein paar Stunden drängte; und die Ungeduld der Neugierigen war groß, denn die Eingeweihten des Justizpallastes hatten im Voraus verkündet, daß heute ein frecher Mörder, ein Nachahmer des blutigen Lacenaire, zur Rechenschaft gezogen werden solle. Endlich war das Gericht versammelt; auf das gegebene Zeichen schwieg das Gemurmel auf den Gallerien, das lebhafte Gespräch an den Schranken, und das Vorspiel des erwarteten Trauerspiels begann, indem der Greffier die Anklageakte verlas, um die Geschwornen von der Sache, um die es sich handelte, in Kenntniß zu setzen. Die Anklage aber lautete ihrem wesentlichen Inhalte nach folgendermaßen:

„In dem Hause Nr. 81 des Boulevard Montmartre, auf der Seite der Vorstadt, bewohnte seit einigen Jahren das Ehepaar Caillot den zweiten Stock. Das Hauswesen dieser Leute schien regelmäßig und friedlich, und die Frau, alt und gebrechlich, wie sie war, ließ ihrem, um etwa dreißig Jahre jüngern Gemahl volle Freiheit, sich nach Lust und Laune zu zerstreuen, so daß derselbe die Gewohnheit angenommen hatte, die Abende auswärts zuzubringen und selten vor Mitternacht heimzukehren. Da geschah es am 20sten August dieses Jahrs, daß Caillot, wie von einer bösen Ahnung getrieben, zu ungewöhnlich früher Zeit nach Hause ging und vor der Thüre anlangte, als es noch nicht lang eilf geschlagen hatte. Aus der Thür stürzte ihm ein Mann entgegen und stürmte wie rasend an ihm vorbei, so daß er ihn fast umgerannt hätte; so viel Caillot zu erkennen vermochte, war der Enteilende ein ältlicher Mann mit weißen Haaren, der verschiedene Gegenstände in den Händen trug und keinen Hut aufhatte. Doch kümmerte er sich nicht weiter um die sonderbare Erscheinung, und stieg langsam zu seiner Wohnung hinauf, wo er, zu seiner größten Verwunderung, die äußere Thüre, statt verschlossen, nur angelehnt fand; auch brannte nicht das Nachtlicht, das sonst immer für den Heimkehrenden neben dem Leuchter in einer Nische zu stehen pflegte, und er eilte wieder hinab, um dem Portier seine Ahnungen mitzutheilen und Licht zu verlangen. Der Schließer, obwohl seit ein paar Tagen bettlägerig und erst seit wenigen Stunden auf dem Weg der Besserung, stand dennoch auf, um Caillot zu begleiten. Als sie in das Wohnzimmer traten, gewahrten sie eine gewaltige Unordnung: Schränke und Commoden waren erbrochen und ausgeräumt, eine Stockuhr, die vor dem Spiegel gestanden, war verschwunden, und mit ihr einige andere Kostbarkeiten von hohem Werth; aber noch ein gräßlicherer Anblick stand den Erschrockenen bevor, denn in der Kammer lag die alte Frau starr und todt, mit zerschmettertem Schädel; die Hirnschale zeigte bei der spätern Untersuchung mehrere tödliche Fracturen, die von einem stumpfen Werkzeug, etwa von einem derben Stock, herzurühren schienen; ein kurzer Knittel, der sich auf dem Boden fand, schien zur Vollführung des Verbrechens gedient zu haben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, December.

Herzog Alexander von Würtemberg und seine Gemahlin.

Am 6ten d. M. langte Herzog Alexander von Würtemberg mit seiner Gemahlin zum Besuch bei der königlichen Familie hier an. Der Herzog, dessen Vater fast sein ganzes Leben in russischen Diensten zugebracht und der selbst nur selten sein Vaterland besucht hat, eilte, trotz der ungünstigen Jahreszeit, die Prinzessin, welche ihr Geschick mit dem seinigen verbunden, dem erbabenen Haupte seiner Familie vorzustellen und der Liebe seiner königlichen Verwandten zu empfehlen. Der Ruf schreibt der jungen Fürstin ein scharfes Künstlerauge zu, Vorliebe für Deutschland und den Willen, es kennen zu lernen. Es läßt sich erwarten, daß ihr Blick mit besonderem Interesse auf dem Stammland ihres Gemahls und auf der alten Hauptstadt desselben ruht. Unter diesen Umständen hätte sich Stuttgart, was das Aeußere betrifft, lieber in der Sommertoilette als im Winterkleid überraschen lassen. Stuttgart ist keine von den Städten, welche der Natur gerne entbehren, ja erst, wenn diese schlummert, ihre Warmhausblüthen der Kunst und Geselligkeit recht entfalten. Unsere Stadt bedarf ihres üppigen Rebenmantels, und sie erscheint dem fremden Auge nur dann in ihrer Eigenthümlichkeit, und dann sehr zu ihrem Vortheil, wenn ihr Kranz von Bergen in jede Straße mit einem grünen, frischen Blatte hereinragt und jeder Weg, der aus der Stadt führt, in einem Garten sich verliert. Welchen moralischen Einfluß das, was die Prinzessin von unserm Leben zu sehen bekommt, in ihr hinterlassen wird, darüber steht uns am wenigsten ein Urtheil, kaum eine Vermuthung zu. — Am 9ten war großer Hofball, am 10ten wohnte die ganze königliche Familie und der Hof im Theater einer Vorstellung Roberts des Teufels bei. Am folgenden Tage wurde Griselda gegeben. — Das Publikum konnte sich hier überzeugen, daß die gesellige Bildung, welche die öffentliche Stimme der Prinzessin beimißt, sich in ihren ernsten Zügen ausspricht, und die Komplexion der neapolitanischen Bourbons und namentlich die Adventlichkeit mit ihrer Mutter ist in ihrem Aeußern nicht zu verkennen. — Die Wahl einer für die königliche Akademie der Musik zu Paris von einem kosmopolitischen Zirkel componirten Oper wollte bei dieser Gelegenheit Vielen

Digitized by Google

nicht ganz passend erscheinen. Sie gingen freilich dabei von einer Ansicht aus, welche die Intendanz nicht zu theilen braucht: sie meinten, es habe sich darum gehandelt, die Fremde in ihrem Studium deutscher Art und Weise zu unterstützen und ihr eine Probe dessen vorzuführen, was noch weit mehr der Kern einer Nation ist, als Musik-, Gesang- und Bühnenfertigkeit, eine Probe echter deutscher Poesie. Sie hätten dazu für den ersten Theaterabend eine Mozartsche Oper (der Freischütz war bereits zu Coburg gegeben worden), für den andern ein Schillersches Stück vorgeschlagen. Die Prinzessin, welche wenige Schritte von der Stelle schlief, wo Schiller sein erstes Trauerspiel gedichtet, möchte selbst bestimmen, unsere Bühne stehe mit der Muse dieses Dichters auf dem vertrautesten Fuß. Sie weiß wohl noch nicht, daß der prächtige Schillersche Wappenrock für das jetzige Bühnengeschlecht überhaupt eine etwas zu schwere Rüstung geworden ist, daß der Kothurn die Schauspieler drückt und der Zustand der deutschen dramatischen Kunst das Publikum getödtet hat, seine Corneilles und Racines zu Haus zu bewundern. Die Frau Herzogin wird sich bei längerem Aufenthalt in Deutschland überzeugen, daß es nicht etwa Schmeichelei ist, wenn sie fast immer dem Sceneu vom Pariser Boulevard an den Beinen deutscher Künstler begegnet. Sie sieht überdem die Formen ihres von Hause mitgebrachten Trouffeau überall auf Häuptern und Schultern wiederbolt, sie hört ihre Mutterssprache, tant bien que mal, von allen Zungen, und so ist es gewiß der beste Beweis für einen kräftigen, geübteten Geist, wenn sie das, was sie ohne Zweifel von deutschem Geist und Charakter gehört hat, in der Wirklichkeit aufzufassen, zu würdigen und mit dem nationalen Selbstgefühl in's Gleichgewicht zu bringen weiß.

Prag, November.

(Beschluß.)

Missionsberichte aus Amerika. Theater.

Sehr umständlich beschreibt P. Neumann die einförmigen, mit unabsehbaren Urwäldern bedeckten Ebenen, die bekannte Art ihrer Ausreutung und die Urbarmachung einzelner Flecke. Er zählt auch alle Holzgattungen auf, so wie die seltneren Thiere und Pflanzen. Von dem Zuckerbaume legte er ein junges Blatt bei. Er fand auch viele prachtvolle Cedern. Wo die rauhen Wälder weichen, gedeihen junge Pflanzungen von europäischen Obstsorten; nur von unserer Pflaume erhält sich selten ein Stämmchen, und ihre Früchte gedeihen nie. Dafür sah er noch reinen wurmstichen Apfel; man kennt auch den weißen Schmetterling ganz und gar nicht, und andere gehören zu den Seltenheiten. Dieses gilt auch von den Regenwürmern und Schnecken. Eine wahre Pein sind das gegen die zahllosen Muskitos. Zu Zeiten müssen neben den Häusern Rauchfeuer unterhalten werden, um bei Nacht ruhen zu können. Reißende Thiere sind schon äußerst selten, indem ihre Felle im Tauschhandel gelten, welswegen ihnen die verunschweifenden Wilden fleißig nachstellen. Ziemlich häufig findet man die Stinkkatze, seltener Hasen, welche im Winter weiß werden, und noch seltener die Klapperschlange, deren Biß übrigens nun auch die Aufseher, von den Wilden belehrt, unschädlich zu machen wissen. Er erzählt viel von den sonderbaren giftigen Wirkungen zweier Sumpfstauden, des Rhus toxicodendron und radicans; Menschen von gewisser Körperbeschaffenheit können sie ohne Schaden berühren, während Menschen von anderer Constitution in ihrer Nähe ohne Berührung schwellen. Der Pflanzer, bei dem P. Neumann wohnt, hatte das Unglück, ein solches Kraut mit bloßem Fuße zu berühren, und er hatte ein Vierteljahr lang an beiden Füßen die furchtbarsten Schmerzen zu leiden. Die Witterung ist unstät; die Hitze steigt öfter auf 95° Fahrenheit (22° R.) und verursacht häufige Krankheiten. Die Gestade der Landseen sind die gesundesten Gegenden und wegen des Reichthums an Fischen auch sehr nahrhaft. Die süßen Gewässer der Seen sind ihrer Leichtigkeit wegen sehr beweglich, daher für die Schifffahrt bei den häufigen Stürmen höchst gefährlich. Heuer drückten Nordamerika große Zuwanderungen; Tausende gutmüthiger Deutschen kamen an den Bettelstab. In New-York stieg die Theuerung auf kurze Zeit so hoch, daß der Strich Erdäpfel 5 fl. C. M. und der Centner Weizenmehl 40 fl. C. M. kostete.

Der fünfzigste Jahrestag der ersten Aufführung des „Don Juan“ auf der Prager Bühne wurde am 4ten November durch eine Reprise dieser Oper bei sehr mangelhafter Besetzung begangen, und bei Gelegenheit eines matten Prologs, welcher der Produktion vorangieng, das recht wackere Modell der Büste des Tondichters aufgestellt, welche der Bildhauer Emanuel Max für das hiesige Mozartmonument in Marmor ausführen wird. — Eine Bühnenneuheit der letzten Woche war: „Die Doppelehen von Tarent,“ dramatisches Mährchen in vier Akten von Wis. Wenzig. Mit Boden in diesen Blättern das erste Drama dieses Verfassers: „Wiasta,“ besprochen, und kein ganz billigendes Urtheil, insbesondere über die Wahl des Stoffes, aussprechen können. Diesmal befinden wir uns in der unangenehmen Lage, bemerken zu müssen, daß diese zweite Arbeit eher ein Rück, als ein Vorschritt genannt werden kann. Wenn dort der Vorwurf ohne alles Interesse war, so hatte der Dichter diesmal nach einem Gegenstand gegriffen, zu dem seine poetische Kraft weder in der Erfindung, noch Ausführung hinreichte. Wenn man das erste Mal die an Trockenheit grenzende Einfachheit der Sprache mit dem Stoff und der rauhen Vorzeit Böhmens entschuldigen konnte, so ist die Dürre der Diktion bei einem romantischen Drama, welches in einer poetischen Vorzeit, im Hesperidengarten Europens spielt, durchaus unverzeihlich. Die Verse des Verfassers entdecken alles Wohllautes, erheben sich nur an wenigen Stellen über das Gewöhnliche, und grenzen nicht selten an die gewöhnlichste, in Sylben und Klangfälle gezwängte Prosa. Dazu kommt noch die durchaus verfehlte Einführung und Benutzung des Wunderbaren. Wenn wir als Hebel des dramatischen Gebäudes einer überirdischen Macht bedürfen, so muß dies zu einem Zwecke seyn, wo menschliche Kräfte nicht ausreichen. Hier muß sich eine Feenkönigin zu einer Arbeit herunterlassen, wozu sich die Leute der Feen nicht hergeben würde, und welche jeder Apotheker vollbringen könnte: sie hat ein Gift in einen Schlaftrunk zu verwandeln. Die Aufführung war in allen Hauptpartien schlecht, die Ausnahme durchaus ungünstig, und jede Aeußerung patriotischen Beifalls — der überdies meist von Oben, und mitunter ganz am unrechten Orte kam — fand lebhafte Opposition. — Der Ballettmeister Raab hat zu seinem Benefiz eine Pantomime: „Arlequins Zauberpistolet,“ arrangirt, welche zu vielen Streitigkeiten im Publikum Anlaß gab, warum das Stück gerade so und nicht anders heiße. Arlequin verrichtet die unentbehrlichen Wunder, wie gewöhnlich, mit seiner Pritsche, und das einzige Schußgewehr, das in der Pantomime erscheint, ist grobes Geschütz, ein Bombenmörser, in welchen Arlequin geladen und herausgeschossen wird. Eine Zauberposse mit Gesang von Wilhelm Tutteltaut: „Nur Eine tödt den Zauberspruch, oder: Wer ist glücklich?“ hat completen Fiasko gemacht, und ein paar darauf folgenden kleinen Lustspielen ist es nicht viel besser ergangen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 18. December 1837.

That Angelo's a murderer, is't not strange?
Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

„Caillot selbst eilte zum Polizeicommissär, um den entsetzlichen Vorfall anzuzeigen; der kranke Portier hatte, nach solchem Schrecken, kaum mehr Kräfte genug, sich nach seinem Lager zu schleppen. — Durch die Untersuchung ergaben sich unzweideutige Zeichen, daß die Raubmörder ihre Beute und sich durch das ausgehobene Gangfenster über das Dach der Wagenremise in den Garten geflüchtet hatten; jede fernere Spur war verloren und nur so viel gewiß, daß das Verbrechen zwischen neun und eilf Uhr ausgeführt worden, denn um neun Uhr hatte die Frau Caillot die Dienstmagd in ihre Dachkammer entlassen.

Aber die Wege der ewigen Gerechtigkeit sind wunderbar und der Verbrecher ist nie vor der Strafe sicher, wenn er seine Schandthaten auch noch so listig zu verdecken wähnt. So geschah es denn, daß am Morgen des 21sten Augusts ein Cabrioletführer auf der Präfektur erschien und dort hinterlegte, was am Abend vorher ein Herr im Wagen vergessen hatte. Der Kutscher hätte zwar ganz gut das Vergessene unmittelbar an die Adresse, die ihm bekannt war, abliefern können; doch schreint die Neigung solcher Leute, ihre Ehrlichkeit in ein recht helles Licht zu setzen, ihn bewogen zu haben, sich an eine öffentliche Behörde zu wenden. Die abgelieferten Gegenstände aber waren eine braune Perrücke und ein Etui, dessen Bezeichnung bereits in den Händen der Polizei war, denn es enthielt einen kostbaren Schmuck und gehörte zum Raube des vorigen Abends. So ward denn derjenige, welcher diese Sachen im Wagen hatte liegen lassen, verhaftet und zur Untersuchung gezogen; und diese ergab so dringende Beweise seiner Schuld, daß wir ihn vor die Schranken des Gerichts berufen mußten, obschon aus ihm keine Andeutung über seine Mitschuldigen herauszubringen und sonst auch keine Spur von ihnen zu entdecken war. Die Beweise, welche wir erhoben, werden sich in den Verhandlungen überzeugend herausstellen, und wir wollen daher sie hier nur kurz andeuten.

Der Angeklagte, Johann Marie Rivolet, ist gegenwärtig neun-und-fünfzig Jahr alt, war früher Soldat, dann im Staatsdienst angestellt, aus dem er plötzlich entlassen wurde, weil seine Amtstreue verdächtigt worden. Seitdem lebte er von seinen eigenen Mitteln in Paris und führte das Leben eines Sonderlings, aus dessen Einzelnheiten sich ein Umstand herausstellt, der unter den gegenwärtigen Beziehungen dazu dient, unsere Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu befestigen. Er führte nämlich ein ganz genaues Tagebuch, worin er von jeder Stunde seines Daseyns Rechenschaft gab und dessen einzelne

Digitized by Google

Anführungen er, wo es thunlich war, durch Zeugniſſe belegte, ſo daß er ſich darin von Kellnern und dergleichen Leuten ſtets den Betrag ihrer Rechnungen quittiren, die Stunde ſeines Kommens und Gehens bemerken ließ. Man war allgemein des Glaubens, dieſem Verfahren liege irgend eine fixe Idee zu Grunde, aber wir ſind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Angeklagte nichts anderes damit bezweckte, als gewiſſe verbrecheriſche Verbindungen vor den Augen aller Welt zu verhüllen, und wenn auf irgend Jemanden, läßt ſich auf ihn der alte Satz anwenden: nimia praecautio dolus. Daß aber das Tagebuch in vielen Beziehungen verfälſcht war, läßt ſich aus folgenden Umſtänden ermeſſen. Am 19ten Auguſt, am Tage vor dem Verbrechen, erſchien der Angeklagte um zwei Stunden ſpäter wie ſonſt in dem Café Caron und behauptete, er habe ſich, vom Eſſen kommend, des Regens wegen aufgehalten, und zwar, wie das Tagebuch ſagt, im Cabaret „zur Nationalgarde“ in der Straße Grenelle St.-Germain, durch welche allerdings ſein Weg führte, woſelbſt 1 Franc 25 Cent. als Ausgabe bemerkt, aber von keinem Kellner quittirt ſind, was ſeinen Grund darin hat, daß dieſe 25 Sold dem Führer des Cabrioletes Nr. 1392 bezahlt worden ſind, in welchem Cabriolet der Angeklagte am Abend des 19ten Auguſt, gegen acht Uhr, vom Boulevard Montmartre bis an den Pont-des-Arts ſich hatte bringen laſſen, eine Thatſache, aus welcher die Anklage weſentliche Schlüſſe zieht. Beim 20ſten Auguſt erwähnt das Tagebuch nur eines Spaziergangs von acht bis zehn Uhr und der Heimkehr unmittelbar nach dem Spaziergange, während wir doch ganz andere Dinge erhoben haben. Der Angeklagte verließ um eine Stunde früher als ſonſt das Café Caron und ſeine Partie Domino und begab ſich, gegen ſeine Gewohnheit, nach Haus, woſelbſt er ſich in einen neuen, von ſeinem ſonſtigen ganz verſchiedenen Anzug warf, welcher ihm an demſelben Morgen erſt gebracht worden war, und wobei er ſich mit einer Perrücke ſchmückte, der erſten, die er je getragen zu haben ſcheint. Die Ausgabe für dieſe Gegenſtände iſt im Tagebuch genau verzeichnet. In ſolcher Umſtaltung ſah den Angeklagten ſein Portier um etwa Dreiviertel auf acht Uhr fortgehen, eine halbe Stunde darauf der im Bett liegende Portier von Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre ihn auf eine Weiſe in's Haus ſich ſchleichen, die einen Mann in ſchlechtern Kleidern verdächtig gemacht haben würde; doch wegen eines ſo eleganten Herrn ſich vom Platze zu rühren, hielt der kranke Aufſeher nicht für nöthig. Um elf Uhr erſt kam derſelbe ſonderbare Beſuch wieder die Treppe herab, hatte den Hut in der Hand, riß die Perrücke vom Haupt und ſtürmte von dannen, beinahe, wie wir oben erwähnten, den heimkehrenden Caillot niederrennend. Auf dem Boulevard traf er ein Cabriolet, und zwar wiederum die Nummer des vorigen Tages, ließ ſich heimführen und vergaß, durch Gottes Fügung mit Blindheit geſchlagen, im Wagen mit der verrätheriſchen Perrücke den geraubten Schmuck, dieſen ſtummen und doch ſo beredten Zeugen des Verbrechens. Als der Angeklagte aber nach Hauſe kam, war es nicht zehn Uhr, wie im Tagebuch ſteht, ſondern bald zwölf, ein Umſtand, welcher, ſeiner Seltenheit wegen, dem Portier aufgefallen und ihm noch ganz friſch im Gedächtniß war, als er ſchon am 24ſten Auguſt vor dem Inſtruktionsrichter verhört ward.

Auf dieſe Thatſache gründen wir die Anklage, daß Johann Marie Rivolet, mit Hülfe bisher unbekannter Spießgeſellen, am Abend des 20ſten Auguſts d. J., zwiſchen neun und eilf Uhr, im Hauſe Nr. 81 des Boulevard-Montmartre, die Ehefrau Caillot gewaltſam ermordet und nachher einen Diebſtahl in der im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung der Ermordeten begangen habe, Verbrechen, welche das Strafgeſetzbuch ausdrücklich mit entehrenden Strafen bedroht.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Die induſtrielle Mechanik unſerer Zeit.

(Fortſetzung.)

Seit Watt wurde an der Dampfmaſchine mehr gekünſtelt als verbeſſert; die wirklichen Verbeſſerungen aber beziehen ſich auf die Erhöhung der Erſparniß an Brennmaterial, einen allerdings wichtigen Punkt, der übrigens mit dem Organismus der Maſchine nicht weſentlich zuſammenhängt. Es iſt überraſchend, in welch kurzem Zeitraume die Dampfmaſchine, nachdem einmal ihre Brauchbarkeit durch die Erfahrung conſtatirt war, ſich über den Erdball verbreitet und in alle möglichen Zweige der Induſtrie und Technik eingeniſtet hat. Die ungemeine Nachfrage von allen Seiten rief bald die Gründung beſonderer, für die Erbauung der Dampfmaſchinen ausſchließlich beſtimmten Etabliſſements in's Leben, unter welchen das des John Cockerill in Seraing bei Lüttich jetzt den erſten Rang behauptet.

Die Dampfmaſchine macht ihre Brauchbarkeit in folgenden verſchiedenen Geſtalten geltend: 1) als Maſchine zum Heben ſchwerer Laſten, namentlich beim Bergbau; 2) als bewegende Kraft in allen Zweigen des Fabrikweſens; 3) als Triebkraft des Dampfwagens; 4) als Ruderwerkzeug der Dampfſchiffe.

Die in den tiefſten Eingeweiden der Erde erbeuteten Schätze fördert die Dampfmaſchine zu Tage; ſie beſchirmt das Leben des Bergmanns vor den eindringenden Gewäſſern, welche ſie in der Tiefe mit unwiderſtehlichem Athemzug an ſich reißt und oben in Strömen ausgießt. Um aus

Digitized by Google

den Gruben der Kupferbergwerke von Cornwallis das sich ansammelnde Wasser herauszuschaffen, wären nicht weniger als 12,000 Pferde oder 80,000 Menschen nothwendig; statt ihrer aber arbeiten 64 Dampfmaschinen, welche das Wasser herauspumpen. Mit den Bergwerken ist indessen die Anwendung der Dampfmaschine als Mittel zum Emporfördern schwerer Lasten noch bei weitem nicht erschöpft. In England und Nordamerika kommt sie auf Eisenbahnen als stationärer Aufzugsapparat, stationary steam-engine, immer mehr in Gebrauch. Ein unebenes, von Gebirgen durchschnittenes Terrain setzt den Engländer gar nicht mehr in Verlegenheit. Trifft die Bahnroute einen Berg, welcher der Energie des Dampfwagens Schranken setzt, so stellt er auf dessen Gipfel eine Dampfmaschine, und diese windet Passagiere und Waaren ohne alle Umstände mittelst eines langen Taues hinauf und läßt sie auf der andern Seite wieder hinunter. Wer hätte aber vor wenigen Jahrzehnten daran gedacht, daß es noch dahin kommen würde, Häuser mit Hülfe des Dampfes zu bauen? Und doch hat das englische Kraftsparungssystem auch hierin bereits seinen Triumph gefeiert. Das prachtvolle Mauthgebäude in Liverpool wurde vor Kurzem unter Mitwirkung des Dampfes aufgeführt. Seitwärts von dem Gebäude stand eine kleine Dampfmaschine, deren Geschäft es war, Sand und Kalk zu Mörtel zu vermengen und Steine, Balken, Ziegel und die Arbeiter selbst empor zu schaffen. Die Maschine hob täglich 16,000 Ziegel und über 150 Centner Mörtel, und ersparte dadurch eine Menge von Arbeitern und Handlangern. Dieses Beispiel fand Nachahmung, und es hat sich seitdem manches stolze Gebäude erhoben, bei dessen Erbauung die Kraft des Dampfes thätig war. Der Bau der egyptischen Pyramide, welche 186 Millionen Centner wiegt, soll 100,000 Menschen 20 Jahre hindurch beschäftigt haben; man hat berechnet, daß sie unter Mitwirkung der im Jahr 1825 in England gangbaren Dampfmaschinen von 36,000 Menschen in 18 Stunden hätte aufgebaut werden können. Archimedes soll bekanntlich im Uebermuth seines erfinderischen Geistes ausgerufen haben: gebt mir einen festen Punkt am Himmel, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln! Nach v. Gerstners Berechnung hätte Archimedes, wenn ihm auch von den Göttern ein fixer Punkt am Firmament vergönnt worden wäre, mit den ihm zu Gebot stehenden Hebeln 17727181228908 Jahre lang abaulen müssen, um die Erde nur einen Zoll hoch zu heben. Hätte er dagegen 200,000 Dampfmaschinen zu Hülfe genommen, so würde er es zur Noth haben erleben können, die Erde wenigstens um eine noch meßbare Größe aus ihrer Stelle gerückt zu sehen.

Welche wichtige Rolle die Dampfmaschine als bewegende Kraft in der produzirenden Technik gegenwärtig spielt, ist bekannt. Die Gleichförmigkeit ihrer Bewegung, ihr sanftes und dabei so sicheres Spiel, ihre Transportabilität, besonders aber der Umstand, daß die Anlegung einer Fabrik durch sie an keine Oertlichkeiten gebunden ist, machte sie da, wo es an Brennmaterial nicht fehlt, zu dem beliebtesten Motor. So finden wir in England den größten Theil der Fabriken, namentlich beinahe alle Baumwollenspinnereien und mechanische Webereien, durch Dampfmaschinen betrieben, welche in den beiden letzteren Industriezweigen allein die Kraft von 44,000 Pferden repräsentiren. Der hohe Nutzen der Dampfmaschinen tritt, wie schon bemerkt, besonders auch bei solchen Fabriken hervor, welche an gewisse Lokalitäten gebunden sind, wo es sich wohl treffen kann, daß die zur Betreibung der Maschinen erforderliche Wasserkraft gänzlich fehlt, und die Anwendung thierischer Kräfte nicht ausreichen oder auch zu kostspielig ausfallen würde. Dahin gehören z. B. die Salinen; diese verlangen namentlich zur Betreibung von Pumpwerken eine nicht unbedeutende Kraft. Für den Fall, daß das hiezu erforderliche Treibwasser im Bereiche der Lokalitäten selbst nicht zu finden sey, hat man sich nun zwar schon seit undenklicher Zeit mit der sogenannten Stangenkunst beholfen. Dieser sonderbare Apparat besteht aus einer oft meilenlangen Verbindung zusammengefügter Stangen, welche die Communikation zwischen den in den Salinen arbeitenden Maschinen und dem entfernten Wasserrade vermittelu, und durch letzteres in eine beständig hin und her schiebende, schreiende Bewegung versetzt werden. Die Dampfmaschine ersetzt nun diese Anordnung, welche wegen der häufigen Reparaturen und Flickereien hoch zu stehen kommt, mit dem größten Vortheile.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Lefeuvre.

Durch Lefeuvre's Tod war eine Stelle in der Académie des beaux arts vakant geworden, und in der Reihe der dramatischen Tonkünstler würde sein Tod noch fühlbarer seyn, wenn sich Lefeuvre nicht seit ungefähr zwanzig Jahren von der Dramatik ganz zurückgezogen hätte. Es ist ihm ergangen wie so vielen andern großen Künstlern: erst mit Lobeserhebungen überhäuft, in den Himmel erhoben und fast vergöttert, dann aber, wenn sie nichts mehr hervorbringen, was die ersten Arbeiten übertrifft, vernachlässigt und beinahe verachtet. So ist die große Welt und der große Haufe: sie wollen immer neue Ueberraschung, neues Außerordentliches haben, und vermag das Genie des Künstlers dieses nicht mehr hervorzubringen, so ist man kaum noch gerecht hinsichtlich des bereits von ihm Geleisteten. Wenn ich bedenke, welch ungeheuern Zulauf Lefeuvre's große Oper: „die Barden.“ erregte, wie man bei den ersten Vorstellungen schon am Morgen anfing die Theaterkasse zu umlagern, um sich einen Platz für den Abend sich zu sichern, wie alle Tageblätter

Digitized by Google

diese Oper als ein Meisterstück der Harmonie lobten und das Entzücken schilderten, das sich aller Zuhörer bei der ersten Aufführung dieser himmlischen Musik bemächtigt habe, so kann ich mir kaum erklären, wie sich das Publikum so abgethätt hat, daß es sich jetzt um dieses „Meisterstück“ gar nicht mehr bekümmert, und daß dasselbe seit vielen Jahren nicht mehr gegeben wird und vielleicht ganz vom Opernrepertoire verschwunden ist. Dieses ist freilich das Schicksal manscher großen Compositionen berühmter Meister; aber wenige haben solche Wirkung auf die Pariser hervorgebracht, wie die „Barden.“ Lesueurs Opern werden überhaupt fast gar nicht mehr gegeben. Man sagt, er habe noch eine große Oper fertig liegen gehabt: „Alexanders Einzug in Babylon;“ schwerlich wird aber diese, zur Feier der Napoleonschen Siege damals bestellte und geschriebene Oper jetzt noch beachtet werden, zumal griechische und römische Helden, mit denen man sich so lange in Frankreich herumgetrieben hat, nun aus der Mode gekommen sind. Einem Tagsblatt zufolge ist Lesueur mit dieser seiner letzten Oper übrigens unglücklich gewesen. Als er sie nämlich vollendet hatte, fiel der Held, zu dessen Preis sie gegeben werden sollte, und was noch schlimmer war, die Kosaken verheerten die Umgegend von Paris, und unter andern auch das kleine Landhaus, welches Lesueur mit seiner Familie bewohnt und wo er seine Oper gesetzt hatte. Das Manuscript kam mit den andern Papieren abhanden, und als endlich die Verheerer wieder abzogen, war keine Spur seiner langen und mühsamen Arbeit mehr aufzufinden. Er hatte indessen den Muth, die verschiedenen Stücke aus dem Gedächtniße, mit Zuziehung seiner Frau, die sich ebenfalls mancher Motive erinnerte, wieder aufzusetzen, und so nach und nach die Oper, vielleicht mit manchen Abänderungen und Zusätzen, zu Stande zu bringen. Damit ging aber viele Zeit verloren, und als die Oper endlich fertig war, hatte das Publikum seinen Sinn mehr für einen dramatischen Alexander, und die Partitur mußte liegen bleiben, ohne daß der Tonsetzer hoffen konnte, sie jemals aufführen zu hören, wie sie denn auch wirklich ganz unbekannt geblieben ist, so lange Lesueur lebte, und jetzt wird sie schwerlich an's Tageslicht treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rom, November.

(Fortsetzung.)

Zustand des Ackerbaus in der Campagna.

Nachdem ich diese kurzen Notizen niedergeschrieben, bin ich durchstäblich zu Rom de mon latin, wenn ich nicht von Katechismen, Heiligengeschichten, Compendien der Storia sacra und ähnlichen Produktionen reden will. Ich wende mich also zu einem Schriftsteller, welcher zwar zur Kolalliteratur gehört — ein Zweig der schriftstellerischen Thätigkeit, in welchem in Italien immer noch manches Gute, wenn auch seiner Natur nach meist auf einen kleinen Leserkreis und auf den Druckort beschränkte hervorgebracht wird — aber vermöge seines Gegenstandes das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt. Es ist dies eine Vortsetzung des Abate Coppi (Fortsetzer von Muratori's Annalen) über den Feldbau in der römischen Campagna. Diese wüst-Umgebung einer von 150,000 Menschen bewohnten Stadt, die's melancholische Einöde, wo einst Wölkerschaft sich an Wölkerschaft drängte, diese unübersehbaren, die Hälfte des Jahres hindurch von zahlreichen Heerden benutzten Weideplätze, wo früher Aecker eine großentheils auf Landesprodukte angewiesene Bevölkerung nährten, diese verpesteten Striche, welche man einmal der guten und wohlthätigen Luft wegen suchte und mit Landhäusern und Palästen bedeckte: alle diese Erscheinungen sind zu auffallend, als daß man nicht den gegenwärtigen Stand der Dinge in Betracht ziehen, den Ursachen des Uebels nachspüren, auf Mittel zur Herbeiführung wünschenswerthern Verhältnisse sinnen sollte. Unter den überaus zahlreichen Büchern, welche über diesen Gegenstand erschienen sind, nenne ich nur das große und gründliche Werk des verstorbenen Monsignor Nicolai und den dieser gehörigen Theil von Tournons Etudes statistiques sur Rome; in geschichtlicher Beziehung auch mehr denn eine Schrift Cancellieri's, vielleicht der fleißigste aller italienischen Bibliographen des neunzehnten Jahrhunderts, aber auch par excellence derjenige, welcher keinen Begriff von der Kunst zu schreiben hatte, und von der Masse seiner in neunzig von hundert Fällen unnützen Gelehrsamkeit so gedrückt und gepflagt wurde, daß er ihre disjecta membra auf seinem Wege blindlings ausstreute und, statt der Bücher, Sammlungen von Citaten und heterogenen Notizen drucken ließ. Coppi, welcher Nicolai's Mitarbeiter gewesen und sich seit lange mit der Campagna und ihren ehemaligen Ortschaften beschäftigt, unterhält uns zuerst von der alten Geschichte dieses weiten Landstrichs, der, von den Hügeln Latiums, der Sabina und Etruriens auf drei Seiten eingeschlossen, auf der vierten das Meer zur Grenze hat und, sehr unelgentlich Ebene geheißen, aus einer Menge niederer, in den verschiedensten Richtungen laufenden, hie und da ziemlich steil abgeschnittenen Hügelketten mit Thälern und Schluchten besteht, durch welche Tiber, Eremera, Anio, Numicus und Astura in zahlreichen Krümmungen ihren Weg finden. Die geringe Senkung der ganzen Landschaft veranlaßt das Stocken von Wasserm assen selbst in den vom Meere entfernteren Strichen, und die Versumpfung des Ufers. Dies Gebiet war der Schauplatz der ersten Kämpfe der Römer: zu seiner Unterwerfung brauchten sie gegen 350 Jahre; in eben so viel Zeit von da an eroberten sie die Welt. Je größer Rom ward, je üppiger Luxus und Unthätigkeit der Stadtbewohner hervortraten, um so auffallender nahm die Benutzung der Campagna zu Zwecken des allgemeinen Bedarfs ab. Eine Villa entstand neben der andern, während man das Getreide aus den Provinzen und vom Don holen mußte. Unter Claudius bedrängte Hungersnoth die Weltstadt; schon Columella klagt, daß Niemand vom Ackerbau etwas wissen wolle (er ward nur der Sklaven würdig gehalten) und das Land des Saturnus brach liege. Unter Trajan und den Antoninen war das Uebel der Vereinigung großer Ländereien in Einer Hand auf's Aeußerste gestiegen. Entvölkerung war die Folge; dann kamen die Einfälle der nordischen Völker und die Verwüstung. Die kleinern Ortschaften verschwanden fast völlig vom Boden. Was noch auf dem Lande wohnte, flüchtete in die Stadt. Der Küstenbewohner überließ das verdorbene Land den Büffeln, wilden Gästen, deren zuerst am Schlusse des sechsten Jahrhunderts gedacht wird, und die gewissermaßen Herren des ganzen Strichs von Terracina bis zur Mündung der Cecina in der Etruria maritima wurden. Wie finden jetzt den größten Theil des Agro Romano im Besitz der Kirche: die Bernhardiner von St. Paul besaßen unter Gregor VII. gegen 10,000 Rubbien Landes (ungefähr 20,000 Magdeburger Morgen). Als die Noth am meisten drängte, nahm man auch dem Pflug wieder zur Hand: einige Dörfer und Kastelle, jetzt längst schon beinahe sämmtlich in Ruinen, wurden von den Päpsten angelegt, den Ackerbauern und Hirten zu Schutz und Wohnung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturblatt Nr. 127 nebst einer Bücheranzeige von Ernst Fleischer in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Dienstag, den 19. December 1837.

Dampf ist ein Herkules, der manche Plage
Vom Boden dieser Erde tilgen wird,
Und jetzt schon in der Wiege Schlangen würgt.
Wilson.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Gebrauch der Dampfmaschinen vermehrt sich namentlich in England, Nordamerika, Frankreich, Belgien und Westpreußen auffallend von Jahr zu Jahr, und nur die ungleiche Vertheilung des Brennmaterials verhindert ihre allgemeine Verbreitung in allen Ländern; sonst würde gewiß die Zeit nicht mehr fern seyn, wo die Dampfmaschine, in jeder Haushaltung als unentbehrliches Möbel eingeführt, alle jene kleinen mechanischen Geschäfte, z. B. Mahlen des Kaffees, Stoßen des Zuckers, Waschen und Mangen, wo nicht gar das Ausklopfen der Kleider verrichten müßte. — Wir können nicht umhin, einer besondern sehr wohlthätigen Anwendung des Dampfes hier zu erwähnen. Die Dampffeuerspritzen sind, so viel uns bekannt, bis jetzt nur in London und Paris im Gebrauch; ihre Wirkung aber übertrifft alle Erwartungen. So lange kein Wassermangel vorhanden ist, kann auch die heftigste Feuersbrunst dieser Wassermasse, welche durch die unbändige Kraft des Dampfes in armsdicken Strahlen empor geschleudert wird, nicht widerstehen. Ein beachtenswerther Vortheil liegt außerdem in dem verhältnißmäßig geringen Raum, welchen die Dampfspritze einnimmt; eine solche Maschine, welche so viel leistet als sechs der größten Feuerspritzen gewöhnlicher Art zusammen, nimmt doch kaum so viel Raum in Anspruch als eine einzige der letzteren. Ein Uebelstand dürfte indessen bei der Dampfspritze darin liegen, daß sie nicht so schnell wie die gewöhnliche in Wirksamkeit gesetzt werden kann.

Deutschland besitzt bereits mehrere Dampfmahlmühlen, Dampfsägemühlen, Dampfmünzpressen, Dampfbuchdruckereien u. s. w., zum Beweis, daß auch der Gewerbfleiß unseres Vaterlandes den hohen Nutzen der Dampfmaschine wohl erkannt hat. Ich kann nicht umhin, die für das Maschinenwesen sich Interessirenden, welche die Reise nach Köln führen sollte, auf das am linken Rheinufer eine Viertelstunde von Köln neu errichtete Etablissement der Herrn Boisserée aufmerksam zu machen. Es ist durch die vielerlei Arbeiten, welche einer Dampfmaschine von zwanzig Pferdekräften auferlegt sind, und durch die sinnreiche Vertheilung der Triebkraft besonders interessant. Es werden nämlich durch Dampf in Bewegung gesetzt: eine Furnierschneidmaschine mit einer acht Fuß im Durchmesser haltenden Cirkularsäge, welche sich selbst stellt, drei gewöhnliche Sägegatter, jedes für zehn Sägeblätter eingerichtet, so daß nöthigenfalls dreißig Bretter auf einmal gesägt werden können, ferner eine kleine Kreissäge von drei Fuß Durchmesser, zum Zerschneiden des von der

Digitized by Google

Furniermaschine kommenden Abfalls; dieselbe Dampfmaschine holt überdies die schweren Baumstämme vom Rheinufer herbei. Mehr kann man doch gewiß von einer Maschine nicht verlangen.

Einen Beweis, wie die Anwendung der Dampfmaschine auch in Deutschland in immer größern Kreisen sich ausdehnt, liefern die Dampfpressen, welche bereits in Augsburg, Berlin, Hamburg, Leipzig in Thätigkeit sind. Welch außerordentliche Fortschritte die gewöhnliche Methode, Bücher zu drucken, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst gemacht hat, ist bekannt. Nichtsdestoweniger muß in manchen Fällen, namentlich beim Bedrucken von Zeitungen, eine größere Geschwindigkeit als die, welche eine gewöhnliche Buchdruckerpresse zuläßt, sehr wünschenswerth seyn. Von der Allgemeinen Zeitung werden täglich 8000 Exemplare ausgegeben; sollen diese innerhalb zehn Stunden gedruckt werden, so müßte man bei gewöhnlichen Pressen den Bogen viermal setzen und dabei acht Pressen anwenden. Diese Umständlichkeiten sind in der Cotta'schen Buchdruckerei in Augsburg durch eine einzige Schnellpresse vermieden, welche alle 8000 Exemplare in einem Nachmittag vollständig bedruckt liefert. Diese Maschine wird nebst mehreren andern Schnellpressen durch eine Dampfmaschine von vier Pferdekräften bewegt. Die englische Zeitung Times wurde im Jahr 1814 durch die erste Dampfpresse gedruckt. In Neuyork wurde im Jahr 1822 ein 500 Seiten starker Roman in zwei Tagen gesetzt und mittelst Dampf gedruckt.

Was die Dampfmaschine als Dampfwagen in der neuesten Zeit auf den Eisenbahnen leistet, ist zu bekannt, als daß wir es zu wiederholen wagten. Obgleich der Techniker selbst gesteht, daß die innere Mechanik des Dampfwagens noch nicht jenen Grad der Vollkommenheit erreicht habe, dessen sie wahrscheinlich fähig ist, so vermehrt sich doch die Menge der Dampfwagen in dem Verhältniß, als das Eisenbahnensystem in den Ländern sich ausbreitet, von Jahr zu Jahr, und die Anzahl der gegenwärtig auf den Eisenbahnen in Europa und Nordamerika laufenden Dampfwagen dürfte wohl auf 1200 bis 1500 angeschlagen werden, eine Zahl, welche innerhalb der nächsten zehn Jahre vielleicht auf das Zehnfache gestiegen seyn wird.

Aus folgenden Angaben geht hervor, zu welcher Ausdehnung auch das Dampfschifffahrtssystem bereits vorgeschritten ist. Vor fünfzig Jahren war die Dampfschifffahrt kaum dem Namen nach bekannt. England besitzt gegenwärtig 480, die Vereinigten Staaten 386, Frankreich 121, die deutschen Staaten gegen 80 Dampfboote, woraus sich absehen läßt, wie sehr der Verkehr zwischen Städten und Ländern durch Einführung der Dampfmaschine als mächtiges Ruderwerkzeug gestiegen seyn mag. Im Jahr 1817 fuhr auf dem Mississippi das erste Dampfboot; 1831, also vierzehn Jahre darauf, durchschnitten bereits 230 Dampfschiffe die Gewässer des Mississippi und Ohio. Von diesen 230 Booten kamen vom Jahr 1831 bis 1833 nicht weniger als 66 außer Dienst; sieben gingen durch Eis zu Grunde, 15 zersprangen und gingen in Flammen auf, 24 zerschellten an Felsenriffen und am Treibholz,* fünf wurden durch andere Boote in den Grund gebohrt, 15 endlich wurden als unbrauchbar aufgegeben. Nichtsdestoweniger soll der Verkehr auf dem Mississippi zwischen Neuorleans und den Städten Louisville und Cincinati durch die Dampfschifffahrt von 2000 Tonnen auf eine Million, d. h. das 500fache gestiegen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Den Mississippidampfbooten sind namentlich diejenigen Treibholzstämme gefährlich, welche sich in den Grund des Flusses festgebohrt haben und in schräger Richtung aus demselben hervorragen. Wegen ihrer beständig niedenden Bewegung bezeichnet sie der Uferbewohner mit dem Namen sawmillers, Sägemüller.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

6.

Während so im Gerichtssaal die Anklage des Kronanwalts vorgelesen ward, saß, die Abschrift des furchtbaren Aktenstücks in Händen, Rivolet in einem Seitenzimmer, des Rufes harrend, der ihn vor die Schranken beschiede. Sein Seele kämpfte einen schweren Kampf, denn alle die niederschmetternden Beweise der Anklage konnte ein Wort von Jennys Lippen vernichten, ein armes Wörtlein, und dennoch sträubte sich des unglücklichen Mannes Ehrgefühl, dieses Wörtlein zu verlangen. Hatte er doch an jenem unseligen Abend versäumt, was dazumal sein guter Engel ihm rieth, den scheidenden Eugen zurückzurufen, Eugen, den das schöne Weib unter einem wahrscheinlich nichtigen Vorwand entfernt hatte, da es just den Andeter erwartete. Sollte nun der in den Grundsätzen altfranzösischer Galanterie auferzogene Rivolet sich so unbandbar gegen eine Dame zeigen, die ihn mit ihrer Gunst beehrt? Und dennoch konnte er, indem er Jennys theilchen Frieden opferte, sein Leben retten, und seine Ehre, auf die schon früher einmal ein ungegründeter Verdacht einen Schatten geworfen hatte, der nun durch eine Verurtheilung zum unauslöschlichen Schandfleck werden mußte. Jener Verdacht, auf den die Anklage anspielte, war von jeher der Wurm in

Digitized by Google

Rivolets ehrliebendem Herzen, und trug die Schuld aller Sonderbarkeiten des wackern Greises. — Und der Augenblick war endlich gekommen, in welchem der Trieb nach Erhaltung des Lebens und seiner höchsten Güter in Rivolet die Oberhand zu gewinnen begann. „Bin ich doch," sprach er, „mit Geld und Gut hinlänglich gesegnet und mit einem reichen Herzen begabt, so daß ich Jenny sicherlich für die Trennung von einem ungeliebten Gemahl werde entschädigen können."

Da eben solche Betrachtungen den neuen Entschluß zu befestigen begannen, tauchte eine überraschende Erscheinung vor Rivolets Augen auf; Eugen trat ein und sprach: „Mein Herr, Ihr Anwalt ist plötzlich schwer erkrankt und kann heute nicht vor den Schranken erscheinen. Ich aber bin sein Schüler, habe in seiner Nähe die Akten Ihrer Sache lernen gelernt und erbiete mich, Sie mit dem besten Willen zu unterstützen, so weit meine schwachen Kräfte reichen, wenn Ihnen meine Jugend und Unerfahrenheit kein Mißtrauen einflößen." Rivolet reichte dem jungen Mann die Hand und versetzte: „Dieser plötzliche Krankheitsfall kommt, mir wenigstens, nicht unerwartet, denn mein Anwalt verzweifelte schon an meiner Sache, und sie schien seiner Eitelkeit ein Dorn im Auge; auch war ich schon darauf gefaßt, mich allein zu vertheidigen, nur unterstützt von dem Bewußtseyn meiner Unschuld. Desto tiefer aber fühle ich Ihren Edelmuth, den Sie gleich schön gegen Ihren Lehrer wie gegen mich, den verlassenen Clienten, bewähren. Ich nehme Ihre Hülfe mit Dank an."

Eugen vermochte nicht zu leugnen, was Rivolets Scharfblick so sicher errathen hatte, und ging daher schnell über diesen Umstand weg, indem er ausrief: „Aber nun sagen Sie mir auch um des Himmels willen, was Sie in dem Hause des Unglücks für Geschäfte hatten?" — Rivolet schwieg. Das edelmüthige Betragen des jungen Advokaten hatte seiner Zunge eine Fessel angelegt, die nie zu sprengen er sich still gelobte; und da jener weiter in ihn drang und der Angeklagte sich für überzeugt hielt, daß Eugen sich seiner Jugo durchaus nicht mehr entsinne, sagte er kurz und schneidend: „Ich war gar nicht in jenem Hause, mein Herr, und ich bitte Sie, mir die Ehre zu erzeigen, nicht weiter daran zu zweifeln." Der Advokat überlegte, ob er schweigen oder noch weiter in den hartnäckigen Clienten dringen solle, als der Huissier eintrat, um den Angeklagten vor das Antlitz seiner Richter zu berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, November.

(Beschluß.)

Zustand des Ackerbaus in der Campagna.

Während der unendlichen Verwirrung vom eilften bis vierzehnten Jahrhundert bemächtigte der Adel sich mancher Kirchengüter; es klingt wie Spott, wenn wir lesen, daß jährliche Abgaben, in drei Pfund Wachs, ein paar Ladungen Holz oder einem wilden Schwein bestehend, den Klöstern und Basiliken für ehemalige Stadtgebiete entrichtet wurden. Allmählich wurden viele derselben Privateigenthum. Eine Hungersnoth folgte der andern; die Pabste mußten die Landeigenthümer, selbst Cardinäle, zum Ausfäen einer gewissen Quantität Getreides nöthigen. Bisweilen aber war, der das Land durchstreifenden Banden wegen, die Ernte nicht möglich; so noch zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Als das Schisma zu Ende ging, waren fast alle Ortschaften wüst und öde, der Ackerbauer ohne Obdach und der verderblichen Sommerluft preisgegeben. Um jene Zeit begannen diejenigen der Letztern, denen noch etwas übrig geblieben, sich in der Stadt zu vereinigen. Viele bauten damals wahrscheinlich noch das eigene Land; aber bald nahm das System der Pachtungen überhand. Es entstand eine Classe von großen Pächtern, die man Mercanti di campagna zu nennen pflegt. Diese, welche eine Art Gesellschaft mit besondern, noch bestehenden Statuten bildeten, haben seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die eigentliche Verwaltung und Benutzung des größten Theils des Agro Romano in Händen, und ziehen aus ihm mit Hülfe fremder Aderer und Hirten so viel sie können, wie unendlich weniger aber, als der Fall seyn würde, wenn der Grundbesitz mehr vertheilt wäre, wenn Eigenthümer oder Colonen auf ihrem Grund und Boden oder ihrem Pachtgut wohnten und selbst die Operationen des Feldbaus leiteten!

Die Geschichte der Campagna unter den verschiedenen Päbsten, von Martin V. (1417) an bis auf unsere Zeit, zeigt einen so unaufhörlichen Wechsel in dem in Bezug auf Agricultur, Abgaben, Tarife, Freigebung oder Verbot der Ein- und Ausfuhr, Anlegung von Vorrathskammern u. s. w. befolgten System, daß man einerseits inne wird, wie man niemals eigentlich recht wußte, worum man war, andererseits sich nicht im Geringsten wundert, wenn man immer und immer wieder von Noth, Theurung und Verlegenheit hörte. In dem gegenwärtigen Falle zeigt sich recht auffallend die alte Maxime der Päbste, jedesmal das Wort des Vorgängers so viel wie möglich zu vernichten. Je mehr Geld von außen zufloß, um so weniger dachte man an Ackerbau. Die Mercanti di campagna, häufig mit geborgtem Gelde wirthschaftend, konnten in Hinsicht der Getreideprovise mit dem Auslande nicht die Concurrenz aushalten und gingen großentheils zu Grunde. Die nächstliche Folge davon war, daß immer weniger Land angebaut ward. Selbst Prämien halfen nicht. Pius VI., ein Fürst, der für große Plane geboren war, aber nicht immer die Mittel richtig berechnete, wollte auch hier abhelfen. Nach dem Kataster von 1785 betrug der Flächeninhalt der Länderein der Campagna 141,106 Rubbien (gegen 945 Quadratmeilen); diese waren in 562 Besitzungen getheilt. Dem Fürsten Borghese z. B. gehörten 12,058 Rubbien, dem Kapitel der Peterskirche 10,958. (Nach der neuesten Vermessung von 1817 — 1857 ist der Flächenraum nur 106,810 Rubbien, deren Werth auf beinahe 12

Digitized by Google

Millionen Scudi veranschlagt ist. Der Umfang Roms beträgt 774 M., wovon 467 von Villen, Gärten und namentlich von Weingeländen eingenommen werden. Die Weingüter in der Nachbarschaft der Stadt nehmen gegen 6000 M. ein. In der deutschen „Beschreibung der Stadt Rom“ wird die Zahl der Eigenthümer auf nicht mehr als 215 angegeben.) Papst Pius besaß, in jedem Jahr sollten 25,000 M. Landes angebaut werden, was in gewöhnlichen Jahren eine ungefähre Ernte von 185,000 M. Getreides gegeben haben würde. Aber es erging dieser Verordnung, wie den meisten im Kirchenstaat: sie wurde kaum zur Hälfte ausgeführt. Ungünstige Verhältnisse, Geldnoth, Mißwachs, Krieg, traten ein; neue Steuern mußten auferlegt, ein Theil der Kirchengüter zum Verkauf bestimmt werden; die Revolution kam darüber, und der Mangel ward so groß, daß eine Zeitlang der Rubbio Getreide auf 50 Scudi (das Vierfache des bis dahin mittlern Preises) zu stehen kam. Die Regierung Pius VII. brachte manche gutgemeinte Verordnungen, aber sie fruchteten wenig. Im Jahr 1809 wurde Rom Hauptstadt eines französischen Departements, und verlor in vier Jahren gegen 20,000 Einwohner. Seitdem haben die Verhältnisse der Agricultur sich nicht gebessert. Das System der großen Pachtungen und der Bebauung, wie des Erntens durch Schaaren fremder Arbeiter, die zu bestimmten Zeiten kommen und gehen und einen verhältnißmäßig hohen Lohn erhalten, besteht fort, und so lange die Campagna nicht bewohnbar und bewohnt wird, ist es das einzige, welches bestehen kann. Einzelne unter diesen Mercanti übernehmen 850 Morgen und mehr; aber der Getreidepreis muß sich auf einem bestimmten Satz halten (gegen 10 Scudi für den Rubbio, während er 1825 auf weniger denn 6 Scudi fiel), wenn sie beim Ackerbau nicht einbüßen sollen. So kommt es denn, daß in den letzten dreißig Jahren im Durchschnitt keine 10,000 Rubbien Landes angebaut worden sind, während alles Uebrige der, einen sichereren Ertrag gewährenden Viehzucht überlassen bleibt. Der Werth der Ausfuhr dieser letztern soll ungefähr der Hälfte des Lohns gleichkommen, welcher jährlich den fremden Campagnearbeitern zu Gute kommt. R.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Schicksal und Aussichten der Musik.

Die Akademie mußte verlegen seyn, wie sie die durch Lesueurs Tod ledig gewordene Stelle besetzen sollte; denn unter den französischen Tonkünstlern befindet sich jetzt keiner, der einen so großen Ruf erworben hat, daß er zum Nachfolger eines Mannes wie Lesueur ernannt werden könnte. Die sich als Opernsetzer berühmt gemacht haben, z. B. Auber und Halevy, sind bereits Akademiker; die Uebrigen sind noch junge Leute, die wohl einige Opernetten gesetzt haben, aber noch weit mehr leisten müssen, bevor sie einen Sitz in der Akademie ansprechen können. Die Mitbewerber um Lesueurs Sitz waren daher auch meistens Ausländer, die für die hiesigen Opernbühnen arbeiten, wie Caraffa und Onslow. Von Letzterem wird seit einiger Zeit eine Oper in drei Aufzügen: „der Herzog von Guise,“ aufgeführt, die wohl noch mehr Beifall hätte, wenn der Stoff besser gewählt und der Text heiterer ausgefallen wäre, wie man es von der komischen Oper, wo das Stück gegeben wird, erwarten darf. Caraffa ist bekanntlich der Schöpfer von einem Dutzend Opernetten, deren keine zwar einen außerordentlichen Beifall erhalten hat, wo von aber mehrere mit Vergnügen gesehen und gehört werden. Auf ihn ist daher die Wahl der Akademie gefallen. Würde jetzt bald wieder eine Stelle in der musikalischen Section der Akademie leer, so würde Onslow wohl die meisten Ansprüche darauf haben. Niemand kann sich verhehlen, daß die jetzigen Aussichten für die Tonkunst in Frankreich keine erfreulichen sind. Obschon die Musik nie eifriger betrieben worden ist, als jetzt, und obschon sich für ausgebende Tonkünstler nie mehr Gelegenheit dargeboten hat, sich auszubilden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß nie ein so großer Mangel an einheimischen Tonsetzern war, als jetzt. Wo ist die Zeit, da Mehul, Gretry, Boyeldieu, Catel, Cherubini, Paer, Berton, Kreutzer um die Wette die beiden hiesigen Opernbühnen mit neuen Stücken bereicherten, welche buchstäblich nacheinander mit dem größten Beifall gegeben wurden? Wie sind alle diese berühmten Männer ersetzt worden? Die jungen Tonkünstler klagen, daß es ihnen an Gelegenheit mangle, sich auszuzeichnen. Die Instrumentalmusik verbannt der gräuliche Erzbischof aus den Kirchen von Paris. Die große Oper kann höchstens zwei neue Opern im Jahr auf die Bühne bringen, und da die Aufführungen immer mit schweren Kosten verbunden sind, kann sie sich nicht der Gefahr aussetzen, mit den Stücken angehender Tonkünstler, deren Talent noch nicht bewährt ist, durchzufallen. Auch die komische Oper kann nicht mehr neue Opernetten geben, höchstens kleinere in einem Aufzug, die aber, wie die jungen Tonkünstler bedauern, ihnen zu enge Schranken setzen, als daß sie sich frei darin bewegen könnten. Eine Zeitschrift hat vorgeschlagen, die großen Städte Frankreichs, welche sämmtlich den Directionen ihrer Theater Geldzulagen bewilligen, ohne welche diese Theater nicht bestehen könnten, sollten dagegen von den Directionen jährlich eine neue, noch nirgends aufgeführte Operette oder Oper verlangen; dadurch würden denn die aus Italien zurückkommenden jungen Tonkünstler Gelegenheit bekommen, sich zu üben und auszuzeichnen. Der Vorschlag ist gut, und man sollte wenigstens einen Versuch damit machen. Mancher junge Tonkünstler bräme dadurch Unterhalt. Beschäftigung und Aufmunterung. Aber das Ziel des Ehrgeizes aller Opernsetzer in Frankreich wird immer Paris seyn und bleiben. Was ist der in einer Provinzialstadt errungene Beifall eines in der Musik oft wenig bewanderten Publikums in Vergleich mit dem Beifall, den man auf großen Bühnen der Hauptstadt erhält, und welcher durch ganz Europa dringt, so daß der, welcher so glücklich ist, in Paris durch eine Oper oder Operette sich bekannt zu machen, bald die Freude hat, auf den Bühnen aller Länder sein Stück aufgeführt zu sehen! Nur hier kann er berühmt werden. Daß in den hiesigen Blättern gespendete Lob geht in die Tagesblätter anderer Länder über, hier wird er von Einheimischen und Fremden bewundert, hier findet er Muster zur Nachahmung, gute Texte, alle Mittel zur Aufführung, und vorzüglich Schauspieler, welche im Stande sind, den Geist seiner musikalischen Schöpfungen gehörig aufzufassen. Alles dieses fehlt in den Provinzialstädten, oder ist wenigstens sehr mangelhaft. Paris allein hat großartigen Theaterbeifall, reichlichen Gewinn, akademische Palmen zu spenden; nur hier ist der große Künstler Frankreichs in seinem rechten Elemente.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 101 u. Intelligenzblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 20. December 1837.

— Thou shalt not see me blush,
Nor change my countenance for this arrest;
A heart unspotted is not easily daunted.
Who can accuse me? wherein am I guilty?
Shakespeare.

Nimia praecautio dolus.

(Fortsetzung.)

7.

Aufrecht und fest trat Rivolet an die Schranken, mit sicherer Stimme die Fragen des Präsidenten beantwortend; dabei war sein Antlitz zwar ernst, wie es sich für den Anlaß schickte, aber dennoch wolkenlos, die Augen leuchteten hell und klar, und aus den Wangen war nicht das Blut gewichen. Die Zuschauer verwunderten sich über die Ruhe und Selbstbeherrschung des Angeklagten; doch rührte nur wenige sein ehrwürdiges Aussehen, die meisten waren geneigt, der Anklage, die auf so sicher scheinenden Grundlagen beruhte, Glauben zu schenken, und manche Stimme flüsterte: „Seht die Frechheit eines grauen Sünders! seht die Verstocktheit eines lasterhaften Greises!“

„Warum,“ fragte der Präsident, „haben Sie in Ihrem Taschenbuch beim 19ten August eine Ausgabe von 25 Sols unter einer falschen Rubrik notirt?“ — „Ich hatte an jenem Tage einen Besuch gemacht, von dem meine Freunde nicht wissen sollten; da ich nun wußte, daß Mademoiselle Elise beim Einschreiben meiner Zeche einen neugierigen Blick auf die vorhergehenden Zeilen werfen würde, so fand ich für gut, sie ein wenig hinter das Licht zu führen.“ — „Wollen Sie uns nicht sagen, bei wem Sie zum Besuch gewesen?“ — „Nein, Herr Präsident.“ — „Was hatten Sie aber am 20sten August in dem Hause Nr. 81 auf dem Boulevard Montmartre zu thun, und zwar genau zu der Zeit, als darin ein Verbrechen verübt worden?“ — „Ich war gar nicht in jenem Hause.“ — „Kennen Sie dieses Schmuckkästchen und seinen Inhalt?“ — „Das Kästchen wohl, doch nicht den Inhalt; ich fand dasselbe auf dem Boulevard Montmartre und wollte es erst zu Hause öffnen. Im Wagen dachte ich es in die Seitentasche meines Ueberrocks zu stecken; ich hatte aber zufällig ein Kleid von anderm Schnitte an, und dadurch nur kann ich es erklären, daß ich den Schmuck sammt meiner Perrücke auf den Sitz neben mich legte, statt beide Gegenstände einzustecken.“ — „Warum waren Sie anders gekleidet, als Sie seit so vielen Jahren gewohnt gewesen?“ — „Auf einmal war mir der Gedanke gekommen, mich um ein Dutzend Jährchen zu verjüngen; daher der modische Anzug, daher die Perrücke.“ — „Weshalb nahmen Sie aber diese Perrücke ab, als Sie das Haus verließen?“ — „Ich habe das Haus nicht betreten, also auch nicht verlassen; die Perrücke habe ich im Wagen abgenommen, wahrscheinlich aus bloßer Zerstreuung.“ — „Der Cabrioletführer wird bezeugen, daß Sie bereits die Perrücke in der Hand trugen, als Sie einstiegen.“ — „Ich glaube, der Kutscher irrt sich.“ — „Der öffentliche

Digitized by Google

Ankläger legt auf noch einen Umstand Gewicht: Ihr Tagebuch sagt, Sie seyen um zehn Uhr nach Hause gekommen, und doch war es schon eilf vorüber, als Sie auf dem Boulevard das Gefährt bestiegen, um sich nach der Vorstadt St. Germain in Ihre Wohnung bringen zu lassen. Vermögen Sie sich darüber zu erklären?" — „Gewiß, Herr Präsident. Wenn es wirklich schon so spät war, was ich jedoch noch immer bezweifle, so war ich doch in der Meinung, es sey erst zehn Uhr; vielleicht schrieb ich es auch nur ganz mechanisch so hin, aus alter Gewohnheit." — „Setzen Sie sich, Angeklagter. Wir wollen die Zeugen vernehmen."

Und die Zeugen traten ein, einer nach dem andern. Zuerst erschien der Portier von Nr. 81, dessen Zeugniß vielleicht zur Entdeckung des wahren Zusammenhangs hätte führen können, wenn ihn nicht seine Krankheit am 19ten August verhindert hätte, den Eintritt des Angeklagten in Jennys Gesellschaft zu bemerken. Dann kam Caillot in Trauerkleidern, doch ohne Trauergesicht, diesem folgte der Kutscher des Cabriolets Nr. 1392, der Portier des Angeklagten, der Arzt, welcher Bericht über den Leibesbefund erstattete, und endlich der alte Doktor aus dem Cafe Caron. „Schöne Geschichten!" sagte dieser zu Rivolet; „was haben Sie angestellt? Ich rieth Ihnen nur, ein Pferd zu stehlen, um durch die Diät des Gefängnisses Ihr Podagra zu heilen; statt dessen haben Sie, wie man sagt, eine alte Frau um's Leben gebracht und gar noch beraubt, Sie, ein Mann von zwanzigtausend Franks Renten! Eine saubere Aufführung, fürwahr! Was macht aber Ihre Gesundheit?" Rivolet lächelte und versetzte: „Für meine Gesundheit hatte bisher der Kerker die besten Folgen, welche nur durch starke Gemüthsbewegungen in etwas gestört wurden." Der Präsident unterbrach ihn, indem er dem Doktor zurief: der Zeuge möge sich gegen die Geschworenen wenden und seine Aussage machen. Dem Doktor folgte unter andern Elise, die Rivolet mit großer Theilnahme betrachtete und, gleich jenem, in ihrer Aussage den vortrefflichen Eigenschaften des Angeklagten vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Zeugnisse bestätigten mit vollkommener Uebereinstimmung alle Umstände, auf die sich die Anklage gründete, und der königliche Anwalt glaubte, indem er mündlich die Klage unterstützte, sich ganz kurz fassen zu müssen, wobei er jedoch nicht unterließ, das traurige Verhängniß zu beklagen, das einen alten Mann von guter Erziehung und reichlichem Auskommen auf solche Irrwege geführt. „Eben deßhalb aber," schloß er, „müssen Sie sich wohl hüten, meine Herrn Geschworenen, einer gewissen Neigung zur Nachsicht sich hinzugeben, welche die Umstände Ihnen aufzudrängen versuchen; denn weiße Haare sind nur ehrwürdig durch die Tugend, und der Geiz doppelt verabscheuungswerth, wenn er dem Reichen innewohnt und ihn zu Verbrechen hinreißt, die nicht einmal der bitterste Mangel entschuldigen könnte."

(Der Beschluß folgt.)

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Eines der überraschendsten Beispiele von den wunderbaren Fortschritten des Maschinenwesens liefert die Baumwollenfabrikation, welche nur durch die Einführung der Maschinen zu dem bedeutendsten Industriezweige sich emporgeschwungen hat. Im Jahr 1760 wurde alle Baumwolle noch mit dem einfachen Handrad auf ähnliche Weise gesponnen, wie man noch heutzutage den Flachs spinnt. Jetzt sind es nur Maschinen, welche den ungeheuren Bedarf an Baumwollengarn liefern. Ein einziger Arbeiter spinnt jetzt mittelst der Spinnmaschine so viel als vor sechzig Jahren 300 Arbeiter zusammen, oder mit andern Worten, er erzeugt in einem Tage jetzt eben so viel und ein vierzehnmal wohlfeileres Garn als er vor sechzig Jahren in einem ganzen Jahre geliefert haben würde; und wenn die Engländer vor sechzig Jahren mit dem einfachen Spinnrad eben so viel hätten spinnen wollen, als jetzt mit Hülfe von Maschinen dort gesponnen wird, so hätten sie wenigstens vierzig Millionen Menschen, oder den 25sten Theil der gesammten Menschheit aufbieten müssen. England besitzt mehrere Baumwollenspinnereien, deren Maschinen innerhalb zwölf Stunden einen Faden liefern, welcher 62,000 englische Meilen lang ist und 2½mal die Erdkugel umspannen würde. Der jährlich in England gesponnene Faden hat eine solche Länge, daß er 205,775mal die Erde umspannen und 51mal von der Erde zur Sonne reichen würde. Aber auch die Qualität des Fabrikats ist nicht zurückgeblieben; daß die Maschinen ein schöneres, gleichförmigeres Gespinnst liefern, als dies Menschenhänden möglich, kann nicht bestritten werden; auch würde es menschlichen Händen schwerlich gelingen, einen so ungemein feinen Faden wie das Maschinengarn von Nr. 350 zu spinnen, welches in England erzeugt wurde und wovon 167 englische Meilen auf's Pfund gehen. Die Geschichte der Erfindungen weist neben der Baumwollenfabrikation keinen einzigen Zweig in dem weiten Gebiete der industriellen Thätigkeit auf, dessen ganzen Entwicklungsgang von seinem ersten winzigen Beginn bis zu der kolossalsten Ausdehnung ein so geringer Zeitraum umfaßt. Als im Jahr 1769 Richard Arkwright, ein Barbier, den ersten Stein zur Begründung des neuen Systems der Spinnerei gelegt hatte, folgten die andern, damit in Verbindung

Digitized by Google

stehenden Erfindungen Schlag auf Schlag, und kaum waren dreißig Jahre verflossen, so stand schon das Gebäude der Baumwollenfabrikation in seiner ganzen Größe da, alle andern Zweige der Industrie weit überragend. Anfangs der Regierung Georgs III. beschäftigte die Baumwollenfabrikation in Großbritannien nicht mehr als 40,000 Menschen, jetzt finden durch dieselbe anderthalb Millionen Beschäftigung.

Unter die fruchtbarsten Erfindungen in dem Gebiete der Baumwollenmanufaktur sind der selbstwebende Stuhl und die Bobbinet- oder Tüllmaschine zu zählen. Der selbstwebende Stuhl wurde im Jahr 1785 von Dr. Cartwright erfunden, welchem das Parlament vier-und-zwanzig Jahre darauf eine Belohnung von 10,000 Pfund Sterling zuerkannte. Erst vor kaum fünf-und-zwanzig Jahren fingen diese Maschinen an, in England sich zu verbreiten; jetzt sind sie auch auf dem Continente allgemein im Gebrauch. In Gent sind in einer großen Fabrik 600 Maschinenstühle, durch Dampf getrieben, in Thätigkeit, und in Augsburg soll eine Maschinenwebrei mit 800 Stühlen eingerichtet werden. Die Anzahl der in Großbritannien eingeführten selbstwebenden Stühle beträgt bereits über 100,000. Glasgow allein besaß im Jahr 1831 nicht weniger als 14,127 Dampfwebstühle, und vier Häuser daselbst erzeugen mit Hülfe dieser Maschinen jährlich ein 15,000 deutsche Meilen langes Stück Zeug. Noch vor fünfzehn Jahren wurde der Tüll oder Spitzengrund, jenes feine, aus lauter kleinen sechseckigen Löchern bestehende Gewebe auf eine höchst mühsame Weise mit der Hand geklöppelt. Jetzt verrichtet diese Arbeit eine sehr künstliche Maschine, die Bobbinetmaschine. Die Engländer sollen es auch in diesem Zweige bereits so weit gebracht haben, daß sie im Stande sind, fünfzehn Fuß breiten Tüll zu weben.

Obgleich der Strumpfstrickerstuhl schon im Jahr 1589 von dem Magister William Lee erfunden worden war, so konnten doch die gewebten baumwollenen Strümpfe wegen ihres damals noch hohen Preises nur unter der bemittelten Classe Eingang finden; die Construktion der sehr complicirten Strickmaschine war noch unvollkommen und das Baumwollengarn sehr theuer, vierzehn Mal theurer als jetzt. Mit der Einführung der Maschinenspinnerei hob sich auch die Strumpfmanufaktur. England erzeugt jetzt allein mit etwa 16,000 Strumpfwebersstühlen über zwei Millionen Dutzend Paar Strümpfe im Werth von 880,000 Pfund Sterling, und Deutschland mit 2340 Stühlen ungefähr den achten Theil. Der Strumpfwebersstuhl ist eine sehr complicirte, aber äußerst sinnreiche Maschine, mit welcher ein Arbeiter ohne Mühe fast in einem Augenblicke mehrere hundert Maschen auf einmal stricken und so viel leisten kann als hundert der fleißigsten Handstrickerinnen.

Nachdem das Maschinenwesen in alle die Bearbeitung der Baumwolle umfassenden Industriezweige seine gewaltigen Arme gereckt hatte, kam auch die Reihe an den Kattundruck, und bald sah man das langweilige Bedrucken der Baumwollenzeuge mittelst der Handformen durch Maschinen ersetzt. Auch hier feierte der Erfindungsgeist des Engländers wieder seinen Triumph. Bedenkt man, wie unendlich productiver das Verfahren seyn muß, wenn man durch gravirte Walzen das Bedrucken der Zeuge in ununterbrochenem Prozesse verrichten, als wenn man durch hölzerne Formen das Dessin stückweise mit der Hand auftragen läßt, so wird man sich nicht wundern, wenn der Rouleaudruck in dem kurzen Zeitraum von fünf-und-zwanzig Jahren sich so allgemein verbreitet hat, daß gegenwärtig wenigstens Dreiviertel unserer gedruckten Kattune mittelst Rollen erzeugt werden.

So hat sich mit der automatisch-mechanischen Begründung der Baumwollenmanufaktur innerhalb eines halben Jahrhunderts dem industriellen Treiben eine neue Welt, ein neues Festland aufgeschlossen, welches, von Millionen Menschen bebaut, goldene Früchte trägt. Daß der nun einmal aufgeregte industrielle Erfindungsgeist durch jene unzähligen Anstrengungen, welche gleichzeitig mit dem neueren Dampfmaschinensystem das ganze Gebäude der jetzigen Baumwollenfabrikation hervorriefen, sich nicht erschöpfte, sondern vielmehr durch die glänzendsten Resultate zu weiteren technischen Thaten sich angespornt fühlte, sehen wir aus einer Reihe bedeutender Erfindungen, welche sich in den Zeitraum von ein paar Jahrzehnten drängen. Auch der Seidenmanufaktur ist durch eine herrliche Erfindung eine neue Epoche herangeblüht. Ein Seidenwebergeselle in Lyon, Namens Jaquard, erfand im Jahr 1805 eine Webemaschine, welche auf den Aufschwung der Seidenfabrikation den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Erst siebzehn Jahre später wurde dieser Webstuhl, wodurch sich der Erfinder ein unsterbliches Verdienst und den Segen der Nachwelt erworben hat, allgemeiner eingeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Staatsroben der Königin.

Ich habe die Garderobe der Königin gesehen, die zahllosen Kleider von rother und blauer, grüner und weißer, schwarzer und gelber Seide, Atlas und Gros de Naples, und wie die reichen Stoffe alle heißen, die Blondenwerke, die Spitzentragen, die Mäntel mit und ohne Pelz, die französischen, türkischen und indischen Shawls, die niedlichen — nein, nur eine blaue Schleife an einem der niedlichen Nachthäubchen habe ich gesehen, die übrigen entgingen mir, während ich einen weißen Atlasschuh betrachtete. Die Königin

Digitized by Google

hatte ihn, er konnte unmöglich die Königin getragen haben. Wie gerne gäbe ich den Leserinnen eine raisonnirende Uebersicht dieser Schätze! Aber es fehlt mir an den ersten Elementen einer Philosophie der Mode, und ich fühle, daß mit einer Beschreibung, wie ich sie geben könnte, Niemanden gedient wäre. Ich beschränke mich daher darauf, der drei offiziellen Anzüge zu gedenken, in welche die Königin sich kleidet, wenn sie einen Ritter des Bathordens kreirt, wenn sie als Großmeisterin des Hosenbandordens erscheint und wenn sie zur Eröffnung oder im's Parlament geht. Die Stoffe der drei Anzüge sind zu ihren Zwecken besonders gefertigt worden. Für den Bathorden besteht das Kleid aus weißem, mit goldener Stickerei bedecktem, und der Mantel aus carmosinem, weiß gefüttertem Atlas. Der Stern ist auf der linken Brust eingestickt, und der Mantel wird von einer goldenen Schnur weit genug zurückgehalten, die Arme frei zu lassen. Für den Hosenbandorden ist das Kleid von demselben Stoffe und nur durch die Stickerei unterschieden. Dagegen besteht der Mantel aus dunkel purpurnem Sammt, weiß gefüttert, der Stern ebenfalls auf der linken Brust eingestickt. Ein kleiner, runder, mit weißem Atlas gefütterter Kragen umgibt den Hals des Mantels, der am Kleide über der Schulter angenestelt wird. Das große Band läuft von der rechten Schulter nach der linken Seite und wird hier am Gürtel befestigt. Das sogenannte Hosenband mit seinem weltkundigen Honny soit qui mal y pense ruht in eleganter Stickerei am linken Arme. Die, beiden Stiftungen eigenthümlichen Abzeichen und Medaillen, die an den Bandenden getragen werden, erwiesen sich für Königin Victoria zu unbequem schwer, und sind deßhalb kleiner und leichter gemacht worden. Menschen, die Alles tadeln, haben auch dies getadelt. Ihnen nach sollte der Ehrenschmuck Wilhelms unverändert bleiben, gleich als ob eine zarte Prinzessin schleppen könne, was allenfalls ein starker Mann zu tragen vermag. Der dritte, reichste Anzug gebührt zu den angegebenen zwei festlichsten Gelegenheiten. Hier ist die Schleppe vom feinsten carmosinen Sammt, acht Brabanter Ellen lang, mit dem erlesensten Hermelin eingefaßt und darüber von drei goldenen Bordirungen umgeben. Man sagte mir, diese Schleppe wiege zwanzig Pfund. Sie zu tragen, ist die Aufgabe von sechs Pagen oder Damen, drei zu jeder Seite, und am äußersten Ende hat die Herzogin von Kent ihren Platz. Das eigentliche Kleid ist ebenfalls von carmosinem Sammt, mit preßscher Seide gefüttert. Der Leib, die herabhängenden Aermel und die Robe sind, verhältnißmäßig schmäler als der Mantel, mit Hermelin verbrämt und von drei goldenen Bordirungen eingefaßt. Der Rücken des Leibes ist mit goldenem Eichenlaub überstickt, und da jede Dame den Schnitt der Aermel kennt, wie Anna Boleyn sie getragen, so brauche ich bloß zu bemerken, daß die Aermel der Staatsrobe genau dies selben sind. Den Gürtel bildet eine flache goldene Kette, deren zwei lange Enden, vorne niederhängend, in schwere goldene Quasten auslaufen. Mantel und Kleid werden in einem Beutel von carmosinem Sammt verwahrt, der rings mit goldenen Borden garnirt, mit weißem Atlas gefüttert und zum Aufs und Zuziehen mit Schnüren und Quasten von Gold und Purpur versehen ist. Wo die Krone und der Scepter, da befindet sich auch der Sammtbeutel, und weil die Königin seinen Inhalt stets erst im Innern des Parlamentshauses anlegt, wird er dahin kurz vorher unter der Aufsicht dreier Beamten in einem sechsspännigen Staatswagen gebracht. Von dem zu den drei Anzügen gehörigen Geschmeide sage ich nichts; dies ist kein Theil der Garderobe. Doch will ich nebenbei bemerken, daß die Königin, als sie am 20sten November das Parlament eröffnete, kein anderes Juwel als Diamanten und wieder, ihrem Gebrauche treu, den diamantenen Reif auf dem glatt geschiekelten Haare trug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Noch der Componisten und Dramatiker.

Da die Klagen über Mangel an Gelegenheit zur Ausziehung in der Theatermusik so allgemein geworden sind, so hat die Regierung sich endlich genöthigt gesehen, einzuschreiten; der Minister des Innern hat daher bei der letzten Preisvertheilung dem Musikconservatorium angekündigt, er habe verordnet, daß künftig jedem auf Staatskosten nach Italien gesendeten und von dort zurückkehrenden Tonkünstler verstattet werden solle, auf diesigen Opernbühnen ein neues Stück zu geben; der Text dazu solle ihm geliefert werden. Darüber wird der Minister in mehreren Tagesblättern sehr gelobt; man bedenkt aber vielleicht nicht, daß dadurch dem zahlenden Publikum und dem Theater gewissermaßen Zwang aufgelegt wird; denn auch ein mittelmäßiges oder dem herrschenden Geschmack nicht entsprechendes Stück muß dann das Publikum für sein Geld anhören, einmal wenigstens. Indessen muß man sehen, welche Wirkung dieser Befehl haben wird. Auch hat der Minister angekündigt, einer nächstens zu errichtenden Bühne (wahrscheinlich dem Odeon) habe er es zur Pflicht gemacht, neue Operetten zu geben. Den Klagen der jungen Tonkünstler wird also bald abgeholfen werden, und nur der Erzbischof mit seinen antimusikalischen Verboten ist ihr Feind. Nicht so leicht wird die Regierung die dramatischen Dichter zufrieden stellen können; denn auch diese klagen und jammern, daß sie ihre Stücke nicht zur Aufführung bringen können, obschon täglich zwanzig Theater offen stehen, wovon manche drei bis vier Stücke in einer Abendvorstellung geben. Jeder französische Dichter, der sich dazu berufen fühlt, etwas mehr zu schreiben, als ein Vaudeville oder einen Opernterz, strebt nach der Ehre, auf der Bühne des Théâtre français zu erscheinen; denn hier werden die Verfasser der Lust- und Trauerspiele zu echten dramatischen Dichtern geadelt. Der Beifall auf den kleinern Bühnen bringt nur Geld ein; aber hier wird Ruhm geerntet. Classiker und Romantiker, alte und junge Dichter, Alle streben nach der Ehre, hier einem gebildeten, kunstverständigen Publikum zu gefallen und ein Parterre für sich zu gewinnen, welches unstreitig den aufgeklärtesten Theil der Nation in sich vereinigt. Wer es das her so weit gebracht hat, ein Lustspiel in Versen oder ein Trauerspiel zu vollenden, hält es für ein Glück, wenn er zum Vorlesen seines Stücks beim Theatercomité zugelassen wird und die Versicherung erhält, es solle gespielt werden. Dieses ist ein großer Schritt, aber freilich kommt der Dichter oft damit nicht sehr weit; denn wenn, welche solche Versicherungen erhalten, ist Legion, und ehe die Verschreibung in Erfüllung geht, haben sie Zeit, von einem Lebensalter zum andern überzugehen. Chronologisch kann bei der Aufführung der angenommenen und eingeschriebenen Stücke nicht verfahren werden. Die Schauspieler müssen manche Nebenumstände berücksichtigen, und denjenigen Stücken den Vorzug geben, von denen sie den besten Erfolg zu erwarten berechtigt sind und deren Verfasser schon beim Publikum beliebt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt
für
gebildete Leser.

Donnerstag, den 21. December 1837.

— Höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie;
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen entstehen.
Schiller.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Das Einweben der Zeichnungen in die Seidenzeuge, welches früher dem Weber ein höchst mühsames und zeitraubendes Geschäft war, geschieht jetzt buchstäblich durch die Maschine selbst, und der Webende hat nichts zu thun, als, wie bei den gewöhnlichen Webstühlen für glatte Zeuge, das Schiffchen mechanisch hin und her zu werfen und einige Tretscheme in Bewegung zu setzen. Es gibt sogar schon Fabriken, wo die Jaquardstühle durch Dampf bewegt werden, so daß sich ganz automatisch die schönsten Dessins in das Zeug einweben. Wer zum ersten Male eine solche Maschine ohne menschliches Zuthun arbeiten sieht, wird seinen Augen kaum trauen, wenn er in dem Gewebe wie durch Zauber die künstlichsten Zeichnungen in allen möglichen Nüancen sich bilden sieht; er wird, wenn er den innern Bau dieser Maschine, die geniale Anordnung des Mechanismus näher betrachtet, dem tiefen Scharfsinn und dem durchdringenden mechanischen Witz, welcher in dem Kopfe dieses schlichten Handwerksgesellen gewohnt haben muß, seine Bewunderung nicht versagen können. Der Nutzen des Jaquardstuhles war so evident, daß sich sein Gebrauch in unglaublich kurzer Zeit über alle Länder verbreitet hat; sogar in China soll er bereits im Gange seyn. Im Jahr 1788 hatte Lyon unter 14,782 Webstühlen nur 240 für façonnirte Seidenzeuge; jetzt besitzt es allein nahe an 14,000 Jaquardstühle.

Nächst den Baumwollen- und Seidenmanufakturen, als den wichtigsten Industriezweigen, welche durch die Einführung und Vervollkommnung der Maschinen zu einer kolossalen Höhe herangeblühten, hat nun auch die Flachsfabrikation durch Einführung der Maschinenspinnerei sich auf einen beachtenswerthen Standpunkt emporgearbeitet. Auf die Erfindung einer Flachsspinnmaschine, welche vollkommen gutes Garn spinnt und dasselbe leistet, was die Maschinenspinnerei in der Baumwollenfabrikation, hat bekanntlich schon Napoleon einen Preis von einer Million Franks gesetzt. Wenn auch dieses Problem, dessen besondere Schwierigkeit in der Natur des Flachses liegt, bis jetzt noch nicht, jener Bedingung vollkommen genügend, gelöst ist, und die Maschinenspinnerei des Flachses noch bei weitem nicht jene Ausdehnung und Bedeutung erreicht hat, welche die allgemeine Verdrängung der Handarbeit so bald befürchten ließe, so hat doch die neuere Mechanik auch hier wieder ihr Möglichstes gethan, und es könnte wohl noch die Zeit kommen, wo Rocken und Spinnrad nur noch als Merkwürdigkeit in Antiquitätensammlungen zu finden sind. Großbritannien besitzt bereits 352 mechanische Flachsspinnereien mit 10,336 männlichen und 22,526

Digitized by Google

weiblichen Arbeitern. Zu den größten gehört die von Marshal zu Leeds in Schottland, welche durch drei Dampfmaschinen, zwei von 75 und eine von 30 Pferdekräften betrieben wird; 12,000 Spindeln liefern zusammen täglich 240,000 Schneller Garn.

Das Bestreben, jede Arbeit der Hände so viel wie möglich durch die Maschinen entbehrlich zu machen, hat auch für die Papierfabrikation eine neue Epoche hervorgerufen. Das langweilige Schöpfen der einzelnen Bogen konnte dem durch die glänzenden Resultate des Dampfmaschinenwesens und der Baumwollenspinnerei aufgeregten Enthusiasmus für die Mechanik nicht genügen, zumal die zunehmende Schriftstellerei und der immer mehr sich ausbreitende Buchhandel eine große Nachfrage nach Papier zur Folge hatte; und so kam denn nach mancherlei Mühe eine Maschine zu Stande, welche, während sie an dem einen Ende den Papierbrei empfängt, an dem entgegengesetzten Ende das vollkommen getrocknete Papier in einem ununterbrochenen Bande von sich gibt. Diese Papiermaschinen, erst im Jahr 1820 in Deutschland eingeführt, nehmen, trotz ihrer enormen Produktivität, auffallend überhand; Würtemberg allein besitzt deren schon sieben oder acht. In England wird das Papier nicht bloß nach der Elle, sondern sogar nach der Meile bestellt und verkauft. Ein englisches Wochenblatt enthält folgenden brieflichen Auftrag eines Buchhändlers an einen Fabrikanten in Newcastle: „Belieben Sie mir zehn Meilen Ihres besten Druckpapiers zu senden, und zwar sechs Meilen von einer Breite von dreißig und vier Meilen von einer Breite von zwei-und-zwanzig Zollen.“

Sogar in das Gebiet solcher mechanischen Gewerbe, welche bis auf den heutigen Tag ausschließlich auf Handarbeit sich stützen, greift bereits die Mechanik unerbittlich ein, und selbst die unbedeutendsten Zweige der technischen Industrie müssen sich auf den Eingriff der Mechanik gefaßt machen, und dieselbe Umwälzung im Kleinen gewärtigen, welche am Beispiel der Baumwollenspinnerei im Großen vor Augen liegt. Das mechanische Genie eines Schneiders in Oesterreich hat nach unglaublichen Anstrengungen eine Nähmaschine zur Welt gebracht. Die Nadel ist an beiden Enden zugespitzt, enthält in der Mitte das Oehr und bewegt sich senkrecht auf und nieder, wobei sie das hingehaltene Zeug an den verlangten Stellen durchsticht. Die Katastrophe des Brodlosewerdens dürfte indessen der Schneiderzunft durch diese Maschine so bald noch nicht bevorstehen, denn so viel wir gehört haben, leistet sie im Durchschnitt nicht mehr als anderthalb fleißige Schneidergesellen.

Weit interessanter ist die vor wenigen Jahren von Heilmann in Mülhausen erfundene Stickmaschine, welche, durch einen einzigen Arbeiter in Bewegung gesetzt, 150 Muster zugleich stickt, und zwar mit einer Genauigkeit, welche neben der schönsten und feinsten Handarbeit bestehen kann. Diese äußerst sinnreiche Maschine arbeitet täglich so viel als fünfzehn geübte, an dem gewöhnlichen Stickrahmen nähende Stickerinnen, und ist bereits in Frankreich, England, Sachsen und der Schweiz eingeführt. Die Maschinenfabrik des Herrn Köchlin in Mülhausen liefert sie zu 5000 Franks.

Eine Nägelmaschine wurde zuerst in Nordamerika erfunden; auf der einen Seite werden die rohen Eisenstangen in glühendem Zustande der Maschine zugeführt, auf der andern Seite fallen die fertigen Nägel gleich einem Regen heraus. Auch an Nadelmaschinen fehlt es nicht. In einer Fabrik bei Mavres in Belgien soll eine solche Maschine in Betrieb seyn, welche, durch einen Mann umgedreht, in einer Stunde 3600 Stecknadeln liefern kann. Ja sogar die sogenannten Häftchen und Häckchen, dieser unbedeutende Artikel, werden jetzt in den Niederlanden durch kleine Maschinen verfertigt, welche in einem Tage 300,000 Stück liefern, wozu sonst über 150 Arbeiter erforderlich sind. Die Verfertigung der zu den Krempelmaschinen gehörigen Krahen, d. h. der unzähligen kleinen, an das Kardenleder befestigten Drahtstäbchen, deren Zweck ist, die Baumwolle zu kämmen, hat bis auf die neueste Zeit eine eigene kleine Gewerbsklasse beschäftigt; jetzt findet man es angemessener, auch dieses Fabrikat durch Maschinen fertigen zu lassen. In Solingen hatte ich Gelegenheit, eine Fabrik zu sehen, wo die mit Zeug überzogenen Knöpfe, die sogenannten Florentinerknöpfe, maschinenmäßig produzirt werden. Ein solcher Knopf besteht aus sechs einzelnen Theilen, und jeder dieser Theile wird auf einer besondern Maschine gefertigt; die siebente Maschine setzt die sechs Theile zusammen und kann in einem Tage über 17,000 Knöpfe liefern. Wildenstein in Aachen besitzt eine Maschine zur Verfertigung der Bachsteine, mit welcher zwei Arbeiter in zehn Stunden 24,000 zum Brennen fertige Ziegel liefern können; er erkaufte die Erfindung von einem Franzosen und ließ sie in Preußen, Sachsen, Oesterreich, Bayern, Baden und Würtemberg patentiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nimia praecautio dolus.

(Beschluß.)

Nun erhob sich der Vertheidiger, auf den mit großer Aufmerksamkeit die anwesenden Mitglieder des Advokatenstands blickten, voll Erwartung, wie der junge Genosse seine erste Aufgabe lösen würde, und zwar eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten einen bewährten Meister bedenklich gemacht hatten, wie alle ahnten, obwohl keiner es

Digitized by Google

auszusprechen wagte. Eugen aber war voller Zuversicht; er wollte die Räthsel im Betragen des alten Herrn am 19ten und 20sten August durch ein geheimes Liebesabenteuer erklären, das an's Licht zu ziehen gewiß die Ehre verbiete, und worauf auch des Doktors Vermuthungen zu gehen schienen; dies begründe auch die Anschaffung der Perrücke und den modischen Anzug, den man nicht als Verkleidung auf dem Pfade des Verbrechens zu wählen pflege, da ja die weißen Pantalons und die helle Fußbekleidung allzuleicht zu Verräthern werden müßten, wenn nur ein Tropfen Bluts sie beflecke. Dann wollte er auf die moralische Unhaltbarkeit der Anklage übergehen und begann also:

„Nicht ohne scheue Ehrfurcht trete ich vor die Schranken dieses hohen Gerichtshofs, um, zum erstenmal in meinem Leben, mich dem heiligen Berufe meines Standes zu weihen und die Unschuld vor einer, mit allen Gründen äußerer Wahrscheinlichkeit trefflich gerüsteten Anklage zu retten. Und wenn ich, meine Herrn, in der Erfüllung meiner Pflicht noch eines Sporns bedürfte, so würde ein ganz besonderer Umstand meinen Eifer anfachen; denn der Mord, von dem es hier sich handelt, hat auf eine eigenthümliche Weise mein eigenes Dasein berührt, und eben weil nun mein höchster Wunsch seyn muß, den Verbrecher der verdienten Strafe anheimfallen zu sehen, ist es zweifach meine Pflicht, der Unschuld zu ihrem Rechte zu verhelfen. Vergönnen Sie mir ein paar Worte der Erklärung. Die blutige That ward in dem Hause verübt, welches ich mit einem theuren Wesen bewohne . . ." Rivolet ward blaß und drückte, seiner Bewegung kaum Meister, während des Folgenden beide Hände fest auf sein hochaufschlagendes Herz. Eugen fuhr fort, ohne auf seinen Clienten zu achten: „Seit dem Zeitpunkt des Verbrechens wankt Jennys Gesundheit; die Aermste welkt sichtlich dahin, nichts kann sie erheitern oder zerstreuen; sie spricht mit Niemand, und was auch zu ihr gesprochen werde, sie versteht es nicht, vernimmt es kaum, doch duldet sie nicht, daß man von den Vorfällen jenes unseligen Abends rede; so scheint sie sich die in ihrer Nähe verübte Greuelthat zu Herzen gezogen zu haben. So vermag selbst meine brüderliche Liebe —"

„Halt!" unterbrach den Redner, aufschreiend, Rivolet, „Jenny ist Ihre Schwester?" — „Gewiß, mein Herr." — „Nun denn, so bitt' ich ihr Herz und Hand." Eugen sah den wunderlichen Freiwerber mit großen Augen an und versetzte: „Davon können wir nach Ihrer Lossprechung reden. Für jetzt aber bitte ich Sie, die Vertheidigung nicht zu unterbrechen." — „Jenny vermag mich besser zu vertheidigen als Sie, und wären Sie Demosthenes in eigener Person. Jenny hatte am Abend des Verbrechens Sie zum kranken Onkel geschickt, und da ich sie für Ihre Frau hielt, durfte ich's ja nicht sagen, daß ich bis eilf Uhr bei ihr war. Ich bin es, dem ihr stiller Gram gilt; darum ruft sie herbei, daß ihr Zeugniß mich befreie und ich dagegen ihren Kummer hebe." Nach diesen Worten sank Rivolet erschöpft auf seine Bank zurück, und obwohl die meisten der Anwesenden geneigt waren, ihn für wahnsinnig zu halten, so befahl dennoch der Präsident, Jenny zur Stelle zu bescheiden, und hob unterdessen die Sitzung auf.

8.

Drei Wochen nach dem Tage der Gerichtssitzung führte Rivolet die schöne Jenny zum Altar. Zeugen waren der alte Doktor, der die heilsamen Folgen einer Gefängnißkur so richtig vorhergesagt hatte, und der königliche Prokurator, der das vorgeschriebene Mittel dem Kranken hatte angedeihen lassen. Bei der Hochzeittafel sagte der Prokurator zu Eugen: „Ihre Antrittsrolle in der Laufbahn des Vertheidigers war glänzend, mein junger Freund, wenn auch Ihre Eigenliebe dabei nicht ganz befriedigt ward, denn Ihre Schwester war hier ein besserer Advokat, als Sie. Zur Vervollständigung jedoch Ihrer damals unterbrochenen Rede können Sie die Vertheidigung der wahren Thäter unternehmen, die in unsern Händen sind; denn diese Leute haben sicherlich eine Art von abergläubischem Vertrauen auf Ihr Glück in dieser Sache." — Eugen übernahm die Aufgabe, doch ohne daß es ihm später geglückt wäre, die Uebelthäter zu retten, wie einst den Unschuldigen.

Auf Jenny's Dringen behielt der neuvermählte Rivolet seine alte, bequeme Tracht bei, doch nicht seine pedantischen Gewohnheiten, die den kranken Hagestolz einst bezeichneten. Vor allen Dingen aber flog die Perrücke in's Feuer, und dann das Tagebuch, wobei Jenny, gerührt und dennoch schelmisch, zum ersten- und letzten Male in ihrem Leben Lateinisch sprechend, mit erhobenem Zeigefinger sagte: „Nimia praecautio dolus."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Noth der Dramatiker.

Die klassischen Dichter, das heißt die den alten, strengen Regeln huldigenden, beklagen sich, daß das Théâtre français sich zu sehr dem romantischen Geschmacke hingebe, und daher die Dichter der neuen Schule begünstige. Letztere aber haben auch Ursache zur Unzufriedenheit, und so eben hat Victor Hugo, der Erste dieser Schule, einen förmlichen Prozeß mit dem Direktor des Théâtre français ausgefochten, weil dieser den mit dem Dichter eingegangenen Contract gebrochen und mehrere seiner Stücke nicht mehr aufgeführt hatte. Das Handelsgericht, vor welchem der Prozeß geführt wurde, hat den Direktor verurtheilt, in Zeit von sechs Monaten die im Vertrage genannten Stücke zu spielen, und außerdem dem

Digitized by Google

Dichter eine Entschädigung von 6000 Fr. wegen unterlassener Aufführung zu zahlen. Solche Darstellungen par ordre de justice kommen ziemlich oft vor, und die Pariser Journale machen sich darüber lustig; der Dichter gewinnt aber wenig dabei; denn wenn die Schauspieler übler Laune sind, so lassen sie solche aufgezwungene Stücke von den Mittelmäßigen unter ihnen, besonders Debütanten, aufführen. Das Publikum wird der Darstellung müde, und das Stück sinkt dann von selbst in Vergessenheit. Ich kenne einen jungen Dichter, dessen ganzes Streben seit einigen Jahren dahin ging, ein Lustspiel in fünf Aufzügen auf's Théâtre français zu bringen. Nach langwieriger Arbeit hatte er im vorigen Jahr das Stück vollendet, mußte aber einige Monate warten, ehe er es dahin bringen konnte, von den Herren Schauspielern zur Vorlesung zugelassen zu werden. Endlich wurde der verhängnißvolle Tag anberaumt. Der Dichter las sein Stück mit klopfendem Herzen vor; man fand es gut. Die. Mars versprach sogar eine Rolle darin anzunehmen. Wer war nun glücklicher als der Dichter! Der Winter, das Frühjahr und der Sommer verstrichen. Im Herbste, hieß es, solle sein Stück auf die Bühne gebracht werden. Es wurde in der That vorgenommen, einstudirt und bereits probirt. Was konnte nun noch die Darstellung hindern? Zwar erfanden Cas. Delavigne und Scribe jeder mit einem neuen Stücke; allein der junge Dichter war Herr und Meister des Feldes, denn sein Stück wurde schon probirt. Aber da ereignet sich plötzlich Alexander Dumas mit seinem Caligula, mit seinem römischen Gastmahl und all dem Shakespeare'schen oder Dumas'schen Zubehör. Die Schauspieler werden beim Vorlesen hingerissen und versprechen sich goldene Berge von dem Erfolge dieses sonderbaren Stückes. Alsbald wird Alles, was man unter den Händen hatte, bei Seite gelegt. Decorationen werden bestellt, Costüme verfertigt, Rollen vertheilt; der junge Dichter muß zurücktreten und ist nun der unglücklichste Mann von der Welt, denn er hat den günstigen Augenblick verfehlt; vielleicht kommt dieser niemals wieder. Ja, der Theaterruhm ist hier nicht so leicht zu erringen, als man sich vorstellt. Glücklich derjenige, welcher nicht den Ehrgeiz hat, auf diesem Tummelplatze der verschiedensten Leidenschaften aufzutreten und seine Seelenruhe auf's Spiel zu setzen! Wer den Sieg davon trägt, erntet freilich manchen Vortheil; aber wie Viele verlieren Zeit und Mühe und kümmern sich vergebens ab, indeß ihre Nebenbuhler triumphirend einherziehen!

Dg.

London, December.

(Fortsetzung.)

Reform der Criminalgesetze.

Des Erzählungsstoffes für meine Berichte hat es in den vergangenen Wochen so viel gegeben, daß ich erst heute eines der erfreulichsten Resultate erwähnen kann, welches vom letzten Parlament ausgegangen und am 1sten Oktober in's Leben getreten ist. Ich meine die acht Parlamentsakten, welche sämmtlich Milderungen des peinlichen Rechtes enthalten. Bis in die neueste Zeit waren die englischen Criminalgesetze von eherner Faust mit eisernem Griffel, man kann sagen, mit Blut auf Stein geschrieben, und das Hängen war so an der Tagesordnung, daß bei der Leichtigkeit, mit welcher die Geschwornengerichte sogar auf den Grund entfernter Indicien ihre Schuldig aussprachen, selbst der ehrlichste Mensch zuweilen ein leichtes Halsjucken fühlen mußte. Nicht das kleinste Uebel bestand außerdem darin, daß, je mehr Leben der Strick nahm, desto mehr Hängecandidaten ihm zuwuchsen, daß die Strenge der Gesetze und ihre starre Handhabung die Zahl der Verbrechen eher mehrten, als minderten. Die Vergleichung des englischen Criminalzustandes mit dem des Continents mag am meisten dazu beigetragen haben, den Gesetzgebern endlich die Augen zu öffnen. Es unterliegt keinem Zweifel und wird von Niemand als von zugeborenen Engländern geleugnet, daß die Nation in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung während der ganzen Dauer der Continentalsperre, so es aus Haß gegen alles Fremde, oder weil ihr politischer Kampf die einzige Achse aller ihrer Anstrengungen war, ziemlich unverrückt stehen geblieben war. Sobald die Sperre gefallen war, welche die Engländer jahrelang von persönlichem Verkehr mit den benachbarten und französischen Festlande ausgeschlossen, strömten sie in Schaaren über den Kanal, sahen die Veränderungen zum Bessern, welche kräftige Geister dort inzwischen geschaffen, kehrten in die Heimath zurück, stellten das Dortige neben das Hiesige, vergaßen den Haß, den jetzt kein Krieg mehr nährte, und wiesen den vom Frieden außer Thätigkeit gesetzten Kräften die erstarrte Volksculture zum Wirkungskreise an. Bald rasch, bald langsam, doch ziemlich überall, oft mit dem günstigsten, vielleicht nirgends mit gar keinem Erfolge griffen sie die Arbeit an, und wie diese Besserungen unstreitig einer der schönsten Gewinne sind, welche der europäische Friede England gebracht hat, so ist es auch in hohem Grade interessant, seinem Einflusse auf alle Zweige des englischen Volkslebens nachzuspüren, und es müßte ein Werk vom höchsten und allgemeinsten Interesse seyn, dessen Verfasser es gelänge, jenen Gesammteinfluß in allen seinen Schattirungen zu zeichnen, den Kern der Wahrheit aus der häufig sehr dünnen Schale mit sicherm Auge und sicherer Hand glatt herauszuschneiden. Dies in Parenthese, und nun zurück zu den acht Parlamentsakten, deren Bestätigung von Seiten der Königin kurz nach ihrem Regierungsantritt als ein Omen gelten konnte, daß ihr Regiment ein mildes und wohlthätiges seyn soll. Wehe es das, und ein glorreiches muß es werden, wenn unter ihrem Scepter England erringt, was ihm vor Allem Noth thut, und ohne was die englische Nation an innerm Werthe bald den gesammten Völkerschaften Europa's nachstehen muß: moralische Wiedergeburt durch das einzige dahin führende Mittel geregelter Nationalerziehung; ich sage nicht, verbesserter Nationalerziehung, denn was gar nicht vorhanden ist, kann weder gut, noch schlecht seyn. — Das erste der acht neuen Gesetze hat die Todesstrafe für begangene Fälschungen schlechterdings aufgehoben. Ebenmals wurde ohne Barmherzigkeit aufgeschaufelt, wer eines Verbrechens dieser Art wirklich oder laut Ausspruch der Jury sich schuldig gemacht. Dies dauerte bis in die Regierung Georgs IV. Hier wurden die ferner am Leben zu ahndenden Fälschungen auf zwei beschränkt: Fälschung letzter Willensverordnungen und Fälschung von Vollmachten zum Verkauf inländischer Staatspapiere. Auch diese zwei Ausnahmen haben also nun aufgehört, und die an die Stelle des Stranges allenthalben getretenen Strafen sind Transportation oder Gefängniß, jene entweder auf Lebenszeit oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren, dieses auf nicht mehr als vier und nicht weniger als zwei Jahre. Die Wahl steht beim Richter nach Maßgabe vorwaltender oder fehlender Milderungsgründe. Dagegen ist eine Mißthat nun genommen, die ein dreißigjähriges Gesetz aus der Regierung des letzten Königs ihm ertheilte, die, einen zur Transportation Verurtheilten vorher auf beliebige Zeit in das Distriktsgefängniß, in eine Strafanstalt oder in ein Zuchthaus zu stecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen: Kunstblatt Nr. 102 u. Intelligenzblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 22. December 1837.

Der Liebhaber soll nicht unendlich seufzen, der Launige soll seine Rolle in Frieden endigen, der Narr soll den zu lachen machen, der ein tiefliches Zwergfell hat, und das Fräulein soll ihre Gesinnung frei heraussagen, oder die Verse sollen dafür hinken. — Was für eine Gesellschaft ist es?

Shakespeare.
Hamlet.

Cosa rara.

Erzählung von E. Spindler.

1.

Wenn eine kleine Stadt die im Laufe des Sommers geschlossenen Ehen genugsam besprochen, ihren Herbstjahrmarkt überstanden und ihren ersten Winterball abgetanzt hat, so gibt es zwischen dem Martinstag und dem Weihnachtsfeste für sie kein größeres Ereigniß, als die Ankunft und das Debüt der Schauspielergesellschaft, die ihr die Langeweile der Schnee- und Regenabende zu verkürzen kommt.

Seeburg ist eine kleine, eine lebenslustige Stadt. Sie hat ihre Jahrmärkte und ihr Casino; sie hat auch ihr Theater: ein sehr elendes hölzernes O, aber der Genügsame weiß sich zu bescheiden, und eine lebhafte Einbildungskraft sieht auch die schmutzigste, engste und dunkelste Bühne für die Bretter an, die die Welt bedeuten. Die Seeburger sind klug und wissen, was sie für ihr winziges Eintrittsgeld von ihrer dramatischen Kunstanstalt zu erwarten haben. Ein leidlicher Amoroso, eine passable Liebhaberin, ein grasser Bösewicht, vor allem ein pudelnärrischer Buffo sind es, was das Publikum verlangt, und nicht überspannt ist die Forderung.

So schnaubte denn einmal an einem trüben Novembertage das Dampfschiff daher, das auf seinem Rücken und in seinem Bauche die ersehnte Künstlergenossenschaft trug, und die männlichen Theatergönner der Stadt waren bei der Ausschiffung gegenwärtig, besahen von Ferne das wunderliche und kraus durcheinander treibende Getümmel. Ein bunter Schwarm von genial zugestutzten Leuten breitete sich auf dem Landungsplatze aus und fiel in das nächste Gasthaus ein, woselbst der besonnene Direktor, in den vornehmen Pelzrock eingeschnürt, für die Ankömmlinge das Absteigequartier bestellt hatte.

Wer sagt die Stämme, denen sie entsprossen, die Künstler? Wer nennt die Länder und Gestade, woher sie kommen, die Fremdebringer? Alle Dialekte zumal plaudern in dem Wirthshause zu den Ohren der bestürzten und betäubten Kellner und Diener. Des Reisens Gewohnheit macht die Fremdlinge im Nu zu Herrschern des Hauses. Zwanzig Befehle auf einmal bestürmen den Wirth; die Wirthin ist von den Damen am Herde belagert; der kleine Stab der Gesellschaft barrikadirt die Gänge und Treppen des Hauses mit Kisten und Koffern und Schachteln; die Kinder der Truppe schreien und jubeln, maulen und weinen. Der Unternehmer geht umher mit prüfenden Blicken, mustert die vor der Thüre aufgepflanzten Lanzenbündel, mißt die Höhe des Thronhimmels, der an der Mauer lehnt und bis an die Fenster der ersten Etage reicht. Er zählt die Frachtstücke, die Häupter seiner Lieben, die Couverts, die nach und nach die Tafel bedecken,

Digitized by Google

und die Kronenthaler in seiner Tasche, die geopfert werden sollen für die Kosten des Einstands. Wenn auch seine Stirne sich faltet, um so heiterer sind die Stirnen seiner Jünger. Sie speisen und trinken mit Appetit, sie lachen und schäkern mit Fröhlichkeit. Haben sie doch wieder eine Station der Ruhe erreicht, die glücklichen Wanderer, die, „wenn gleich immer voll Sorgen, dennoch stets ohne Kummer.“ — Ihr Gepäck wiegt schwer, ihr Beutel ist nicht inhaltsleer, und reich, überschwenglich reich sind sie an Hoffnungen, die ein gütiges Geschick dem armen Künstler als Heckepfennige und nnaufzehrbare Aussteuer in ein mühseliges Leben voll Entbehrungen mitgab. — Der Eine sieht in den wohlwollenden Augen des Direktors die Regisseurwürde, die ihm nicht entgehen kann; der Zweite träumt von schmachtenden Blicken und Liebesbriefen; der Dritte hofft die Scharte auszuwetzen, die ihm das undankbare Sommerpublikum geschlagen; der Vierte schmunzelt, eine Depesche des Hoftheaters erwartend, das endlich seinen langverkannten Verdiensten die Krone aufsetzen soll durch ein Engagement von vielen Jahren; ein Fünfter ahnt sogar in tiefster Seele wonneschauernd ein Dekret von hoher Hand, befrachtet mit lebenslänglicher Anstellung in jenen Kunstparadiesen, wo „sie nicht mehr säen und ernten im Schweiß des Angesichts, und dennoch erhalten und ernährt werden vom Herrn.“ — Die Damen? je nun, sie hegen die Hoffnungen des ganzen Geschlechts: sie denken Alle zu gefallen, und warten auf eine Zukunft voll Rosen.

Die Damen waren das Hauptaugenmerk der still beobachtenden Seeburger Theaterfreunde. Ob wohl eine Schönheit unter ihnen? ob wohl die Primadonna reizender als die des vorigen Winters? ob der Vertheirathete viele, ob die Unversagten die Mehrzahl? Dies waren die wichtigen Fragen, die von den spürenden Kennern und Gönnern erörtert werden mußten. Die erste Frage wurde sehr bald beantwortet und erledigte alle folgenden. „Es ist nicht ein erträgliches Gesicht unter den Weibern,“ flüsterten sich die Forscher zu und gingen, um ihr Mittagessen nicht zu versäumen.

Drei junge Männer schlenderten Arm in Arm die Straße hinauf. Der eine war ein Assessor, der andere ein Kaufmann, der Dritte nicht Beamter und nicht Handelsmann. Er hatte den Schnurrbart und den spornklirrenden Stiefel eines Offiziers; er that vornehm und nachlässig wie ein Edelmann, aber er war keines von beiden. Raimund war ein Rentier, dem des Vaters reiche Verlassenschaft Titel, Sold und Wappen entbehrlich machte. Er hielt nicht einmal viel auf den Charakter eines Mannes, lebte in den Tag hinein ohne Befriedigung und ohne Reue, war gut und böse, je nachdem es fiel, gewöhnlich zur Unzeit. „Das wird eine traurige Luft absetzen!“ äußerte er spottend zu seinen Freunden. „Was können wohl die Alltagsgesichter dem geläuterten Geschmack des Publikums bieten?“ — „Hm, man wird vorlieb nehmen müssen,“ bemerkte der Assessor achselzuckend. — „Wie das Geld, so die Waare,“ fügte der Kaufmann hinzu. — „O ihr armen Kleinstädter!“ nahm Raimund abermals das Wort, „Euer Loos ist, von der abgeschmackten Mittelmäßigkeit euer Lebenlang gepeinigt und gelangweilt zu werden. Wohl mir, daß ich mich der Trauerkomödie zu entziehen im Begriff stehe. Ich werde mich hüten, das Theaterplaisir von Seeburg mit anzusehen zu helfen. Morgen sehe ich meine Reise nach Paris fort.“ — „Die alte Leier seit fünf Monaten,“ lächelte der Assessor. Der Rentier erwiderte hitzig: „Was beweist dieser Sarkasmus? Daß ich gutmüthig genug war, mir seit mehreren Monaten von eurer schönen Gegend eine Nase drehen zu lassen. Aber der Sommer ist vorüber, der Himmel nicht mehr blau, der Wald nicht mehr grün . . . .“ — „Und unsere Gesellschaft, die dich so sehr entzückte?“ fragte der Kaufmann. „Schätzbar, auf Ehre, sehr schätzbar,“ antwortete Raimund etwas verlegen; „ich gestehe, daß nur eure Freundschaft mich im langweiligen Herbst fesseln konnte; aber gesteht nun auch ihr eurerseits, daß ich sie vergolten habe, indem ich das Debüt der italienischen Oper zu Paris versäumte. O Rubini, o Lablache, o himmlische Grisi! ich war nicht dabei, als ihr zum ersten Male in dieser Saison den Schmelz eurer Zauberkehlen vor dem Ohre der Dilettanti perlen ließt!“ — „Spricht er nicht, als sey er ein langjähriger Pfeiler der italienischen Oper?“ fragte der Assessor lachend; „doch hat er noch den Fuß zum ersten Male nach Frankreich zu setzen und hat das Canaan noch nicht gesehen, wohin er schon seit einem halben Jahre pilgert, ohne vom Fleck zu kommen!“ — „Ihr seyd undankbare, seyd gewissenlose Spötter!“ rief Raimund; „ich war ein Thor, mich in Krähwinkel festhalten zu lassen. Aber beschlossen ist's: ich reise morgen. Ich werde sogleich Befehl geben, daß gepackt werde. Lebt wohl, Freunde. Ihr seht mich in Seburg nimmer wieder!“ Am Abend lief schon in allen Zirkeln das Gerücht umher, der reiche junge Herr mache Ernst mit seiner Reise und die neu angelangte Komödiantengesellschaft sey unter aller Kritik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Fortsetzung.)

Ein Engländer hat vor einigen Jahren eine Steinhauermaschine erfunden, welche mit außerordentlichem Erfolge arbeiten soll. In den Steinbrüchen bei Arbroath werden sechs solcher Maschinen durch Dampf in Bewegung

Digitized by Google

gesetzt. Am einen Ende schiebt man die rohen Steinblöcke in die Maschine, während am andern die behauenen, vollendeten Quadern herausgenommen werden. Das Behauen der Steine auf diesem Wege soll wenigstens viermal wohlfeiler zu stehen kommen, als das Bearbeiten mit der Hand. Diese Erfindung ist in der That sehr beachtenswerth und wird, wenn ihrer allgemeinen Ausführbarkeit einst nichts mehr im Wege steht, unberechenbare Folgen haben.

Im Gebiete der Landwirthschaft machen in England die Dampfdreschmaschinen und der neu erfundene Dampfpflug Epoche. Indessen geht in neuerer Zeit das wohlgemeinte Bestreben, die Handarbeit durch automatische Apparate zu ersetzen und Kraft und Zeit zu sparen, namentlich in England in's Weite. Nicht genug, daß man dort bereits anfängt, die Häuser so zu sagen mit Dampf zu bauen, die Arbeiter in den Fabriken sind nun sogar der Mühe enthoben, die Treppen auf und ab zu steigen; die Dampfmaschine schafft sie, um ihre Kräfte zu schonen, von einem Stockwerk in das andere. Die Pariser Straßenkehrmaschine, welche mit sechzig Besen einherkommt, die Holzhackmaschine, von welcher der Wiener Holzlieferungsverein, Phorus genannt, noch Bruchstücke aufweisen kann, die Fleischhack-, Wurstfüll- und Teigknetmaschinen und dergleichen scharfsinnig ausgedachte Apparate mehr, sind glänzende Belege für die in neuerer Zeit epidemisch ausgebrochene Maschinenwuth.

Alle diese mechanischen Kraftsparungs-Kunstwerke und industriellen Eselsbrücken haben doch wenigstens ihren Zweck getreulich erfüllt; die Knetmaschine knetet ihren Teig trotz den sehnigsten Bäckerfäusten, die Dreschmaschine drischt darauf los wie fünfhundert Dreschet, und die Wiener Holzhackmaschine hätte die ganze Legion der Holzhacker zu Grunde richten können, wenn sie gewollt hätte. Allein unzählbar ist das Heer zwecklofer, abfurder Erfindungen, welche jährlich aus sumpfigen Köpfen unsers Jahrhunderts gleich Irrwischen emporkamen und eben so schnell wieder untergehen. So kommt jedes Jahr ein Dutzendmal das perpetuum mobile und mit diesem ein Dutzend Narren zum Vorschein. Die Erfindung einer Maschine, welche, die Ursache ihrer Bewegung in sich selbst tragend, ohne weiteres Zuthun ewig fortgeht, ist von jeher die verführerische Lieblingsidee gewesen, an der sich gar mancher Industrieritter, in der edlen Absicht, die Menschheit zu beglücken und nebenbei Millionär zu werden, den Verstand abgerieben hat. Es ist zu bedauern, wie viel Zeit und Geld an diese fire Idee schon verschwendet worden ist und noch jährlich vergeudet wird. Schon der alte Hydrauliker Beldor erklärt die unglücklichen Spekulationen, ein mechanisches perpetuum mobile zu erfinden, für nichts anderes als für Blähungen des Gehirns. Ein Schmiedemeister zu Lemfal in Liefland erfand vor vierzig Jahren eine Mahlmühle, welche durch ein paar Eimer Wasser nicht nur in Bewegung gesetzt, sondern auch in ewiger Bewegung erhalten werden sollte. Der scharfsinnige Erfinder hatte nämlich den kühnen Gedanken, mit dem Wasserrade zugleich ein paar Pumpen in Verbindung zu setzen. Das Wasserrad sollte nun nicht nur die Mühle treiben, sondern es mußte auch alles verbrauchte Wasser beständig selbst wieder auf seinen Scheitel pumpen, damit auf diese Weise die Bewegung nie aufhören könnte. Obgleich Sachverständige dem Erfinder bedeuteten, er werde nicht eher reussiren, als bis es ihm gelänge, an seinem eigenen Zopfe, wie Münchhausen, sich aus dem Sumpfe zu ziehen, so war er doch so verrückt in seine Idee, daß er sogar ein Buch über seine „trockene Mahlmühle“ schrieb, worin er umständlich bewies, daß seine Mühle mit ein paar Eimern stehenden Wassers bis an das Ende der Welt gehen müsse, und daß gar nichts dabei zu thun wäre, als sie von Zeit zu Zeit einzuschmieren und alle paar Jahre einige Flaschen Wasser zuzugießen, um das Verdunstete zu ersetzen. Solche und ähnliche mechanische Mißgeburten kommen beinahe täglich noch zur Welt. Traurig aber ist es, wenn sich Menschen, denen es an Scharfsinn nicht fehlt, oft ihr halbes Leben lang mit den undankbarsten Spekulationen abquälen, und zuletzt doch nichts zu Stande bringen, als eine scharfsinnige Spielerei. Es sind schon Schreibmaschinen erfunden worden, welche, wie ein Klavier durch Tasten in Bewegung gesetzt, wirklich schrieben; aber bis sie ein Wort zusammenstöckelten, hatte man auf die gute alte Manier mit der Hand eine ganze Linie geschrieben. Am Wiener polytechnischen Institut wird ein solches Wunderwerk aufbewahrt. In diese Kategorie gehört auch die Erfindung einer Buchdrucker-Setzmaschine, der selbstwirkenden Lichtputzmaschine, des Dampfwagens, welcher seine Eisenbahn vor sich herschiebt und hinten wieder anpackt, aller Sorten von Lauf-, Fahr-, Flug- und Schwimmmaschinen.

(Der Beschluß folgt.)

Moden.

Das Modejahr beginnt so ziemlich in allen Städten, deren Vorgang über die Tracht ihres weitern oder engern Distrikts entscheidet, mit dem Eintritt des Winters. Um diese Zeit pflegen sich immer auch in der männlichen Tracht, so einförmig und stationär sie im Ganzen ist, einige Neuerungen bemerklich zu machen. Mehr oder weniger extravagante Formen werden von den Pariser Schneidern erfunden, in die Welt hinausgeworfen und von ihren Kollegen zu Wien, Hamburg, Petersburg u. s. w. modifizirt. Dieser Trachten bemächtigt sich sofort eine gewisse Klasse und trägt sie zur Schau. An jedem Ort aber gehören diese fleggenhaften vorgeschobenen Plänkler der Mode vorzugsweise wieder andern Ständen an: hier ist es der junge Edelmann oder der

Digitized by Google

liebenswürdige, kurz vor oder nach dem allgemeinen Frieden geborene Offizier im Civil, dort ist es der Commis, der Schauspieler, der Künstler, zuweilen sogar der Schriftsteller, anderswo der Beamte vom Assessor abwärts. Immer ist es aber der interessante Menschenschlag mit Manschetten und hellen knappen Handschuhen, und mit dem scheinlichen oder schwärmerischen Auge, der in Romanen und Schauspielen unter der weiblichen Welt so große Verheerungen anrichtet und in der Wirklichkeit ein uraltes Privilegium auf die Bewunderung ganz junger Frauenzimmer besitzt. Man mag über diese Leute sprechen, aber denjenigen, welche sich im Aeußern mit Behagt in die Zeit schicken möchten, leisten sie wesentliche Dienste. Unter Männern von natürlichem oder angebildetem Geschmack ist es Mode, nie ganz in der Mode zu seyn, und jene schimmernden Personen dienen ihnen als Pharen zur Warnung vor den Untiefen der Abgeschmacktheit. — Statt der langen, schleppenden, rothfangenden Tuchüberröcke kamen diesmal mit Eintritt der kältern Jahreszeit sehr kurzen, mit Schleifen versehenen Röcke von dickem, gerippetem, pelzartigem Zeuge (beau skin) auf. Die Eleganten warfen sich rasch in dieses Kleidungsstück, das, gleichsam ein eingedickter Mantel, die freie Disposition des letztern in straffen Contouren um den Körper giebt. Der besonnene Mann verkannte auch die materiellen Vorzüge desselben keineswegs; dieß hinderte ihn aber nicht, bevor er darnach griff, sein ästhetisches Gewissen zu befragen. Er konnte sich wohl denken, daß ein solches Vließ einen zartgegliederten Gallier mit schmalem, hohem Kopf vielleicht nicht übel kleide; er sah aber auch mit Schrecken, wie dieser „Comfortable" am Leibe manches vierschrötigen Germanen nur wie das von der Cultur zugestutzte Bärenfell unserer barbarischen Ahnen erscheint. — Die auffallendsten unter den neuesten Neuigkeiten sind zwei Sorten Ueberröcke von ganz entgegengesetztem Charakter. Die elegante junge Welt zu Paris trägt gegenwärtig einen knappen kurzen Ueberrock von hellfarbigem Tuch mit einem Pilgerkragen, polite rotondo genannt, der in freien Falten nur den halben Rücken bimbrechts. Nicht leicht ist ein affektierteres, weibischeres Kleidungsstück erfunden worden, und man darf hoffen, daß es die Sphäre der genannten goldenen Jugend nicht überschreitet. Daneben nun ist ein Ueberkleid aufgekommen, das hinsichtlich der Grazie den wahren Antikthoden des eben erwähnten Kleides, der sogenannte Paletot, ein plumpes, kurzes, wambartiges Ding, dessen geminderte, viereckiger Umriß alle männliche Koketterie neutralisiert. Paletots heißt auch nach dem Dictionär der Akademie das große Mantelstück spanischer Bauern. Wenn jener Schnitt die Vortheile des Wuchses gar zu kokett herausbedt, so scheint sein unähnlicher Zwillingsbruder darauf berechnet, die bedeutendsten Gebrechen zu bedecken. Dieser könnte demnach der Keim zu einer zweckmäßigen Tracht für das vorgerückteres Alter enthalten, wenn er nicht gar zu vernünftig wäre; so aber ist ihm, wie einigen Kindern, sein hohes Alter zu versprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Fortsetzung.)

Reform der Criminalgesetze.

Das zweite neue Gesetz mildert die Strenge des bisherigen Rechts in Bezug auf Vergehungen wider die Person. Ihm zufolge soll von nun an mit dem Tode bestraft werden, wer Jemand Gift mischt oder Jemand sticht, schneidet oder verwundet, Alles in der Absicht, dem Andern das Leben zu nehmen. Alle übrigen Vergehungen dieser persönlichen Gattung sollen mit lebenslänglicher Transportation oder Einsperrung angesehen werden. Dahin gehört auch ein Verbrechen neuer Art, welches hier zum ersten Male in der englischen Gesetzgebung erscheint. Der Vorfall in Liverpool, wo ein unglücklicher Postbeamter beim Stempeln der Briefe durch das Zerplatzen eines derselben, der für seine Adresse, einen auswärtigen Gouverneur, mit Knallsilber gefüllt gewesen, lebensgefährlich verletzt wurde, hat so viel Aufsehen erregt, daß sich wohl Jedermann desselben erinnert. Als dieser Vorfall zur Untersuchung kam, fand sich, daß kein Gesetz vorhanden war, welches die dem Verbrecher zuzurechnende Strafe bestimmte, und ein fremdartiges mußte analog angewendet werden. Jetzt ist dem Mangel abgeholfen, und wer fortan, in der Absicht, Jemand thrperliches Leid zuzufügen, ein ähnliches Knallsilber-experiment sich gestatten und — erstappen läßt, soll nach Ermessen des Gerichtshofes entweder transportirt oder gefangen gehalten werden, dieß nicht über drei Jahre lang und jenes entweder auf Lebenszeit, oder auf nicht kürzer als fünfzehn Jahre. Zugleich enthält das neue Gesetz noch eine andere, bemerkenswerthe Bestimmung. Wurde bisher Jemand auf den Grund einer Vergehung wie der Jemandens Person eines Todesverbrechens angeklagt und seine Schuld nicht erwiesen, so mußte er freigesprochen und, um wegen des geringern Vergehens thn zur Strafe zu ziehen, eine anderweitige Anklage wider ihn erhoben werden. Der Fehler war, daß der Schuldige schon wegen der, mit zwei getrennten Anklagen verbundenen Schwierigkeiten oft ganz frei ausging. Dem vorzubeugen, ertheilt gegenwärtiges Gesetz den Geschwornen die Macht, solchen Falls und wenn das größere Verbrechen unerwiesen bleibt, den Thäter sofort des geringern, wenn nebenbei erwiesenen Vergehens schuldig zu finden, und die dann zu verhängende Strafe soll in, nicht über drei Jahre aufsteigendem Gefängniß bestehen. — Das dritte neue Gesetz handelt von dem an Jemandens Person verübten Raub und Diebstahl. Wer bisher Jemanden beimlich bestahl, sollte gesetzlich auf Lebenszeit transportirt, wer Jemand anfiel und beraubte, beim Hasse aufgehangen werden, bis er todt. Jetzt soll die Todesstrafe bloß eintreten, wenn der Raub von einer gewaltsamen Handlung begleitet, der Beraubte dabei gestochen, geschnitten oder sonst verwundet worden ist, jedoch ohne Unterschied, ob die Gewaltthätigkeit vor, während oder unmittelbar nach der Beraubung geschehen. Aller andere, ohne gewaltsame Mittel an Jemandens Person begangene Diebstahl soll nunmehr dem gemeinen Diebstahl gleich gelten und als solcher, sey es mit Transportation auf nicht über fünfzehn und nicht unter zehn, oder mit Gefängniß auf nicht länger als drei Jahre bestraft werden. Dieselbe Pön erleidet das Gesetz denjenigen zu, die in der Absicht, Geld von Jemand zu erpressen, ihn eines naturwidrigen Verbrechens anklagen oder anzuklagen drohen, vorausgesetzt, daß die Absicht erreicht, dem Andern wirklich Eigenthum abgepreßt worden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 23. December 1837.

— Bénissons Dieu
Qui met chaque chose en son lieu:
Celles-ci sont pour l'an trois mil.
Ainsi soit-il!
Béranger.

Die industrielle Mechanik unserer Zeit.

(Beschluß.)

Ueber die Maschinenwuth der neuern Zeit läßt der Engländer seine Satire in tausend Witzen und Karrikaturen aus, obwohl, oder vielmehr weil gerade bei ihm diese Krankheit am meisten grassirt. Ein englisches Journal speist das Publikum folgendermaßen mit Dampf: „Nach dem glaubwürdigen Berichte eines Reisenden besitzt der Inhaber des ersten Gasthauses zu Neuyork eine Dampfmaschine, welche kocht, Messer und Gabeln reinigt, wascht, Stiefeln putzt, das Gepäck der Reisenden von einem Stockwerk in das andere schafft, rasirt, die Zimmer fegt und den Zudringlichen zum Hause hinaus wirft.“ Das amerikanische Eisenbahnjournal erwähnt eines neuerfundenen Dampfwagens für gewöhnliche Straßen, der nicht nur seine Passagiere selbst auf- und abladen, sondern sogar über seinen Frachtlohn selbst Rechnung führen soll. Gar ergötzlich ist eine in London erschienene, unsern gußeisernen Zeitgeist karrikirende Lithographie mit der Unterschrift: „The century of inventions anno domini 3000, or the march of aerostation, steam, rail-roads, moveable houses and perpetual motion.“ Im Vordergrund tummelt sich eine Schaar Kinder auf kleinen Dampfrossen herum; eines plazt und schleudert den Jungen auf einen Misthaufen. Friseurs, Barbierer und Aerzte rennen auf kleinen dreirädrigem Dampfwägelchen zu ihren Kunden. Ein Gentleman, seine Geliebte in einem eleganten Dampfgig spazieren führend, ruft dem Bedienten zu: „John, schnalle flugs deine Flügel an, fliege wie der Wind nach Haus und hole der Lady Fächer.“ Gar possirlich nimmt sich die königliche Dampfgarde aus, welche auf kleinen vierrädrigen Dampfrossen einherrollt, statt der Sporen, Blasbälge an der Seite. Das Pferd eines Dampfgardisten will nicht vorwärts, er ergreift den Blasbalg und bläst aus Leibeskräften in ein hinten angebrachtes Thürchen. Ein Kerl trägt einen ungeheuren Zettel an einer langen Stange, worauf die Annonce steht: „Morgen Nachmittag wird ein gußeiserner Pfarrer in der Steinkohlenkapelle eine Dampfpredigt halten.“ In einer großen Bude wird unter ungeheurem Zudrang des Volks das letzte lebende Pferd gezeigt, und im Hintergrunde erblickt man eine ganze Flotte der größten Linienschiffe in der Luft, welche, an ungeheure Luftballons gehängt, eine Expedition in den Mond zu unternehmen im Begriffe stehen, während unten ganze Kaffeehäuser, Waarenmagazine und Hotels auf einer Eisenbahn dahin rollen. Ein anderes Blatt stellt eine akademische Vorlesung im Jahr 3000 vor, wo der Student sich nicht mehr selbst in's Kollegium bemüht, sondern seinen Pudel hinschickt. Man erblickt in dem geräumigen Hörsaale eine Legion von

Digitized by Google

englischen Doggen, Pudeln, Spitzen u. ſ. w. mit Brillen auf der Naſe und auf den geſtiefelten Hinterbeinen reihenweiſe ſitzend. Jedes dieſer abgerichteten Thiere hat eine kleine Buchdruckerpreſſe in Form eines Claviers vor ſich; mit geſpannter Aufmerkſamkeit hört es auf die Worte des Profeſſors und drückt ſpielend ſeine Vorderpfoten auf die Claviatur, deren Taſten mit den Buchſtaben des Alphabets bezeichnet ſind. Hinten fallen die bedruckten Bogen in die untergeſtellte Mappe. Auf dem Katheder aber ſitzt der Profeſſor in gufeiſernem Frack. Sein ehrner Bauch birgt eine Kempel'ſche Sprachmaſchine, welche durch eine Seitenthüre ſichtbar iſt. Der Vortrag iſt, wie die Muſik einer Spieldoſe, auf einer mit unzähligen Stiften beſäeten Walze künſtlich eingetheilt; die Stifte, deren jeder einem Laut entſpricht, wirken auf die eigentlichen Sprachwerkzeuge, nämlich Blasbälge, welche ſofort den Wind in Geſtalt von Worten nach der Mundöffnung des Automaten leiten. Die Vorleſung hat ſo eben mit den Worten geſchloſſen: „welche Vortheile aber die Wiſſenſchaft durch den Untergang der Sprache gewonnen hat, davon, meine Herrn, in der nächſten Vorleſung.“ Einzelne Spitze rennen ſchon auf zwei Beinen, die Mappe im Maul, der Thüre zu, um ihre Herrn mit dem gedruckten Inhalte zu erquicken; der Pudel, welcher die Sprachwerkzeuge des gußeiſernen Gelehrten durch zweckmäßig angebrachte Fußtritte in Bewegung geſetzt hatte, ruht aus und der Pedell ſteht im Begriff, in den Bauch des Profeſſors für die morgende Vorleſung eine neue Walze zu ſchieben.

Alle dieſe und ähnliche Ausfälle gegen den mechaniſchen Spekulationsgeiſt unſerer Zeit paſſen wohl recht gut auf die übertriebene Sucht, dem menſchlichen Körper wo möglich alle Arbeit zu entziehen und auf automatiſche Apparate überzutragen. Das wahre Reich der Maſchinen, welches einen höheren, das Wohl der Völker wirklich fördernden Zweck umfaßt, iſt über alle Satire erhaben.

Außer der Reihe von produzirenden Maſchinen, deren Zweck die Verarbeitung und Veredlung der Naturprodukte iſt, weiſt das Gebiet des neueren Maſchinenweſens Apparate auf, deren Leiſtungen eine entſetzliche, oft an das Fabelhafte grenzende Kraft beurkunden. In dieſe Kategorie dürfte außer jenen früher erwähnten Entwäſſerungsdampfmaſchinen, in welchen oft eine Kraft von 300 — 400 Pferden concentrirt iſt, auch die hydrauliſche Preſſe gezählt werden. Zum Beweis, wie der Menſch im Stande iſt, mit Hülfe der Maſchinen ſeine eigene Kraft bis in's Unglaubliche zu verſtärken, führen wir an, daß mit der hydrauliſchen Preſſe ein einziger Mann einen Balken von einem Fuß Dicke, der ſich auf zwei Fuß von einander entfernte feſte Punkte ſtützt, entzwei brechen kann. Dieſer Verſuch wurde wirklich von dem Engländer Bramah, dem Erfinder der hydrauliſchen Preſſe, ausgeführt. In Yorkſhire in England ſollte vor einigen Jahren eine Baumwollenſpinnerei um ein Stockwerk höher gemacht werden. Anſtatt nun das Dach abzubrechen und ſpäter wieder aufzubauen, hob man es, ſo wie es war, mittelſt zweier hydrauliſchen Preſſen in die Höhe, mauerte guten Muthes unter demſelben noch eine Etage auf das Gebäude und ließ dann das 1600 Centner ſchwere Dach ganz gemächlich auf den neuen Stock nieder. Aber auch ganze Häuſer von der ebenen Erde bis zum Giebel haben ſich ſchon der Macht der Mechanik fügen müſſen. Auf der Wilhelmshöhe bei Kaſſel kann man ein ſtattliches Gebäude von mehreren Etagen ſehen, welches früher an einer andern, mehrere hundert Schritte entfernten Stelle geſtanden hatte; es wurde nicht abgebrochen, ſondern an die Stelle, wo es jetzt noch ſteht, hingerollt. Als ein ausgezeichnetes mechaniſches Kunſtwerk unſeres Jahrhunderts verdient die von dem verſtorbenen Salinenrath Reichenbach im Jahr 1817 bei Berchtesgaden erbaute Waſſerſäulenmaſchine erwähnt zu werden. Es ſollte nämlich ein gewiſſes Quantum geſättigter Soole aus den Salzwerken von Berchtesgaden nach Reichenhall über den 1218 Fuß hohen Soldenköpfel bei Illſang geleitet werden. Man hatte allgemein angenommen, daß dies nur durch mehrere, in gewiſſen Stationen übereinander geſtellte Maſchinen geſchehen könnte; Reichenbach aber entwarf den Plan zu einer einzigen Maſchine, welche den gewaltigen Druck einer 1218 Fuß hohen Salzwaſſerſäule allein überwinden ſollte. Ein berühmter Mechaniker erklärte dieſes Unternehmen für ein tollkühnes Wagniß, bei welchem Reichenbach nicht nur ſeine Künſtlerehre, ſondern auch das vom Staat ihm anvertraute Kapital von 300,000 Gulden aufs Spiel ſetze; man erzählt ſogar, derſelbe habe in öffentlichen Blättern geäußert, er wolle ſich hängen laſſen, wenn das Unternehmen gelinge. Aber es gelang vollkommen, und die ſchöne, elegant gebaute Maſchine arbeitet heute noch mit derſelben ſtummen, geräuſchloſen Energie, wie vor zwanzig Jahren, und es geht die Sage, jenem Propheten ſey ein Strick überſendet worden, mit dem Bedeuten, ſich nach Belieben ſelbſt aufzuknüpfen.

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

2.

Es war kein Wunder, daß ſich einige Tage darauf, bei der Probevorſtellung der Künſtler, nur ein geringes Publikum vor den Lampen einfand. Die Wenigen, die ſich eingefunden, waren gekommen, um ohne Nachſicht zu urtheilen und wo möglich Alles zu verdammen, was ſich vor ihren Augen begeben würde. Das Stück war gut gewählt, aber dieſe Wahl eben wurde getadelt; die Symphonie wurde

Digitized by Google

ganz artig gespielt, aber man fand sie abscheulich; die Eingangsscenen griffen lebendig ineinander, aber man gähnte, man hustete, man wiegte mißbilligend die Köpfe. — Wären die Schauspieler muthlos geworden vor diesen bedenklichen Symptomen der Volksungunst, die vorelligen Beobachter und Krittler hätten den Sieg davon getragen. Ein Individuum vor Allen, dessen Part für den heutigen Abend nur eine Nebenrolle war, hätte beinahe Alles verdorben. Der Mann, nicht mehr jung, von scharf markirtem Gesichte und der steifsten Haltung, die man sich denken kann, stand dann und wann wie ein Meilenzeiger auf der Bühne. „Wie unbeholfen!“ flüsterte das Auditorium. — Er sprach nicht übel, obschon mit wunderlicher Mimik, denn er ließ seine schwarzen Augen unbekümmert und nachlässig am Plafond des Saals schweifen, oder sah wie in Zerstreuung starr vor sich hin, als schaue er in eine andere Welt. Offenbar waren seine Blicke gar nicht, wo sie hin gehörten, und die Zuschauer fühlten sich von dieser sonderbaren Gleichgültigkeit verletzt. Zudem wußte der ungeschickte Künstler sich nur fehlerhaft zu drehen und zu wenden. Seine Schritte waren unsicher; meistens wurzelte er am Boden. Einmal verließ er seinen Lieblingsfleck auf der Bühne und wanderte gerade auf die scharfe Kante einer Coulisse zu, woran er sich die Nase zerstoßen haben würde, wenn ihn nicht sein Nachbar auf der Bühne noch zur rechten Zeit zurückgehalten hätte. „Der Mensch ist ein Narr oder betrunken!“ murrte wieder das Publikum. Viele lachten, einige spitzten schon den Mund zum Pfeifen.

Da trat zu dem Verspotteten eine Gestalt, deren Erscheinung alsbald die Murrenden besänftigte und die tiefste Stille im Saal herstellte. — Sie war nicht schön zu nennen, die Schauspielerin, die jetzt auf die Bühne schritt, aber eine unnennbar rührende Anmuth lag über ihre ernsten Züge verbreitet, so wie in jeder Bewegung der zierlichen Figur. — Ihre Sprache vorzüglich, gebildeter und reiner als die ihrer Genossen, drang wunderbar zum Herzen. Ein tiefer Gram schien um ihre Lippen zu spielen, eine nimmer trocknende Zähre in ihrem Auge zu schwimmen, ein ewiges Leid aus ihrer Brust zu reden. Aber es war ein muthig getragener Schmerz, ein lächelnder Gram, der ihr Antlitz verklärte, nicht verdüsterte: ein Cypressenkranz um die heitere Stirn eines Marmorhaupts gewunden. — Sie redete, und ihre Klage wurde zur Musik; sie erhob die Arme, und wer sie anschaute, betete mit ihr; sie zürnte, und wer sie hörte, erschrack, nicht vor ihrem Zorn, sondern vor der Nothwendigkeit, die eine selige Duldertin zwang, bittere Worte zu schleudern auf dem Munde, der nur zu segnen und zu lächeln geschaffen worden. — Plötzlich, wie von Mondesstrahlen verscheucht, flogen die Wolken ihres Angesichts von dannen, und die schwermüthige Freundlichkeit war wieder in dem Gesicht, und die gütige Stimme, mit der sie den kurz vorher noch verspotteten Schauspieler anredete, bezauberte die Zuhörer dergestalt, daß sie aufgelegt wurden, Nachsicht mit dem alten Anfänger zu haben. — Da wollte der Zufall, der Störefried, daß der Mann, im Begriff, abzugehen, eine linkische Wendung machte, denn zuvor, und strauchelnd die Hände von sich streckte. Der Unwille im Parterre äußerte sich heftiger; aber mit hastiger Angst faßte die Königin ihren Lehensmann beim Arme und führte ihn zum Ausgang. Indem sie sich wieder den Zuschauern zuwendete, machte sie, dem Gehenden nachdeutend und leise mit den Fingern über ihre Augen fahrend, eine ausdrucksvolle Geberde, die Jedermann mit schreckhafter Verwunderung verstand. „Blind? blind? des Gesichts beraubt?“ rauschte es von allen Lippen vernehmbar zur Bühne auf. Für einen Moment ihre Rolle bei Seite setzend, antwortete die Königin, selbst erschüttert: „Unheilbar blind, brodlos, wenn Sie ihn nicht dulden wollen. Er kennt seit gestern erst diese Bühne und ihre Dimensionen. Sobald er mit denselben vertraut und Ihrer Nachsicht bewußt, wird er keine Störung mehr veranlassen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Moden.

(Beschluß.)

Auch für den Paletot schreibt die Elegany sehr helle Farben vor; doch bemächtigen sich auch ernstere Leute seiner Vortheile und wählen dazu dunkle Farben. Regel ist dabei, daß die Farbe der Beinkleider mit der des Ueberrocks möglichst contrastire: zum weißen Paletot schicken sich myrthengrüne, ihnisblaue, dunkelgraue, zum schwarzen, blauen, dunkelbraunen aber hellgraue oder haselnußfarbige Beinkleider. — Es ist wohl natürlich, daß in den sogenannten Morgentrachten, zu denen die bisher besprochenen Formen gehören, mehr Laune und Abwechslung herrscht, als im feierlichen, offiziellen Abendanzug. Indessen scheint sich der Zeitgeist in der gegenwärtigen Figur des eleganten Mannes bei Ball und Soirée ganz besonders gut zu gefallen und darin eine sehr entsprechende Aeußerung seiner selbst gefunden zu haben. Vor vielen Jahren schon hat er dieses Meisterstück erfunden, er ruht nun selbstgefällig aus und feilt und meißelt nur gelegentlich daran, wie ein alter Bildhauer an einer Lieblingsstatue. Das vornehmste und eigentlich charakteristische Inventarstück dieser Figur ist der Frack, das seltsame Ding, das sich wunderbar aus Ludwigs XIV. Lotsrock heraus entwickelt hat, welch letzterer selbst nur eine hochmüthige Verlängerung des mittelalterlichen Wamses war. Wir geben ein ander Mal die Geschichte dieser merkwürdigen Metamorphose; hier nur die Bemerkung, daß das monarchische Prinzip unter den Flügeln des Fracks geboren scheint. Sie haben zusammen die Julusrevolution überlebt, und ein Riß, der einstens den Frack zum Wams machte, ginge durch die Welt. Er ist der ruhende Knoten in der Schwingung der männlichen Tracht, ein Symbol der gegenwärtigen Cultur; er ist die allgemeine Uniform des Culturmenschen, welcher bedeutsame gesellschaftliche Acte vorzunehmen hat; er ist überall.

Digitized by Google

wo das Leben in seinem Ernste auftritt und des Lebens Lust am ernstlichsten genommen wird: er beliebet den Suppliktanten, Communikanten, Erwattermann und Leichenbegleiter so gut wie den Ballgänger, den warmen Verehrer der Primadonna im Schauspielhaus und den ästhetischen Theetrinker. Er ist die sichtbare Gestalt eines Mysteriums und kann von der Mode wohl äußerlich benagt, aber nicht in seinem Kerne angegriffen werden. Es sind bald zwei Generationen, seit dieses Kleidungsstück in seiner Ihee unangetastet besteht, und die Veränderungen im Schnitt von einem Jahr zum andern sind so nichtssagend, daß der vernünftige Mann sie leicht ignorirt; seit langen Jahren aber war kein tonangebender Thor im Stande, einem Frack von anderer als ernster, dunkler Färbung Geltung zu verschaffen. — Der neueste elegante Frack wird aus dunkelrischrothem Tuch (grenat) verfertigt mit stark vergoldeten Knöpfen. Das beinahe schwarze Tuch hat beim Licht einen prächtigen schillernden Glanz und die eiselirten, mit einem Akanthusblatt verzierten Knöpfe schimmern wie reines Gold. — Das dem Frack innwohnende conservative Prinzip erstreckt sich mehr oder minder auch auf das Beiwerk, das mit ihm den vollen Anzug bildet. Das obligate Beinkleid ist fortwährend von schwarzem Casimir. Etwas launischer in Stoff und Farbe zeigt sich die Weste; die modernste besteht aus schwarzem glatten Sammt, mit einer Stickerei von schwarzer, doch wohl auch von bunter Seide. Der Jabot ist zart geglockt und mit einer schmalen Spitze besetzt. — Die vor einigen Jahren aufgekommene kecke Ketzerei des schwarzen Halstuchs zu vollem Anzug war seitdem betanntlich allgemeines Dogma geworden; jetzt rührt sich wieder der alte Glaube an das matelose weiße Halstuch; es könnte leicht wieder die Oberhand gewinnen, und allermindestens herrscht Schisma. „Viele junge Leute,“ sagt ein Pariser Modebericht, „bannter „große Namen.“ tragen fortwährend das schwarze Halstuch selbst zur vollsten Toilette; — copendant,“ fährt er fort, „la cravate blanche est rappelée par quelques exceptions irréfutables.“ Wenn man unsern deutschen Eleganten nur immer auch gleich sagen könnte, worin solche kategorische Ausnahmen bestehen! — Ein Mann von Welt trägt nicht leicht ein anderes Schnupftuch als ein weißes, und zwar soll das Schnupftuch des Mannes so fein und zart seyn als das der Dame, nur nicht so reich gestickt. In seine Morgenschnupftücher mag man sich Namenszug oder Wappen mit farbiger Baumwolle sticken lassen; aber wohlgemerkt, das Abendschnupftuch darf nie anders als weiß gezeichnet seyn. — Die elegantesten „Abendstöcke“ sind aus hellfarbigem Rohr mit runder, schwarz und goldener Schnur und eiselirtem Knopf. Ein kleiner, glatter Edelstein, ein Karneol oder Malachit, oben in den Goldknopf gefaßt, ist immer noch sehr vornehm. Die „Morgenstöcke“ sind aus sehr knotigem Holz; sie erinnern an die Prügel der weiland Incroyables und stehen in vollkommener Harmonie mit dem oben erwähnten modernen Bärenfell.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Reform der Criminalgesetze.

Das vierte Gesetz enthält neue Bestimmungen in Betreff nächtlichen Hauseinbruchs, burglary. Auf dieses Verbrechen stand bisher, ohne Ausnahme, der Strang, und es war in der That, um desselben schuldig befunden zu werden, nichts als der Beweis erforderlich, daß man zur Nachtzeit die Hand in das Innere eines fremden Gebäudes gesteckt. Wenn nun an soll die Todesstrafe auf die Fälle beschränkt seyn, wenn bei Gelegenheit des Einbruchs ein Mord versucht oder von Seiten des Verbrechers, wie das Statut es ausdrückt, Jemand geschossen, geschnitten, verwundet, gepräglet oder geschlagen worden. In allen andern Fällen soll das Erkenntniß auf lebenslängliche Transportation lauten. Nächstdem haben die Gesetzgeber klugerweise entschieden, innerhalb welcher Stunden der Einbruch geschehen seyn müsse, um ein nächtlicher zu heißen. Hierüber war beständiger Zank, zumal in London, wo es bisweilen den ganzen Tag über Nacht ist, und die Vorschrift des alten Gesetzes, daß der Umstand, ob es bei Begehung des Verbrechens Nacht gewesen oder nicht, seine Abfertigung darin finden solle, ob es hell genug gewesen oder nicht, die Gesichtszüge eines Menschen in der Entfernung von fünfzig Schritten zu erkennen, trug nicht sonderlich bei, die Beantwortung der Prajudizialfrage zu erleichtern. Jetzt dauert die gesetzliche Nacht das ganze Jahr hindurch von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens. — Das fünfte neue Gesetz ändert das bisherige Recht, welches Scenäuberei unbedingt mit dem Tode bestrafte, wesentlich dahin ab, daß der Scenäuber bloß dann aufgeknüpft werden soll, wenn er etwas gethan, wodurch fremdes Leben in Gefahr getommen. Widrigenfalls ist er lebenslänglich oder auf nicht kürzer als fünfzehn Jahre zu transportiren, oder nicht über drei Jahre lang in gefänglicher Haft zu halten. — Das sechste Gesetz ist betitelt: Akte zu Verbesserung des Rechts in Bezug auf Anzünden oder Zerstören von Schiffen und Gebäuden. Hier wird die früher allgemein angeordnete Todesstrafe auch ferner beibehalten, so oft Feuer an ein Wohnhaus gelegt, während Jemand sich darin aufhält, ein Schiff in der Absicht, zu morden, oder auf eine, fremdes Leben gefährdende Art angezündet, und ein falsches Licht ausgestellt oder ein falsches Signal ausgehangen wird, zu dem Zwecke, Schiffbrüche zu veranlassen. Außerdem erfolgt Transportation oder Gefängniß im öfters erwähnten Maße. — Das siebente neue Gesetz verordnet, daß alle und jede Verbrechen, deren Strafe bisher in Transportation auf Lebenszeit bestanden, von jetzt an nach dem Ermessen des Gerichtshofes mit Transportation auf fünfzehn oder mit Gefängniß auf drei Jahre gebüßt werden sollen. In Uebereinstimmung mit dieser Milde vermindert das achte und letzte Gesetz die vom englischen Criminalrechte bisher gekannten fünfzehn Todesverbrechen auf sieben, nämlich: Hochverrath, Mord, Nothzucht, naturwidrige Vergehen, nächtlicher Hauseinbruch, Straßenraub und Feueranlegen, letztere drei unter den bereits angegebenen Beschränkungen. Die andern acht Verbrechen werden nunmehr mit Transportation oder Gefängniß geahnt. — So flüchtig gegenwärtige Skizze des gemilderten englischen Criminalrechts ist, dürfte sie doch die endlich auch in England rege gewordene Ueberzeugung beweisen, daß höchstens Blut mit Blut gesühnt, keineswegs aber Sicherheit des Eigenthums vom Gesetze der Sicherheit des Lebens gleich gestellt, ein Eingriff in jenes, sofern es eine Stufenleiter der Bestrafung geben soll, nicht eben so streng als eine Verletzung dieses geahnt werden darf. Und dies ist eine bedeutsame Neuerung in einem Lande, wo Gesetzwerth im Allgemeinen über Menschenwerth steht. W. S.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Montag, den 25. December 1837.

Bald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,
Der ew'gen Sonne die Atome wieder,
Die sich zu Schmerz und Lust in mir gefügt.

Schiller.

Gedichte von Chr. J. Matzerath.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben eine Sammlung von Gedichten erschienen, welche die Aufmerksamkeit der Freunde der Poesie auf sich zu ziehen nicht verfehlen wird. Wir möchten dem Urtheil nicht vorgreifen, das sich im deutschen Publikum über einen Dichter bilden wird, dessen frühe Erstlinge zu eben so schönen Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, als sie für sich selbst schon empfänglichen Gemüthern durch den Schwung der Ideen, Kühnheit und frische Kraft der Phantasie, Mannichfaltigkeit und Adel der Form und durch die Energie einer Alles durchdringenden Jugendlichkeit — einer solchen, die nur reift, aber nicht welkt — Freude und Genuß gewähren müssen. Das erste Buch enthält Balladen und Romanzen, das zweite vermischte Gedichte und Dithyramben, das dritte Elegien, Idyllen und dramatische Scenen. Unsere Leser werden nicht ungern einige Proben in diesen Blättern finden.

* * *

Der sterbende König. *

Er trieb allein auf ödem Schiffe,
Er trieb auf endlos weitem Meer;
Wie drohen hoch die Felsenriffe,
Wie zürnen alle Stürme schwer!
Seelöwe lauscht,
Gefahr umrauscht
Des Königs Pfade rings umher.

Doch heiter schaut der greise König,
Im tiefen Herzen warmes Blut;
Es kümmert Hai und Sturm ihn wenig,
Er füllt den Becher an mit Glut.
Zur Hand den Speer,
So schaut er hehr
Hinunter in die klare Flut.

* Der Volksglaube der alten Scandinavier hielt den Tod auf dem Siechenbette für schimpflich und entehrend. Die Helden, die das Schlachtfeld verschont hatte, pflegten daher einen gewaltsamen Tod zu erwählen, der ihnen einen Platz an der Asentafel sicherte.

Digitized by Google

„Die Glut des Lebens ist verglommen
Und vor mir steht der letzte Wein;
Wie ich gehofft, so ist's gekommen,
Die Abendstrahlen brechen ein.
Hab' froh gelebt
Und hoch gestrebt,
Will froh und hoch im Sterben seyn.

Der Schwächling wartet, bis im Zorne
Den mürben Faden sie zerreißt,
Den Helden leitet nicht die Norne,
Denn ihm gebeut der eigne Geist.
Auf steigt die Kraft,
Voll, unerschlafft,
Ein Gott, den Thor willkommen heißt.

So tauchet denn zum letzten Male,
Wie eine Jagd in raschem Lauf,
Verjüngt in der Erinn'rung Strahle,
Ihr Bilder meines Lebens auf.
Wie Opferduft
In blaue Luft,
So schwillt sein letztes Lied hinauf.

Ich grüße dich, du ferne Jugend,
Des Schaffens stolze Herrlichkeit;
Wie dünkte da der Heldentugend
Die Welt so eng, die Kraft so weit!
Bis doch zuletzt,
Vielfach verletzt,
Die Kraft versank im Strom der Zeit.

Ich grüße noch mein Heldenleben:
Wir rauschten über Land und Meer,
Kometenfeurig war das Streben,
Und Pflug und Ruder war der Speer.
So möchte noch
Der Geist, jedoch
Sein kranker Sklave trägt's nicht mehr.

Ich denke noch der lieben Freunde,
Sie gingen schon in Frieden ein;
Wir standen fest und sind dem Feinde,
Doch einmal muß geschieden seyn.
Licht ward der Kreis,
Die Locke weiß,
Wird drüben wieder bräunlich seyn.

Ich denke dein, du süße Buhle,
Du gingst voran in stille Ruh,
Ich saß auf einem Königsstuhle,
Doch warst mein höchstes Kleinod du!
Hab' viel geschaut,
Der Seele Braut,
Die ewig Eine bleibest du.

Du warme Kraft, du Lebensfunken,
So reich und voll, nun gute Nacht!
Bald bist in Asche du versunken,
Dann sank ein Stern in trunkner Pracht.
Doch ewig blüht
Und nie verglüht
Der Thaten und des Liedes Macht.

So frei und freudig sey's gestorben,
Wie wann der Tag im Abend steht;
Mir war ein jedes Glück verdorben,
Wenn ich mit Thränen drum gefleht.
Mit frischer Brust
Die letzte Lust
Zu schlürfen, ist ein schön Gebet.

Ich hab' den Schwachen nie gequälet,
Ich las mir Schätze nie zu Hauf;
Wenn ich genießend hab' gefehlet,
Das ist gewohnter Menschenlauf.
Allvater sieh
Den König die!
Entsühn' ihn erst, dann nimm ihn auf!“ —

Er sang's, der greise Heldenkönig,
Im Blicke letzte Lebensglut;
Er trank den Wein, es blieb ein wenig
Zurück noch von dem heil'gen Blut.
Das weihet er
Dem alten Meer,
Dann sprang er in die klare Flut.

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

Die Sprecherin begann nach einer Verbeugung ihre Rolle wieder, wo sie dieselbe unterbrochen; aber ein donnerndes Beifallklatschen hinderte sie lange, sich verständlich zu machen. Das Publikum bemühte sich eifrig, auf diese Weise die Härte wieder auszugleichen, womit es, ohne von des Künstlers Gebrechen unterrichtet zu seyn, denselben behandelt hatte; so oft er im Verlauf des Stücks erschien, empfing ihn die größte, man möchte sagen die ehrfurchtsvollste Stille. Ein Unglück, wie das seinige, verdient ein ehrerbietiges Mitleid, und dieses Unglück in seinem ganzen Umfang mitzuempfinden, fiel den Leuten im Theater nicht schwer. Ahne nur, wer da ein Herz im Busen hat, die ängstliche Lage, die fortgesetzte Pein eines Blinden, der, von fremden Händen gekleidet, geschminkt, rezitert,

Digitized by Google

auf die Bühne geſchoben wird, um eine Rolle zu ſpielen, die, bedeutend oder nicht, ihm von einer mitleidigen Seele hundertmal vorgebetet werden mußte, bis ſie in ſeinem Kopfe haftete! Wie ängſtlich er die Schritte zählt, die ungewiſſen, die er bei der Probe berechnete, um die Stelle zu erreichen, wo er zu verweilen hat! Mit welcher Qual und Sorge er die Ohren anſtrengt, um zu vernehmen, wer da ſpricht und von welcher Seite geſprochen wird! Wie er zagend harrt des hülfreichen Arms, der ihm die nöthige Richtung gibt! wie er lauſcht, um das verabredete leiſe Zeichen zu hören, das ihm in der Couliſſe gegeben wird, wenn er abgehen ſoll und dem er zu folgen hat, nicht mit dem Inſtinkt des Blindgebornen, ſondern mit der entſetzlichen Unſicherheit des Erblindeten! Wie macht er's, um über die holprigen Theaterberge zu klettern? wie, um die Treppe zu beſteigen, die ihn in den Schlund der Verſenkung führt? Wie vermeidet er, ſich in dem engen Raum hinter der Scene an Kerzen und Spiritusflammen zu verbrennen, er, der nicht einmal die hellflackernden Lampen der Vorſcene ſieht? — Obendrein iſt der körperliche Folterzwang, den er leidet, nicht der ſchmerzlichſte. — Er ſoll heiter ſeyn, und in ſeinem Gemüth iſt Nacht, wie vor ſeinem Auge. Er ſoll lachen, und der Gram verzerrt ſeinen Mund ſchmerzlich. Er ſoll ſprechen von Augen voll Liebe, und die ſeinigen ſind todt; er ſoll drohen mit Blicken des Zorns, und die ſeinigen ſind erloſchen. Er ſoll preiſen die Sonne, die Schönheit, das Glück, mit allen Sinnen zu ſehen, zu genießen — und die ganze Welt iſt für ihn ein nächtlich Grab. Er ſoll prahlen von Reichthum, von Gütern, von Geſundheit, von Freiheit, und er iſt der Ärmſte, der Kränkſte, der gebundenſte der Sterblichen. Jede Hand, die ſich ihm darbietet, iſt ein Almoſen, jedes Wort, das ihm zuflüſtert: „geh voran! halt! ſteh!“ iſt wie zum Unmündigſten geſprochen. Und all dieſe Marter, all dieſe Plage, all dieſe Mummerei im Mummenſpiel ſelbſt, um nicht zu verſchmachten am Zaune, um nicht zu verhungern an der Landſtraße, um nicht zu verkümmern in einem Spital, um nicht — mit dem eignen Unglück ſpekulirend — betteln zu müſſen! — Wer erſchöpft den Begriff von ſolch ungeheurem Elend? Wer hätte nicht genug an einigen Andeutungen deſſelben?

Das rührende Intermezzo hatte den beſten Einfluß auf die Stimmung der Theaterbeſucher. Sogar die mißlaunigen Tonangeber wurden zahm, gaben ſich gefangen. Das Stück wurde gelobt, der Unternehmer wurde gepriesen; der erſte Liebhaber war gut, der Spaßmacher köſtlich, der Unhold beſtialiſch zum Küſſen, und Madame Albrecht — die Primadonna — die Perle des Ganzen. „Auf meine Ehre! ſie iſt ein Engel, eine hehre Erſcheinung der Lichtwelt, Madonna und Niobe in einer Perſon!“ rief begeiſtert ſogar der junge reiche Herr Raimund, der noch nicht abgereiſt war.

3.

Der gute Raimund dachte jetzt weniger als je an die Abreiſe. Es war plötzlich eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen. Vor Kurzem noch ein Freund lebhafter Geſellſchaften und ein geräuſchvoller Theilnehmer an denſelben, lief er jetzt einſam auf den verödeten Promenaden der Stadt umher, ſagte zu den Leuten „guten Abend,“ wenn die Sonne im Mittag ſtand, und „guten Morgen,“ wenn bereits die Kerzen angezündet waren, ſaß bei Tiſche wie der ſeinerne Gaſt, da er doch ſonſt im Stande geweſen, eine Eſſer zu überbieten. Er verſchmähte die Paſtete, die er leidenſchaftlich gern gegeſſen, ſtopfte ſich den Mund mit der Graupenſuppe, die er verabſcheute, goß den Kaffee auf ſeine Kleider, ſtatt in die Taſſe. Der ſonſt immer fragte, wußte jetzt nicht mehr zu antworten, oder wenn er's that, war die Antwort eine verkehrte.

„Du biſt ſo verſtört, befangen, beklommen, mein Freund,“ fragte ihn der Aſſeſſor, deſſen Glas er mit Eſſig, ſtatt mit Rheinwein gefüllt hatte; „woher dieſe trübe, ungewöhnliche Stimmung?“ — Und Raimund erwiderte: „Direkt aus Ungarn, theuer bezahlt.“ — „Der Burſche ſpricht von ſeinen Pferden,“ flüſterte der Kaufmann dem Aſſeſſor zu; „er iſt zum wenigſten mondſüchtig geworden.“ — „Beſinne dich doch,“ begann der Aſſeſſor wieder und ſtieß den zerſtreuten Nachbar mit dem Ellbogen; „du ſiheſt bei deinen Freunden, die lebhaften Antheil an deiner Verſtimmung nehmen.“ — „So!“ verſetzte Raimund mit gedankenloſem Blick; „aber nach Paris werde ich jetzt ſchwerlich kommen; ſchwerlich, auf Ehre.“ — „Das glauben wir auch, ſchon lange glauben wir's,“ lachten die Freunde und wendeten ſich achſelzuckend von dem Verwandelten. „Er iſt krank, man muß einen Arzt zu ihm ſchicken!“ raunten ſie ſich in die Ohren.

Raimund blieb in ſein Hinbrüten verſunken, während das Geſpräch der Tiſchgenoſſen auf Tagesneuigkeiten überging. Auf einmal horchte er auf, ohne jedoch den Kopf zu erheben. Der Name „Albrecht“ war ausgeſprochen worden. „Was ich ſage, habe ich von guter Hand,“ ſprach der Eine: „der Major, der grauköpfige Wüſtling, hat mit ſeiner gewöhnlichen Impertinenz den Eintritt bei der Albrecht erzwungen, aber mit Schande abziehen müſſen.“ — „Die Frau verſteht keinen Spaß,“ äußerten Andere, „ſie iſt ein Tugendſpiegel in beſter Form.“ — „Und wo ihre Kälte und Verachtung nicht ausreicht, gibt die Heftigkeit ihres Bruders den Anſchlag,“ bemerkte der Erzähler. „Der Blinde hat Haar auf den Zähnen und hat dem Major die Thüre gewieſen, wie er's nicht erwartete.“ — „Wohl bekomm's ihm,“ ſcherzten die Muthwilligen, mit den Gläſern anklingend. „Der blinde Gersdorf iſt alſo der Bruder jener Dame?“ fragte der Aſſeſſor. „Kein Wunder, daß ſie des Armen ſich barmherzig annimmt.

Digitized by Google

Indessen — ihr Herr Gemahl? Existirt er oder nicht?“ — „Gestorben, seit mehreren Jahren,“ erläuterte der wohlunterrichtete Erzähler. — „Ich wünsche Ihnen wohl zu ruhen, meine Herrn!“ sagte Raimund zu Aller Verwunderung, aufstehend. Er grüßte verbindlich und ging ohne Hut weg. Der Kellner mußte ihm die Kopfbedeckung auf die Straße nachbringen. Raimund belohnte den Liebesdienst mit einem Goldstück, und lief, den Hut unter'm Arm, obgleich es arg stürmte, um die Ringmauern der Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Scribe's Indépendans und schwarzer Domino.

Was man kaum für möglich gehalten hätte, ist geschehen: Scribe ist mit einem Theaterstück durchgefallen. Er hatte vor einiger Zeit den Schauspielern des Théâtre français ein neues Lustspiel in fünf Aufzügen, also eine bedeutende Arbeit, vorgelesen; die Schauspieler, welche durch ihre lange Erfahrung so ziemlich im Stande sind, wo nicht den ästhetischen Werth, doch die voraussichtliche theatralische Wirkung eines neuen Stückes zu würdigen, hatten sich von der neuen Dichtung den besten Effekt versprochen und das Stück vorzugsweise sogleich einstudirt, wahrscheinlich in der Hoffnung, dann sobald kein neues mehr einstudiren zu dürfen. Es ist aber eine alltetannte Sache, daß sich die Schauspieler, sogar die des Théâtre français, welchen man mehr Einsicht zutrauen darf, als denen der andern Theater, zuweilen gewaltig verrechnen. Auch ist das Publikum nicht immer gleich gestimmt; indessen hätten die Schauspieler des Théâtre français sich nicht träumen lassen, daß sie mit einem Scribe'schen Stücke Gefahr liefen, zu verunglücken; denn welcher Dichter ist gewandter, als er, kennt besser die Bühne und was Effekt macht, ist mit seinem Publikum vertrauter und darf sich so viel bei demselben herausnehmen, als er? Mit Scribe glaubten sie völlig gesichert zu seyn. Und dennoch haben sie sich getäuscht, und zum ersten Male ist eine große Arbeit Scribe's, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, was nach dem Traueripiel hier für die höchste dramatische Gattung gilt, gänzlich durchgefallen und sogar ausgepfiffen worden. Das Stück hieß: les Indépendans, und wie er in seinem Bertrand et Raton die getäuschten Politiker, in seiner Camaraderie das Unwesen der Coteriemittelede und des Haschens nach Ehrenstellen und Staatsämtern geschildert hat, so wollte er hier eine andere Täuschung der jetzigen Welt geißeln. In Frankreich und England gibt es eine Menge Menschen, welche mit Recht stolz darauf sind, daß sie ihr Gewissen nicht einer Stellung im Staate aufzuopfern brauchen, und leben können, ohne den Staatsschatz das Geringste zu kosten, oder sich besolden zu lassen. Sie haben daher ihr freies Wort und ihr freies Urtheil, und können in den politischen Versammlungen ihre Meinung rühm laut werden lassen. Solche Männer sind es auch eigentlich, welche den Kern der Oppositionspartei ausmachen. Dagegen aber gibt es viele Andere, welche auf ihre Unabhängigkeit und Selbstständigkeit pochen und doch wahre Sklaven ihrer Verbältnisse sind. Einige stehen unter dem Joche ihrer Frauen, ihrer Familien, Andere möchten gerne ihre Selbstständigkeit zu Gelde machen, wenn sie Jemand des Kaufs werth hielte. Dergleichen falsche, bloß vermeintliche Unabhängige wollte nun Scribe in seinem Lustspiel so erbärmlich schildern, als sie wirklich sind. Eine solche Aufgabe war der Bühne würdig, wenn anders die Bühne dazu bestimmt ist, die Fehler der Menschen zu geißeln und zu bessern; aber Scribe hätte sich Molière zum Muster nehmen sollen, welcher nur Einen gehässigen Charakter aufstellt, und diesen zur Hauptperson des Stückes macht; so im Tartüffe. Scribe dagegen bringt der widrigen Charaktere immer mehrere an; sie wimmeln in allen Theilen des Stücks. Wohl behielt hatte seine Camaraderie schon weit weniger gefallen, als sein erstes Lustspiel: Bertrand et Raton. In den Indépendans ist es noch schlimmer; vier edeln die charakterlosen Menschen den Zuschauer bald an; sie mögen wohl nach dem Leben conterfeit seyn, aber nicht alles Natürliche gefällt. Es ist eine Kunst, aus den Gebrechen der Menschheit, besonders aus Fehlern, die man um sich her begehen sieht, ein der Bühne würdiges Schauspiel zu machen. Diese Kunst hatte Scribe hier vernachlässigt und sich dagegen zu sehr auf sein gewöhnliches Glück in Darstellung dramatischer Stoffe verlassen. Das Publikum wandte mit Unwillen seinen Blick von den auf der Bühne dargestellten Armseligkeiten der großen Welt ab, und da das Stück leider sehr lang war, so machte sich zuletzt der Unwille durch die gellendsten Töne der Mißbilligung Luft. Wenn Scribe klug ist, so wird ihm dieser Borfall zu ernstem Nachdenken Anlaß geben. Das Vaudevilledichten geht ihm so leicht von der Hand, daß er in diesem Fache seinen Meister hat, und daß er nur seiner ihm angeborenen und durch lange Uebung verwöhnmenten Gewandtheit den Lauf zu lassen braucht, um in wenigen Tagen ein neues Stück hervorzubringen. Er glaubte, mit einem großen Lustspiel gehe es eben so leicht, und er brauche nur den Stoff auszubehnen. Er hat nun gesehen, daß damit noch kein gutes Lustspiel gemacht wird, daß diese Gattung mehr Kunst und tieferes Studium erfordert. Hoffentlich wird er nun debutsamer zu Werke gehen, und falls er wieder einen Versuch auf der großen Bühne das Théâtre français wagen sollte, das Lustspiel nicht mehr wie ein langes Vaudeville behandeln. Uebrigens hat Scribe bereits Ersatz für das Durchfallen seines Lustspiels erhalten; denn kaum waren die gellenden Pfeiftöne des Publikums im Théâtre français verklungen, als ihm für seinen „schwarzen Domino“ an der komischen Oper ein so rauschender Beifall zu Theil wurde, wie nur seine besten Stücke gefunden haben. Dieser schwarze Domino wird wahrscheinlich in wenigen Monaten auf allen großen Bühnen Europa's erscheinen; denn er ist eine lustige, gefällige Person, und Auber hat eine Musik dazu gedichtet, die sich dem heitern Stoff trefflich anpaßt. In der letzten Zeit sind die lustigen Opernetten, deren man sonst so viele hatte, selten geworden. Die Operette hat sich zur großen Oper erheben wollen, und ist bis zur Langeweile ernsthaft geworden. Sogar mit Geschichte will sie sich befassen, und dadurch hat sie sich ganz unanständig gemacht. Dieser Vorwurf kann jedoch Scribe nicht treffen; denn er hat beim Dichten des Textes einer Operette nie vergessen, daß sie eine heitern und eine gefällige Handlung darstellen soll. Diesmal soll er den Stoff aus Casanova's Memoiren, worans schon mehrmals von den hiesigen Theaterdichtern geschöpft worden ist, entlehnt haben, wie denn überhaupt Niemand die Memoiren der neuern Zeit so fleißig gelesen und so geschickt zu dramatischen Stoffen benutzt hat, als eben Scribe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Dienstag, den 26. December 1837.

— Ich rede
Von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
Von nichts als eitler Phantasie erzeugt,
Die aus so dünnem Stoff als Luft besteht
Und flücht'ger wechselt als der Wind.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

Von F. L. Bährlen.

„Träume sind Schäume!“ sagt das Sprüchwort. Volksthümliche Aussprüche sind in tiefergründenden Dingen nicht immer die beste Autorität. Die ihnen zum Grunde liegenden Beobachtungen sind oft zu sehr in Bausch und Bogen gemacht, von der Oberfläche abgeschöpft, und man mag sich in geistigen und sittlichen Verhältnissen mit ihrer Anwendung in Acht nehmen. Auch darf man sich stets vorhalten, daß bei bestimmten Fällen ein allgemeiner Satz nicht immer durchhilft. — „Träume kommen aus dem Magen!“ sagt Franz Moor. Auch dieser mit sich im Innersten entzweite Charakter ist uns ein schlechter Gewährsmann, namentlich wenn er seine fürchterlichen Anwandlungen durch Reflexion beschwichtigen will. Seine Philosophie riecht stark nach Schwefel. Dennoch halte ich es, nachdem ich über ein halbes Jahrhundert lang geträumt und mein Träumen seit vielen Jahren beobachtet habe, im Ganzen mit beiden Sprüchwörtern.

Man kann die Untersuchung über den organischen Grund des Träumens füglich den Physiologen überlassen, die uns über die verschiedenen Nervensysteme, das Gehirnsystem, das Gangliensystem und das beide vermittelnde und Träume einleitende sympathetische Nervensystem vieles zu sagen wissen. So gut man über sein „Denken“ Beobachtungen anstellen kann, ohne die körperlichen Organe und Funktionen des Denkens genau zu kennen, so kann man auch über sein „Träumen“ nachdenken, ohne zu wissen, welche Nervensysteme dabei ihr Spiel treiben. Wir sehen in beiden Fällen gewissermaßen vor der Scene; wir nehmen das Schauspiel wahr, sehen, vergleichen, urtheilen, ohne hinter die Coulissen zu treten und den spielenden Organen, der Maschinerie, wie man zu sagen pflegt, in die Karten zu sehen.

Von jeher hätte der Mensch das Zufällige und Ungewisse gern aus seinem Leben weggebracht. Er suchte es also an Sphären, bei denen er Naturgesetz und Regel mehr ahnete als kannte, zu knüpfen. Am Geheimnißvollen räthselte er herum, bis er ihm Bedeutungen abzugewinnen glaubte; er machte es zu einer Werkstätte von Einflüssen auf sein Daseyn, deren eigentlicher Causalzusammenhang viel näher lag. Während er nun das Zufällige als einen Ausfluß höherer geheimer Gewalten zu deuten versuchte, versäumte er, das Wirkliche in seiner organischen Nothwendigkeit zu erkennen. So that er nun geistig und sittlich zu wenig und zu viel. Er wandte sein Auge nicht vollends zum Allwaltenden hinauf, dem er mit hingebender Pietät Alles anheim zu stellen hatte, was er mit seinem besten Wissen und Willen nicht ändern konnte; so wie er andererseits den tiefen organischen Zusammenhang

Digitized by Google

in ſeinem geiſtigen und leiblichen Weſen, die relative Nothwendigkeit ſeiner Individualität, die Naturgeſellſchaft ſeines eigenſten Daſeyns zu beobachten und möglichſt zu durchſchauen verabſäumte.

An den Sternenlauf ward nicht etwa nur der Gang der Witterung, ſondern auch der Lebenslauf der Völker und Menſchen geknüpft. Der Sternenhimmel war ſeit den älteſten Zeiten der Webſtuhl, auf welchem durch geheimnißvolle, zarte Fäden auch das Schickſal des Menſchengeſchlechts, ja des kleinſten Sterblichen mitgewoben wurde. Je mehr aber die Naturforſchung Licht, Ordnung, Regel und Geſetz in die Sternenwelt bringt, deſto mehr löst ſich dieſe von der Erde los; die Körper rollen ihre eigenen Bahnen, ohne auf unſern kleinen Planeten einen andern als den allgemeinen cosmiſchen, kein Menſchengeſchick beſtimmenden Einfluß zu üben. Selbſt Erſcheinungen, welche ganze Welttheile berühren, auf ihre Bevölkerung den bedeutendſten phyſiſchen und pſychiſchen Einfluß äußern, wie Cholera, Peſt, Hungerjahre ꝛc. ſind bloß telluriſche Ereigniſſe, die keine uns wahrnehmbare Parallaxe am Sternenhimmel haben.

Aber noch viele andere kleinere und näher gelegene Sphären hat der Wahn zu Trägern ſeiner Ahnungen, Prophezeiungen, Deutungen, Aengſten und Hoffnungen gemacht, heran bis zu den Zügen der Hand. Allerdings ſind ſie Lineamente deſſen, der ſein eigenes Schickſal hat, aber nur der Allwiſſende kennt ihren organiſchen Verband mit dieſem. Eben ſo gut könnte man des Menſchen Geſchick aus jedem andern Zuge ſeines Leibes, ja noch beſſer aus ſeinem Auge, ſeiner Stimme, ſeinen Geberden, ſeinem ganzen Habitus deuten. Wo aber die ganze phyſiognomiſche Weisheit, wo die umſichtigſten und potenzirteſten Combinationen nicht hinreichen, wie ſollte es die Wahrnehmung eines höchſt untergeordneten und für ein Menſchenleben ganz unbedeutenden Zuges?

Durch alle die augeriſchen, nekro- und chiromantiſchen Blendwerke iſt der Menſch der Zufälligkeit, der er entgehen wollte, erſt recht unterthan geworden. Bei der alten Zeichendeutung nahm aber der Cauſalzuſammenhang der Ereigniſſe ſeinen Weg durch die Abſichtlichkeit und ſchlaue Berechnung der Deuter. Wer Karten und Kaffeeſatz für Orakel hält, der bringt ſich um das fromme Gefühl der ſittlichen Entwicklung ſeines Daſeyns.

Der helle Verſtand iſt endlich dahin gekommen, des Menſchen formelles und materielles Geſchick nach Zeit und Raum ꝛc. für unbeſtimmbar, von Umſtänden und Zufällen abhängig zu nehmen, über ſein inneres, moraliſches Schickſal aber geradezu auszuſprechen: Er, der Menſch ſey es ſelbſt durch ſeinen Charakter.

Träume — das war von jeher auch eine recht ergiebige Fundgrube für den Aberglauben und Wahn. Sie ſtammen aus dem unergründlichen Reich der Phantaſie. Sie kommen und verſchwinden, wer weiß, woher? wohin? Sie ziehen ſo ätheriſch, ſylphidiſch, heimlich und unheimlich, bunt und bleich, laut und ſchweigſam, ſinnig und unſinnig, wohlgeſtaltig und carrikirend, wonnig und gräßlich vorüber. Der Träumer iſt ſich ſelbſt ein Räthſel und ganz paſſiv der Gewalt des Traumgottes hingegeben.

Im Wachen ein beſonnener Menſch, ein geordneter Hausvater und Bürger, ein ruhiger Philiſter und mit Sachkenntniß langweilig, wird er, kaum auf dem Ohr liegend, ein Dichter, ein Komiker und Tragiker, ein Tauſendkünſtler und Zauberer, ein Verliebter und Geliebter, ein König, dem ein Kriegsheer, oder ein Sultan, dem ein Harem zu Gebot ſteht; ein hoher oder großer Reiſender, ein Weltumſegler, ein Held, wohl auch ein Räuber, Mordbrenner. Aber ſiehe da! die Gattin ruft den Träumer beim Namen, das Kleine iſt unruhig; er macht Licht, fährt in Schlafrock und Pantoffeln, die tolle Herrlichkeit iſt vorüber und er ganz der Alte. Doch macht er ſich Gedanken über den Traumſpuk. Er, der in ſeinem Dünkel weder von Gott noch Menſchen, weder von der Natur noch von der Erfahrung guten Rath annimmt, er wähnt nun, der Traum habe ihm etwas Beſonderes ſagen wollen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Cosa rara.

(Fortſetzung.)

An einer Stelle, wo ein hoher Gartenzaun ihn vor unbeſcheidenen Blicken verbarg, blieb Raimund ſtehen, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und ſagte tragiſch zu ſich ſelber: „So wäre alſo das Schreckliche erfüllt! ich bin verliebt und darf nicht mehr daran zweifeln. Verliebt! in wen? In eine gewiſſe Albrecht, kommend, wer weiß woher, gehend, wer weiß wohin? Ich ſchelte mich aus, ich ärgere mich — aber ſie hat ſo ſchöne Augen! — Wäre ſie nicht eine Dame von Eis, exiſtirte der verwünſchte Bruder nicht, der blinde, unangenehme Wächter, könnte ſie meiner Liebenswürdigkeit widerſtehen?“ Er knöpfte den Rock bis zur Halsbinde zu, bob die Finger wie zum Schwur gen Himmel und ſprach pathetiſch: „Ich will ſie nicht wieder ſehen!“ Indeſſen ſchlug die Stunde, die in's Theater rief; unwillkührlich griff Raimund nach dem Abonnementsbillet in ſeiner Taſche. Dann eilte er ſpornſtreichs in das Kaffeehaus, trank mit vollen Zügen eine halbe Flaſche Champagner und war im Schauſpielhauſe, bevor der Vorhang in die Höhe ging.

Das Haus war beträchtlich gefüllt; dem jungen Herrn wurde unbehaglich unter der Menge von bekannten, fragenden Geſichtern. Eine herzhafte Idee, des Champagners

Digitized by Google

Kind, stieg in ihm auf. Er lief auf die Bühne, was er noch nie gethan. Dem Freigebigen öffneten sich die verbotenen, geheimnißvollen Räume. Er schoß seine Blicke rings umher: sie fanden bald die Gesuchte, die er nicht mehr hatte sehen wollen. Madame Albrecht stand allein, von der Scene kommend, in sich gekehrt, die Augen auf den Boden geheftet. Der muthige Raimund redete sie an; erstaunt und fremd hörte sie ihm zu. Seine gewohnte Geschwätzigkeit wollte nach langer Unthätigkeit wieder im vollen Glanze auftreten, und er plauderte einige Zeit Galantes, Verliebtes, Ruhmredige und Albernes durch einander, als die kalte Frage der Schauspielerin: „Was steht eigentlich zu Ihren Diensten? ich verstehe Sie nicht," ihn gähling aus der Fassung brachte. — „Entschuldigen Sie mich," stammelte er und schlich in einen dunkeln Winkel, um an den Nägeln zu kauen, sein Ungeschick zu verwünschen und den Gegenstand seiner Neigung verstohlen von Ferne zu beobachten.

„Hat nicht Jemand mit dir geredet, Caroline?" fragte ein Mann, der behutsam längs der Coulissen einherstappte. „Ein Herr, den ich nicht kenne, den ich nicht einmal verstand," antwortete Caroline gleichgültig; „er scheint sich von einem Gelage hieher verirrt zu haben." Dann streichelte sie gütig die Wangen des Blinden und sagte zärtlich: „Du hast Langeweile, lieber Theodor? Sey zufrieden, nach dem dritten Anfzug ist meine Rolle zu Ende und wir gehen nach Hause. Ich habe gesorgt, daß deine Lieblingsspeise dich heute Abend erfreue." — „Ach, Caroline!" seufzte der Blinde, „nur deine Liebe ist's, die mich erfreut. Welche Last bin ich für dich! Wenn der Direktor seine Drohung verwirklichte, mich zu entlassen, weil ich einem angesehenen Manne mit gutem Recht die Thüre gewiesen, was würdest du alsdann — ach, was würde ich beginnen?" — „Du machst mich böse mit deinen Zweifeln, Theodor. Werden wir um unser Auskommen verlegen seyn? Sind wir's bis jetzt gewesen? Fasse Muth; ich bin dem Direktor hier unentbehrlich, und wo ich bin, muß auch du seyn. Vergiß nicht, daß wir einen Brief erwarten, der unsere Armuth in Wohlstand verkehren wird." Die tröstliche Stimme der Frau verhehlte die Befürchtungen, die sich auf ihrem Gesichte aussprachen. „Sie sind in Noth," flüsterte sich Raimund zu und entfloh in die Coulissen gegenüber; „der Engel wird mir von Stunde zu Stunde interessanter!"

Während seine Hand in der Tasche mit Gold klimperte, starrte er sein holdes Bis-à-vis unaufhörlich an. Der Bruder hatte sich von ihr entfernt. Der Friseur trat zu ihr, um einige Locken ihres Haares zu ordnen. Raimund glaubte zu bemerken, daß die Dame, in nachlässigem Gespräch mit dem Künstler begriffen, einigemal scharf herüberfah, daß auch der Friseur einmal den Blick nach ihm richtete. „Bravo, sie spricht von mir!" dachte er selbstgefällig und verdoppelte das Feuer seiner Augen. Er hatte diesmal recht gesehen. Die Schauspielerin, seine Aufmerksamkeit beachtend, fragte den Friseur: „Sagen Sie mir doch, wer ist der Herr in jener Coulisse?" — „Ein Fremder, meine schöne Madame. Er nennt sich Raimund, von Raimund, was weiß ich? Wir Alle heißen ihn von, weil er außerordentlich reich seyn soll. Der einzige Sohn, lediq, ein lustiger Bruder." — „Raimund? Wissen Sie nicht, wo er daheim, was seine Geschäfte, warum er hier verweilt?" — „Ein Ungar, so viel ich weiß, meine Schönste; aus Preßburg, oder doch aus der Gegend; ein deutscher Ungar nämlich, von deutschen Eltern, geschäftslos, auf der Durchreise nach Paris begriffen." — „Ich danke," erwiderte die Albrecht kurz, und ging ruhig in das Ankleidezimmer. Nach einigen Minuten wußte Raimund bereits, was ihm der Coiffeur, auf ein Trinkgeld zielend, zu entdecken begierig war, und in seiner Brust gingen die kolzesten Hoffnungen auf.

Wie wurde ihm aber erst zu Muthe, da er nach kurzer Abwesenheit die Huldin seiner Gedanken wieder erscheinen, in seine Nähe kommen sah, und deutlich wahrnehmen mußte, daß sie ihn jetzt verstohlen betrachtete, wie er zuvor sie angesehen! Einigemal begegneten seine Blicke den ihrigen, und er bemerkte in den Augen der Künstlerin einen hinreißenden feuchten Glanz, ein mildglimmendes Feuer, das alle Herrlichkeiten des Lebens, Wohlwollen, Mitgefühl, Freundschaft, Liebe und Sehnsucht verrieth. Sein Champagnerrausch war erloschen, die Schüchternheit des schmachtenden Liebhabers war an die Stelle getreten. Nicht um eine Million wäre er im Stande gewesen, nur ein Wort zu seiner Diode zu reden, aber taumelnd vor Entzücken stürzte er in's Freie. Er jubelte sein beginnendes Glück zu den Sternen empor, er folgte von Ferne wie auf Filzschuhen dem heimkehrenden Geschwisterpaar; er merkte sich genau die Straße, das Haus, die Thüre, das Stockwerk, an dessen Fenstern Carolinens Schatten schwankte; er küßte die Schwelle, worüber Carolinens Fuß gegangen. Als dann später das Publikum das Theater verließ, und ein Jeder seinem Urtheil Luft machte, als die Albrecht von allen Zungen genannt und gepriesen wurde, und sogar die Damen ihrer beifällig erwähnten; als einige Enthusiasten mit Brillen und Bärten an Raimund vorüberrennommirten und riefen: „Wer von ihr geliebt würde, wäre ein Gott!" oder: „Ihr Herz und eine Hütte!" oder: „Auf Ehre! sie allein vermöchte mich zu fesseln und wäre meiner werth!" da brummte der junge Rentier vor sich hin: „Ihr Gimpel seyd Alle nicht würdig des höchsten Glücks, dessen Morgenröthe mir aufgegangen ist. Ich darf nicht zweifeln, daß sie mir ihr Herz geschenkt, und ein Weiteres will ich schon morgen erfahren!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Scribe's schwarzer Domino. Strauß. Neue Casinos. Oboon. Orsia.

Einige Unwahrscheinlichkeit muß man dem Dichter zu Gute halten; auch weiß man nicht recht, in welchem Lande die Handlung vorgeht, wahrscheinlich in Weißenland, da die Namen welsche Endungen haben und eine Konfusion darin die Hauptrolle spielt. Diese erscheinen als schwarzer Domino auf dem Balle und gewinnt daselbst die Liebe eines jungen Diplomaten, folgt sich ihm dann als junge Bäuerin und zuletzt als Nonne. Das Stück wird jetzt alle Abend aufgeführt. Ander, dessen musikalisches Ansehen in der letzten Zeit etwas gesunken war, hat sich durch diese neue Composition wieder gehoben. Wahrscheinlich wird man nun bald in den Concerten und auf den Straßen die Arien der beliebten Operette singen hören, und Musard wird nicht säumen, sie zu Tanzcavatillen umzuschaffen. Dieser Musard hat jetzt auch einige Mühe, sich in Ansehen zu erhalten, seitdem Valentino und Duprezeau ein besseres Abendconcert als das seinige eingerichtet haben. Der Strauß'schen Walzer und des Strauß'schen Musikchors ist das Publikum bald müde geworden. Sein Name ist daher bereits wieder vom Musard'schen Concertzettel verschwunden, und wahrscheinlich kehrt er nun, mit Paris wenig zufrieden, wieder nach Deutschland zurück. Walzer sind hier nur eine Nebensache auf den Bällen; Contretänze sind und bleiben die Hauptsache. — Unterdessen wurde auch das vielbesprochene Paganinische Casino eröffnet; aber hier ist das Publikum bald enttäuscht worden. Man hatte in den Zeitungen die kostbare, ja prachtvolle Einrichtung dieses Casino gerühmt, welche alle andern Anstalten dieser Art verdunkeln sollte, und in der That haben es die Unternehmer an Pracht nicht fehlen lassen. Concert- und Ballsäle mit schönen Vergoldungen, Marmorleien und großen Spiegeln, Gesellschaftssäle, ein Garten, Zeitungen aller Art, gesellige Spiele und sogar ein stehendes Musikchor, kurz Alles, was zum Vergnügen und zur Unterhaltung einer Abendgesellschaft beitragen kann, war versprochen, und obendrein sollte Paganini's genialer Violinspiel zuweilen die Abonnenten entzücken. An den Abenden, da dieser Virtuose auftreten wollte, sollten auch Nichtabonnenten gegen ein einziges Goldstück von zwanzig Franken zugelassen werden, was bei der ungemeinen Pracht als sehr billig dargestellt wurde. Sogar die Geschichte des Hotels, worin das Casino sich befindet, wurde in den Tagesblättern erzählt, um die Leute noch neugieriger zu machen. Es ist nämlich das selbe Hotel, welches unter der Regierung Ludwigs XV. der Prinz von Rohan Soubise der Opernsängerin Guimard zum Geschenk machte, wobei man denn nicht ermangelte, zu gleicher Zeit zu erwähnen, daß der Bruder dieses Prinzen, Prince de Guemonée genannt, bankerott wurde und 27 Millionen Livres Schulden hinterließ. Bald erfuhr das Publikum, daß es auch jetzt mit dem Hotel der vormaligen Opernsängerin sich nicht ganz rein verhalte. Die Polizei war nämlich dahinter gekommen, wie man behauptet, daß die Unternehmer des Casino's Concerte und Bälle bloß als Vorwand gebraucht, und daß ihre eigentliche Arbeit sey, Hazardspiele zu treiben, jedoch unter dem Namen von gesellschaftlichen Spielen. Da nämlich die privilegirten Spielhäuser durch einen Beschluß der gesetzgebenden Kammern, welcher zu einem Gesetze geworden ist, am 1sten Januar 1838 alle geschlossen werden und künftig keine Spielbank mehr in Frankreich bestehen darf, so scheinen einige Spekulanten auf den Einfall gekommen zu seyn, unter verschiedenen Vorwänden kleinere Spielhäuser einzurichten, der öffentlichen Aufmerksamkeit aber durch Nebensachen, wie Musik und Tanz, eine solche Richtung zu geben, daß man den eigentlichen Zweck der neuen Anstalten nicht merke; aber desto aufmerksamer ist jetzt die Polizei, und es soll daher bereits von ihr dem Casino angekündigt worden seyn, daß es sich, falls es bestehen wolle, der Hazardspiele zu enthalten habe. Dies ist denn ein großer Strich durch die Rechnung der Unternehmer, welche nur durch Geldspiel den großen Aufwand, den sie in dem berüchtigten Guimard'schen Hotel gemacht hatten, zu decken hofften. Es ist für Paganini höchst unangenehm, daß er zu solch einem Unternehmen seinen Namen geliehen hat, der nur als Deckmantel dienen sollte. Sehr wahrscheinlich wußte er das wahre Verhältniß nicht; aber wie konnte er seine Einwilligung geben, ohne sich vorher genau zu erkundigen? Uebrigens hat er bisher sich noch nicht hören lassen. Die kleinen Tageblätter behaupten, man habe ihn bloß in den glänzenden Sälen umhergehen sehen. — Ein anderes großes Casino ist in einem andern Stadtreviere, in der Rue St. Avoie, eröffnet worden; es heißt Cercle colonial; wahrscheinlich wird es auch Concerte und Bälle geben, wenigstens für die Abonnenten. Dagegen das linke Seinenufer jetzt wieder ein Schauspiel im Odeonsaale, den man ganz neu eingerichtet und verziert hat, wahrscheinlich auf Staatskosten, da der Saal dem Staate, oder eigentlich der Pairskammer, seiner Nachbarin, gehört. Weil jedoch keine besondere Truppe vorhanden ist, so hat man die Leitung der Bühne einstweilen dem Théâtre français anvertraut, welches somit jeden Abend zwei Schauspiele zu verstehen hat. Dies ist nun wieder eine unüberlegte Einrichtung, die nicht lange bestehen kann. Schon früher spielte ein Theil der Truppe des Théâtre français auf der Odeonbühne, aber nur zwei oder dreimal in der Woche. Ein tägliches Schauspiel hat sich in diesem Stadttheile niemals halten können, und schwerlich wird dies jetzt der Fall seyn, da der Abendgesellschaften noch mehrere sind als vormals. Allerdings rechnet man auf die Studenten, welche in der Gegend, wo das Odeon liegt, sehr zahlreich sind. Um ihretwillen hat man auch wohl die alten Eintrittspreise herabgesetzt, dagegen aber, wie in andern Theatern, das Parterre verkleinert und das Orchester erweitert. Bisher hat die Truppe meistens nur Stücke aus dem ältern Repertoire des Théâtre français gegeben, welches vielleicht absichtlich geschieht, um der studirenden Jugend wieder geschmack für die altklassischen Trauer- und Lustspiele beizubringen. — Die Musik ist jetzt an der Tagesordnung; sogar der Oboen der medizinischen Fakultät. Orsia, hat es nicht unter seiner Würde gehalten, sich an die Spitze eines Vereins zu stellen, welcher den Zweck hat, den Gesang unter den arbeitenden Classen zu verbreiten. Bekanntlich war Orsia sonst selbst ein ausgezeichneter Sänger, und hat in manchem Privatconcerte Bravournrien gesungen. Es fehlte nicht an tadelnden Stimmen in den kleinen Tageblättern, welche es sehr mißbilligten, daß man die Kunst popularisiren wolle. Das durch, meinen sie, höre sie auf Kunst zu seyn, und werde etwas, das gar keine Achtung mehr verdiene. Kleine Künstler, Virtuosen will man ja auch aus den Handwerkern nicht machen; bloß den Geschmack für edlere Vergnügungen als Schenken und Tabagien will man ihnen beibringen, und sie in Stand setzen, etwas Besseres zu singen, als Gassenhauer.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Mittwoch, den 27. December 1837.

Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und stehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.

Goethe.
Lila.

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

4.

Die Gerberstraße ist eine der engsten und unreinlichsten von Seeburg. Geringe Handwerker und arme Leute bewohnen sie; in die hohen und dunkeln Häuser scheint nur selten die Sonne. In diesem geräuschvollen, aber traurigen Stadttheile hatten die Mitglieder der Schaubühne — in kleinen Städten eine Art von Parias, vermieden von Hohen und Niedern — ihre Quartiere gefunden. In dem dritten Stockwerke eines dieser unwohnlichen Häuser, in einer dürftig möblirten Stube saß Madame Albrecht an einem Tische, den Kopf in die Hände gestützt, und in einen vor ihr aufgeschlagenen Brief starrend, den sie immer wieder und wieder las, auf den hie und da eine bittere Zähre tropfte. Alles war stille um sie her, nur die Schwarzwälderuhr an der nackten Wand pickte ihr einschläferndes Lied; dann und wann streifte eine Winterfliege an die Saiten der Guitarre, die im Winkel lehnte. Die Garderobe der Rolle vom vorigen Abend lag noch unordentlich auf den paar Stühlen umher. Es war leicht zu sehen, daß der Brief die Bewohnerin der ärmlichen Stube bei ihren Aufräumgeschäften überrascht hatte.

Endlich erhob Caroline die Augen zum Himmel und faltete die aufgestützten Hände. Ihre leidensvolle Miene schien zu sagen: „Gott! mit welchen Hoffnungen habe ich dieses Blatt entsiegelt, und wie seh' ich mich getäuscht!“ Dann sprach sie leise, indem sie aufstand und im Zimmer hin und her ging: „Ich will ihm noch nichts von diesem Briefe mittheilen. Ich will noch einige Tage warten, damit ihn, den Unglücklichen, den Verzagenden, die Verzweiflung nicht übermanne.“ Nach einer Pause setzte sie erröthend hinzu: „Noch ein Geheimniß zwischen uns! das zweite seit gestern! Welche Unruhe in meiner Brust! Mangel und Reue drücken mich zu Boden — die Zukunft droht finster und ein neues Leiden ist gekommen, mein Herz zu zerreißen, ein Leiden, das ich in mir verschlossen halten muß. Die Mittheilung, der Austausch der geheimsten Gedanken ist sonst eine wohlthätige Pflicht zwischen Unglücksgenossen, und ich muß schweigen? Ja, ich muß, er darf noch nicht erfahren —“

Sie setzte sich wieder, schob den Brief zur Seite, ergriff mechanisch die Feder und schrieb, in Gedanken versunken, Raimunds Namen wohl ein Dutzend Mal auf das vor ihr liegende Papier. Schmerzlich lächelnd sagte sie zuweilen während dieser Federübung: „Er könnte helfen; ein Wort von ihm, nur eine großmüthige Wallung seines eitelen Herzens, und wir wären geborgen! — Aber, würde er das Wort sagen? würde er einem edeln Gefühl Raum

Digitized by Google

geben wollen? Wie darf ich wagen, mich an ihn zu wenden? Welche Folgen könnte ein solcher Schritt für mich haben? Schmach und Hohn wären nur zu gewiß der Preis meiner Demüthigung!“ Seufzend ließ sie die Feder fallen und öffnete hastig eine Schublade, aus der sie ein kleines Medaillon nahm, welches sie mit convulsivischer Zärtlichkeit an die Lippen drückte. „Wenn du noch lebst,“ schluzte sie, „wenn du noch dann und wann meiner gedenkst, o so flüstere dir die Ahnung deiner trauernden Seele zu, daß mich die gerechte Strafe ereilt, im Uebermaße ereilt hat! Fluchtest du mir? dein Fluch hat schreckliche Früchte getragen. Vergabst du mir? ich darf es nicht hoffen. Wäre es aber, so bete für mich in dieser angstvollen Stunde, daß die Vergeltung endlich ihr rächendes Schwert niederlege. Ich kann's nicht mehr ertragen — und schweigen!“ Sie verbarg das Bild unter ihrem Schnupftuche und stieß finster die Worte heraus: „Ich Wahnsinnige! dieses, gerade dieses Bild sollte ein Talisman gegen mein Elend seyn?“

Sie horchte: unsichere Tritte kamen die steile Treppe herauf. „Wie? sollte er schon zurück seyn? In welcher Stimmung fände er mich?“ Ein bescheidenes Klopfen verkündigte einen fremden Besucher. — Caroline, zusammenfahrend, aber sogar in der höchsten Betrübniß die Weiblichkeit nicht verleugnend, gönnte dem Spiegel einen Augenblick, ehe sie dem dringenden Klopfenden das „Herein“ zurief. — Raimund trat in das Zimmer. — Seine Verlegenheit war außerordentlich; er fand nicht Worte, nur Verbeugungen; aber Carolinens Bestürzung war viel größer als die seinige. Ein Nebel, wie der des Schwindels, flog über ihre Augen, ihre Zunge versagte den Willkomm, ihre Knie zitterten. Raimund, als er die Blicke erhob, sah die blasse Frau wanken, sinken, fing sie auf in seinen Armen und führte sie zu dem Sessel, den sie kaum verlassen.

„Mein Gott!“ stammelte er, „was ist geschehen? Sie werden ohnmächtig? Wie kann ich helfen?“ Madame Albrecht ermannte sich, sie richtete sich auf. „Ich danke Ihnen,“ lispelte sie, „mein schwacher Körper, meine Nervenleiden tragen die Schuld dieses sonderbaren Empfangs.“ — „Wenn ich nicht Thränenspuren in Ihren himmlischen Augen sähe,“ entgegnete Raimund kleinlaut, „so würde ich glauben, daß mein Erscheinen Sie unangenehm betroffen habe.“ — „Im Gegentheil, ich versichere Sie, im Gegentheil,“ versezte Caroline eilig. Sie schwieg dann, als hätte sie etwas Unbesonnenes gesagt. Aber ihre Augen ruhten, wenn auch feucht von Zähren, mit dem innigsten Wohlgefallen auf dem jungen Mann. Dieses bemerkend, faßte er neuen Muth, ergriff die bebende Hand der Dame und sprach: „Wahrhaftig? Aber Sie haben geweint, können mir's nicht verbergen. Die Ursache dieses Grams — lassen Sie mich dieselbe wissen.“ — „Nun denn, Herr — Herr Raimund; Sie mögen's erfahren: Gersdorf ist heute von der Direktion abgedankt worden. Ich wollte sein Schicksal theilen, aber ihn bei der Bühne festhalten. Der Eigensinn des Unternehmers hat auch mich entlassen. In wenigen Wochen sind wir ohne Brod und — ach, ohne Aussicht auf Versorgung! Der Winter hat begonnen, die Schaubühnen haben alle ihre Fächer wohl besezt; endlich der Zustand Theodors — Eine namhafte Kunstanstalt hat sich meines geringen Talents noch nicht erbarmen wollen; eine wandernde Bühne ist nicht leicht geneigt, einen Blinden anzustellen, und doch sind die Besoldungen so ärmlich, daß die Gage des einzelnen Mitgliede nicht hinreicht, zwei Personen zu erhalten: — denken Sie sich unsere Lage. Theodor ist in Verzweiflung. Einige seiner Kameraden haben ihn vor das Thor geführt, um seinen Verdruß mit einem Glase Wein zu verscheuchen.“ — „Recht, recht. Ich begegnete Ihrem Herrn Bruder mit seiner Gesellschaft unter dem Thore,“ fiel Raimund ein; „seine Abwesenheit gab mir den Muth, Sie in Ihrer Wohnung aufzusuchen.“ — „Ich verstehe nicht — was ist zu Ihren Diensten?“ Erst jezt entzog Caroline dem jungen Mann ihre Hand. Er machte sich dafür mit seinem Hut zu schaffen und begann stotternd die Lektion herzusagen, die er sich auf dem Wege zur Gerbergasse aufgegeben hatte. Er brachte confuses Zeug durcheinander vor: Huldigungen, der Kunst geweiht, Huldigungen, der Schönheit dargebracht, glühende Versicherungen ewiger Liebe, schmelzende Bitten um etwas Gegenliebe, bescheidene Voraussetzungen der Erhörung, Andeutungen, wie sehr er des Glücks werth sey, Freskagemälde eines glänzenden Looses, das die Künstlerin erwarte, und dergleichen mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortsezung.)

Träume sollen nicht etwa nur rückwärts deutend auf die Vergangenheit des Menschen ein bald heiteres, bald trübes Licht werfen, sie sollen auch in geheimen Bildern seine Zukunft andeuten und ihm entweder nächstkommende Ereignisse oder in mystischem Keime die Entwicklung seines Daseyns vor Augen bringen.

Hätte ich nur je Etwas von dieser divinatorischen Kraft des Traumes bei mir bemerkt! — Wenn einer meiner Träume rückwärts zielte, so ging er gewöhnlich auf meine jüngern Jahre zurück. Ich war noch Obergymnasist, ist stand im Examen, ich hatte das Lektionsfieber, oder ich kam zum Orgelgesang zu spät, die Glocken

Digitized by Google

hatten ausgeläutet, die Musik wartete auf mich, oder ich hatte den Mantel zur Thüre vergessen, kam im runden Hute, der Cantor machte ein zorniges Gesicht. Stets machte sich ein Hinderniß, eine Hemmung und Stockung, ein Fehler, eine Fatalität in meinen Träumen bemerkbar, und noch eher befam ich Gymnasialprügel, als daß ich beim Studentenschmause das Gaudeamus igitur gesungen hätte. — Von der Art waren die erstaunenswürdigen Aufschlüsse über meine Vergangenheit.

Daß unsere Träume so gern die Mittelsahre überspringen und in die frühern Jahre zurückgehen, mag uns nicht wundern. Diese waren mit ursprünglichem, Keinmenschlichem, spezifisch Neuem, mit tüchtigen Objektivitäten, mit stark wechselnden Empfindungen erfüllt, während sich in unserm Mittelalter wenig Phantastisches zutrug oder von uns als solches aufgenommen wurde. Gibt es doch viele alte Kindsköpfe, denen es auch im Wachen immer von ihren Jugendjahren träumt, die stets auf ihre Schul- und Studienjahre zurückkommen, weil sie damals noch ein wenig poetisch gestimmt, noch nicht von den Ordonnanzen des Philisterthums in das Bockshorn der Alltäglichkeit gejagt waren. — Poetisch dürfen wir ja Alles nennen, was den Menschen im Ganzen seines Wesens ergreift und aufregt und eine Totalität des Lebens in sich abspiegelt, während Prosa jede Besonderheit ist, in der kein Lebenssaft der allgemeinen Naturkraft sich bewegt.

Wenn aber vom prophetischen Hinausdeuten des Traumes in die Zukunft die Frage ist, so muß ich offen bekennen, daß mich nie ein Traum solcher Art unheimlich erschreckt oder hoffnungsvoll beglückt hat. Vielleicht hätte er sein Wahrsagerisches aus dem verständigen Hellsehen des Wachens entlehnen können. Doch auch hier dringt kein Blick in die Zukunft, es wäre denn von einer Realität die Rede, bei welcher alle organischen Lebensbedingungen des Wachsthums oder Welkens, des Steigens oder Sinkens, der Dauer oder der Zerstörung auf flacher Hand daliegen.

Daß wir in der Geschichte der Nationen nicht in die Zukunft schauen, ist kein Wunder, weil und die zusammenwirkenden Faktoren, die aus der Nähe und Ferne bedingenden Momente nicht gegeben sind. Der Umsichtigste sieht diese Schnure seines Vorhersehens immer am besten ein. Aber befremden möchte es uns, daß wir unser eigenes kleines Schicksal nicht errathen, da doch in diesem engen, uns so bekannten Kreise ein Berechnen der Entwicklungsgesetze wohl anschlagen sollte. Dennoch ist dies nicht der Fall. Wir, die wir mit unserm eigenen und unserer Angehörigen Wesen so innig vertraut sind, können für unsere und ihre künftige Klugheit, Besonnenheit, Sittlichkeit nicht stehen, können die Entfaltung und Nachhaltigkeit der physischen und intellektuellen Kraft nicht bestimmen, und ebensowenig können wir die Gestaltung unseres und ihres Lebens nach seiner äußern Form voraus ahnen.

Wie sollte nun im Traume, der augenblicklichsten und subjektivsten Erscheinung unserer regellosen Imagination, ein vorbildlicher Keim dessen liegen können, was sich aus den mannichfaltigsten physischen, geistigen und sittlichen Potenzen, aus Angestammtem, Angeborenem, Angebildetem, Aufgenommenem, Aufgenöthigtem, aus Freiheit und Nothwendigkeit, Vernunft, Glück und Zufall zur Einheit unsers Lebens zusammen gestaltet? Wem von uns hat ein Kindertraum seine Jünglingsjahre, ein Jugendtraum seine Mannesschicksale vorher angedeutet? Hat uns aber kein Traum die Hauptformationen unsers Lebens, Stand, Ehestand, Hausstand, bürgerliche Geltung, ernste und heitere Interessen ꝛc., vorahnen lassen, so mögen wir auch keinem das Recht einräumen, uns über unsere Zukunft zu erfreuen oder zu erschrecken. Und das ist nun von Gottes wegen so. Die Aufgabe des Lebens wird von uns durch Anstrengung unserer Gesammtkraft, und gerade dadurch gelöst, daß wir das Fazit nicht voraus wissen; ja, ich halte es für eine sittliche Ungezogenheit, es vorauswissen zu wollen, für die Anzeige einer innern Gottlosigkeit.

Mit dem Zutreffen von Andeutungen ist es wohl, wie mit allen Vorhersagungen aus nicht-ursächlichen Momenten. Man macht von dem seltenen Treffer ein ungemeines Aufheben und verschweigt sich und Andern die Nieten. Man wird wohl mit getäumten Nummern nicht öfter im Lotto gewinnen, als mit ungeträumten, nur wird ein geträumter Treffer bei allen Traumdeutern eine ungeheure Sensation machen, obwohl das Glück eben so zufällig war, als im andern Falle.

Wie wenig das Beobachten, Forschen und Nachdenken über natürliche Erscheinungen der Meisten Sache sey, kann Jeder merken, der sich damit beschäftigt, Problematisches festzuhalten und die mannichfaltigsten Wahrnehmungen darauf zu beziehen. Wer auf seine Träume merkt, der wird finden, daß die allermeisten sich an abgebrochene Fäden des vergangenen Tages, an Geschautes, Gedachtes, Gelesenes, Gehörtes, Empfundenes ꝛc., anknüpfen, daß sich hiebei Verschiedenartiges in eine Scene, wohl auch in einen Cyklus verbindet, und in der regellosen Phantasie zu einer Karrikatur des Erlebten ꝛc., zu Anamorphosen der Gestalten des Tages ausbildet. Unter zehn Träumen kann man immer neun sich auf diese Weise erklären; und im Verlauf der Jahre und der Beobachtung bin ich dahin gekommen, daß ich mich nach einem gehabten Traume mehr wundere, wenn ich in ihm eine ganz frei schwebende Phantasterei, als wenn ich die Analogien zu seinen Bildern in den Anregungen des verflossenen Tages finde. Im erstern Fall ist man oft nur zu vergeßlich oder nicht geübt und scharfsinnig genug.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Orsia. Champion au petit manteau bleu. Vivoq.

An diesem Talente fehlt es in Frankreich sehr, und man muß es daher höher gestellten Männern, wie Orsia und andern, Dank wissen, daß sie ihren Einfluß dazu benutzen, das französische Volk etwas musikalischer zu machen, als es bisher war. Die kleinen Tagesbilder thun aber das Gegentheil, wie man aus folgendem scherzhaften Bericht sehen kann, den eines derselben, Figaro, dem Doyen Orsia beilegt, indem es behauptet, bei seiner letzten Visitation der medizinischen Schulen habe er sich nur nach dem Zustand der Musik erkundigt, und Berichte wie folgende an's Ministerium eingesendet: „Aus Montpellier. Zustand der Studien an der medizinischen Fakultät. Die Zöglinge wohnen fleißig den dramatischen Vorstellungen bei. Sie haben hier eine ziemlich gute Singmethode, wiewohl der erste Sopranо der Bände wenig Stimme hat. Einige Studenten trillern schon allerliebst und entzücken ihr Publikum. Als Verbesserung möchte ich vorschlagen, den Theaterdirektor zu zwingen, alle Abend eine Oper zu geben, und die Zöglinge zum Abonnement anzuhalten. — Aus Toulouse. Fortschritte in der Wissenschaft. Hier geht es gut; überall singt man, auf den Gassen, in den Salons, im Theater. Es besteht hier ein Musikconservatorium, das die Handwerker in Menge besuchen. Baßstimmen trifft man häufig. — Pathologische Bemerkung. Ich habe nur fünfzehndreißig falsche Noten gehört. Der Sopranо heißt Herr Balgain aus Pezenas; er gibt die beste Hoffnung. Ich ersuche die Regierung inständig, ihm Mittel an die Hand zu geben, damit er eine melodiöse Stimme bekomme und richtig singe. Der Municipalrath erbietet sich, 1200 Franken dazu herzugeben.“ — Man sieht aus diesem Spaße, daß die kleinen Blätter fortwährend ihren gewöhnlichen Muthwillen treiben. Daran kehrt sich aber Niemand; man lacht darüber und hat am folgenden Tage ihre Scherze vergessen. Es ist keine kleine Aufgabe für sie, aus den Tagsbegebenheiten, welche jeden Morgen von den größern Blättern bekannt gemacht werden, Stoff genug zum Spaß und auch wohl zum Spott herauszufinden. Manchmal ist dieser Spott ungerecht, aber zuweilen ist er auch treffend und stellt eine vorübergehende Thorheit in ein helles, verdientes Licht. Arg haben sie einem Mann mitgespielt, der sich die allgemeine Achtung erworben, aber dieselbe durch einen einzigen unüberlegten Schritt aufs Spiel gesetzt hatte. Dies ist der bekannte Champion, welcher sich im Winter auf die Brücken oder die öffentlichen Plätze stellt und unter den Nothdürftigen warme Suppe, auch wohl Holz, Kohlen und Kleidung austheilen läßt. Je größer die Kälte ist, desto fleißiger ist Champion im Austheilen. Er gibt nie Geld, und spendet jährlich eine Summe von 10 — 12,000 Fr. offenen er Frau und Kinder hat. Da er immer ein blaues Mäntelchen trägt und auch nicht groß ist, so nennt ihn das Volk nicht anders als das Blaumäntelchen. Dies scheint ihm behagt zu haben, und es ist ihm eingefallen, selbst diesen Namen anzunehmen und denselben auch von der Regierung anerkennen zu lassen. Er hat daher dem Justizministerium die Meldung gemacht, daß er sich künftig Champion au petit manteau bleu nennen wolle. Es mochte wohl mehr Sonders darteit als Eitelkeit in diesem Entschlusse liegen; die kleinen Spottschärfer sahen aber nur letztere darin, und gossen daher ihren Spott über den armen Mann aus. So erzählt eines derselben sehr boshaft, Champion, der jetzt den langen Namen Championauptitmanteaubleu trage, fahre in einem offenen Wagen auf den Gassen herum, habe ein blauseidenes Mäntelchen um und einen Hut mit weißen Federn auf; vor ihm her reiten ein Trompeter und ein Herold, und so oft sich ein Armer nahe, reiche ihm Championauptitmanteaubleu seine Hand zum Küssen, der Trompeter stoße in die Trompete und der Herold rufe aus: „Dies ist die fünfundvierzigtausend zweihundertundsechste Suppe, die mein gnädiger Herr Championauptitmanteaubleu auszutheilen geruht.“ Der arme Mann wurde durch all diesen vielfach wiederholten und auch in anonymen Briefen enthaltenen Spott so aufgebracht, daß er in einem großen Anschlagzettel erklärte, es soll ihm nie eingefallen, mit seinen Werken groß zu thun. Es mußte der wohlthätige Mann für eine lächerliche Grille, die ihm durch den Kopf gefahren, hart büßen. Er fährt aber deswegen fort, seine Suppen auszutheilen. Nun könnte er dies freilich in irgend einem Hause thun lassen, ohne sich dabei zur Schau zu stellen; was thut dies aber zur Sache? die Armen werden gesättigt, und darin besteht ja die Wohlthat. Es gibt wenige Bürger, welche sie auf den Gassen ausfuchen. Für arme Tagelöhner ist es sehr erwünscht. Morgens früh auf ihrem Wege ihre Nahrung zu finden, ohne daß sie auch nur ihren Dank abzustatten brauchen. — Zur Tagesgeschichte gehört auch noch, daß von dem berüchtigten Vidocq wieder stark die Rede war, und daß dieser Mann mit der Polizei, bei welcher er sonst handelnde Person gewesen, passiv zu thun bekam. Bekanntlich hat dieser abgefeimte Kerl, der längst durch seine Memoiren, die er aber wohl nicht selbst geschrieben hat und die hernach von Andern fortgesetzt worden sind, sich auch im Auslande einen ausgebreiteten Ruf verschafft, vor einigen Jahren ein sogenanntes Auskunftsbüreau in Paris angelegt, wo man für Geld Auskunft über die Personen erhält, mit welcher man in Verschlossenheit thun treten will. Möglich war solch ein Büreau allerdings; es konnte aber natürlich nur von Jemand gehalten werden, welcher das Auskundschaften als Gewerbe treibt und mit der Polizei in Verbindung steht. Gefährlich war eine solche Anstalt insofern, als dieselbe den Ruf eines Bewohners heimlich gänzlich zu Grunde richten konnte. Es scheint, daß Vidocqs Unternehmen guten Fortgang hatte; denn erst kürzlich hatte er sein Büreau in eines der vornehmsten Stadtviertel verlegt. Die Polizei mußte aber aufmerksam werden auf die Art, wie er sich über Privaten Auskunft verschaffte; sie mußte Vidocq sogar als einen furchtbaren Nebenbuhler betrachten, welcher das für sich bewirkte, was sie mit einer Menge von Beamten und großen Kosten bewirkt. Sie spürte also dem Kundschafter nach und fand, daß er mit einigen Polizeibeamten in geheimer Verbindung stand, und durch ihre Vermittelung auf der Polizeiverwaltung selbst seine Notizen zog. Wahrscheinlich wird die Sache, falls es sich verhält, wie die Zeitungen behaupten, bald vor Gericht öffentlich verhandelt werden. Vidocq ist für die Polizei ein gefährlicher Kerl. Solch einen Schlaukopf und verschmitzten Spürhund hätte sie nicht entlassen sollen. Seit der entlassene Vidocq schreibt und auf eigene Rechnung handelt, ist das Polizeihotel schon viel durchsichtiger geworden, als sonst.

Dg.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 131 u. literarische Beilage des Literatur-Comptoirs in Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Donnerstag, den 28. December 1837.

Romeo. — Ich hatte diese Nacht 'nen Traum. —
Mercutio. Auch ich.
Romeo. — Was war der Eure? —
Mercutio. Daß auf Träume sich
Nicht bauen läßt, das Träumer öfters klagen.
Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Fortsetzung.)

Wer es der Mühe werth hält, seine Träume in dieser Richtung zu untersuchen, der wird bald Interesse und Vergnügen an diesem unschädlichen Geschäft finden, und statt auf Traumin spirationen zu fahnden, wird er fast täglich ein kleines psychologisches Phänomen aufzulösen haben. Niemand lasse sich hievon durch die Spötterei abbringen, daß sich auf solche Weise der visionäre apostolische Paulus in einen, die Wunder natürlich erklärenden Sophronizon umsetze, der die Mysterien der Traumwelt zu nichtssagenden Zerrbildern des Nächstvergangenen, zu einer tollen Ausspinnung der täglichen Prosa abschwäche und die blühende Poesie der Nacht unter Wasser setze. Sollte dem Selbstbeobachter je einmal unerwartet ein Traum von höherer Bedeutung kommen, so wird er als solchen ihn wohl sogleich von den gewöhnlichen Träumen zu unterscheiden wissen. Ich für meinen Theil warte aber noch immer auf einen solchen weissagenden Traum, da meine bisherigen durchaus keinen ominösen Inhalt verriethen und vom pythischen Wesen nur den Wahnsinn an sich hatten.

Die Traumromantiker finden etwas Positives und Protensives im Traume, während doch die allermeisten Traumbilder schon in ihrer Entstehung und noch mehr in ihrem Verlauf ein negatives und retentives Moment offenbaren. — Je ruhiger man schläft, desto weniger träumt man. Träume entstehen aus körperlicher oder geistiger Hemmung der Lebensfunktionen im Schlafe, und desto mehr und schwerere, je stärker diese ist. Man kann aus seinem Abendtische ahnen, ob man träumen wird oder nicht; man kann sich mit einer Messerspitze voll Pfeffer, mit einer Portion Hasenbraten ꝛc. Träume machen. — Die meisten Träume enthalten eine Hemmung, einen Bann, eine Gefahr ꝛc. Man kommt zu spät an den erstrebten Ort; man findet sich aus Labyrinthen, gothischen Kirchen, alten Schlössern, Ruinen, Dickichten, Sümpfen ꝛc. nicht heraus; man steht auf einem schmalen Gemsenpfade, der handbreit ausläuft; man soll einen senkrechten Abhang hinunter schreiten; man sitzt auf dem Kirchthurmknopf und hält sich an der Spitze u. s. w. — Dem ehrenfestesten Manne, der zierlichsten Dame kann es im Traume geschehen, daß sie im bloßen Hemd über die volkreiche Straße wandeln sollen. Warum wohl gerade diese Traumsopperei so häufig und so lebhaft ist? Wahrscheinlich deßhalb, weil man im Leben selbst so oft halb entkleidet überrascht wird und an diese Uebelstände sich am leichtesten Traumbilder anknüpfen. — Selbst Kinder, geschweige denn liebende Jünglinge und Jungfrauen beklagen sich, daß sie so selten von dem, was ihnen das Liebste ist, träumen. Wohl

Digitized by Google

darum sind die Träume hierin so karg und neidisch, weil sie eben aus einer Schranke und Hemmung stammen und nicht aus einem erleichternden Lebensprozeß, der der Phantasie heitere, wonnige Bilder zuführen könnte. Damit ist nicht gesagt, daß es nicht auch glückliche Träume gebe, nur sind sie selten, und meistens endigen sie mit einer Empfindung von der Leidseite, einer Aengstlichkeit, Unheimlichkeit, einem Grauen; der Traumschatz wird zu einem Haufen von Rechenpfennigen oder Kohlen. Man träumt auch noch eher von einer alten Liebe als von der neuesten; aber auch hier bewährt sich das Sprüchwort: die Liebe will zanken.

Unter die wonnigsten Träume gehört wohl der, daß man fliege. Ich vermuthe, daß Schwimmer ihn öfter haben als andere; doch gibt es alte Geschäftsmänner, Archivare ꝛc., die auf ihrer Canzleileiter den Schwindel bekommen, aber im Traum über den Strom fliegen. — Das Fliegen ist ein Luftschwimmen, die Bewegung des Steigens dabei äußerst anstrengend, wogegen das Fortschweben über die Fußgänger hinweg und im Kreise herum ein ungemein behaglichstolzes Gefühl gewährt, wie uns im Wachen keines zu Theil wird. Kinder fliegen gewöhnlich die Treppen herunter. — Auch diese Art Träume sind so lebhaft, daß man hinterher kaum an die Täuschung glauben will.

Im Traum ist der Gesichts- und Gehörssinn vor den andern rege, und dies wohl darum, weil Aug und Ohr die angeregtesten, thätigsten, reproduktivsten, zugleich freischwebendsten, von den übrigen durch ihre Objektivität sich unterscheidenden Sinnorgane sind. — Die Geruchsaffektionen sind im Traume selten und nicht lebhaft. Das Schmecken aber erscheint hier wieder nur von der negativen Seite des Hungers und Durstes, des Verlangens nach Darreichung einer Speise, eines Labetranks. Aber niemals kommt es zum wirklichen Genusse; der Traum bricht meistens nach langem, vergeblichem Harren vor letzterem ab; er kann ihn nicht vollbringen. In keinem Falle hat man die sinnlich angenehme Empfindung, wie sie die Wirklichkeit begleitet; wie man sich ja auch im Wachen eher Gestalten und Töne, als Gerüche und Geschmäcke vergegenwärtigen kann. — Mit der Empfindung von Wärme und Kälte ist es derselbe Fall. — Es verdient bemerkt zu werden, wie der Traum Sensationen und Anschauungen nicht erreicht oder um sie herumgeht, wenn er die Empfindung, den Affekt, welche jenen entsprechen sollen, nicht zu erwecken vermag, wenn die körperliche Stimmung im Schlaf ihnen nicht förderlich ist. Der Traum läßt uns nicht in den nahen Abgrund hinabschauen, wenn unser Blutumlauf nicht dem Grauen, dem Schwindel günstig ist. Er spinnt sich an der augenblicklichen Complexion im Schlafe fort. Schmerzen, örtliches Weh werden manchmal bis zum Schrecken, zum lauten Aufschreien geträumt. So vernimmt man auch im Traume zuweilen einen fürchterlichen Knall.

Wunderbar ist es, daß man zu wirklichen äußern Lauten nicht selten einen passenden Vorgang hinzuträumt, z. B. einen geselligen Verkehr, bei welchem am Ende unser Name genannt wird, während uns ein Bettnachbar, um uns zu wecken, ihn zuruft. So erwachen wir zuweilen an einem Glockenklang aus einem Traume, der dessen Vorläufer zu seyn schien, während doch der Traum von dem zufällig erfolgenden Klange nichts wissen konnte. Entweder träumen wir in solchen Fällen blitzschnell einen Zeitverlauf mit passendem Ereigniß hinzu, oder der Laut hatte sich einige Male wiederholt und dazwischen den Traum gestaltet, oder aber wir waren schon im Traume, und dieser bequemte sich dem gehörten Tone schnell nach seiner Weise. — Jeder mag sich hierüber genauer beobachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

Die Albrecht hörte nicht zum ersten Male Betheurungen und Erklärungen wie Raimunds, aber sie hatte sie niemals so ruhig angehört. Als der junge Herr fertig war, fragte sie ihn mit einem Anflug von Lächeln, das nicht bitter und nicht verachtend war: „Wissen Sie denn, mit wem Sie jetzo reden, mein Herr?“ — „Mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts.“ — „Sagen Sie mit der Unseligsten aller Frauen. Lassen Sie ab von mir. Das Unheil, das mich belastet, vererbt sich wie die Sünde. Was soll Ihnen ein welkes, darnieder getretenes Leben, wie das meinige? Bleiben Sie frei, bleiben Sie glücklich. Mich umgibt, wie Sie sehen, nur der Jammer.“ — „Ein Unglück, das sich leicht bannen läßt,“ nahm Raimund etwas übermüthig das Wort. „Erlauben Sie mir, zu handeln, und ich verwandle binnen vier-und-zwanzig Stunden dieses Dachzimmer in einen Pallast, Ihre bescheidene Existenz in eine opulente. Sie sollen Ihres Direktors, aller Bühnen der Welt spotten können, sobald es Ihnen beliebt.“ — „Und Theodor? Haben Sie vergessen, daß mein Schicksal an dem eines Mannes hängt, dessen bedauernswerthe Lage —“ — „Nun wahrhaftig, dieser Einwurf ist unstatthafter als alle andern, die Sie vorbringen könnten. Muß Ihr Bruder nicht seiner Schwester Glück befördern? Wird er selber nicht glücklich seyn, wenn sich Ihre Stellung glänzend und beneidenswerth macht? Ich sage Ihnen, daß Ihr Bruder selbst mein Bundesgenosse werden wird, um Ihnen zu rathen —“

Digitized by Google

Er schwieg plötzlich, denn er hatte die Federproben der Künstlerin bemerkt, und sein Herz jauchzte auf, während seine Lippen verstummten. Dagegen hob Caroline wieder mit tiefer Bewegung an: „Theodor? — O Sie wissen nicht — Theodor wäre Ihr heftigster Gegner, wenn ich leichtsinnig genug — wenn ich eine Andere wäre als die ich bin.“ — „Wer sind Sie denn?“ rief Raimund begeistert; „ein Engel, den ich unsäglich liebe! ein Himmelsbild, das seinen größten Reiz mir leugnen will! Aber vergebens vermummen Sie sich. Ihre weiblichen Künste weichen der siegreichen Liebe. Hätte ich Ihre Blicke nicht verstanden? Bürgen jene Federzüge, die meinen Namen bildeten, nicht dafür, daß Ihre Gedanken sich mit mir beschäftigten? — Gestehen Sie mir meinen Himmel zu! Sprechen Sie das Wort, das schon auf ihren Lippen irrt: das Wort der Gewährung!“

Er warf sich vor der Geliebten auf die Knie. Er wußte, daß diese Stellung unwiderstehlich ist, wenn sie geschickt und zur gelegenen Zeit angebracht wird. Aber die Aldrecht zog ihn hastig in die Höhe und faltete die Stirne: „Pfui, welche Unmännlichkeit! Hielten Sie mich für eine gewöhnliche Komödiantin? Ich sollte Sie von mir stoßen, Ihnen befehlen, sich zu entfernen! Aber, weh mir! Ich kann, ich darf das nicht! Ich leugne nicht, daß meine Gedanken bei Ihnen gewesen, daß ich mit Vergnügen Ihre Stimme höre, daß ich mit — mit Liebe Ihr Antlitz betrachte; aber wenn ich Ihnen sage, was ich Ihnen sagen werde, weil ich Sie liebe — verachten, hassen werden Sie mich.“ Raimund wollte sie unterbrechen; sie fuhr jedoch heftiger fort: „Keine Schwüre! nichts von Liebe! Ich darf davon nichts hören! und wozu auch? Ihre Liebe stirbt, so wie ich Ihnen nur ein Wort sage. Sie werden mich verabscheuen. Ich darf nicht bleiben, wo Sie verweilen, daher keine Gemeinschaft! Nicht ich, nicht Theodor dürfen mit Ihnen dieselbe Luft athmen!“ — „Mein Gott!“ klagte Raimund, „Sie sind außer sich, Sie schmähen sich, ohne es zu wissen. Was könnten Sie mir sagen, das —?“ — „Sie sollen's vernehmen, gleich, in dieser Minute!“ antwortete Caroline mit gewaltsamem Kampfe. Doch indem sie reden wollte, hielt sie an sich, schüttelte mit dem Kopfe und rief: „Nein, nein; es geht über meine Kräfte! Gehen Sie, eilen Sie — zwingen Sie mich nicht, Ihnen zu sagen —“

Der Liebhaber öffnete den Mund zu einer Erwiderung. Aengstlich nach der Thüre starrend und horchend den Kopf dahin drehend, gebot Caroline durch ein Zeichen dem Sträubenden, zu schweigen. „Er ist's! er kommt die Stiege herauf!“ raunte sie ihm zu. „Sie dürfen ihm nicht begegnen; Sie könnten ihm auf der engen Treppe nicht ausweichen; sein Argwohn, seine Hitze würden einen entsetzlichen Auftritt herbeiführen. Bleiben Sie und verhalten Sie sich ruhig!“ Sie bedeutete Raimund, auf dem kleinen Kanapé am Fenster Platz zu nehmen. Mit Bangigkeit harrend der Dinge, die da kommen würden, gehorchte der junge Mann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Abbitte, an die Mädchen.

Ich schelt' euch nimmer, die ich oft gescholten.
Vergebt, ihr elfenhaften, schönen Wesen,
Wenn ich für euer Walten blind gewesen,
Wenn euer Spiel als müssig mir gegolten.

Wohl ziemte sich's, daß wir uns selber grollten,
Die nie genug in euern Augen lesen.
Was weiß im Lenz die Rose von Verwesen,
Und sind nur schön die Tage, die verrollten?

Ihr lebt im Heut', und selbst ein Schmuck des Lebens,
So liebt ihr Schmuck. Der Dichter muß beneiden
Die Kunst, nach der er selbst oft ringt vergebens:

So leicht zu flattern über Lust und Leiden
Und, unermüdet kindlichen Bestrebens,
Das hohlste Nichts so schön zu überkleiden.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neufchatel, December.

Patriotismus. Oeffentliche Anstalten.

In unsern Tagen, die so viel auf materielle und Zahlengrößen halten, ist es wohl nicht uneben, an eine kleine Stadt zu erinnern, die in Europa gerade dadurch einzig dasteht, daß sie nur einige tausend (5600) Einwohner, dagegen aber prächtige öffentliche Gebäude und Anstalten für Arme, Waisen, Kranke und Nothleidende, für alle Arten des Wohlthuns, für Bildung, Erziehung und Unterricht besitzt, die an Großartigkeit der Anlage, Reichthum der Ausstattung und trefflicher Verwaltung dem Ausgezeichnetsten verglichen werden können, was große und reiche Hauptstädte unsers Welttheils aufzuweisen haben. Und wenn man überdies bedenkt, daß diese stille, intensive Größe nicht Folge reichen Bodens, mächtiger Landesindustrie, gebietenden Welthandels, der Eroberung oder Regierungsmunificenz ist, sondern lediglich Ergebniß des edelsten Vaterlandssinns trefflicher Bürger, so muß man noch mehr staunen. In dieser Beziehung kann Neufchatel nur mit Genf verglichen werden, das auch, an sich selbst arm, nur durch die patriotische Munificenz seiner Bürger, jedoch in geringerm Maßstab als Neufchatel,

Digitized by Google

treffliche öffentliche Anstalten gewonnen hat. In großen, volkreichen und mächtigen Kaiserts- und Königsländern macht man sich von vergleichen gar keinen Begriff, weil da Alles von der Regierung oder von freiwilligenen Gründen ausgeht und auf sie in Beziehung steht, der einzelne Bürger aber mit seinem kleinen Beitrag verschwindet, auch nie genannt wird. In Neuschatel hingegen sind die Namen Purry und Pourtalès Großmächte, die schon im Gemüth der Kinder leben und in ihnen zu Dank und Verehrung heranreifen und verwachsen. Jener Purry und seine Diamant-ansichte aus der neuen Welt schimmern und flimmern schon den kleinen Mädchen und Knaben im Wachen und Traum vor den Augen; und der alte Pourtalès, der mit einem Handel mit Schweer selbständigen anfing und reicher als viele Könige starb, weckt und reizt die Hoffnung der Kleinen, einmal reich wie er zu werden, und nach Gründung herrlicher Anstalten in der Art Verstand noch jedem seiner zwanzig Söhne eine Million baar zu hinterlassen. Dies sind Volkstraditionen, über denen noch kein Jahrhundert hingegangen ist, die aber später nicht wenig gerühmt klingen werden, als die vom Nibelungenhort und dem heiligen Graal. — Von dem herrlichen Stadtgaud mit seinem prächtigen Aeußern, seinen Säulenfronten, seinem dorischen Vestibül, seinen Treppen und Sälen, das jener David Purry mit mehr denn einer Million erbaute, während er seiner Vaterstadt überdies mehrere unausgesetzte Millionen — den Grund ihres jetzigen Reichthums — vermachte, von dem trefflichen städtischen Hospital und Waisenhaus, die aus gleicher Quelle entstanden, von Pourtalès großem Fremdenhospital, dessen herrlicher Einrichtung, Reinlichkeit und merkwürdiger mütterlicher Pflege und Sorgfalt für arme Kranke des Auslandes, wo Pourtalès zum Theil sein ungeheures Vermögen erworben hatte, von diesen Anstalten haben schon Andere rühmend gesprochen; ich kann also darauf verweisen. Große Unternehmungen sind für die nächste Zeit projektirt und zum Theil schon begonnen, z. B. die Anlage einer neuen prächtigen Straße am See, die Vergrößerung der Stadt durch mächtige Arbeiten in den See, Hafendämme ꝛc., die Ableitung des ungesunden Sumpfs, eines Bergstroms, der bei geringem Stand die Stadt entstellt und ungesunde Ausdünstungen verbreitet, künftig aber von ihr abgeleitet und im Süden der Stadt durch einen kühnen Emissar, durch einen Berg hindurch, in den See geleitet werden wird.

Von den großartigen Anstalten der neuesten Zeit kennt das Ausland Eine nicht, denn sie besteht erst seit einem Jahr und ist auch in diesem Augenblick in der Einrichtung mehrerer Säle noch nicht ganz fertig. Ich meine das Gymnasium, welches die Stadt aus ihren reichen Mitteln mit mehr denn einer Million Schweizerfranken erbaut und mit allem Nöthigen und Zweckmäßigen ausgestattet hat. Es steht in der untern Stadt, nahe am See, mit herrlicher Aussicht auf Alpen und Gletscher. Dieses große Gebäude, mit imposanter Säulenfaçade nach der Stadt, ist aus gelblichem Jurakalkstein, steht ganz frei und macht einen großartigen Eindruck. Für ein Gymnasium hat keine Stadt Europa's etwas gleich Würdiges, Großes und selbst Prächtiges aufzuweisen. Das Innere entspricht dem Aeußern durch Doppeltreppen und Vestibüle nach denen des Pallastes Corsini in Rom, durch schöne, mit schmiedeendem Schnitzwerk in gutem Geschmack ausgezierte Bibliothekssäle, andere Säle für die Aufstellung der reichen naturhistorischen Sammlungen, durch große und kleine Hörsäle, breite und hohe Corridors, alle licht, luftig und sehr reinlich gehalten, durch ein herrliches Laboratorium für Chemie, ein gleiches Armarium für Physik, eine kleine deutsche Bibliothek und im Erdgeschoß durch eine weite, amphitheatralisch gebaute Aula mit Logen für die Eltern und Verwandten der Zöglinge bei feierlichen Gelegenheiten und Preisvertheilungen. An diesem trefflich erleuchteten, dem See und den Gletschern zugewendeten Saal könnte man nur das Verhältniß der etwas gedrückten Thüren zum Ganzen tadeln. Aber nicht blos das Oertliche und Räumliche ist an dieser Anstalt vorzüglich, sie zeichnet sich auch durch treffliche Lehrer aus. Unter ihnen steht oben an Agassiz, der auf der Universität München groß gewordene Geolog und Naturforscher, durch seine Vorlesungen über Naturwissenschaften und die Aufsicht über die reiche naturhistorische Sammlung, die dem edeln Conlon, der sie seiner Stadt schenkte, großentheils ihre Entstehung verdankt. Andere tüchtige Lehrer tragen Chemie, Physik, höhere und niedere Mathematik, Deutsch (Prof. Lurtzshauser), Gesang und Generalbaß (Prof. Späth), Zeichenkunst und dergleichen vor. Auch Griechisch und Lateinisch wird gelehrt. Die oberste Classe dieses Gymnasiums besteht Auditorium, entspricht dem Selecta unserer norddeutschen Gymnasien und steht zwischen diesen und der Academie. Die Ausarbeitungen der Schüler, die mir zu Gesicht gekommen sind, sprachen sehr günstig für die Methode der wissenschaftlichen Bildung. Diese merkwürdige, ganz unentgeldliche Lehranstalt gehört nicht dem Land, sondern lediglich der Stadt, und diese legt etwas inhuman einen bedeutenden Accent darauf, wenn durch besondere Vergünstigung junge Leute des Landes, die aber keine Stadtkinder sind, darin aufgenommen werden.

In jener Aula wurden auch vor einigen Monaten die öffentlichen Sitzungen der schweizerischen Gesellschaft für Naturforschung gehalten, die durch die Gegenwart mehrerer in ihrem Fach so hoch stehender Männer, wie Decandolle, L. v. Buch, El. Beaumont, Agassiz, Charpentier und Anderer, und durch die neue, von Letzterem aufgestellte frappante Ansicht über die sporadisch am Abhang und Fuß des Jura vorkommenden Granitblöcke merkwürdig geworden ist. Bekanntlich hat der ganze Jura keinen Granit, sondern nur eigenthümlichen Kalkstein. Wo kommen nun da und anderwärts in ähnlichem Verhältniß Blöcke von Granit her? Nach Charpentiers Meinung sind es Reste von den Moränen oder Granitblockwällen uralter, eingegangener Gletscher, die sich von ehemaligen, jetzt eingesunkenen Bergböden bis hieher zogen. Diese geistreiche Ansicht wurde lebhaft bestritten, und bedarf auf jeden Fall zu ihrer Bestätigung und Annahme noch einer Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen in andern Ländern, z. B. in der Mark Brandenburg, wo ähnliche Erscheinungen, aber ohne nachbarliche Berge, vorkommen, von denen Gletscher abzuleiten wären. Wer Neufchatel besucht, versäume ja nicht, den ungeheuern Granitblock und die nach jener Meinung von den Eisbildern der Gletscher glattgeschliffenen Kalkfelsen im Nordwesten der Stadt zu betrachten; denn welcher Meinung man auch ist, immer sind dies sehr interessante Erscheinungen der Gebirgswelt. Wen diese nicht anzieht, der wird in heitern Abendstunden auf jenen Höhen oder auf dem Chaumont (5580') Anderes bewundern, nämlich die schweizerischen Alpen und Gletscher, vom Hohen-Säntis an bis zum Montblanc und den Bergen des Dauphine, die wie ein Geisterheer blendend weiß und sonnengoldet dastehen, und an denen deutlich die gewaltigen Festen der Berner, Wenniswchen und Grajischen Alpen mit ihren höchsten Spitzen zu unterscheiden sind. Vor ihnen stehen wie Thorwachen am Altar die Voralpen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Freitag, den 29. December 1837.

— A l'exil son destin s'est lié,
Et je n'acceptais donc son touchant sacrifice,
Que pour lui préparer un éternel supplice?
Delavigne.

Cosa rara.

(Fortsetzung.)

5.

Der Blinde tappte in das Gemach. Caroline empfing ihn an der Thüre und fragte, ihn zu einem Sessel geleitend: „Du bist schon zurück? Hat die Gesellschaft dir nicht behagt, der Wein dir nicht gemundet? Du Armer trinkst so selten Wein! Ganz allein kommst du heim?“ — „Der gute Heinemann hat mich an's Haus begleitet,“ antwortete Gersdorf trocken. „Die paar Treppen machen mir nicht bange, ich kenne sie genau. Was läge auch daran, wenn ich den Hals bräche?“ — „Pfui, wie ruchlos du sprichst, Theodor! Hat jedes Vertrauen, jede Hoffnung dich verlassen?“ — „Du hast recht, mein Kind. Wie Schiller sagt: „noch am Grabe“ und so weiter. Die Hoffnung gerade ist's, die mich spornte, die Freunde so früh zu verlassen. Der ersehnte Brief ist angekommen?“ — „Der Brief?“ fragte Caroline zagend, „was meinst du? Ich weiß nicht —“ — „Nun ja doch,“ versetzte Theodor ungeduldig, „Heinemann sagte mir davon. Er hat den Briefträger gesprochen, den Brief gesehen; er trug den Stempel der Hauptstadt, das Siegel der Hoftheaterintendanz, war recommandirt. — Du hörst, daß ich Alles weiß. Halte nicht mit der Freude hinter'm Berge. Daß der Brief recommandirt war, ist ein gutes Zeichen. Unsere Erwartungen —“ — „Sind getäuscht, wie schon hundertmal,“ fiel Caroline sanft ein, da sie nichts mehr verschweigen durfte. „Ein höfliches Absageschreiben mit leeren Vertröstungen auf die Zukunft.“ — „Nun, so steh' uns Gott bei!“ rief Gersdorf und rollte wild die erstorbenen Augen. Dann schlug er sich mit geballter Faust vor die Stirne: „Gibt es denn kein Ende, keinen Ausgang für den unnützen Krüppel?“ — „Theodor, beruhige dich, um meinetwillen! Bei deiner Liebe beschwöre ich dich —“ — „Ja, diese Liebe hat dich und mich in's Verderben geschleudert!“ grollte Theodor vor sich hin; „diese Liebe war Satans Werk, und wir ernten, was die böse Saat beschert. O, daß ich einst meine Augen hatte, um dich zu sehen und zu berücken! Unglückliches Weib, das ich um Alles gebracht!“ — „Fasse dich, schweige! Wenn man dich hörte — der Wein hat dich aufgeregt, statt dich heiterer zu stimmen.“

Raimund war auf seinem Folterstize zusammengefahren; eine dunkle Ahnung dessen, was er hören würde, verursachte ihm Schrecken. Der Blinde drehte argwöhnisch den Kopf. „Ist Jemand im Zimmer?“ fragte er herrisch. „Nein, lieber Theodor,“ antwortete Caroline, die Hände gegen Raimund faltend, „Niemand als du und ich befindet sich hier.“ — „Gottlob! so darf ich reden,“ murrte

Digitized by Google

Theodor; „ſo dürfen wir überlegen und das Facit unſerer Trübſal ziehen. Was ſoll aus und werden? Antworte! Doch nein: antworte nicht. Ich habe meine Geduld nicht beiſammen.“ — „Vertraue auf Gott, Theodor!“ — Er lächelte ungläubig. „So vertraue auf gute Menſchen.“ Er ſchüttelte ärgerlich das Haupt. „Nun, ſo laß den Zufall walten, und glaube wenigſtens an dieſen.“ — „Der Zufall? Er hat's gut mit uns im Sinne, meiner Treu! Er war's, der mich in deiner Eltern Haus brachte. Ein wackerer Lehrer, der ſeine Schülerin verführte, daß ſie mit ihm heimlich weglief, Alles dahinten laſſend, und ihre Zukunft ſehend auf die Guitarre des Muſikanten! — Gib mir die Guitarre, daß ich ſie zertrümmere!“ — „Wie? das Inſtrument, das noch jetzt deine trüben Stunden erheitert? O nein, mein Theodor!“ — „Es hat dich zur Hölle verlockt, armes Kind. Der Teufel wohnt darinnen. Doch, es ſoll ganz bleiben. Wir werden's brauchen, um dereinſt unſer Lied vor den Thüren zu ſingen, oder um es zu verkaufen, wenn Alles fort iſt, oder um es in den Ofen zu werfen, wenn uns das Holz mangelt. Weißt du noch? das Inſtrument führte uns wieder zuſammen, nachdem ich dich ſo undankbar in Noth und Armuth verlaſſen hatte.“ — „Sprich nicht von jener Zeit, mein Lieber; du thuſt mir weh!“ — „Hm, du denkſt unſers armen Kindes, das an dem Tage geſtorben war, da wir uns ſo zu ſagen auf der Heerſtraße wieder fanden. Du, eine reiſende Schauſpielerin, ich, ein blindgewordener Vagabund! Unſere Hoffnungen waren glänzender, als wir aus deiner Eltern Hauſe entflohen.“ — „Du brichſt mein Herz, Theodor! Wir ſind nicht ſchuld, daß unſere Hoffnungen ſich nicht verwirklichten. Es fehlten die nöthigen Papiere zu unſerer Heirath.“ — „Und ich hatte nicht auf der Eltern Unerbittlichkeit gerechnet. Meine Spekulation lag darnieder und das Theater war unſere letzte Zuflucht, da ich mit meinen Lectionen Weib und Kind nicht zu ernähren vermochte.“ — „Wenn du nicht ſchweigſt —“ — „Nun, wir wollen beim Weglaufen ſtehen bleiben. Wir ſind auf demſelben Punkte wie damals. Aber der Blinde läuft dir diesmal nicht davon. Er fürchtet eher —“ — „Was denn? was fürchteſt du?“ — „Höre!“ begann Theodor mit weicherem Tone, „das iſt die Qual meiner Nächte. Glaube nicht, daß ich ſchlafe; o nein, ſeit langer Zeit kenne ich den Schlaf nicht. Ich laure und peinige mich während der Nächte.“ — „Du erſchreckſt mich.“ — „Ich fürchte immer,“ fuhr Theodor vertraulicher fort, „daß ich einmal erwachen möchte, ohne dich wieder zu finden. Du wirſt mich einmal verlaſſen, denke ich mir, und das nagt an meinem Herzen, obſchon ich dir Recht geben müßte.“ — „Wie? ſolch ein Argwohn gegen ein Weib, das dir die höchſten Beweiſe ſeiner Liebe gegeben? Theodor, du biſt böſe geworden!“ — „Geworden? ich war es längſt. Blind bin ich geworden, eine Strafe meiner Frevel. Du war's aus mit dem gelobten und geſuchten Schauſpieler! Ich bettelte mit der Guitarre, ich verſuchte ein paarmal, mich umzubringen. Wollte der Himmel, die Leute hätten mich nicht daran gehindert! Aber ich ſollte leben, um noch eine Seligkeit zu genießen — deine Verzeihung, deine Liebe! Es war ein ſchöner Moment, als ich, vor dem Wirthshauſe an der Straße ſingend, deine Stimme vernahm, als du herausſtürzteſt, den ſchmutzigen Bettler umarmteſt und deiner Barmherzigkeit die Krone aufſetzteſt, indem du mich mitnahmſt und mir Brod verſchaffteſt! Das thut ſelten ein Weib, ein betrogenes noch ſeltener. Das werde ich dir nie vergeſſen. Dennoch fürchte ich, du werdeſt mich dereinſt verlaſſen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber die Träume.

(Fortſetzung.)

Das Prägnanteſte in der Traumakuſtik iſt wohl die Anekdote von jenem Compoſiteur, dem es einſt vom Teufel träumte, und wie vor dieſem ſeine hölliſche Kapelle eine Symphonie aufführte. Er will dieſe fürchterliche Muſik in ihrem ganzen Umfange vernommen und in ſeinem Gedächtniſſe feſtzuhalten geſucht haben. Nach dem Erwachen ſetzte er ſich hin und brachte ſie auf Noten, aber leider vermochte er nur einen ſchwachen Nachklang, die noch vorhandene „Teufelsſymphonie,“ von ihrer ungeheuern infernaliſchen Gewalt und Tiefe in ſich zu reproduziren. Kein Wunder! denn man möchte dreiſt behaupten, der Tondichter habe auch wirklich im Traume nichts gehört, was ſich reproduziren ließ. Das Vernommene war ohne Zweifel ſo unbeſtimmt und neblicht, wie Alles, was man im Traume hört und ſieht. Ich habe noch von keinem Muſiker erfahren, daß er geträumte Compoſitionen wachend habe benützen können. Mit der Muſik aufgewachſen, habe ich oft im Traume muſiziren hören, aber nie etwas Erfreuliches in's Wachen herübergebracht. Wäre es mir irgend einmal gelungen, ſo hätte ich daran ohne Zweifel eine fragmentariſche Reminiscenz bekannter Melodien gehabt. Der Traum gibt allerdings ſeine Geſtalten, Töne, Melodien und Harmonien als neue, und wirft damit auf unſer Gemüth, als wären es nie erlebte Darſtellungen und Offenbarungen einer neuen Welt; es ſind und bleiben aber regelloſe zerrbildliche Combinationen, Compilationen aus der alten, wirklichen. Was uns hiebei irre führt und zum Wahne verleitet, iſt, daß unſere Gefühle dabei ſo äußerſt lebhaft, ſo energiſch ſind, wie ſelten im wachen Zuſtande.

Digitized by Google

Ich berühre hier ein Hauptmoment der Traumwelt. Mit dem Erwachen erlischt die Beweglichkeit unserer Phantasie, die Thätigkeit unserer innern Sinne, die Empfindsamkeit unseres Gemüths. Die äußere Welt fordert ein bestimmtes, prosaisch-praktisches Schaffen von uns, ein Berechnen, Einrichten, Sorgen, ein genaues Aufmerken auf das Thunliche und Zweckmäßige. Rücksichten und Absichten erhalten uns, und unser Genuß besteht darin, daß wir an der großen Schuld der Zeiten Minuten und Stunden streichen. Erst mit dem Feierabende werden wir wieder phantastisch und gefühlvoll, und im Traume sind wir der tiefsten Empfindungen fähig. Von solchen erfüllt, nehmen wir auch die Anschauungen des innern Sinnes, die sie erregten, für lebendig und energisch, ob sie es gleich in nicht viel höherem Maße sind, als diejenigen Bilder, die wir im Wachen sehen, wenn wir uns mit geschlossenen Augen der Imagination überlassen.

Einst träumte ich mich in den Vatikan; ich sah die Raphael'schen Wandgemälde, eine Reihe von Scenen, eine Menge Gestalten und eine Pracht der Farben, wie noch nie. Meine Ueberraschung, meine Wonne war auf's höchste gesteigert; die göttlichen Räume waren des großen Meisters würdig. — War ich etwa träumend von Raphaels Geist erfüllt und ihm nachschaffend geworden? Wie ließe sich dies denken? Wieder erwacht, mußte ich mir nach einigem Besinnen sagen, daß, was ich gesehen, nichts anderes gewesen seyen als Reminiscenzen von Kupferstichen und von Aquarellmalereien, die ich um jene Zeit vor Augen gehabt und mit Antheil betrachtet hatte. Aber meine Bewegung, das Gefühl, mit dem ich mir im Traume sagte: auch du bist nun in Rom und des Anschauens der unsterblichen Meisterwerke gewürdigt! sie könnten schwerlich bei einem wirklichen Besuch überboten werden. Getränmte Besuche von Kirchenchören, Kreuzgängen, Pallästen mit alten Gemälden erregten mir zuweilen die lebhaftesten Kunstfreuden. Ich ward mir aber hinterher gar wohl bewußt, wie wenig ich eigentlich wirklich gesehen, wie unbestimmt der Eindruck der Bilder gewesen, wie ich im Traume stets nach ruhig genauer Beschauung geschmachtet. — Was ich erblickt hatte, mochten bloße Schatten, flüchtige Analogien im Leben gesehener Gemälde gewesen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Coventgarden und Macready. Die Novize.

Wieder einmal nach langer Pause vom englischen Drama zu sprechen, bietet sich in der, neuerlich mit dem Coventgardentheater vorgegangenen Veränderung eine passende Gelegenheit. Daß es um dieses Nationaltheater, Nummer zwei, seit geraumer Zeit sehr schlecht stand, war öffentliches Geheimniß. Der Director flüchtete zu einer Herabsetzung der Eintrittspreise, und es ist nicht zu leugnen, der um die Hälfte ermäßigte Betrag füllte das bis dahin leere Haus. Aber die Casse des Directors wurde dadurch nicht voller; die Spekulation minderte bloß seinen Verlust, und so wie die Zeit seines Contracts mit den Eigenthümern abgelaufen war, nahm er Hut und Stock und ging, und der Verwaltungsausschuß — denn das Theater ist auf Actien gebaut — nahm Feder und Papier, rechnete und zeigte den Actionärs an, daß er nichts Besseres thun könne, als dem Beispiel des Directors zu folgen und ebenfalls zu gehen. Die Rechnungsablage enthielt Resultate, die jedem Actienbesitzer das Haar zu Berge treiben mußten. Sollte indessen das Uebel nicht schlimmer, Rettung nicht immer schwieriger werden, so mußte etwas geschehen, es mußte ein neuer Pächter gefunden werden. Und es fand sich einer, zwar nicht mit viel Geld, aber ein Mann von Talent und Ruf, der in der englischen Schauspielerrepublik der Dictator nahe Macready. Aber Macready ist Tragöde, ist ein erklärter Verehrer Shakespeare's. Es stand daher zu vermuthen, daß er die Coventgardenbühne shakespearisiren und folglich in den ersten vierzehn Tagen bankerott sein würde; denn obgleich jeder Engländer ohne Ausnahme stolz auf Shakespeare ist und, sobald ein Fremder von der Armuth des englischen Drama spricht, ihn mit gewaltigen Augen anschaut und bedeutungsvoll fragt, ob das Drama arm sein könne, das einen Shakespeare zu seinen Dichtern zähle, so gilt doch bei dem Engländern von Shakespeare, was bei den Franzosen von gebratenen Rebhühnern gilt: toujours perdrix mag keiner. Macready schien das nicht gewußt zu haben, so lange er ein salarirter Acteur war. Da klagte er beständig, daß Shakespeare so selten in die Scene gesetzt werde. Dem salarirenden Director leuchtete auf einmal der Zustand des öffentlichen Geschmacks ein. In seiner Eröffnungsrede bemüthigte er die Besorgniß seiner Freunde durch die Versicherung, daß, eben weil es sein Wunsch und das Ziel seines Strebens sey, mit allem Aufwande seiner Kräfte die englische Bühne vor immer tieferm Falle zu bewahren, er sich die Bekühlte jedem der Dichter gewonnen habe und bereits im Besitze mehrerer neuer Werke sey, deren Aufführung das Publikum überzeugen werde, daß man nur zu suchen brauche, um zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Füßen stehe. An die Stelle der Besorgniß trat nun Neugier, und als bald nachher ein neues dreiaktiges Stück unter dem Titel: the Novice, angekündigt wurde, glaubte man in dem Titel eine Art Einleitung der versprochenen Neuigkeiten zu erblicken, und war doppelt gespannt, den vorheißenen Löwen aus der Produzirten Klaue zu erraffen. Daß der Name des Verfassers ungenannt blieb, that nichts zur Sache; denn einmal ist es in England nicht gewöhnlich, die Dichter auf den Theaterzetteln zu nennen, und dann sollte wahrscheinlich das ganze Stück eine überraschende Neuigkeit seyn, und selbst nicht der Name des Verfassers im Voraus einen Schluß auf den Werth des Drama erlauben. Ich aber hätte keinen Tropfen deutschen Blutes im Herzen haben müssen, hätte ich die Novize unbesucht lassen können. Ihr Kloster stand ja auf deutschem Boden; dies letzte mehr als die Hoffnung, den deutschen Boden auf englischen Brettern zu finden. Wir in Deutschland kennen das englische Leben ziemlich genau; allein trotz allen Reisen in und allen Lesens über Deutschland haben im Allgemeinen die Engländer von deutschem Leben und deutschen Gebräuchen recht wunderbar fabelhafte Begriffe. Ich will den Inhalt des dreiaktigen Stücks getreu angeben.

Digitized by Google

Hermann, ein junger Künstler, ein Maler, dessen einziger Reichthum sein schönes Talent ist, hat Clotilden, während sie Novize im Kloster zur Heimsuchung war, vorportraitirt und bei der Gelegenheit sich in sie verliebt. Seine Liebe ward erwidert, aber seine Liebeshoffnung unerwartet durch den an Clotilden ergehenden Befehl vernichtet, ohne Verzug an den Hof des Landesfürsten, des Kurfürsten von Bayern, sich zu verfügen, um daselbst einem vornehmen, hoch gestellten Manne vermählt zu werden. Hermann ist in Verzweiflung, und das mit um so besserm Rechte, da ihm sogar jedes Wiedersehen seiner Geliebten rundweg abgeschlagen wird. Er faßt sich jedoch, beschließt, koste es, was es wolle, dem angebeteten Mädchen ein letztes Lebewohl zu sagen, und nimmt zu dem Zwecke seinen Aufenthalt in einem Gasthause an der Heerstraße, wo, wie er zuverlässig weiß, Clotilde auf ihrer Reise nach Hofe vorüberkommen muß. Die Zeit des Wartens sich zu vertreiben, macht er Bekanntschaft mit einem Grafen Carolstadt, einem Erzliederlich, und einer Anzahl junger Offiziere von ziemlich gleichem Kaliber. Natürlicherweise vertraut er ihnen seine unglückliche Herzensangelegenheit, und eben so natürlich sachen sie den sentimentalen Schäfer aus. „Auf Ehre!“ ruft Graf Carolstadt, „nicht das Mädchen, Freund Hermann, nein, den Gedanken, dich mit einem letzten Lebewohl zu begnügen und sie dann ruhig ihre Straße ziehen zu lassen, muß du dir aus dem Sinne schlagen.“ Hermann willigt ein, Clotilden ihrer sie begleitenden Tante, Madame Pölnitz, zu entreißen, und die Herren Offiziere, den edeln Grafen an der Spitze, versprechen, ihn zu secundiren. Der Wagen zeigt sich in der Ferne, die Verschworenen stürzen ab und Graf Carolstadt würde gewiß nicht zurückbleiben, wenn nicht in demselben Momente, wo er die Bühne zu verlassen eilt, Baron Solomons eintrate und ihn zurückhielte. Baron Solomons ist ein ungetaufter Jude, erster Staatsminister seiner kurfürstlichen Durchlaucht von Bayern und zugleich Alleraboutiscrieis den Procurour des menus plaisirs. In letzter Eigenschaft benachrichtigt er Carolstadt, daß er den Auftrag habe, ihm die Hand der schönen Clotilde, die Bezahlung seiner sämmtlichen Schulden, eine Oberstenstelle im Leibgrenadierregiment und fünfzigtausend baare Kronenthaler anzubieten, dafern er augenblicklich den Heirathscontract mit der jungen Dame unterzeichnen wolle. Der Graf ist im ersten Moment über den Antrag entzückt, besinnt sich jedoch, daß die betreffende Clotilde die Geliebte seines Freundes Hermann ist, und empfindet eine Art Gewissenscrupel. Indessen, der Besitz eines reizenden Weibes, das Quittwerden aller Schulden, Rang und Gehalt eines Obersten und fünfzigtausend Kronenthaler schnellen die Freundschaft in die Luft, und statt Hermann in der beabsichtigten Entführung beizustehen, ruft Carolstadt die Dienerschaft des Hauses zusammen und vereitelt mit ihrem Beistande das Unternehmen. Hermann und die Herrn Offiziere werden zurückgeschlagen. Jetzt erscheint Clotilde in Begleitung ihrer Tante, einer Frau, die kein Bedenken trägt, jedes Gefühl von Ehre und Menschlichkeit ihrer Vergrößerungssucht aufzuopfern. Clotilde empfängt Carolstadts Bewerbungen kalt und ruhig. Sie hat in der Schaar, die den Wagen ihrer Tante angegriffen, den geliebten Hermann erkannt, und dies hat ihren Zartsinn verletzt, ihren Stolz beleidigt. Sie und Carolstadt unterzeichnen den vorgelegten Contract; aber sehr unangenehm sieht Letzterer sich überrascht, als er sofort von seiner Braut getrennt wird, diese unter dem Geleite eines Hofdamen des Kurfürsten die Reise nach der Residenz fortsetzt, ihn Baron Solomons zu gleicher Fahrt in seinem Wagen nöthigt. Die Ursache, leicht zu errathen, klärt sich auch schnell auf. Der Kurfürst, ein Freund des Vergnügens und mit einer sehr eifersüchtigen Gemahlin beglückt, ersetzt jede Gelegenheit, für seinen Mangel an häuslichem Glück in den Armen zärtlicher, gefälliger Schönen Ersatz zu suchen. Baron Solomons ist ihm hierin vorzugsweise behülflich, und demgemäß derjenige, auf dessen Anstiften Clotilde eine Reihe prächtiger Appartements im Schlosse angewiesen erhält, zu welchen der Kurfürst mittelst einer geheimen Treppe und durch eine verborgene Thüre Zutritt hat. Carolstadt darf seine Braut nur öffentlich sehen, und wird durch ausgestellte Wachen an jeder andern Zusammenkunft mit ihr verhindert. Nun geschieht es aber — höchst unglücklich für die saubern Absichten des jüdischen Barons — daß Hermann, dessen Künstlernamen zu den Ohren der Hofleute gekommen ist, auf Befehl des Kurfürsten Clotilden malen soll, von welcher dieser keinen Augenblick zweifelt, daß sie seinen fürstlichen Bitten nächstens Gehör schenken werde. Clotilde bewilligt Hermann natürlich eine Sitzung. Sie sind allein, und Hermann zögert nicht, ihr seine Unschuld zu bethenern und seinen falschen Freund Carolstadt der schwärzesten Verrätherei zu zeihen. Clotilde antwortet mit Thränen, und ehe ein Weiteres verabredet werden kann, muß Hermann sie verlassen. Kaum ist er fort, so schlüpft Carolstadt herein; er hat den Wachen und Spähern ein Schnippchen geschlagen. Allein so weit er angefangen, sich zu expectoriren, erscheint ein Fußtritt die geheime Treppe herauf. Carolstadt versteckt sich, und nicht lange, so steht er Seine kurfürstliche Durchlaucht durch die geheime Thüre eintreten. Der Kurfürst trägt seine Liebesbewerbung etwas stürmisch vor. Anfangs, scheint es, versteht ihn Clotilde nicht; endlich muß sie ihn verstehen und stößt ihn mit Zorn und Verachtung zurück. Man kann schlechterdings nicht wissen, wozu das führen würde, wenn nicht im kritischen Momente ein heftiges Klopfen an der Zimmerthüre erfolgte. Zwei Hofdamen, die Edle von Griffenthau und die Edle von Dragondorff, begehren Einlaß. Sie kommen ausdrücklichen Auftrage der eifersüchtigen Churfürstin, sich nach der eigentlichen Bewandniß der Unpäßlichkeit zu erkundigen, welche Clotilde als Grund ihres Wegbleibens von der fürstlichen Soirée vorgeschützt hat. Sie öhren und sich aus dem Staube machen, ist beim Churfürsten eins. Carolstadt tritt nun aus seinem Versteck hervor und die zwei Hofdamen, die sich darauf gefaßt hatten, den Churfürsten in einem Tete a-Tete mit Clotilden zu überraschen, sind zeit ihrerseits überrascht, den rechtmäßigen Bräutigam anzutreffen. Wiewohl auf solche Art an der Erreichung seines Zwecks verhindert, will ihn doch der Churfürst deßhalb keineswegs aufgeben. Um dem häuslichen Aergernis seiner Gemahlin zu begegnen, befiehlt er, daß Carolstadts Verbindung mit Clotilden am folgenden Tage vollzogen werde, und reservirt sich dabei bloß das ehrliche Abkommen, Carolstadt unverweilt außer Landes zu schicken und Clotilden an seinem Hofe zu behalten. Kurz vor der Trauceremonie haben er und sein würdiger Minister in einem an die Kirche stoßenden Gemach eine Unterredung, und da Letzterer hier seinem Souverän die Vermuthung mittheilt, daß er in dem Maler Hermann einen zweiten Nebenbuhler bei Clotilden habe, wird, um hinter die Wahrheit zu kommen, der Vorschlag beliebt, daß Clotilde, Hermann und Carolstadt in demselben Gemache zusammentreffen, der Kurfürst aber und der Minister sich auf einer Seitengalerie verbergen und hier die Leutchen — behorchen sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 152.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Sonnabend, den 30. December 1837.

Im Namen der Wahrheit, seyd ihr Irrungsgeister? —
Könnt ihr hineinschaun in die Saat der Zeit,
Und wißt, welch Korn wird aufgehn, welches nicht,
So sprecht zu mir!

Shakespeare.

Ueber die Träume.

(Beschluß.)

Wie oft schon war ich im Traum in Nürnberg, stand vor der Lorenzer- und Sebalduskirche und staunte die gothischen Bauwerke an. Sie waren aber viel grandioser, grotesker als die wirklichen. Mein überschwängliches Gefühl vergrößerte, verbildete sie, es waren enorme Karikaturen der Abbildungen, die ich gesehen. Die frühere leibhafte Anschauung lag meinem Traume schon viel zu entfernt in der Vergangenheit. Dagegen hat mir noch nie von meinem heimischen Ulmer Münster geträumt, wie wenn solches der Traum als ein zu Familiäres verschmäht hätte. (Nachdem ich dieses geschrieben, träumte ich in der folgenden Nacht sehr lebendig, und wenig abweichend von der wirklichen Lokalität, von dem Münsterthurm, seinen Wendeltreppen ꝛc. zugleich aber auch von steinernen Büsten, über die ich vor Schlafengehen noch gesprochen). So sah ich schon oft antike und gothische Statuen, Sarkophage und Epitaphien im Traum, ohne mir deßhalb die geringste Schöpferkraft in der Skulptur zuzutrauen. Ich glaube überhaupt durchaus an keine dichterische, darstellende oder bildnerische Genialität im Traume, sondern nur an sein reproduktives Vermögen und an seine Excentrizität in Combinationen.

Statt über die herrlichen Fulgurationen des Traumes zu erstaunen, wundere ich mich vielmehr, daß der Geist in seinem ungebundenen, vom Bleigewicht des Körpers weniger gedrückten Zustande nichts Klügeres hervorbringt, als Unsinn und Tollheiten. Man glaubt im Traum einen tiefen Gedanken, einen Salomonischen Weisheitsspruch von sich zu geben, und wenn man ihn in's Wachen rettet, so ist's eine alberne Trivialität. Mir träumten einst Verse, wenigstens dämmerten mir rhythmische Worte durch die Seele. Bei ein paar Versen hatte ich so viel Selbstbewußtseyn, daß ich sie behielt. Wachend mich abhörend, fand ich den barsten Unsinn darin; und ich glaube nicht, daß der genialste Dichter schon irgend einmal etwas geträumt hat, was er auch nur auf ein Stammbuchblättchen hätte setzen mögen.

Noch eines Problems wollen wir erwähnen, das auch den Seelen- und Gemüthsforscher Jean Paul stutzig gemacht hat, daß man nämlich im Traume ein Gespräch führen kann, bei welchem uns der Andere überraschende, jedoch seiner Eigenthümlichkeit gemäße Erwiderungen macht, auf unsere Fragen unerwartete Antworten ertheilt, durch die wir Neues erfahren; — und doch sind wir es selbst, die diesen Dialog in unserm phantastischen Traumtheater aufführen. So wunderlich oder wunderbar

Digitized by Google

die Objektivität unſeres eigenen Subjekts erſcheint, ſo iſt ſie doch, genau betrachtet, um nichts unerklärlicher, als unſere Schaffens- und Erfindungsgabe im Wachen. Wer im gedichteten Dialog Perſonen reden, fragen und antworten läßt, kannzes auch nur durch eine Art Inſpiration thun, nur daß er hiebei ſein Selbſtbewußtſeyn nicht verliert und die poetiſchen Geſtalten nicht für wirkliche hält. Man trifft oft Menſchen, nüchterne oder betrunkene an, die mit ſich ſelbſt oder, beſſer geſagt, mit Andern redend, ſich über dieſe, ihre Gegenreden, Vorwürfe ꝛc. heftig ereifern. Denke man ſich einen ſolchen Haderer auf den Pfühl hingeſtreckt, ſo ſtellt er den träumenden Geſprächführer dar, nur daß bei deſſen Gegner die Erwiderungen mit noch entſchiedenerer Objektivität der Perſonen erfolgen, die Scene bei Iſolirung des innern Sinnes und Erhöhung des Gefühls überhaupt dramatiſch lebendiger wird.

Die Imagination des Wachenden kann, wenn er geraume Zeit ſeine Augen ſchließt, recht lebendige Bilder erſchaffen, aber die Scheinobjektivität der Wirklichkeit erreichen ſie nicht. Wie in optiſchem Bezuge die Dunkelheit um unſer Auge der eine eingelne hell erleuchtete Stelle ſtark erglänzen läßt, ſo daß ein weißes Blatt uns blendet, daß im Verſchachte die ferne Oeffnung wie ein Stern leuchtet, ſo wird die Lebendigkeit und Objektivität der Traumbilder durch die phyſiſche und phyſiologiſche Umnachtung der äußern Sinne, durch das dauernde Verharren in dieſer Ruhe eingeleitet. Das den Tag über in unſer Senſorium eindringende Licht muß ganz erloſchen ſeyn, wenn wir lebendig träumen ſollen. Es iſt in dieſer Beziehung wirklich von Bedeutſamkeit, daß man Geſpenſter nur bei Nacht geſehen haben will. Was ein rechtes Geſpenſt ſeyn will, ſollte ſich auch beim Tage ſehen laſſen. Freilich werden die neuen Altgläubigen einwenden, nur bei Nacht ſeyen Aug und Gemüth in der Verfaſſung, Geſtalten aus der Schattenwelt an ſich kommen zu laſſen und wahrzunehmen. Doch das iſt eben das Bedeutliche der Sache.

Ich komme noch einmal auf meine Skeptik in Betreff der prophetiſchen Bedeutung der Träume zurück. Wollte man mir den magnetiſchen Schlaf, das Hellſehen der Somnambülen vorhalten, welche in räumliche und zeitliche Ferne, in Vergangenheit und Zukunft ſehen, ſo glaube ich dieſen Einwurf ablehnen zu dürfen. Sey auch das Faktiſche ſelbſt nicht mehr problematiſch, ſo gehört das Hellſehen zu einer ganz andern Sphäre von Wahrnehmungen, von welcher kein Schluß auf den natürlichen Traum gemacht werden darf.

Was aber die Unzahl von erzählten Träumen betrifft, in welchen etwas räumlich Entferntes, ein Unglück, Tod ꝛc. geſchaut worden, oder ein Zukünftiges ſich ominös angekündigt hat, welche Andeutungen dann durch die Wirklichkeit ſich als wahr beſtätigt haben ſollen, ſo betrachte ich alle dieſe Anekdoten mit dem Auge des Juriſten, der nur das gehörig Beurkundete für wahr hält. Wie ſchwer aber in ſolchen Fällen auf den wahren Grund zu kommen iſt, wo das Hauptmoment des Faktums in der innerſten Seele eines Individuums lag, das allen möglichen Selbſttäuſchungen bloßgeſtellt war, iſt leicht zu ermeſſen. — Ich ſprach zunächſt von meinen Erfahrungen über den Traum, und bin gewärtig, ob die Zeit ſie ferner beſtätigt, oder mir andere zuführt, welche meine Anſicht wankend machen oder ganz umkehren.

Cosa rara.

(Beſchluß.)

Caroline weinte vor ſich hin. Theodor ſprach weiter: „Wie das Unglück auf uns einſtürmte! Wer vermöchte die Hand des waltenden Verhängniſſes zu mißkennen? Der Tod unſeres Kindes, meine Niederträchtigkeit und der Verluſt meines Geſichts, deine Leiden, unſere ewige Armuth, unſer ewiges Schwanken zwiſchen Verderben und einem elenden Daſeyn, die Tücke der Hoffnungen, die uns immerdar täuſchen — o ich Elender! ich verdiene nicht, daß eine wohlthätige Hand mich führt, daß ſie mich fütert! Einſam, von Allen geflohen, ſollte ich verſchmachten, es geſchähe mir recht — oder — abkürzen, was mir zu lange dauert.“ — „Herr Gott!“ jammerte Caroline, „du wirſt doch nicht die Gedanken wieder auffaſſen, die dich ſchon einige Mal beſchlichen? Weißt du nicht, daß du mich tödteſt, indem du Hand an dich legſt?“ Theodor antwortete ſanft: „Ich bin ohne Augen ſeit vier Jahren. Beinahe eben ſo lange erhältſt du mich. Die paar Groſchen, die ich mit meinen krüppelhaften Leiſtungen verdiene, reichen nicht zu meinem Unterhalt. Fehlen ſie aber, ſo biſt du doppelt übel daran. Du biſt noch jung — du kannſt noch glücklich werden — ich bin der Stein in deinem Wege. Ach, du wirſt mich einſt verlaſſen müſſen!“ Er ließ den Kopf auf ſeine Bruſt ſinken und athmete unruhig. Dann erhob er ſich ſchwerfällig und ſagte: „Ich will hinaus. Der Kopf ſchmerzt mich. Ich bedarf der Ruhe, mein Gehirn wirbelt.“

Ohne ein Wort zu erwidern, führte ihn Caroline zur Thüre, und als ſeine Tritte verhallt waren, ſetzte ſie ſich dem unbeweglich vor ſich hin ſtarrenden Raimund gegenüber. Erſchüttert und ermattet ſagte ſie zu ihm: „Sie haben nun die Antwort auf Ihre Anerbietungen gehört. Urtheilen Sie ſelbſt. Sie kennen nun mein Verhältniß zu jenem Manne. Sie ahnen, daß nur der Tod mich von dem Unglückſeligen ſcheiden darf.“ Raimund

Digitized by Google

nichte und trocknete sich die Augen. „Verzeihen Sie," fuhr Caroline fort, aber mit schwächerer Stimme, „daß ich Sie auf eine Folter spannte, die zu ertragen Ihnen widerlich gewesen seyn muß. Aber Sie haben ein fühlend Herz, Ihre nassen Augen beweisen es. Denn unserm Elend, darf ich hoffen, flossen Ihre Thränen, und nicht der thörichten Liebesklage, die Sie befallen hatte; nicht wahr? Sagte ich nicht voraus, diese Liebe würde ersterben, schneller als sie erstand?"

Mühselig nahm Raimund das Wort: „Sie sind ein Engel der Barmherzigkeit, den ich verehren muß, aber nicht lieben darf. — Meine Thränen jedoch — ich gestehe es — galten weniger meiner Enttäuschung als dem Schicksal einer innig geliebten Schwester, das mit dem Ihrigen die größte Aehnlichkeit haben mag. Von einem ihrer Lehrer entführt, floh sie die Heimath vor manchen Jahren, da ich just bei meinem Oheim lebte, der mich von früher Kindheit an erziehen ließ. Einige Briefe, die unsere Eltern mich beantworteten, waren die einzigen Zeichen des Lebens, die meine Schwester ihnen zukommen ließ. Was aus ihr und ihrem Verführer geworden, habe ich nie erfahren. Mein Vater, da er starb, verzieh ihr." — „Er verzieh? Und ihre Mutter?" — „Sie hatte der Schwester längst vergeben und beklagte ihre Entfernung in ihrer letzten Stunde bitterlich." — „Sie — sie ist gestorben?" — „Vor einem Jahre. Nichts ist mir theurer als die Erinnerung an ihre Güte, an ihren Schmerz, und ihr Bild lebt ewig fort in meinem Herzen." — „Franz!" schrie das an allen Gliedern zitternde Weib herzdurchschneidend, indem sie das Medaillon unter dem Tuche hervorriß und dem jungen Manne hinhielt. „Die Mutter!" rief auch er außer sich, und ein gäher Blitzstrahl zerriß den letzten Schleier vor seinen Blicken. „Caroline! du Verlorene! du Wiedergefundene!" schluchzte er an der Schwester Brust. — Der Blinde, der, von dem Geräusch gestört, herabgekommen war, hatte lange zu fragen, bis ihm Antwort wurde.

Sie war eine freundliche, eine versöhnende. Der reiche Lebemann wehrte nicht der edlen Aufwallung, die ihn beschlich. Wenn gleich die ganze Begebenheit der kleinen, plauderjüchtigen Stadt verheimlichend, machte er doch Ernst mit der Reise, die freilich nicht nach Paris, aber in die Heimath ging. Theodor und Caroline holten ihn bald ein. Auf einem seiner Güter, tief im Gebirge versteckt, ließ Raimund den Segen über des Paares Häupter und Hände sprechen und machte der Ehelente Lebensbahn fortan zu einer dornenlosen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., December.

Guiollett's Denkmal. Die Kaufläden. Der Christmarkt.

Dem überall heutzutage sichtbaren Streben, das Andenken der Heroen der Kunst und des Wissens, oder überhaupt obsch verdienter Männer durch öffentliche Monumente zu ehren, verdanken unsere anmuthigen Spaziergänge eine neue Zierde. Bereits vor vier Jahren hatte sich eine Gesellschaft gebildet, um Guiollett, dem Stifter und Begründer dieser schönen Anlage, welche sich im Bunde mit dem Mainufer um die ganze Stadt schlängelt, ein Denkmal zu setzen, dessen Enthüllung am 29sten November bei günstigem Wetter vor einem zahlreichen Publikum stattgefunden hat. Von Seiten des Comité's waren zu der Feierlichkeit die Gesandtschaften, die dies sigen Bedrohen und eine Anzahl Gäste eingeladen. Alles strömte am Mittag nach der Boskenheim-Gallenpromenade. Um ein Uhr sah man den Präsidenten des Comité's, Major v. Lucasius, durch die versammelte Menge sich Bahn machen. Ihm folgte die „Didaskalia" Sarint für Sarint; wahrscheinlich um demselben nach gehaltener Rede sogleich das Manuscript aus der Tasche nehmen zu können. v. Lucasius sprach in einfachen Worten über das Verdienst Guiollett's. Unter einem allgemeinen Ah! entschleierte sich das schöne Monument, und die sprechende Aehnlichkeit der kolossalen Büste überraschte diejenigen, welche sich des vor zweiundzwanzig Jahren dahingeschiedenen Mitbürgers erinnern konnten. Auf wenigen Stufen, die ein niedriges Geländer umgibt, ruht der viereckige, sich später achtseitig fortsetzende Sockel. Hierauf folgt das Backrelief, das sich um ein rundes Bildet der Säule in hochverdabenen Figuren windet. Guiollett's Wirken für die Promenade auf eine sehr passende und einfache Weise darstellend: man sieht Arbeiter beschäftigt, die die alte Stadtmauer niederreißen, während andere die neue Anlage mit jungen Bäumchen bepflanzen; Guiollett selbst steht nachsinnend, den großartigen Plan in der Hand, zwischen den Arbeitern. Auf dem Backrelief steht das kolossale Brustbild, als Schluß und Krone der Säule. Büste und Backrelief sind aus dem Atelier unsers v. Launitz, eines sehr geschätzten Künstlers, hervorgegangen und unter dessen Aufleitung in einer diesfaen Giesserei gegossen worden. Dicht unter der Büste ist zu lesen: Guiollett; weiter unten am Sockel: „Seinem Wirken um diese Anlagen die dankbaren Mitbürger, 1837." Schaulustige wandern noch täglich zu dem neuen Monumente. Da an dem Friedberger Thore noch ein älteres Denkmal steht, wie wohl in einem ganz andern Style erbaut, den 1792 hier siegreich aefallenen Hessen errichtet, so verschönern jetzt zwei Ehrendenkmäler, in angemessener Entfernung von einander aufgestellt, die um die Stadt sich ziehenden Spaziergänge.

Mit dem herannahenden Christtage wird auch hier das Leben in den Straßen und Kaufläden immer reger. Wer unsere Stadt mit ihren Magazinen nur von der Messe her kennt, solaticb nur in der Zurüstung zum Engros-Verkauf, würde nicht wenig überrascht seyn, jetzt, in der Erntezeit des Details, die mit Gasflammen beleuchteten Kaufläden zu sehen, mit ihren festdaren Ausstattungen aller nur erdenklichen Gegenstände des Luxus und der Mode. Wie ein Feensaal erscheint das glänzende Krystallmagazin auf der Zeil, wo die Farbenpracht und die Sobönheit der Krystalle durch vierzig bis fünfzig hellstrahlende Gasflammen erst recht erhöht werden. Selbst vor dem Magazin ist die Straße Tagbell erleuchtet.

Digitized by Google

Nicht minder glänzend und anziehend, ja für Damen noch anziehender, sind die prächtigen Etalagen an den Fenstern der Modehändler. Hier sind die edelsten, mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe in Atlas, Sammt, Seide, Gaze gar reizend ausgebreitet; hier schlingt sich ein französisches Produkt um ein ostindisches, dort umwindet eine prachtvolle Schärpe die ätherische Draperie eines Ballkleides. Zu den glänzendsten Magazinen, die mit ihren Gasflammen die Straßen beleuchten, gehören ferner die französischen Quincaillerie-Waarenlager mit ihren tausend Artikeln, mit Sachen, deren Gebrauch oft kaum der Hunderste erathen würde. Hier findet man eine reiche Auswahl der schönsten Uhren, Lüstres, Vasen, Utensilien, bis zu den kleinsten Gegenständen herab, bis zu Bürsten, Dosen, Kämmen. Unter den in Bronze gegossenen Figuren bemerkt man mehrere Pferdegruppen, die sich zu wahrhaften Kunstwerken erheben, so das arabische Pferd, das ein Bursche reinigt, die beiden Wettrenner ꝛc. Noch viele Kaufläden wären aufzuzählen, deren glänzende Ausstellungen Schau- und Kauflustige in Menge herbeiziehen; ich erwähne nur noch die Läden der Gold- und Silberarbeiter, die Läden der Bleche und Bronze waaren, die Kleiderumgazine, die der Modehändlerinnen und die vielbesuchten Conditoreien, wo sodann Mädchen das hübsch glacirte Confect ausmiegen. — Von diesen Ausstellungen gelangt man unmittelbar auf den Christmarkt, der wie immer — nur diesmal mit breit gelassenen Gassen statt der früher zu engen und kümmerlichen — seine Buden und Tische auf dem Rhmerberg aufgeschlagen hat. Wenn auch hier statt jener großen, blendenden Gasflammen nur kleine Lichter angezündet sind, so ist doch dies der Ort, woher die Dinge kommen, welche die größte und meiste Freude gewähren; denn hier sind die Produkte einer höhern Welt, die goldenen Aepfel und flitternden Nüsse, niedergelegt; von hier kommt der grüne Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen, seinen Süßigkeiten, seinem Häuschen und unzähligen Märchen, worin in Baumwolle gehüllte Schlschen ruhen; von hier kommt der schwarze Schornsteinfeger von gebrrten Pflaumen, von dem sich jedes Glied ablösen und verspeisen läßt; aber zwischen diesen, zwischen allen übrigen Herrlichkeiten, die der Markt bietet, liegt bedeutungsvoll die buntbemalte, vergoldete Ruthe.

London, December.

(Beschluß.)

Deutsches Leben auf der englischen Bühne.

Bei dieser Zusammenkunft gestand Clotilde unumwunden ihre Liebe zu Hermann, und besiegt von so viel Tugend und Beständigkeit, entsagt Caroline allen Ansprüchen und gerreißt den Heirathscontract. Philipp gewahrt er den Kurfürsten und den Minister, und mit seltener Geistesgegenwart sinnt er sofort hieraus für die Liebenden Nutzen zu ziehen. Die Horchenden gänzlich ignorirend, jedoch laut genug sprechend, um von ihnen gehört zu werden, gibt er Hermann und Clotilden den wohlgemeinten Rath, im Fall der Sonverän Anstalt träfe, sie zu trennen, ihn öffentlich als Tyrannen zu verklagen und — noch wirksamer — vor allen Dingen seine eifersüchtige Gemahlin von seinem strafbaren Benehmen zu unterrichten. Dann einen gewandten Haken schlagend, rühmt er den Kurfürsten als einen der edelsten Männer, der gewiß nie einen Zollbreit vom Pfade der Tugend abgewichen seyn würde, hätte nicht der Schurke von einem Minister, der Baron Solomons, ihn verführt. Nach dieser Apostrophe steigen der Kurfürst und sein Begleiter aus ihrem Lauschwinkel herab. Ersterer ist geneigt, Hermanns und Clotildens Bund zu genehmigen, aber der Minister lehnt sich dagegen aus Leidenschaften auf. Er erinnert den Kurfürsten, daß die Frau Kurfürstin eine Hochzeitfeier im Palaste erwarte, und nach der Hofetikette hier keine Hochzeit gefeiert werden könne, wenn nicht wenigstens eine der zwei contrahirenden Parthien von Adel sey, und erinnert ihn zugleich an die angenehmen Gardinenpredigten, die ihm für den Fall einer Täuschung von seiner liebenswürdigen Gemahlin gehalten werden würden. Demgemäß räth er, Seine kurfürstliche Durchlaucht solle Caroline dadurch zu Erfüllung des unterzeichneten Contractes zwingen, indem es ja obnedies jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit sey, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. Der Kurfürst ist in der größten Noth und weiß gar nicht, was er anfangen soll, als zu seinem Schreck auch noch Madame Phlnip erscheint. Sobald diese hört, daß der Kurfürst ihre Nichte einem Gutsemmaler verheirathen will und dieselbe keine Ehrfeam werden soll, ertärt sie ihren festen Entschluß, to create an explosion, eine Mine anzuzünden, die ganze Sache unvermeidlich der Frau Kurfürstin zu melden. Jetzt schießt im Hauptes des Kurfürsten ein glücklicher Gedanke auf. Er fragt Madame Phlnip, ob sie sich zufrieden geben und schweigen wolle, wenn statt ihrer Nichte sie selbst am Traualtar eine Frau Baronin würde? Madame Phlnip lächelt und bejaht; „aber wo ist der Baron?“ fragt sie seufzend. — „Hier!“ versetzt der Kurfürst, und schlägt dem Baron Solomons auf die Schulter; „sein Glaube ist, es sey jedes Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit, dem Willen seines Fürsten unbedingt zu gehorchen. So soll er denn dem meinigen gehorchen!“ Der Minister empfängt mit verzerrtem Gesichte die Hand der etwas altertümlichen Person. Hermann mit Entzücken die seiner geliebten Clotilde, und damit natürlich schließt das Stück. — Meine Erwartung war nicht getäuscht. Ich hatte nichts Anderes vermuthet, als eine Karrikatur des deutschen Lebens, als ein Bild deutscher Sitten und Gebräuche, wie solches sich nun einmal, aufscheinend ungerstörlich, in den Köpfen der Engländer festgesetzt hat. Viele Scenen wurden applaudirt, die Ankündigung desselben Stückes für den folgenden Abend mit dem größten Beifall aufgenommen, und eine Menge Menschen gingen wahrscheinlich nach Hause, doppelt froh, daß sie Engländer seyen, und seinen Augenblick zweifelnd, daß es in Deutschland solche Kurfürsten und solche Kurfürstinnen, solche Minister und solche Offiziere gebe. Dem Himmel sey Dank, daß wir das in Deutschland besser wissen! Die Sprache im Stück ist meist ein bombastischer Worrschwall, und wo der Dichter sich bemüht hat, Humor zu zeigen, ist seine Kraft weit hinter seinem Willen zurückgeblieben. Das einzige Gute an dem Stücke war die Darstellung; sie muß gelobt werden. Wenn aber Macready seine trefflichen Bewise vorzubringen vermag, daß man in England neue Theaterstücke nur zu suchen brauche, um gute zu finden, und das englische Drama noch auf gesunden Stützen ruhe, so wird es nach dem unmaßgeblichen Dafürhalten gewisser Leute ihm nicht gelingen, die englische Bühne vor immer tieferm Falle zu bewahren. W. G.

Beilagen:

Intelligenzblatt Nr. 63 und Monatsregister December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 130

AP
30
M65
v.31
nos.2-
Oct. 2-Dec.
1837

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google